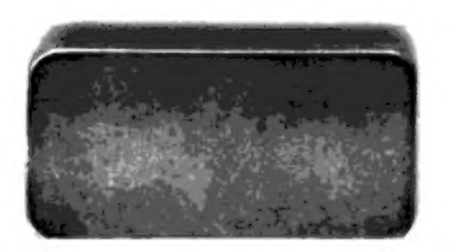
DIE GRENZBOTEN

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

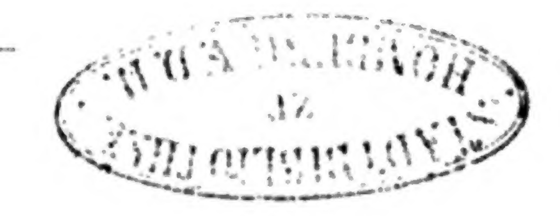
Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.



40. Jahrgang.

Zweites Quartal.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1881.

Digitized by Google

830.6
G82
v.40
no.2

21

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1881. Zweites Vierteljahr.

Politik, Volkswirthschaft, Militärwesen.

Politische Briefe. 4. Europa und der 13. März. S. 1. — 5. Die Unfallversicherung im Reichstage. S. 89. — 6. Die zweijährige Budgetperiode vor dem Reichstage. S. 249. — 7. Der Anschluß Hamburgs an den Reichszollverband. S. 426. — 8. Die zweite Berathung der Unfallversicherung im Reichstage. S. 469. — 9. Der Ausgang des Reichstages. S. 521.
Aus Baden. S. 85.
Fürst Bismarck und Berlin. S. 289.

Die Inauguralrede und das Ministerium des Präsidenten Garfield. S. 80.
Der Streit um Tunis. S. 256.
Rußland und die Reform. S. 297.
Die Krisis in Bulgarien. S. 337.
Der Ausgang des türkisch-griechischen Grenzstreites. S. 345.
Gambetta und das Listenscrutinium. S. 378.
Gladstones Programm und Erfolge. S. 385.
Polens Wiedergeburt. S. 509.
Die bulgarische Krisis. S. 526.

Eine nationale Krankheit (die Vereinsepidemie). S. 187.
Zur landwirthschaftlichen Zollfrage. S. 457.
Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Fritz Anders. 1. Gustav Schwamm, alias Neumann, alias Zeidler. S. 461.
Die Währungsfrage in England. Max Schippel. S. 473.

Vom Torpedowesen. S. 4. 73. 102.
Die Versuchsstation der Kruppschen Fabrik. S. 239.

Geschichte, Culturgeschichte, Biographie.

Zur ältesten Geschichte der Mark Meißen. H. Ermisch. S. 357.
Spanien und das Haus Oesterreich. S. 149.
Zur Charakteristik Karls XII. von Schweden. S. 281.
Friedrichs des Großen erster Waffengang. H. Markgraf. S. 433.
Talleyrand auf dem Wiener Congreß. S. 395.

Aus den Denkwürdigkeiten Jakob Estiennes. 1. Der Krieg in Sicilien 1675—76. S. 110. — 2. Aufhebung des Edicts von Nantes und Flucht aus Frankreich 1685. S. 135.
Der größte religiöse Volksredner Englands. S. 35.
Lauchstädt. Ein Modebad vor hundert Jahren. S. 485. 557.

Erinnerungen an Heinrich Leo. Zum zweijährigen Todestage Leos, den 24. April. Rudloff. S. 209.
Max Maria von Weber. S. 169.

Erd- und Völkerkunde.

Das Südpolargebiet. S. 373.
Zur Indianerfrage. S. 465.
Serpa Pintos Wanderung durch Afrika. S. 501.

Literaturwissenschaft.

Briefe des Grafen Friedrich Leopold Stolberg an Johann Heinrich Voß aus den Jahren 1786 und 1787. S. 94. 196.
Gleim an Bertuch. Ludwig Geiger. S. 442.
Zum Jubiläum eines Buches (Kants „Kritik der reinen Vernunft"). Carl Gerhard. S. 536.
Ein Jugendfreund Goethes. Ernst Wolfgang Behrisch (1738—1809). W. Hosäus. S. 13. 49. 154.
Kleine Goethiana. C. A. H. Burkhardt. S. 287.

Digitized by Google

Die Bildnisse Goethes. S. 406.
Paul Heyse. 1. S. 367. — 2. S. 420. — 3. S. 478. — 4. S. 550.
Neue Dramen. S. 129.
Ein Künstlerroman. S. 245.

Calderon. Eine literarhistorische Studie zu seiner Gedächtnißfeier. Paul Schönfeld. S. 223. 270. 312.

Kunstwissenschaft und Kunstpflege.

Die Düsseldorfer Schule. Adolf Rosenberg. 2. Die Blüthe der Geschichtsmalerei und die Entwicklung der Landschaftsmalerei. S. 25. — 3. Der Realismus und die Romantik in der Landschaftsmalerei. Andreas und Oswald Achenbach. Albert Flamm. S. 327.
Ein neuer Rubens in der königlichen Gemäldegalerie in Berlin. Adolf Rosenberg. S. 177.

Zur Inscenirung classischer Opern. A. Heil. S. 61.
Richard Wagner und die „nationale Bewegung“ in Berlin. S. 449.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten sind in größeren Aufsätzen behandelt.)

Rosenthal-Bonin, Der Diamantschleifer. Roman. Stuttgart, Hallberger, 1881. S. 46.
Fritz Mauthner, Die Sonntage der Baronin. Zürich, Schmidt, 1881. S. 48.
Rudolf Nicolai, Geschichte der römischen Literatur. Magdeburg, Heinrichshofen, 1881. S. 87.
Ferdinand Gregorovius, Die Grabdenkmäler der Päpste. Leipzig, Brockhaus, 1881. S. 128.
Alfred Meißner, Dichtungen. Liebhaberausgabe. 4 Bände. Leipzig, F. W. Grunow, 1879—80. S. 165.
W. Lustkandl, Die Josephinischen Ideen und ihr Erfolg. Wien, Konegen, 1881. S. 166.
C. Julii Caesaris commentarii de bello Gallico. Herausgegeben von Hermann Rheinhard. Stuttgart, Neff, 1881. S. 167.
S. Adler, Herzog Welf VI. und sein Sohn. Hannover, Helwing, 1881. S. 207.
Wilhelm Glock, Die christliche Ehe und ihre modernen Gegner. Karlsruhe und Leipzig, H. Reuther, 1881. S. 207.
*Wolfgang Kirchbach, Salvator Rosa. Roman. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1880. S. 245.
*Christian v. Sarauw, Die Feldzüge Karls XII. Leipzig, Schlicke, 1880. S. 282.
Wilhelm Müller, Politische Geschichte der Gegenwart. XIV. Das Jahr 1880. Berlin, Springer, 1881. S. 343.
Clemens Schmitz, Oesterreichs Scheyern-Wittelsbacher. München, Fritsch, 1880. S. 344.
E. von Ugény, Rußland und England. Leipzig, Friedrich, 1881. S. 382.
Wilhelm Creizenach, Die Bühnengeschichte des Goetheschen Faust. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, 1881. S. 383.
*Hermann Rollett, Die Goethe-Bildnisse, biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt. 1. Heft. Wien, Braumüller, 1881. S. 406.
Edmund Spieß, Erhard Weigel, weiland Professor der Mathematik und Astronomie zu Jena. Leipzig, Klinkhardt, 1881. S. 430.
Ludwig Nohl, Unsere geistige Bildung. Leipzig, Senf, 1881. S. 431.
Paul Lang, Auf schwäbischem Boden. Erzählungen. Stuttgart, Bonz, 1881. S. 432.
*C. Grünhagen, Geschichte des ersten schlesischen Krieges. Erster Band. Gotha, F. A. Perthes, 1881. S. 433.
*Serpa Pintos Wanderung quer durch Afrika. 2 Bände. Leipzig, F. Hirt & Sohn, 1881. S. 501.
Ernst Niemeyer, Ueber Goethes Stellung zur Tonkunst. Chemnitz, 1881. S. 518.
Anton Springer, Die Psalter-Illustrationen im frühen Mittelalter. Leipzig, Hirzel, 1880. S. 519.
Karl Vollmöller, Sammlung französischer Neudrucke. 1. Heft. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1881. S. 520.

Digitized by Google

Politische Briefe.

4. Europa und der 13. März.

Zwei Wochen sind vorüber, seit Europa durch die Kunde einer Schandthat erschreckt wurde, von derengleichen das lebende Geschlecht nur aus der Ueberlieferung andrer Zeiten wußte. So mag die Hinrichtung Ludwigs XVI. die Völker mit Entsetzen geschlagen haben, so die Morde an dem Oranier und Heinrich IV. Aber wenn die Frevelthat in St. Petersburg nicht einzig in ihrer Art ist, so ist sie doch unerreicht in ihrer Scheußlichkeit und beispiellos in ihrem grausamen und gotteslästerlichen Muthwillen. Die Morde des religiösen Fanatismus räumten bedeutende Gegner aus mächtigen Stellungen weg; sie verwandelten den ehrlichen Kampf in meuchlerischen Anfall, aber sie entsprangen einem Conflict welthistorischer Mächte. Dem Justizmord des Convents war bei allen Zeichen theatralischen Uebermuths und declamatorischer Selbsterhitzung immerhin die politische Berechnung beigemischt, in der Person eines entwaffneten und nie von tyrannischer Gesinnung erfüllten Trägers ein feindliches Princip tödtlich zu treffen. Nichts von alledem in St. Petersburg. Allein der herostratische Kitzel abgelebter Buben und der mißbrauchte Fanatismus beschränkter Naturen, die einem Zwecke zu dienen glauben, ohne ihn zu verstehen, und ein Uebel auszurotten, dessen Wurzeln sie nicht sehen, haben hier theils ohne Wahl, theils mit sinnloser Wahl auf unschuldige Opfer die furchtbarsten Werkzeuge der Zerstörung geschleudert.

Die erste Lehre, welche unser Zeitalter diesem grauenvollen Ereigniß entnehmen sollte, wäre die Mäßigung in der Ueberschätzung jener mechanischen und

Digitized by Google

physikalischen Kunststücke, auf die es so unglaublich eitel ist. In allen diesen sogenannten Entdeckungen und Erfindungen, welche in einer Zerlegung und neuen Verbindung von Naturkräften bestehen, steckt ein geringer geistiger Werth bei verhältnißmäßig bedeutender Wirkung. Dadurch haben sie unserm Zeitalter den ungemeinen Dünkel eingeflößt, dessen Hohlheit es durch schreckliche Erfahrungen begreifen muß. Alle die gerühmte Beherrschung der Natur reicht zwar so weit, den Naturkräften eine bisher nicht gekannte Dienstbarkeit aufzulegen, aber nicht so weit, um diese Kräfte im ganzen Laufe ihrer Dienstbarkeit auf einer unschädlichen Bahn zu halten. So wird die angebliche Beherrschung oft genug zum tödtlichen Spiel. Was aber weit schlimmer ist, dieses Spiel kann nicht nach Belieben in wohlthätige und geübte Hände gelegt werden, die schlechtesten der Schlechten und die feigsten der Feigen können sich desselben bemächtigen. So erhöht die angebliche Beherrschung der Natur die Macht der Einzelnen gegen das Ganze, der Willkür gegen die Nothwendigkeit. Die moderne Gesellschaft, die mit ihren mechanischen Erfindungen glaubt alles zu haben, wird bald inne werden, daß sie nicht mehr im Stande ist, die Elemente der menschlichen Ordnung und des menschenwürdigen Daseins gegen Ungeheuer und gegen Frevler zu schützen, also das Werk zu verrichten, auf welchem in unvordenklichen Zeiten die menschliche Cultur und Sittlichkeit ihren Bau begonnen und durch Jahrtausende fortgeführt hat.

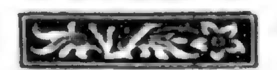
Denn man denke nur nicht, daß hinter diesem Nihilismus, der die Welt durch seine Unerschrockenheit im Scheußlichen in Schrecken setzt, irgend eine dämonische geistige Kraft stehe. Mit wunderbarer Deutlichkeit hat der große Sittenmaler Turgenjeff diese Erscheinung vor Augen geführt. Es gab freilich Leser, deren Klugheit meinte, hinter dem Schrecklichen könne niemals ein Nichts stehen. In Wahrheit aber erscheint das Schrecklichste, wenn das Nichtige mit sinnlosen Kräften ein Spiel zu treiben durch irgend ein Zusammentreffen von Umständen befähigt wird. Dieses Zusammentreffen findet im heutigen Rußland statt, indem ein künstlich aufgethürmter Staatsbau und eine an Millionenzahl jedes Volk übertreffende und doch über einen kolossalen Raum dünn verstreute Gesellschaft jedes sittlichen Haltes bis in das innerste Mark beraubt sind. Hier, wo es kein Gewissen für das Einzeldasein noch für das Ganze giebt, wo die Pflicht ein unbekannter Gedanke ist, hier kann ein einzelner Frevler, hier können zahlreiche kleine aber zusammenhangslose Frevlerbanden bei einer mangelhaften, ja verrückten Organisation, wenn sie jener für jede untergeordnete Technik zum offnen Gebrauch daliegenden Naturkräfte und Erfindungen sich bemächtigen, entsetzliche Wirkungen hervorbringen. Kein Arm verfolgt sie als der gelähmte der Polizei, kein Auge bewacht sie als das der Gleichgiltigkeit, die nichts sehen will oder

Digitized by Google

nichts sehen kann, weil ihr Blick in dem Gefühl der allgemeinen Werthlosigkeit stumpf geworden.

In einem Briefe Erich Bollmanns, dessen Nachlaß und Andenken uns gerettet zu haben sich Friedrich Kapp das dankenswerthe Verdienst erworben hat, findet sich folgende Bemerkung über den Despotismus in dem Frankreich vor der Revolution. „Der tyrannisch behandelte sucht sich eine Art von Entschädigung durch den Despotismus gegen diejenigen zu verschaffen, welche wieder unter ihm stehen. So viel Sclaven, so viel Despoten. Jeder Despot verbreitet den Despotismus um sich bis an die äußersten Grenzen seines Wirkungskreises. Du hast so viel vom Despotismus in Frankreich gehört — was das eigentlich sagen will, verstehen nur wenige. Jeder sieht bei diesem Wort auf den König, aber der König ist das unbedeutendste in der Sache. Der Adel war Gott und sah tief unter sich die Canaille. Daher war der unterste von der Canaille ein Tyrann, wo nicht gegen Menschen, so doch wenigstens gegen sein Vieh. Dieser vielfach zusammenhängende Despotismus aber mit allen den Schrecken, die von ihm ausgehen, ist das fürchterliche Ungeheuer, welches die Revolution vernichten muß und vernichten wird, wie mannigfaltig auch immer die Greuel sein mögen, wodurch sie bis dahin geht." Diese meisterlichen Worte treffen mit Ausnahme des Schlusses ebenso auf das heutige Rußland zu. Jeder ist hier Sclave und daher jeder Despot, jeder haßt die Sclaverei, wie er den Despotismus haßt, und ist doch nicht fähig, ein freier, das heißt ein sich selbst beschränkender, sich gegen die andern behauptender, aber auch die andern achtender Mensch zu sein. Denn das ist der Unterschied von Frankreich: Rußland kann durch keine Revolution gesunden oder auch nur vorwärts kommen. Das Ideal der französischen Revolution war der freie Bürgerstaat, die Unterordnung aller unter das Gesetz. Das Ideal Rußlands ist der Nihilismus. Die westeuropäische Cultur versteht unter Freiheit die Theilnahme aller am Gesetz, an seinem Gehorsam, seiner Vollstreckung und Bildung; der Nihilismus versteht unter Freiheit die Wegwerfung des Gesetzes, mithin der Freiheit, die ungefesselte Brutalität der wilden oder trägen Natur. Mag dies auch ein Traum von Narren sein, den nicht einmal alle Werkzeuge der Nihilisten theilen, so lebt doch im russischen Volke kein Instinct geistiger, d. h. gesetzlicher Freiheit in irgend einem Bilde. Nie hat in einer kritischen Epoche seines Daseins, bei einer Umwandlung seiner Lebensgrundlagen jemals ein Volk ein Ideal wie den Nihilismus zur Triebfeder gehabt, und man muß wohl fragen, wie so etwas möglich geworden ist. Hier liegt die Erklärung nur in der unvollkommensten Entwicklung der sittlichen Anlagen unter einer Form des Christenthums, welche dasselbe auf die Stufe des Fetischismus herabzieht. Diese Form wird den höhern, von der Altklugheit und

Aberweisheit der Hypercultur berührten Ständen zum Spott, während sie selbst das Bedürfniß des gemeinen Mannes völlig ungestillt läßt. Das russische Volk gleicht jenen Wesen der Sage, die ihre verlorene Seele suchen. Das niedere Volk sucht sie in den greulichen Ausartungen, den Selbstverstümmlungen und Grausamkeiten des geheimen Sectenwesens. Die höhern Stände suchen sie in dem Sport der Verschwörungen und Zerstörungsversuche gegen die bestehende Ordnung und alles, was dieser Ordnung Dauer und Ehrfurcht verleihen könnte. Der Despotismus aber, der kirchliche wie der staatliche, welche um die Wette das Volk entseelen, hat seine Wurzel nicht in der Willkür eines Herrscherhauses. Wie sollte ein solches durch eigene Kraft und Willkür solche Macht gewinnen und behaupten? Der Despotismus hat seinen Grund in dem Zufall, welcher in einem Moment, wo die europäischen Völker auf der Basis langer Culturarbeit sich zu großen politischen Körpern gestalteten, denselben Proceß dem russischen Volke auf der Basis unüberwundener Barbarei mittelst einiger von außen hereingetragener künstlicher Culturmittel gestattete. Seitdem hat sich der Despotismus behauptet und ausgebildet, weil er den Instinct der wenigen activen Elemente durch den unwiderstehlichen Reiz der politischen Macht gefangen nahm. Aber das Volk, welchem der Despotismus nichts gab als das Bild der Macht, damit der Sclave sich daran berausche, zerstört sich durch den Nihilismus und rächt sich durch denselben zugleich an den Trägern der Herrschaft. So gleicht der russische Staat einem Planeten, der sich zusammenballte mit den übrigen, aber aus unreifem Stoff, den die Bewegung zersprengen muß, um seine Theile als verheerende Meteore auf die andern Weltkörper zu schleudern.



Vom Torpedowesen.

Schon in den ältesten Zeiten werden die Kriege zur See zu Vornahmen geführt haben, vermittelst deren man statt des offnen Kampfes und der Wegnahme durch Enterung sich in den Stand zu setzen suchte, das feindliche Schiff zu zerstören oder dessen Eroberung zu erleichtern. Brandsetzung und Stickmittel werden früh ihre Anwendung gefunden haben, und die Stinktöpfe der Piraten in den chinesischen Meeren reichen wahrscheinlich über unsre geschichtliche Zeit weit zurück.

Die nahe liegende Gefährdung eines Schiffes durch Beibringung eines Lecks unter der Wasserlinie hat sicherlich schon in alter Zeit manche Taucher bewogen, sich unter Gefahren reiche Belohnung zu gewinnen, und mit Ballisten übte man bereits die Kunst, durch hohen Wurf schwerer Körper ein schwimmendes Fahrzeug zu durchschlagen und zum Sinken zu bringen. Daß man auch mit der Ausübung der Widderwirkung, mit dem Rammen, wie man es heute nennt, vertraut war, läßt die Gestalt des Buges der alten Triremen erkennen, welche der Form der vorragenden Schwanenbrust nachgebildet war, einer Form, zu deren Annahme die Kriegsschiffe der Neuzeit erst nach zwei Jahrtausenden gelangten, nachdem die Dampfkraft wieder bot, was früher den Alten eine große Ruderkraft gewährte.

Mit der Entstehung der Geschütze für den Gebrauch des Pulvers trat in dieser Frage der maritimen Zerstörungsmittel eine wesentliche Wandlung ein. Wohl gewährte das Pulver selbst ein Mittel zu ganz außerordentlicher Steigerung der Wirksamkeit der Brandmittel, indem es seine große Explosionskraft hinzufügte, aber im Laufe der Jahrhunderte gewann doch die zuverlässigere Zerstörungskraft der Geschütze derart die Oberhand, daß alle jene frühern Zerstörungsmittel mit der Zeit immer mehr zurückblieben. Man traute eben doch mehr dem kunstgemäßern Instrument, welches man im Geschütz zur Hand hatte.

Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts jedoch begann man sich mit der Idee zu beschäftigen, ob man nicht unter dem bergenden Schutz des Wasserspiegels auf submarinem Wege im Stande sein könne, große zerstörende Wirkungen auszuführen, und bei dem ersten Auftreten von Torpedos, im Anfange dieses Jahrhunderts, war man sich wohl bewußt, welcher unheimlichen, dämonischen Gewalt damit die Hand gereicht wurde. Es ist nicht recht erklärlich, wie eine Richtung, deren bedeutungsvolles Wesen so naheliegend war, im ganzen so lau, ja abwehrend aufgenommen werden konnte. Wie mit innerlichem Widerstreben, mit ungewisser Scheu ging man um die Sache herum, und erst den letzten Kriegsereignissen in Nordamerika war es vorbehalten, sie zu überraschender Entfaltung zu bringen.

Die einmal geöffnete Bahn wurde nun um so eifriger betreten. Es zeigten sich wesentliche Fortschritte, wichtige Neubildungen, und einige sensationelle Fälle im letzten russisch-türkischen Kriege führten, wie es scheint, zu Vorstellungen, denen man den Vorwurf der Uebertreibung kaum vorenthalten darf. Denn so unzweifelhaft und intensiv diese submarinen Zerstörungsmittel für Defensivzwecke geeignet sind, so trat man doch zu schnell von dem Boden der realen Grundbedingungen der bestehenden Kriegsweise heraus, wenn man den Torpedos die Fähigkeit offensiver Leistung in einem solchen Maße zusprach, daß ihnen ein völlig umge-

staltender Einfluß sowohl in Betreff der Zusammensetzung und Bauart der Kriegsflotten, wie in Betreff der Kriegführung zur See überhaupt innewohnen sollte.

Zu allgemeiner Orientirung wie zur Gewinnung eines Urtheils über die berührten Fragen erscheint es vielleicht geeignet, an der Hand der Geschichte einen Gang durch die Entwicklungszüge der besondern maritimen Zerstörungsmittel zu unternehmen. Die Darstellung der letzten, offenbar sehr wichtigen Phase derselben wird dann erkennen lassen, ob man damit wirklich zu einem offensiven Kampfmittel, zu einem Angriffsmittel gelangt sei, welchem eine so ungewöhnliche Zukunft vorhergesagt werden könne.

1.

Zu den aus der Vorzeit überkommenen Brandern hatten sich mit der Erfindung des Pulvers die Höllenmaschinen gesellt. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts kamen diese Kriegsmittel zu einer Verwendung, welche wohl berechtigt war, Aufsehen zu erregen. Während des Krieges beim Abfall der Niederlande belagerte der Herzog vom Parma, Alexander Farnese, im Jahre 1585 die feste Stadt Antwerpen. Um die Verbindung der Stadt mit Seeland zu unterbrechen und die Zufuhren abzuschneiden, welche der mächtige Scheldestrom mit seiner Ebbe und Fluth immer noch ermöglichte, ließ der Herzog unterhalb von Antwerpen eine starke Brücke über den Strom bauen, ein viel gerühmtes Werk, und es kam nun darauf an, diese Brücke zu zerstören. Die Stadt barg in ihren Mauern einen ingeniösen Mann, einen aus Mantua gebürtigen Italiener Gianibelli. König Philipp von Spanien hatte seine Dienste abgelehnt, dagegen soll ihn Königin Elisabeth den Niederlanden zugewendet haben. Den Archimedes von Antwerpen nennt ihn Schiller, bestimmt, „gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlorenem Erfolge zu verwenden.“ Gianibelli ließ nun zwei größere Schiffe mit gemauerten Kastenräumen versehen, die mit Pulver gefüllt und mit allerlei Wurfzeug bedeckt wurden; sonst erhielten sie ein ähnliches Aussehen wie mehrere Brander, welche gleichfalls zu dem Unternehmen gerüstet wurden.

In einer Nacht wurden die Schiffe dem Strom übergeben und von gewandten Schiffsleuten so weit geführt, daß diese noch im eignen Bereiche ans Land setzen konnten, nachdem sie die Brander angezündet hatten. Aber die Spanier waren wachsam. Die Brander wurden abgefangen und ans Ufer gebracht. Das eine Pulverschiff, das „Glück“, lief selbst auf den Strand, und als nun zuletzt das zweite Pulverschiff, die „Hoffnung“, mitten im Strome ganz dunkel herantrieb, wurde es von zahlreichen Booten umringt, welche es von der Brücke fern zu halten suchten, und von einer großen Anzahl von Mannschaften bestiegen, welche nach Spuren der Zündlegung forschten, um diese zu vernichten und das Anbrennen

des vermeintlichen Branders zu verhüten. Doch es war Alles ohne Brand und todt. Da erfolgte die fürchterliche Explosion. Ein Uhrwerk mit eingestellter Laufdauer hatte ein Schlagwerk in Gang gesetzt, welches die Zündung ganz verborgen bewirkte, und siebzig Centner Pulver waren in Flammen gesetzt. Die Schelde trat aus den Ufern und setzte die Werke und Pulvermagazine der Spanier unter Wasser, Häuser stürzten auf weitem Umkreise ein; die Brücke war auf hundert Schritte ihrer Länge weggerissen, und 800 Todte nebst einer noch größern Zahl von Verwundeten waren das schwere Opfer, welches Gianibellis Höllenmaschine gefordert hatte. Der brave Bürgermeister St. Adelgonde aber war nicht im Stande gewesen oder hatte nicht gewußt, die verursachte Verwüstung und den Schrecken richtig auszubeuten, und so gelang es der Energie des unerschrockenen feindlichen Feldherrn, welcher selbst durch die Explosion schwer zu Boden geworfen war, daß die Brücke noch an dem dieser Nacht folgenden Tage wieder im Bau fertig stand.

Auch das siebzehnte Jahrhundert bekundet den Gebrauch von Brandern und Höllenmaschinen. In einer der Seeschlachten der Franzosen unter Admiral Duquesne gegen die spanisch-holländische Flotte, und zwar bei Sicilien im Jahre 1676, wurden Brander mit großem Erfolge angewandt; 20 Schiffe gingen verloren, ferner beinahe 5000 Mann, darunter Admiral Ruyter, der siebzigjährige Seeheld, welcher hier seine ruhmreiche Laufbahn beschloß. Im Jahre 1693 ließen die Engländer ein dem Antwerpener ähnliches Schiff mit 100 Ctr. Pulver Füllung gegen St. Malo, einen festen Platz an der französischen Nordküste, westlich von Brest gelegen, treiben. Dasselbe strandete zwar auf einer Entfernung von einigen 100 Schritten, aber durch die Explosion wurde ein ganzer Stadttheil zerstört. Dagegen trieb 1744 vor Toulon ein holländisches Schiff einen englischen Brander durch Kanonenschüsse von sich zurück, und derselbe explodirte in der Ferne.

Eines der bekanntern Ereignisse ist das Verbrennen der durch die Russen im Jahre 1770 in der Bai von Tschesme, an der kleinasiatischen Küste in der Nähe von Smyrna eingeschlossenen türkischen Flotte. Hier ging in der That die ganze Flotte verloren, so daß die Osmanen es erst nach mehr denn einem Decennium zur Aufstellung einer neuen Seemacht bringen konnten, und es sollen Theile der Festungswerke durch die Explosionskraft der auffliegenden Kriegsschiffe niedergelegt worden sein. Jene Zeiten der Kriege zwischen den Russen und Türken hat Nelson zwar noch, wenig schmeichelhaft, mit Kämpfen des Einäugigen und des Blinden verglichen, aber schon nach der exacten Kampfesweise von Sinope würde der erfahrene Seemann gewiß der russischen Flotte den vollen Rang eingeräumt haben; übrigens bleibt die That von Tschesme doch immer ein Act kühner Unternehmungslust und großen Muthes.

Einiges Aufsehen machte im Jahre 1809 der von Lord Cochrane mit Brandern ausgeführte Angriff auf die französische Flotte auf der Rhede von Rochefort (Insel Aix). Es waren dies zum Theil sehr große Fahrzeuge; die Explosionen waren so gewaltig, daß die nahe liegenden Inseln erschüttert zu werden schienen. Sie brachten eine große Unordnung hervor, dennoch verursachten sie wenig Unheil, und es wurde von sachkundiger Seite behauptet, es hätte sich sehr leicht ereignen können, daß sie gar keinen Schaden unter der Flotte anrichteten. Endlich sind noch in den griechischen Befreiungskriegen in den zwanziger Jahren Brander mit großen Erfolgen aufgetreten. Constantin Canaris und Georg Repinis von Hydra zeichneten sich vornehmlich als Branderführer durch Kühnheit und überlistendes Geschick aus, doch erleichterte ihnen auch die türkische Sorglosigkeit und Unbeholfenheit die Ausführungen ihrer verwegnen Unternehmungen.

Noch im Jahre 1702 waren in einer einzigen englischen Flotte 87 Brander vorhanden. Man hatte besondre Vorschriften für ihre Verwendung zum Kampfe. Dies waren sicherlich noch sehr unvollkommne Brandmittel, und doch hatten sie diejenigen verdrängt, deren sich das Alterthum und das Mittelalter bedienten, obgleich die Griechen, als sie zum erstenmale das griechische Feuer anwandten, im siebenten Jahrhundert, bei Cyzikus am Hellespont eine ganze Flotte mit 30 000 Muselmännern vernichtet haben sollen. Und das griechische Feuer war doch ausgestattet und umgeben gewesen mit dem zauberhaften Nimbus einer geheimnißvollen Uebergewalt, welcher in jenen Zeiten geeignet war, den Glauben an eine dunkle, verhängnißvolle Macht mit allen Potenzen der Furcht und des Schreckens auszustatten. Dennoch war es nichts geblieben als eine alternde Sage. Wahrscheinlich ist das griechische Feuer nichts andres gewesen als ein Brandsatz von pulverähnlicher Composition, welcher eben mit heller Flammenerscheinung abbrannte und eine große Zündfähigkeit besaß, vielleicht in Verbindung mit Naphta, das bei den pontischen Völkern schon sehr zeitig bekannt gewesen sein dürfte. So werden die ziemlich unzuverlässigen und obendrein recht theuren Brander bald ebenso von der Bühne verschwunden sein wie einstens das griechische Feuer, und um so mehr vor berechenbarern Mitteln weichen, als der Eisenbau der modernen Kriegsflotten ihnen eigentlich den Boden unter den Füßen ganz entzogen hat.

Was dagegen die Höllenmaschinen betrifft, so erscheint es fast, als könnten sie für die Folge eher mehr als weniger zur Verwendung kommen. Sollte es nicht denkbar sein, daß man ein ganzes Schiff daran setzt, wenn es auf einen hervorragend wichtigen Zweck ankommt, ein Schiff mit gewaltiger Sprengmasse versehen, mit treibender Maschinenkraft, geräuschlos im Gange, bei Nacht, das Ruder bestimmt eingestellt, von der Mannschaft rechtzeitig verlassen? Wir sahen

ja, daß schon früher Schiffe als Höllenmaschinen fungirten. Und sind es nicht recht eigentlich Höllenmaschinen gewesen, denen im vergangnen Jahre zwei chilenische Kriegsschiffe zum Opfer gefallen sind, wie unscheinbar sie sich auch anließen? Hier liegt ein weites Feld von Möglichkeiten in sehr zahlreichen Variationen. Die letzterwähnten Fälle mögen noch kurz dargestellt werden.

Zu der Blokadeflotte der Chilenen vor Callao gehörte der bewaffnete frühere Postdampfer Loa. Die Peruaner verstanden es, ein mit Früchten und Gemüsen beladenes Lastboot zu zeigen, wie wenn es zufällig abgekommen wäre. Die Chilenen beeilen sich, es als Prise heranzuholen und die sehr erwünschte Verpflegungsergänzung zu entladen. Da erfolgt eine furchtbare Entladung, der Dampfer wird fast aus dem Wasser gehoben und verschwindet nach einigen Minuten in den Fluthen. Von den 150 Mann der Besatzung wurden nur etwa 40 Mann durch Boote der in der Nähe liegenden neutralen Kriegsschiffe gerettet. Das Lastboot hatte einen falschen Boden, welcher auf Sprungfedern ruhte, und dieser barg eine Ladung Dynamit, man sagt über 100 Kilogramm. Mit der zunehmenden Entlastung trat die Federkraft in Wirksamkeit, und ein in Verbindung stehender Apparat bewirkte die Entzündung. Dies geschah am 3. Juli 1880.

Am 12. September lag das chilenische Kanonenboot Covadonga vor einem andern peruanischen Hafen etwas nördlich von Callao. Wieder zeigte sich ein Lastboot wie vor Callao, aber man schoß es nun aus Vorsicht in den Grund. Doch war es noch von einem Handboote begleitet gewesen, welches jetzt frei herumschwamm. Dieses wird untersucht, ganz unverdächtig gefunden und herangeholt, um es sich nicht entgehen zu lassen. Das Boot wird aufgehißt und nun erfolgt eine Detonation und in zwei oder drei Minuten versinkt das kriegsbewährte Schiff in den Fluthen; nur 29 Mann retteten sich, mehrere kamen um, darunter der Commandant Furrari, andre wurden von den Peruanern gefangen. Das Handboot hatte gleichfalls seine verborgne Dynamitladung gehabt. Ein Bericht sagt ziemlich frivol: „Den Spaß mit der Falle des Torpedolegens soll sich ein Engländer gemacht haben, der auf die Habgier der chilenischen Offiziere und Commandanten zählte." Dazu ist die Sache doch zu ernst! Aber die Kriegslist ist gelungen, hier wie in dem ersten Falle. Die Höllenmaschinen haben gewirkt.

2.

Während des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges, im Jahre 1777, erbaute dort Bushnel ein geschlossnes Boot zur Fahrt unter der Oberfläche des Wassers mit dem ausgesprochnen Zwecke, damit an den Boden feindlicher Schiffe Sprengkörper anzubringen. Es war hierdurch der Gedanke der unterseeischen

Kriegführung in eigner Weise aufgenommen. Durch Einlassen und Auspumpen von Wasser konnte der Tiefgang geregelt und das Boot gehoben werden. Nur zur Aufnahme eines Mannes bestimmt, war es von innen zu steuern, und durch Kurbeln wurden Flügelschrauben in Bewegung gesetzt, welche ihm eine horizontale Bewegung ertheilten und nach Absicht auch eine Bewegung in verticaler Richtung geben konnten. Glaslinsen vermittelten den Blick nach außen. Der Sprengkörper sollte mit einem Schlaguhrwerk versehen sein, welches nach gewisser Zeit die Explosion eintreten ließe, damit nach der Befestigung des Sprengkörpers durch Anschrauben der Rückzug des Bootes vom Schiffskörper mit Sicherheit erfolgen könne. Es ist nicht bekannt geworden, ob wirkliche Sprengversuche zur Ausführung gekommen sind. Die Möglichkeit aber, sich unter Wasser zu bewegen, wurde dargethan, auch die Fähigkeit, sich einige Zeit unter Wasser aufzuhalten.

Zwanzig Jahre darauf schlug Reveroni den Bau unterirdischer Boote vor, die eine aufrecht stehende Karonade, ein kurzes Kanonenrohr, führen sollten, um durch deren Schuß ein Schiff von unten zu durchbohren. Es ist keine Nachricht vorhanden, ob dieser Idee durch irgend eine Verwirklichung näher getreten wurde. Durch die artilleristische Zuthat erscheint jede Ausführung an sich ungemein erschwert, und es ist sehr die Frage, ob man unter den Widerstandsverhältnissen des Wassers den genügenden Geschoßeffect herbeizuführen im Stande gewesen wäre, ganz abgesehen von dem Verhalten des bemannten Schwimmkörpers, welchem hier die Function der den Rückstoß aufnehmenden Laffette zugewiesen war.

Zu gleicher Zeit trat aber auch der Amerikaner Fulton mit einem submarinen Boote auf, vermittelst dessen er durch Torpedos Schiffe sprengen wollte; das Boot führte den Namen Nautilus. Im Jahre 1801 gelangen ihm auf der Rhede von le Hâvre de Grace und auch bei Brest in dieser Art mehrere Sprengversuche an dazu bereit gestellten Schiffen, und er hatte die Möglichkeit dargethan, sich bis zu vier Stunden unter Wasser aufzuhalten. Die Befestigung der Torpedos an dem hölzernen Schiffsboden muß also in zuverlässiger Weise ausführbar gewesen sein, und die Herbeiführung der Entzündung wird dem gewandten Mechaniker keine Schwierigkeit bereitet haben.

In den Kreisen der Fachmänner fanden diese Versuche im ganzen keine beifällige Aufnahme. Ein französischer Admiral nannte diese submarine Kriegsweise eine solche, welche wohl für Piraten geeignet wäre, sich aber nicht für ritterlich kämpfende Männer gezieme. Wenn Admiral Jervis, Lord St. Vincent, ebenfalls dagegen war, so hatte dies wohl schon damals in der Furcht vor einer Gefährdung der englischen Herrschaft zur See seine Begründung, die sich

später immer wiederholte, so wie im Flottenwesen neue Erfindungen zur Geltung kamen, und nicht ganz mit Unrecht. So wollte man z. B. in England später das Feuer mit geladnen Granaten gar nicht aufkommen lassen, man nannte es ein Brand- und Vernichtungssystem, welches alle Humanitätsrücksichten aus den Augen lasse — es war allerdings der alten Holzflotte äußerst bedrohlich; so ging man auch nur mit Widerstreben an die Einführung der Dampfkraft in der Kriegsflotte — das erste als Schraubenlinienschiff erbaute Kriegsschiff Napoléon lief 1853 in Frankreich vom Stapel —, an die Idee der Widderwirkung, sehr zögernd an den Eisenbau und geradezu erst gezwungen an die Panzerung. Daß aber Napoleon hier und auch später für den Bau von Dampfschiffen die Vorschläge Fultons — er ist der Erbauer des ersten Dampfschiffes (1807) — gänzlich zurückwies, fast mit Spott, das kann vielleicht nur darin seine Erklärung finden, daß er den Glauben an das französische Marinewesen verloren zu haben schien. Später hat Napoleon in seinen Memoiren von St. Heléna allerdings dem Bedauern Ausdruck gegeben, dem erfindungsreichen Manne nicht näher getreten zu sein.

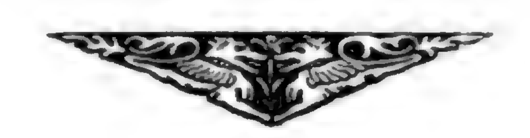
Die Engländer sollen im Jahre 1805 vor Boulogne den Gebrauch unterseeischer Boote gegen die französische Flotte versucht haben, jedoch ohne Erfolg; dann aber ruhte die Sache lange Zeit bis zum Auftreten des Submarine-Ingenieurs Bauer zu Anfang der sechziger Jahre, welcher im Auftrage der russischen Regierung wiederum ein solches Fahrzeug erbaut und diesen seinen „Küstenbrander", wie er ihn nannte, bei Cronstadt mehrfach versucht hat. Das Boot war stark in Eisen gebaut. Die Bemannung betrug 10 oder 12 Mann. Thatsächlich ist man damit bis 10 Stunden lang unter Wasser geblieben; man hatte für künstliche Lufterzeugung und Luftbehandlung gesorgt. Vermittelst sinnreicher Anordnungen war man im Stande, sich nach Willkür zu senken, zu heben, vorwärts, seitwärts und rückwärts, auch in geneigter Bahn sich zu bewegen. Ein nach seiner Deviation regulirter Compaß gewährte den Anhalt für die Direction, und der Blick nach außen war durch eingesetzte starke Glasscheiben ermöglicht. Gefahrlos war die Sache durchaus nicht. Abgesehen von den Beschwerden durch den Mangel an frischer Luft, fand bei einem der Versuche ein rapides Eindringen von Wasser statt, und es gelang nur durch einen glücklichen Zufall, eine Luke zu öffnen, durch welche die Mannschaft mit großem Druck nach außen geschleudert wurde und so die Oberfläche des Wassers erreichte.

Bauer war würtembergischer Artillerie-Unteroffizier gewesen und hatte sich durch Hebung eines im Bodensee gesunkenen Dampfers bereits früher einen Namen gemacht. In Berlin war er später bestrebt, die Anregung zu submarinen Versuchen zu geben, in Anlehnung an die Idee Reveronis, durch Verwendung der

Geschützkraft. Es ließ sich daraus wohl erkennen, für wie schwierig er das Anhaften eines Torpedos an den Schiffskörper unter Wasser erachtete; vielleicht war er auch im Hinblick auf den sich entwickelnden Eisenbau der Schiffe dahin gedrängt worden. Zu den bereits früher geäußerten Bedenken gegen die Ausübung der Geschützwirkung tritt noch das des naturgemäß sehr beschränkten Gesichtskreises bei geringem Licht mit wechselnder Brechung, und es liegt überhaupt sehr geringe Wahrscheinlichkeit vor, daß man mit einem Schuß ein Schiff sollte zerstören können, wie dies von einem kräftigen Torpedo weit eher als möglich angesehen werden kann. Die Zeitereignisse mögen auch dazu beigetragen haben, daß die Sache, welche doch im ganzen so ungewisse Erfolge erwarten ließ, nicht weiter verfolgt wurde. Der rastlos arbeitsame Erfinder zählt nicht mehr zu den Lebenden.

Um jene Zeit hörte man auch von einem submarinen Boote Le Plongeur, welches auf der Rhede von Rochefort versucht worden sein und die Eigenthümlichkeit gehabt haben sollte, mit comprimirter Luft in Stahlkesseln versehen gewesen zu sein. Dann aber haben in Nordamerika die Conföderirten bei ihren energischen Vertheidigungsvornahmen auch ein Torpedofahrzeug in Nachbildung des Bushnelschen Taucherbootes zur Ausführung bringen lassen, für eine Bemannung von 9 Mann. Es bestand die Absicht sich unter den Kiel des feindlichen Fahrzeuges zu legen und hier in der Tiefe den Sprengkörper anzubringen. Aber bei vier Versuchen sank das Fahrzeug vier mal, und von den 4 mal 9 Mann der Besatzung ertranken 32 Mann. Bei der letzten Verwendung zu wirklichem Kampfeszweck errang das Fahrzeug einen glänzenden Erfolg, aber es wurde selbst durch die Explosion zerstört, und die ganze Mannschaft kam um. Es scheint an keiner Stelle Neigung vorhanden zu sein, diese Richtung irgendwie weiter zu cultiviren. Man ist wohl mit der Verbesserung der Taucherapparate überhaupt und durch die neue Zuführung comprimirter Luft insbesondere zufrieden gestellt.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Jugendfreund Goethes.

Ernst Wolfgang Behrisch (1738—1809).

Von W. Hosäus.

Seit der Veröffentlichung der trefflichen Arbeit K. Elzes über die Gebrüder Behrisch (in Prutz' Deutschem Museum 1857. I, 51 ff.; 1861. II, 913 ff.; wieder abgedruckt in K. Elzes Vermischten Blättern, Köthen, 1875. S. 26 ff.) ist über den einen derselben, Ernst Wolfgang Behrisch, so viel neues Material aufgefunden worden, daß der Versuch einer neuen Darstellung des Lebens dieses bekannten Goethe-Freundes nicht unberechtigt erscheinen wird. Wird auch das Bild, das uns Elze in seinem Aufsatze gegeben, im ganzen durch das neugefundne Material nicht wesentlich geändert, so wird es doch im einzelnen berichtigt, begründet, erweitert. Der Versuch einer Neubearbeitung dürfte aber um so berechtigter sein, als das neugefundne Material E. W. Behrisch besonders nach seiner poetischen und kritischen Seite näher kennzeichnet und uns dadurch in den Stand setzt, seine Bedeutung für Goethe während dessen Leipziger Zeit entsprechender zu würdigen. Ruht doch das Interesse, das wir Behrisch entgegenbringen, wesentlich auf den Beziehungen desselben zu Goethe.

Ernst Wolfgang Behrisch wurde im Frühjahr 1738 wahrscheinlich zu Naunhof, einem Rittergute seines Vaters, unweit Dresden geboren. Sein Vater war der kursächsische Hofrath Wolfgang Albrecht Behrisch, seine Mutter Salome Charitas Behrisch, geb. Lösche.*) Ernst Wolfgang war von drei Söhnen der älteste. Der zweite, Christ(ian?) Georg Wolfgang, war Doctor der Medizin und kursächs. Bergrath und lebte zeitweise in Rom;**) der dritte, Heinrich Wolfgang, ist von Elze in dem oben erwähnten Aufsatze mit hinreichender Ausführlichkeit behandelt worden.***) Daß die drei Brüder gleich dem Vater den Namen

---

*) Diese Angaben beruhen auf dem Kirchenbuche der St. Johanniskirche zu Dessau, wo E. W. Behrischs Tod unter dem 21. October 1809 eingetragen ist.

**) Meusel, Gel. Teutschl. 4. Ausg. I, 100 führt zwei medizinische Abhandlungen von ihm auf, welche 1765 und 1767 erschienen. Der jüngste Bruder sagt in einer auf der herzogl. Bibliothek zu Dessau befindlichen Selbstbiographie von ihm, daß er zu Dresden nicht medicinam, sondern artem fruendi prakticirt und viel Geld verbraucht habe.

***) H. W. Behrisch war im Jahre 1744 zu Naunhof geboren, wurde, wie seine Brüder, von Hauslehrern unterrichtet, bezog 1760 die Universität Leipzig, wo er Rechtswissenschaft studirte und nebenbei Gellert und Crusius hörte, machte 1766 in Wittenberg sein Examen als notarius publicus caesareus, übernahm sodann 1768 (nach des Vaters Tode) die Güter Adelsdorf

Wolfgang führten und darin mit Goethe zusammentrafen, sei nur beiläufig bemerkt; beim ältesten war dieser Name jedoch zugleich Rufname, weshalb er denn auch im folgenden bisweilen einfach Wolfgang genannt werden möge.

Wolfgang wurde anfangs allein, später gemeinsam mit seinen Brüdern von Hauslehrern erzogen und unterrichtet. Ueber die häuslichen Verhältnisse, in denen er aufwuchs, berichtet die Selbstbiographie seines Bruders Heinrich: „Mein Vater pflegte gern verfallne Güter zu kaufen, weil sie entweder sub hasta oder aus Noth wohlfeil gegeben wurden, und wenn er sie dann gut angebauet und wieder aufgebracht hatte, nach 10 oder 12jähriger Verbesserung mit großem Vorteil wieder zu verkaufen. Mit drei Gütern war es ihm gelungen: beym vierten (Adelsdorf und Niegerroda bei Pirna) hinderten die Verwüstungen des siebenjährigen Kriegs und sein Podagra die Ausführung eines Plans, der wie alle Plane Glükk und Zeit erforderte. Er, der so sehr Veränderung liebte und so viel Nuzzen dabey gefunden hatte, dachte beym Erziehungswesen eben den Vorteil daraus zu ziehen, demittirte und rekrutirte Hofmeisters bey dem geringsten Anlaß; dennoch war einer, der einige Jahre aushielt und ihm allein hab' ich Ordnungsliebe, Fleiß, Kalligraphie, Sprachen und Denkungsvermögen zu danken. Er hieß Völkner und starb als einer der würdigsten Geistlichen zu Strießen, nachdem er auch mich zu seinem Lehrer Dr. Crusius in Leipzig auf die Universität gebracht hatte .... Es war in meines Vaters Edukationsanstalt Sitte, daß bey allen Geburtstägen in Gegenwart einer Menge Gäste von uns Kindern in verschiedenen Sprachen Reden gehalten werden mußten, um, sagte mein Vater, das Gedächtnis zu üben, Anstand und Freimütigkeit zu erlangen und zu zeigen, daß scire tuum nihil est etc. Die Herrn Hofmeister mußten komponiren, wir mundiren und memoriren. Am Exekutionstage saßen wir zum Autoda-Fé bestimmten zwei Stunden bey Tafel auf der Folter, in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, bis der mit brennenden Wachslichtern (und zwar mit so vielen als der Geburtstägler Jahre zählte) bestekte Kuchen in den Tafelsaal getragen ward; dies war das Zeichen zur Revolution: der Aelteste von uns stand auf

---

und Niegerode, gab 1773 die Administration dieser Güter wieder auf und führte von nun an ein unstätes Leben, bis er innerlich und äußerlich verkommen im 85. Lebensjahre 1825 zu Dessau starb. Er war ein begabter Mensch, der mit der größten Leichtigkeit arbeitete; seine Schriften (vgl. Meusel a. a. O.) sind kaum zu zählen. Er kann, bemerkt Elze, als Vertreter einer ganzen Literatenklasse des 18. Jahrhunderts angesehen werden, nämlich jener genialliederlichen, weltmännischen Literaten, die mit ihrer leichtfertigen französischen Bildung und Lebensweise den geraden Gegensatz zu den stubensitzenden, philisterhaften Magistern bildeten. Die erwähnte Selbstbiographie Heinrich Wolfgangs wird in Ermangelung andrer Quellen einige Male im nachstehenden Aufsatze citirt werden, wiewohl sie wegen des Charakter ihres Autors keine unverdächtige Quelle ist.

und pro rostris: griechisch, lateinisch, französisch ward hier zum höchsten Ennuy der Damen dispensirt und während dem, daß der Aelteste absolvirte, zitterten die Nachstehenden — ‚daß Libanon bebt' und Hermon erzittert'!" Die Anwesenden pokulirten den guten Rheinwein aus goldenen oder vergoldeten Bechern; denn daran war wie an andern Humpen im großen Büffet kein Mangel. Ueberhaupt herrschte in Naunhof viel Rittersitte; die Knappen mußten bügel= und schußfest, das beste Roß bey Gewittern immer gesattelt, das Gewehr allzeit geladen seyn; wir übten uns mit Armbrüsten meistens alle Sonntage: die Hauptglokke ward bey Mittags= und Abendtafel angezogen. Die Eingänge waren mit spanischen Reutern und großen mit Eisen beschlagenen Thorwegen versehen und vier mächtige Molosse bewachten die äußern und innern Eingänge. Ueber dem Portal des Schlosses stunden die Horazianischen Worte mit goldenen Buchstaben: Linquenda tellus et domus etc., eine prophetische Moral, die an mir pünktlich mein ganzes Leben hindurch eintraf und auch meines Vaters Symbol war . . . Nichts that eine so kräftige Wirkung auf meinen Vater als eine Horazianische Ode, und Horaz war daher für mich der Elektrophor wider alle Wetter der Trübsal; Parade=, Zug=, Streit=, Acker= und Steckenpferd. Wer mit dieser Egide bewafnet war, glich dem unverwundbaren Achill, und wer den Horaz verstand, von dem präsumirte mein Vater, daß er alles verstünde . . ." Eines Tages sagte der Vater zum Hofmeister: „Herr Magister, Sie müssen die Jungens nicht so viel herumhauzen lassen und sie besser in Disciplin halten. Des Tages eine Stunde, das ist genug. Ueberhaupt scharf halten, scharf: die Karwatsche muß nie aus Ihren Händen kommen: die Jungens haben zu viel Freiheit. Der Wolf hat immer was mit den andern vor. Ich habe so zugehört: er bildet sich ein, Kammerherr zu sein, weil er die Manschetten doppelt trägt und da machts ihm der Heinrich gleich nach. Solche Fratzen spielen immer Komödien und können den Donat noch nicht recht. Wie heißt duntaxat a verbo, Heinrich?" Heinrich erwiedert: „Mon cher père, duntaxare gehört in die erste Conjugation." „Ja duntaxnarre! fährt der Vater aufgebracht fort, dacht ichs doch, daß der Narr so antworten würde. Da schreib den Anschlag ab. Daß er auf den Abend fertig ist, sonst heißt's carere!" und dabei schlägt der Vater dem Sohne den Anschlag des Gutes Naunhof um die Ohren, indem er noch weiter vor sich hinbrummt: „So ein Flegel von Junge, weiß nicht, was duntaxat ist und ist schon sechs Jahre alt" . . . Der ältere Bruder hatte nach Heinrichs Aufzeichnungen nicht nur durch seine Jahre, sondern auch durch die leichtere Mitwissenschaft um die ausgelassnen Streiche der andern ein Uebergewicht über sie, und so gewöhnte sich Wolfgang schon im väterlichen Hause eine Art Führerschaft an, in der sich — nach des Bruders Auffassung — nicht selten ein rücksichtsloser Egoismus geltend machte.

Unter solchen Verhältnissen war Wolfgang herangewachsen und hatte später die Universität Leipzig besucht. Aus dem Zerstreuten seiner Jugendbildung und dem Eigenthümlichen seines Wesens, wie es sich nachher zeigt, darf man schließen, daß er dort kein eigentliches Fachstudium mit Ernst betrieben, sondern sich mehr allgemein literarischen und ästhetischen Liebhabereien überlassen haben wird. Damit mag es auch zusammenhängen, daß er, nachdem er die Universität absolvirt hatte, nicht in eine öffentliche Thätigkeit trat, sondern eine Privatstellung übernahm. Eine Rückkehr ins väterliche Haus mag ihm bei den dort herrschenden Verhältnissen ganz unmöglich erschienen sein. So finden wir ihn zu der Zeit, wo sich Heinrich in Leipzig aufhält, ebenfalls wieder in Leipzig und zwar als Hofmeister eines jungen Grafen Lindenau.

Heinrich schreibt über jene Zeit: „Sechs Jahre 1760—1766 verflossen mir selbst überlassen in planlosem Studirenhelfen mit öftern Reisen ... Meine Collegia waren geschäftiger Müßiggang, meine Promenaden Eitelkeit und meine Leserei zwecklose Zerstreuung. Jura hatte ich studirt und Testimonia erlangt: Menschenkenntniß und Praxis fehlten mir gänzlich. Die Elaboratoria bei dem sel. Gellert nutzten mir am meisten. Es war uns Zuhörern erlaubt, unsre Briefe, Poesien und Aufsätze auf sein Katheder zu legen: er las sie in der nächsten Stunde ohne die Verfasser zu nennen und bemerkte, was die Stylistik betraf. Besondre Vorliebe hatte der gute Mann für Frauenzimmerbriefe und Alles, was den leichten Schwung jugendlicher Lebhaftigkeit und Ungezwungenheit hatte, war ihm unnachahmliches Original ... Er hat eine besondre Vorliebe für meinen Bruder Nr. 1" — eben unsern Wolfgang, von dem Heinrich einige Zeilen vorher schreibt: „Einer meiner Brüder kam von Dresden und brachte alle Hofmoden mit nach Leipzig. Er sprach von nichts als Etikette und Mode. Ich fing gleich einer Wasserfläche das darinnen abgespiegelte Bild auf."

Die Stellung im Lindenauschen Hause, welche Wolfgang nach Leipzig führte, bot ihm neben einem guten Einkommen auch sonst mancherlei Annehmlichkeit. Er hatte sie durch Gellert erhalten. Der junge Graf wohnte mit seinem Hofmeister im Apelschen Hause, in dem auch Heinrich mit einem andern jungen Manne ein gemeinschaftliches Zimmer inne hatte. In diesem Hause verkehrte nun auch Goethe mit seinen Freunden, und so kam es, daß sich mit der Zeit zwischen Wolfgang und dem Goethischen Kreise eine gegenseitige Zuneigung entwickelte.

Goethe selbst schreibt darüber in „Dichtung und Wahrheit": „Wie mich nun die Einwohner von Leipzig um das angenehme Gefühl brachten, einen großen Mann (Friedrich II.) zu verehren, so verminderte ein neuer Freund, den ich zu der Zeit gewann, gar sehr die Achtung, welche ich für meine gegenwärtigen Mit-

bürger hegte. Dieser Freund war einer der wunderlichsten Käuze, die es auf der Welt geben kann. Er hieß Behrisch und befand sich als Hofmeister bei dem jungen Grafen Lindenau." Er berichtet dann weiter von seinem Aeußern: Hager, wohlgebaut, weit in den Dreißigen*), eine sehr große Nase, überhaupt markirte Züge; eine Haartour, die man wohl eine Perücke hätte nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete sich sehr nett und ging nie aus, als den Degen an der Seite und den Hut unterm Arm. Er war einer von den Menschen, die eine ganz besondre Gabe haben, die Zeit zu verderben, oder vielmehr, die aus nichts etwas zu machen wissen, um sie zu vertreiben. Was er that, that er mit Langsamkeit und einem gewissen Anstand, den man affectirt hätte nennen können, hätte nicht etwas Affectirtes schon in seiner Natur gelegen. Er ähnelte einem alten Franzosen, auch sprach und schrieb er sehr gut und leicht französisch. Seine größte Lust war, sich ernsthaft mit possenhaften Dingen zu beschäftigen und irgend einen albernen Einfall bis ins Unendliche zu verfolgen. So trug er sich beständig grau und weil die verschiednen Theile seines Anzuges von verschiednen Zeugen und also auch Schattirungen waren, so konnte er Tage lang darauf sinnen, wie er sich noch ein Grau mehr auf den Leib schaffen wollte, und war glücklich, wenn ihm das gelang und er seine Freunde, die es für unmöglich gehalten, beschämen konnte. Er hielt denselben dann wohl lange Strafpredigten über ihren Mangel an Erfindungskraft und ihren Unglauben an seine Talente.

„Mir war er sehr gewogen — fährt Goethe fort —, und ich, der ich immer gewohnt und geneigt war, mit ältern Personen umzugehen, attachirte mich bald an ihn. Mein Umgang diente auch ihm zur besondern Unterhaltung, indem er Vergnügen daran fand, meine Unruhe und Ungeduld zu zähmen, womit ich ihm dagegen auch genug zu schaffen machte. In der Dichtkunst hatte er dasjenige, was man Geschmack nannte, ein gewisses allgemeines Urtheil über das Gute und Schlechte, das Mittelmäßige und Zulässige; doch war sein Urtheil mehr tadelnd, und er zerstörte noch den wenigen Glauben, den ich an gleichzeitige Schriftsteller bei mir hegte, durch lieblose Anmerkungen, die er über die Schriften und Gedichte dieses oder jenes mit Witz und Laune vorzubringen wußte. Meine eignen Sachen nahm er mit Nachsicht auf und ließ mich gewähren, nur unter der Bedingung, daß ich nichts sollte drucken lassen. Er versprach mir dagegen, daß er diejenigen Stücke, die er für gut hielt, selbst abschreiben und in einem schönen Bande mir verehren wolle."

*) Goethe wird hier von seinem Gedächtniß irre geführt; Behrisch (geb. 1738) war damals 29 Jahre alt, mag aber allerdings älter ausgesehen haben.

Dies Versprechen nahm Behrisch völlig ernst, ein Beweis seiner Neigung zu Goethe und seiner Schätzung der Goethischen Poesie, selbst in ihren Anfängen. Aber indem er an die Ausführung seiner Zusage ging, zeigte sich wieder sein ganzes umständliches, wählerisches Wesen. Wochen vergingen, ehe er das entsprechende Papier fand, mit sich über das Format einig wurde, die Breite des Bands und die Form der Schrift feststellte, die Rabenfedern herbeischaffte und die Tusche einrieb. Ging er dann ans Schreiben, so erfüllte ihn wieder die umständlichste Genauigkeit, bis er endlich nach und nach „ein allerliebstes Manuscript" zusammenbrachte. „Die Titel der Gedichte waren Fractur, die Verse selbst von einer stehenden sächsischen Handschrift, an dem Ende eines jeden Gedichts eine analoge Vignette, die er entweder irgendwo ausgewählt oder auch wohl selbst erfunden hatte, wobei er die Schraffuren der Holzschnitte und Druckerstöcke, die man bei solcher Gelegenheit braucht, gar zierlich nachzuahmen wußte." Kam Goethe dazu, wenn er arbeitete, so rühmte er ihm in komisch-pathetischer Weise das Glück, sich in so vortrefflicher Handschrift, die weit über alle Leistungen der Druckerpresse hinausgehe, verewigt zu sehen. Bei solchen Gelegenheiten sprach er dann überhaupt mit Verachtung von der Buchdruckerei, machte den Setzer nach, spottete über dessen Geberde, über das eilige Hin- und Hergreifen und leitete aus diesem Manöver alles Unglück der Literatur her. Dagegen erhob er den Anstand und die edle Stellung eines Schreibenden, setzte sich dann, sie dem Freunde zu zeigen, wobei er freilich wieder schalt, daß sich niemand nach seinem Vorbilde am Schreibtisch betrüge. Zuletzt kam er immer noch einmal auf den Contrast mit dem Setzer zurück, kehrte einen angefangnen Brief das oberste zu unterst und zeigte, wie unanständig es sei, etwa von unten nach oben, oder von der Rechten zur Linken zu schreiben und was der Dinge mehr waren, womit man ganze Bände anfüllen könnte.

Von der Rückwirkung dieses Abschreibens auf seine eigne dichterische Production bemerkt Goethe: „Die Richtung meines Dichtens, das ich nur um desto eifriger trieb, als die Abschrift schöner und sorgfältiger vorrückte, neigte sich nunmehr gänzlich zum Natürlichen, zum Wahren; und wenn die Gegenstände auch nicht immer bedeutend sein konnten, so suchte ich sie doch immer rein und scharf auszudrücken, umsomehr, als mein Freund mir öfters zu bedenken gab, was das heißen wolle, einen Vers mit der Rabenfeder und Tusche auf holländisch Papier schreiben, was dazu für Zeit, Talent und Anstrengung gehöre, die man an nichts Leeres und Ueberflüssiges verschwenden dürfe. Dabei pflegte er gewöhnlich ein fertiges Heft aufzuschlagen und umständlich auseinanderzusetzen, was an dieser oder jener Stelle nicht stehen dürfe, und uns glücklich zu preisen, daß es wirklich nicht dastehe."

Mit solchen und andern „unschädlichen Thorheiten" vergeudete Goethe, wie er sich selbst ausdrückt, bei Behrisch manche werthvolle Stunde. Oft lagen beide lange im Fenster, während sich Behrisch, der den Leipzigern gar nicht zugethan war, über alle Vorübergehenden lustig machte, dabei auch genau und umständlich angab, wie sie sich eigentlich zu kleiden hätten, wie sie gehen und sich betragen müßten, um als ordentliche Leute zu erscheinen. Seine Vorschläge liefen dann meist auf etwas Abgeschmacktes hinaus, so daß die Hörer nicht sowohl über die Leute auf der Straße, als über Behrischs Ideen lachten. „In allen solchen Dingen ging er ganz unbarmherzig zu Werk, ohne daß er nur im mindesten boshaft gewesen wäre." Dann ärgerten ihn die Freunde wieder, indem sie ihm versicherten, nach seinem Aeußern müsse man ihn, wo nicht für einen französischen Tanzmeister, doch wenigstens für den akademischen Sprachmeister ansehen; worauf er wieder stundenlang expliciren konnte, welch himmelweiter Unterschied zwischen ihm und einem alten Franzosen sei, und wobei er gewöhnlich den Freunden die ungeschicktesten Vorschläge rücksichtlich seiner Garderobe aufbürdete. Eine andre Fenstergeschichte erzählte Goethe später Eckermann (Gespr. II., 176). Wenn er mit Behrisch im Fenster lag und der Briefträger von Haus zu Haus ging und immer näher kam, nahm Behrisch gewöhnlich einen Groschen aus der Tasche und legte ihn neben sich ins Fenster. „Siehst du den Briefträger," sagte er dann zu Goethe, „er kommt immer näher und wird gleich hier oben sein. Er hat einen Brief an dich, und was für einen, keinen gewöhnlichen, einen Brief mit einem Wechsel -- mit einem Wechsel! ich will nicht sagen, wie stark. Siehst du, jetzt kommt er. Nein! Aber er wird gleich kommen. Jetzt — hier, hier herein, mein Freund, hier herein! — Er geht vorbei? Wie dumm! o wie dumm!! Wie kann einer nur so unverantwortlich handeln! so unverantwortlich gegen dich und gegen sich selbst, indem er sich um einen Groschen bringt, den ich schon für ihn zurecht gelegt hatte und den ich nun wieder einstecke."

Als sich Behrisch mit den neuen Freunden eingelebt hatte, suchte er dieselben auch abends im Weinhause auf, „wohin er jedoch niemals anders als in Schuhen und Strümpfen, den Degen an der Seite und gewöhnlich den Hut unterm Arm" kam. Die Späße und Thorheiten, die er insgemein angab, gingen ins Unendliche. Mit vielem Behagen erzählt Goethe in „Dichtung und Wahrheit" die Geschichte von dem Freunde, der den Kreis jeden Abend punkt zehn Uhr zu einem Stelldichein zu verlassen pflegte. Die jungen Leute vermißten ihn ungern, und Behrisch nahm sich an einem besonders lustigen Abend im stillen vor, ihn diesmal nicht wegzulassen. Mit dem Schlage zehn stand jener auf. Behrisch rief ihm zu, einen Augenblick zu warten, da er mitgehen wolle. Nun begann er auf die anmuthigste Weise erst nach seinem Degen zu suchen, der dicht

vor ihm stand, und dann geberdete er sich beim Anschnallen desselben so ungeschickt, daß er nie damit zu Stande kam. Und das alles machte er anfangs so natürlich, daß niemand Absicht dabei vermuthete. Als er aber, um das Thema zu variiren, zuletzt weiter ging, so daß der Degen bald auf die rechte Seite, bald zwischen die Beine kam, entstand ein allgemeines Gelächter, in das der Forteilende, gleichfalls ein lustiger Gesell, mit einstimmte, worüber denn die Schäferstunde vergessen wurde und eine ausgelaßne Unterhaltung bis tief in die Nacht folgte. Als Goethe dieses Vorfalls gegen Eckermann gedachte, fügte er hinzu: „Ja, es war artig; es wäre eine der anmuthigsten Scenen auf der Bühne, wie denn Behrisch überall für das Theater ein guter Charakter war."

Eines Tages wandte sich Goethe an Behrisch mit der Frage, was eigentlich Erfahrung sei; denn oft war dem jugendlichen Dichter rücksichtlich seines geselligen Verhaltens wie seiner Poesie gesagt worden, es fehle ihm an Erfahrung. Behrisch vertröstete ihn erst von Tag zu Tag und eröffnete ihm endlich nach vielen Vorbereitungen, die wahre Erfahrung sei ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrener die Erfahrung erfahrend erfahren müsse. Wurde Behrisch über solche Worte heftig gescholten und ausgelacht, so versicherte er, es stecke hinter denselben ein großes Geheimniß u. s. w. Es kostete ihn eben nichts, Viertelstunden lang so fortzusprechen. Wollte Goethe über diese Possen verzweifeln, so betheuerte er, daß er diese Art, sich deutlich und eindrücklich zu machen, von den neuesten und größten Schriftstellern gelernt, welche darauf aufmerksam gemacht, wie man eine ruhige Ruhe ruhen und wie die Stille im Stillen immer stiller werden könne. In späterer Zeit wurde Goethe mit einem Offizier bekannt, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte und als tüchtiger und erfahrener Mann gerühmt wurde. Der Begriff „Erfahrung" war mit der Zeit in Goethes Gehirn „beinahe fix" geworden, und so wandte sich der leidenschaftlich forschende an jenen wackern Mann mit derselben Frage, was Erfahrung sei, und erzählte demselben gelegentlich dabei jene possenhaften Worte von Behrisch. Der Offizier schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Da sieht man, wie es mit Worten geht, die nur einmal ausgesprochen sind! Diese da klingen so neckisch, ja so albern, daß es fast unmöglich scheinen dürfte, einen vernünftigen Sinn hineinzulegen; und doch ließe sich vielleicht ein Versuch machen." Als Goethe weiter drang, fuhr der Offizier fort: „Wenn Sie mir erlauben, indem ich Ihren Freund commentire und supplire, in seiner Art fortzufahren, so dünkt mich, er habe sagen wollen, daß die Erfahrung nichts andres sei, als daß man erfährt, was man nicht zu erfahren wünscht, worauf es wenigstens in dieser Welt meistens hinausläuft." Als im Jahre 1830 der Salzbohrer in Stotternheim Goethe einen mißglückten Versuch, der „wenigstens tausend Thaler" ge-

kostet hatte, meldete, begann derselbe: „Ich habe eine Erfahrung gemacht, die mir nicht verloren sein soll.“ Man begreift, wie diese Worte Goethe an die Leipziger Discussion mit Behrisch erinnern mußten.

Nicht so sympathisch wie mit Goethe verkehrte Behrisch mit seinem Bruder Heinrich, der denn auch weniger harmlose Züge von ihm mittheilt: „Er, der so feine künstlerische Empfindung hatte,“ war nach Heinrichs Urtheil „blinder als ein Maulwurf,“ sobald ein Vorurtheil mitsprach. „Ein Gedicht des Königs von Preußen wurde ihm, ohne daß ers kannte, von Jemand vorgelegt, gegen dessen Talente er eingenommen war (J'ai vu le néant de ce monde etc.); er fand es äußerst schlecht und tadelte alle Beiwörter, so bestimmt und schöngemalt sie waren. Eins der Meisterstücke der Poesie, welches Voltaire de main de maître nannte, war schlecht in seinen Augen, weil es seinen Bruder zum Verfasser haben sollte.“ Auch von Wolfgangs Jähzorn erzählt Heinrich. Eines Abends waren beide im Apelschen Garten und fuhren Gondel. Eine Kleinigkeit hatte Anlaß zu Meinungsverschiedenheit gegeben, und Heinrich nannte ein Vorhaben seines Bruders einfältig. Da ergriff Wolfgang das lange Ruder und schlug mit voller Gewalt auf des Bruders Kopf zu, so daß denselben nur eine schnelle Wendung des Oberkörpers vom Tode rettete. Uebrigens söhnten sich beide beim Abendessen wieder aus, Wolfgang gestand sein Unrecht ein, und eine brüderliche Umarmung beschloß den Streit.

Rücksichtlich der Führung des jungen Grafen Lindenau theilt Goethe mit, daß Behrisch denselben stets um sich gehabt, ihn ins Colleg begleitet und zu den Partieen mit den Freunden mitgenommen habe. Auch hierüber schreibt Heinrich, wie wir noch weiter unten sehen werden, weniger anerkennend. Endlich löste sich das Verhältniß: die Veranlassung dazu wird wieder von Goethe anders als von Heinrich Behrisch angegeben. Goethe bringt den Vorfall mit einem Spottgedicht zusammen, das, auf den Kuchenbäcker Hendel gemacht, von einem der Freunde zu einer Satire auf den „Medon“ des Professors Clodius, der wiederholt die Zielscheibe der Witze Behrischs gewesen, erweitert worden war, und meint, daß auch wohl der Verkehr des ganzen Freundeskreises, zu dem ja auch der junge Lindenau zählte, in einem Garten, dessen Besitzerinnen in zweideutigem Rufe standen, dem Rufe Behrischs nicht förderlich gewesen sein möge. Heinrich Behrisch weiß dagegen von einem ganz speciellen drastischen Vorfall zu erzählen: „Er hatte das Unglück, das gräfl. Linde . . . Haus verlassen zu müssen, einer Ohrfeige zuzuschreiben, die er seinem Eleven gab, da er schon Uniform trug. Ein Bedienter, der unbefugter Weise den Fall Sr. Excellenz meldete, veranlaßte die ebenso schnelle als lächerliche Relegation und diese war wieder die Ursache der Promotion meines Bruders in das fürstliche Anh . . .

Haus." Und weiter heißt es: „Wäre damals ein Freund, Doctor Ap . . ., nicht meines Bruders Stütze gewesen, welches Loos hätte seine Rechnungsablegung gehabt! Sorgloser als der Sorgloseste hatt' er nicht allein nie etwas aufgeschrieben oder von seinem starken Honorar gespart; er hatte sogar nie seinen Geldschrank verschlossen und die gewaltigen Defekte bemerkt; sein Anzug (den doch niemand bemerkte) hatte ihn immer viel und verschwenderisch angebrachtes Geld gekostet. Unbekümmert um Rechnung, von Musik und Gesellschaft blind eingenommen, hielt er seinem Eleven in allem Lehrer, worinnen er ihn selbst hätte unterweisen sollen . . ."

Für niemand war Behrischens Abgang von Leipzig schmerzlicher als für Goethe. Er schreibt darüber in „Dichtung und Wahrheit": „Der Verlust eines Freundes wie Behrisch war für mich von der größten Bedeutung. Er hatte mich verzogen, indem er mich bildete, und seine Gegenwart war nöthig, wenn das einigermaßen für die Societät Frucht bringen sollte, was er an mich zu wenden für gut befunden hatte. Er wußte mich zu allerlei Artigem und Schicklichem zu bewegen, was gerade am Platz war, und meine geselligen Talente herauszusetzen. Weil ich aber in solchen Dingen keine Selbständigkeit erworben hatte, so fiel ich gleich, da ich wieder allein war, in mein wirriges, störrisches Wesen zurück, welches immer zunahm, je unzufriedner ich über meine Umgebung war, indem ich mir einbildete, daß sie nicht mit mir zufrieden sei. Mit der willkürlichsten Laune nahm ich übel auf, was ich mir hätte zum Vortheil rechnen können, entfernte manchen dadurch, mit dem ich bisher in leidlichem Verhältniß gestanden hatte, und mußte bei manchen Widerwärtigkeiten, die ich mir und andern, es sei nun im Thun oder Unterlassen, im Zuviel oder Zuwenig zugezogen hatte, von Wohlwollenden die Bemerkung hören, daß es mir an Erfahrung fehle."

Nach allem, was Goethe selbst darüber berichtet, war sein freundschaftlicher Verkehr mit Behrisch von wesentlicher Bedeutung für seine dichterische wie für seine gesellschaftliche Entwicklung, und die Bemerkung Elzes, daß Behrisch zu Goethe während dessen Leipziger Zeit eine ähnliche Stellung eingenommen habe wie einige Jahre später Merck, ist durchaus zu acceptiren, ja sie wird uns noch glaubhafter werden, wenn wir Behrisch selbst als Kritiker und Dichter werden näher kennen lernen.

Was war natürlicher, als daß der Dichter den scheidenden Freund auch dichterisch feierte? Er widmete ihm drei Oden, in denen sich Achtung vor dem Freunde, Widerwille gegen Leipzig und die dortigen Verhältnisse, Grimm gegen die bösen Zungen, die Behrisch angeschwärzt hatten und Sehnsucht eigner Erlösung aus diesen Umgebungen in kräftigen Gedanken äußern. Im ganzen spürt man freilich von Goethes Eigenthümlichkeit noch wenig in ihnen.

In der ersten Ode erscheint Behrisch dem jugendlichen Dichter unter dem Bilde eines Baumes edler Art, dem ein glücklicheres Erdreich gebührt.

Verpflanze den schönen Baum,
Gärtner! er jammert mich;
Glücklicheres Erdreich
Verdiente der Stamm.

Noch hat seiner Natur Kraft
Der Erde aussaugendem Geize,
Der Luft verderbender Fäulniß,
Ein Gegengift, widerstanden.

Sieh! wie er im Frühling
Lichtgrüne Blätter schlägt;
Ihr Orangenduft
Ist dem Geschmeiße Gift . . .

Auch „der Raupe tückischer Zahn“ wird stumpf an den Blättern des edeln Baumes, und selbst im Herbste, da die Raupe der listigen Spinne des Baumes Unverwelklichkeit klagt und diese von ihrer Taxuswohnung schwebend zum wohlthätigen Baume herüberzieht, kann auch sie nicht schaden:

Aber die Vielkünstliche
Ueberzieht mit grauem Ekel
Die Silberblätter;

Sieht triumphirend,
Wie das Mädchen schauernd,
Der Jüngling jammernd
Vorübergeht.

In der zweiten Ode erscheint der Freund verleumdet und wird Leipzig verlassen.

Du gehst! Ich murre. —
Geh! Laß mich murren,
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieses Land!

Todte Sümpfe,
Dampfende Oktobernebel
Verweben ihre Ausflüsse
Hier unzertrennlich.

Gebärort
Schädlicher Insecten,
Mörderhöhle
Ihrer Bosheit . . .

Die dritte Ode spricht den Schmerz und Grimm des Dichters über den Verlust des Freundes aus und räth diesem, hinfort der Liebe und Freundschaft das Herz zu schließen, da überall der Neid wache. Dennoch will der Dichter den Freund nicht durch Klagen zurückhalten.

Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Behrisch! des Frühlings Lächeln
Erheitre deine Stirne nie;
Nie trübt sie dann mit Verdruß
Des Winters stürmischer Ernst.

Lehne Dich nie an des Mädchens
Sorgenverwiegende Brust,
Nie auf des Freundes
Elendtragenden Arm . . .

Gerne verließest Du
Dieses gehaßte Land,
Hielte Dich nicht Freundschaft
Mit Blumenfesseln an mir.

Zerreiß sie! Ich klage nicht.
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangnen,
Der fliehen kann, zurück.

Der Gedanke
Von des Freundes Freiheit
Ist ihm Freiheit
Im Kerker.

Der Schluß der Ode weist darauf hin, daß Goethe selbst sich von Leipzig hinwegsehnt und die Zeit seines Abgangs nahe glaubt. Wahrscheinlich schrieb er die Oden zu Anfang des Wintersemesters 1767 und rechnete in seinen Versen nicht nach dem bürgerlichen, sondern nach dem akademischen Jahre.

Du gehst, ich bleibe.
Aber schon drehen
Des letzten Jahres Flügelspeichen
Sich um die rauchende Achse.

Ich zähle die Schläge
Des donnerden Rads,
Segne den letzten,
Da springen die Riegel, frei bin ich wie du!

(Fortsetzung folgt.)

Die Düsseldorfer Schule.

Von Adolf Rosenberg.

2. Die Blüthe der Geschichtsmalerei und die Entwicklung der Landschaftsmalerei.

Aus der Gruppe der Schüler, welche Schadow von Berlin an den Rhein gefolgt waren, trat bald eine mächtig und vielseitig begabte Persönlichkeit hervor, die einen stärkern Einfluß auf die heranwachsenden Kunstjünger gewinnen sollte als Schadow selbst: Karl Friedrich Lessing. Seine ursprüngliche Begabung hatte sich schon in Berlin für die Landschaft entschieden, und der erste Erfolg auf der Kunstausstellung sprach zu seinen Gunsten. Aber Schadow hielt nichts von der Landschaftsmalerei — und darin begegnete er sich mit Cornelius. Als dienendes Glied in einem Historien- oder Heiligenbilde, als bescheidnen Hintergrund für die Figuren ließ er sie allenfalls gelten. Daß sie einem Künstler der Endzweck sein konnte, begriff er nicht. Das beweist, daß ihm die Romantik fremd war, die uns doch das Gefühl, den Sinn, die Empfänglichkeit für landschaftliche Schönheit wieder erschlossen hatte. Schadow also trieb Lessing an, sich der Historien- oder doch wenigstens der Figurenmalerei zu widmen. Die ersten Versuche schlugen fehl, so daß Lessing ganz entmuthigt wieder zu seinen Landschaften zurückkehrte, in welchen er jene düstere, melancholische Stimmung zum Ausdruck brachte, die man in der Literatur mit dem Worte „Weltschmerz“ bezeichnete. Motivirt wurde diese Stimmung wenigstens in dem „Trauernden Königspaar,“ mit welchem er auch als Figurenmaler seinen ersten Erfolg erzielte.

Lessing war keine eigentlich geniale Natur. Was er erreicht hat, verdankte er nur seinem eisernen Fleiße, der ihn am Ende alle Schwierigkeiten überwinden ließ. Als nach seinem Tode der Inhalt seiner Studienmappen dem Publicum erschlossen wurde, trat diese Thatsache klar zu Tage. Geniale Inspirationen des Augenblicks, funkensprühende Blitze des Genius, geistvolle Skizzen fand man nicht, wohl aber auf allen Blättern das Bestreben, der Natur gegenüber eine möglichst unbefangene Stellung einzunehmen, alle Erscheinungen der Natur nicht nach ihrem wechselnden Schein, sondern nach ihrem bleibenden Kern aufzufassen. Vor diesen Studienblättern wird man erst der epochemachenden Bedeutung Lessings inne, begreift man erst, wie der junge Mann in Düsseldorf zum Reformator werden und Schadow allmählich in eine zweite Stellung zurückschieben konnte. Er, der Protestant, der kühl, aber klar empfindende Nordländer, konnte auf die

Dauer nicht mit den katholischen, in der Malerei einem schwärmerischen Mysticismus huldigenden Rheinländern Hand in Hand gehen. Noch bevor er das erste der Hussitenbilder concipirte, war er der Reformator der Düsseldorfer Schule geworden, welcher dem transscendentalen Idealismus seinen Realismus, d. h. eine unbefangene, frische Naturauffassung gegenüberstellte.

Aber diese Einwirkung wäre vielleicht nicht so nachhaltig gewesen, wenn nicht noch äußere Umstände zu ihrer Unterstützung hinzugetreten wären. Friedrich von Uechtritz soll es gewesen sein, der den befreundeten Lessing während eines Unwohlseins im Winter 1832 auf 1833 die Darstellung des Hussitenaufstandes aus Menzels Geschichte der Deutschen vorlas. Diese Schilderung ergriff ihn so mächtig, daß er sich schon am andern Morgen Compositionen im Kopf zurechtlegte und dann eingehende historische Studien machte. Die Neigung für die Hussiten hatte übrigens schon früher in Lessings Herzen Wurzeln gefaßt. Nach einer Tradition war seine Familie böhmischen Ursprungs und, mit den Hussiten, denen sie angehörte, vertrieben, nach Schlesien eingewandert. Einer seiner Ahnen hatte 1530 die Augsburger Confession unterzeichnet.

Lessing folgte also nur dem Drange seines Herzens, als er im Laufe der Jahre 1833 und 1834 den Carton der „Hussitenpredigt“ schuf, die gleichsam das Vorspiel zu den großen Dramen der Weltgeschichte bildete, welche er in einer langen Reihe von Compositionen sich abspielen ließ. Indem Lessing so einem Herzensbedürfniß nachgab, legte er damit zugleich ein Zeugniß nicht geringen persönlichen Muthes ab. In einer überwiegend katholischen Stadt, inmitten einer Bevölkerung, die durch den seit 1825 neu entbrannten Streit zwischen Staat und Kirche aufgeregt war, an einer Akademie, an deren Spitze ein strenger, glaubenseifriger Katholik stand, und die Lessing in ihren Räumen ein Atelier eingeräumt hatte, entstand und erschien ein Bild, welches die von der allein seligmachenden Kirche verfluchten, verfolgten und verbannten Ketzer verherrlichte und mit einer glühenden Beredsamkeit verherrlichte, deren Ueberzeugungskraft selbst die Gegner anerkennen mußten. Im Auftrage des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelms IV. führte Lessing den Carton in Oel aus. 1836 war das Bild fertig und ging dann auf die Wanderschaft, zuerst nach Frankfurt a. M. und darauf zur Kunstausstellung nach Berlin, überall Zeugniß ablegend von der Kühnheit und der geistigen Unabhängigkeit seines Schöpfers und zugleich von dem neuen Geiste, welcher in die Düsseldorfer Schule eingezogen, überall auch lebhafte Begeisterung und heftigen Widerspruch hervorrufend.

Lessing hat sicherlich nicht die Absicht gehabt, die Kunst zur politischen Parteigängerin zu machen oder gar durch „Tendenzmalereien“ den Streit des Tages zu schüren. Aber halte einer die Lawine auf, wenn sie im Rollen ist! Aus

reiner, edelster Begeistrung, ohne die Absicht, jemanden zu kränken oder zu verletzen, entsprossen seine Schöpfungen. Aber gerade diese Begeistrung redete eine so eindringliche, so allgemein verständliche Sprache, daß die blöde Menge sie in tendenziösem Sinne auffaßte. Der Maler konnte es nicht hindern, daß sogar communistische und socialdemokratische Agitatoren sich hinter seine Hussitenbilder verschanzten und den, der sie geschaffen, für ihre Zwecke ausbeuteten. Was Wunder, daß sich im engern Kreise der Kunstgenossen bald Spaltungen zeigten, daß die Heißsporne „Hie Schadow! Hie Lessing!“ riefen und daß sich der Meister dem frühern Schüler, der seine Schwingen zu mächtigem Fluge erhoben, entfremdete. Diese Entfremdung kam auch nach außen hin zum Ausdruck, indem Schadow den Verkehr mit dem Ketzermaler aufhob, ganz wie Cornelius später gegen den entarteten Kaulbach verfuhr. Noch schärfer spitzten sich die Gegensätze zu, als Lessing, in der Zwischenzeit immer noch fleißig der Landschaftsmalerei obliegend, der „Hussitenpredigt“ im Jahre 1842 eine noch größere und figurenreichere Composition „Huß vor dem Concil“ folgen ließ. Der Streit, den dieses neue Bild hervorrief, loderte in Frankfurt a. M. zur hellen Flamme auf. Die Administration des Städelschen Instituts kaufte das Bild ohne Zustimmung des Directors Philipp Veit für die Gemäldesammlung an, und Veit legte, in seinen katholischen Empfindungen aufs tiefste gekränkt, sein Amt nieder. Tiefer noch als seine religiösen mochten seine künstlerischen Anschauungen verletzt sein. Immer siegreicher drang der Colorismus und mit ihm als treuer Bundesgenosse der Realismus vor, und die große Menge jauchzte den neuen Sternen Beifall. Die alten gingen unter. Einsamer und einsamer ward es um das Triumvirat Cornelius, Overbeck und Veit, die da geglaubt hatten, mit ihrer titanischen Kraft der Welt eine neue Kunstanschauung und -auffassung aufzwingen und die Kunst zur ausschließlichen Dienerin der Religion machen zu können.

Zu Anfange des Jahres 1843 legte Veit sein Amt nieder, in demselben bedeutungsvollen Jahre, in welchem die beiden belgischen Bilder Gallaits „Abdankung Karls V.“ und de Bièfves „Kompromiß des niederländischen Adels“ ihre Runde durch Europa machten und überall und insbesondre in Deutschland eine gewaltige Revolution zu Gunsten des coloristischen Realismus hervorriefen. Wenn die heimischen Künstler nicht schon aus sich selbst heraus einen lebhaften Impuls erhalten hätten, die Kritik würde sie aus ihrem Schlendrian herausgetrieben haben, welche die belgischen Bilder als nachahmungswürdige Muster hinstellte. Lessing war wieder derjenige, der, allen voraus, der neuen Bewegung am nächsten stand. Während seine Genossen noch in den Banden einer sentimentalen Romantik gefesselt lagen, hatte er den Traum seiner Jugend schon

wieder abgeschüttelt und hatte sein festgefugtes Fahrzeug den stürmischen Wogen des Realismus anvertraut. Mehr oder minder schnell folgten die andern dem kühnen Piloten. Dieser war auf seinem zweiten Hußbilde von 1842 den Belgiern schon auf halbem Wege entgegengekommen. In acht Jahren, als die Huß-trilogie mit der großen Composition „Huß auf dem Scheiterhaufen“ ihren ergreifenden Abschluß fand, war Lessing in kühnem Fluge den Belgiern schon weit vorausgeeilt, indem er zugleich die Wege vorzeichnete, auf welchen sich die deutsche Historienmalerei, deren Mittelpunkt nunmehr München wurde, in den nächsten Decennien weiter entwickeln sollte.

Die Freunde, welche in Düsseldorf neben Lessing schufen, hatten inzwischen auch für ihren Ruhm gesorgt, wenn auch keiner von ihnen mit seinen Werken so lebhafte Discussionen hervorrief wie Lessing. Carl Sohn und Theodor Hildebrandt, welche schon in den dreißiger Jahren ein Lehramt an der Akademie übernahmen und dadurch auf die technische Ausbildung zahlreicher Schüler einen großen, bis in unsre Zeit hereinreichenden Einfluß gewannen, waren keine Historienmaler im eigentlichen Sinne. Ihr lyrisch-romantisches Naturell führte sie zur Poesie und zur Mythe: aus den Dichtern und Fabulisten schöpften sie ihre Inspirationen, denen sie mit Hilfe ihres glänzenden, saftigen Colorits eine gefällige, leicht faßliche Gestalt verliehen. Bei der Wahl ihrer Stoffe fragten sie nicht: Was ist malerisch? sondern: Was ist poetisch? was ist rührend? Tragisches Pathos war ihnen völlig versagt. So läßt selbst Hildebrandts berühmtes Bild „Die Söhne Eduards“ (1836), welches zu den Haupttreffern der ältern Düsseldorfer Schule gehört, das Tragische der Situation an und für sich gar nicht errathen. Wir sehen ein schlafendes Kinderpaar von lieblicher Schönheit anmuthig gruppirt auf einem Bette liegen. Selbst die Mörder scheinen durch diesen Anblick gerührt, und über die Rührung kommt auch die Stimmung des Beschauers nicht hinaus. Der stoffliche Reiz sicherte jedoch sowohl Hildebrandts Gemälden wie den Hauptwerken Sohns („Der Raub des Hylas,“ „Die beiden Leonoren,“ „Romeo und Julia“) eine große Popularität, die nur nicht lange vorhielt. Heute sind beide, wie die meisten ihrer Kunstgenossen, „historische Größen,“ die einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Düsseldorfer Schule einnehmen, die es aber nicht verstanden haben, auch nur einer einzigen ihrer Schöpfungen einen Theil von jener Lebenskraft einzuhauchen, welche die Jahrhunderte oder wenigstens die Jahrzehnte überdauert. Beide Künstler waren auch sehr geschätzt als Portraitmaler, Sohn als der erklärte Maler der Frauenwelt, immer geneigt zum Idealisiren, Hildebrandt kraftvoller und energischer und deshalb glücklicher im männlichen Bildniß. Sie kamen dem Zeitgeschmack sehr gefällig entgegen, und daraus erklärt sich ihr enormer Erfolg, den wir heute nicht

mehr recht verstehen. Portraitmaler von der universellen Bedeutung eines Holbein, Tizian, Rubens, van Dyk, Rembrandt, van der Helst sind sie bei weitem nicht. Was Müller von Königswinter im Ueberschwang der Begeisterung von Sohn schrieb: „Seine Gemälde werden aus unsrer Zeit in die Nachwelt leuchten, wie die Meister aus alten Tagen in unsre Gegenwart strahlen," ist schon heute, nach fünfundzwanzig Jahren, hinfällig. Gleichwohl werden diese Portraits einem Cultur- und Sittenhistoriker des neunzehnten Jahrhunderts ein werthvolles Material zur Beurtheilung von Stimmungen und Neigungen einer gewissen Gesellschaftsklasse in einem bestimmten Zeitabschnitt liefern. Es ist nicht uninteressant, aus einer großen Gruppe von zeitlich zusammengehörigen Bildnissen den „Pulsschlag der Zeit" herauszufühlen. Manches Räthsel, über welches uns die literarische Ueberlieferung im Unklaren läßt, kann auf diesem Wege gelöst werden.

Zu den sechs jungen Malern, welche Schadow aus Berlin nach Düsseldorf folgten, gehörten auch Christian Köhler, Heinrich Mücke und Julius Hübner. Köhler (1809—1861) war ein Maler so recht nach dem Herzen Schadows, indem er seine Stoffe fast ausschließlich der alttestamentlichen Geschichte entlehnte. Er ließ sich meist durch die heroischen Frauengestalten der Bibel begeistern, die er dann in einem bedeutsamen Momente darstellte. Mit seiner großartigen Auffassung harmonirte ein ernst gestimmtes Colorit, welches erst in seinen spätern Jahren durch die Einwirkung der Venezianer reicher und lebhafter wurde. „Mirjams Lobgesang bei dem Zuge der Juden durch das rothe Meer", „Die Auffindung Mosis", „Jakob und Rahel", „Semiramis während eines Aufstandes in Babylon" sind die bedeutendsten seiner Bilder. Köhler war von 1855 bis 1858 der Nachfolger Sohns in der akademischen Lehrthätigkeit und gehört insofern zu den Factoren, welche den gegenwärtigen Stand der Malerei in Düsseldorf vorbereitet haben. Heinrich Mückes Name ist weniger durch seine Fresken im Schlosse Heltorf und seinen Fries („Die Ausbreitung des Christenthums") im Rathhause zu Elberfeld, als durch seine von Engeln emporgetragene „Hl. Katharina" bekannt geworden, welche durch Stich, Lithographie und Photographie vervielfältigt worden ist. Auch er ist für die Geschichte der Düsseldorfer Malerei dadurch bedeutend geworden, daß er die Freskotechnik lebendig erhielt und fast alle Düsseldorfer Maler, die sich mit derselben befaßt haben, darin unterwies. Noch in den letzten Jahren hat der greise Künstler eine äußerst umfangreiche, friesartige Composition geschaffen, eine „Verherrlichung des Rheinstroms von der Quelle bis zur Mündung" in historischen Scenen. Julius Hübner endlich theilte seine Thätigkeit zwischen Bildern religiösen Inhalts und romantischen Darstellungen, die meist aus Dichtern entlehnt waren. Er war nur eine kurze Zeit mit der Düsseldorfer Schule in räumlichem Zusammenhang, zuerst von 1826 bis 1829, dann von 1833

bis 1839. In letzterm Jahre wurde er nach Dresden als Lehrer an die Kunstakademie berufen, wo er durch sein ausgezeichnetes Lehrtalent die Principien der Düsseldorfer Schule weiter verbreitete. Seinem ganzen künstlerischen Charakter nach war er eng mit Lessing verwandt. Auch bei ihm überwog die Reflexion die Phantasie: seine Werke sind mehr die Producte des kritischen Verstandes als die Offenbarungen des mühelos und frei schaffenden Genius. Diese Eigenschaft theilt er übrigens mit allen Historienmalern der ältern Düsseldorfer Schule. Die einzige Ausnahme macht Alfred Rethel, dessen gewaltiger Genius sich aber nicht an der Düsseldorfer Akademie, der er von 1829 bis 1837 angehörte, sondern erst unter Philipp Veits Einfluß in Frankfurt am Main entfaltete. Er hatte Düsseldorf verlassen, weil ihm das an der Akademie herrschende Streben nach specifisch coloristischer Wirkung nicht behagte. Für die Folgezeit erwies sich freilich dieser Bruch mit dem modernen Colorismus als nachtheilig. Die geniale Begabung Rethels, der übrigens das meiste sich selbst verdankt, entwickelte sich leider zu einseitig, als daß seine vollendet zurückgelassenen Schöpfungen den Eindruck vollkommener Harmonie machen könnten. Seine Fresken im Aachener Kaisersaale leiden unter dem harten und bunten Colorit; ihre großartige Erhabenheit, ihre monumentale Würde kann man nur aus den Cartons schätzen lernen, die als Mittel zum Zweck nach unsern Anschauungen doch wiederum keine Kunstwerke für sich selbst sind. Aber wenn er nur den grandiosen Aquarellencyklus „Hannibals Zug über die Alpen" geschaffen hätte, würden wir ihm doch den Ruhm des größten deutschen Historienmalers vindiciren, ihm einen Platz neben dem ihm in verschiednen Beziehungen congenialen Dürer anweisen müssen.

Hübner hat sich übrigens in dem letzten größern Werke, das er geschaffen, auch in der Wahl des Stoffes direct an Lessing angeschlossen. Fast zu gleicher Zeit mit den letztern bearbeitete er in einer figurenreichen Composition denselben Stoff „Luthers Disputation mit Dr. Eck in Leipzig" (vollendet 1866). Beide Künstler schlossen damit ihre Thätigkeit als Historienmaler ab, Hübner, weil ihn seine Lehrthätigkeit in Anspruch nahm und weil ihn außerdem kunsthistorische Studien beschäftigten, die er seit 1871 als Director der Dresdner Gemäldegalerie auch praktisch verwerthen konnte, Lessing, weil er vielleicht einsah, daß der Kreislauf der Düsseldorfer Historienmalerei ein für alle Mal abgeschlossen war.

Mit Julius Hübner ist der Name Eduard Bendemanns eng verknüpft, welcher unter der Leitung Hübners, der seine Schwester geheirathet hatte, die ersten Schritte zur Kunst that. Als sechzehnjähriger Jüngling kam er 1827 nach Düsseldorf, wo er seine Studien mit solchem Erfolge fortsetzte, daß er, unterstützt durch die Eindrücke einer italienischen Reise, schon 1832 ein Bild schaffen konnte, welches ihm mit einem Schlage einen Platz unter den ersten Düsseldorfer Malern

eroberte: „Die trauernden Juden im Exil“. Wie Lessings „Trauerndes Königspaar“, gehört dieses Bild, welches durch den Stich eine weite Verbreitung fand und gegenwärtig im Besitze des Kölner Museums ist, zu denjenigen Schöpfungen, die der ältern Düsseldorfer Schule die Signatur aufdrückten. Ein Historienbild im eigentlichen Sinne ist es ebensowenig wie Hildebrandts „Söhne Eduards“. Daß die Gruppe der Gestalten mit elegisch-contemplativem Gesichtsausdruck die Symbole eines nationalen Unglücks sein sollen, daß sie die überlebenden Zeugen einer gewaltigen Katastrophe, eines furchtbaren Vernichtungskampfes sind, empfindet man vor diesen „Trauerweiden“ nicht. Auch hier ist wieder das Rührende oder das Traurige mit dem Tragischen verwechselt. Dasselbe gilt von dem „Jeremias auf den Trümmern Jerusalems“ (1834), welcher nicht minder populär wurde, und von Bendemanns letzter großen Composition „Jeremias beim Falle Jerusalems“ (1872, in der Berliner Nationalgalerie). Auf beiden Bildern hat der contemplative Zug so stark das Uebergewicht, daß alles übrige dahinter zurücktritt. Das Thema ist also wieder kein rein malerisches; es kam dem Maler vielmehr darauf an, einen geschichtsphilophischen Gedanken durch eine Figur zum Ausdruck zu bringen. Auf dem zweiten der oben genannten Bilder zittern wenigstens noch die Reflexe der Katastrophe nach: man sieht den babylonischen König mit seinem beutebeladnen Heere im Triumph davonziehen und auf der andern Seite die unglücklichen Bewohner Jerusalems, welche die rauchenden Trümmer ihrer Heimat verlassen. Aus Ursache und Wirkung läßt sich also noch die Gemüthsstimmung der Hauptfigur im Vordergrunde erklären. Wo ein solcher Commentar aber fehlt, muß der Gesammteindruck dieser und ähnlicher Gemälde ein ästhetisch durchaus unbefriedigender sein. Adolf Schrödter, der geniale Humorist, verspottete deshalb nicht bloß diese ganze Gattung von Bildern, indem er 1832, also noch in ihrer höchsten Blüthezeit, seine „Trauernden Lohgeber“ malte, sondern er lieferte zugleich eine treffende Kritik dieser fragwürdigen Elegieen, indem er nicht vergaß, die Ursache ihrer Trauer, die fortschwimmenden Felle, mit zu malen.

Lessing hatte sich, wie schon erwähnt, von dieser larmoyanten Richtung am ehesten befreit. Während um ihn her noch alles klagte und weinte oder sich in stummem, unverstandenem oder unverständlichem Schmerz verzehrte, war er zu den großen Dramen der Weltgeschichte emporgestiegen. Obwohl als Historienmaler mehr reflectirend als aus innerm Impuls schaffend, war er doch eine dramatisch angelegte Natur, was sich selbst in seinen Leidenschaften offenbarte. Wenn er nicht den Kampf der Elemente, Sturm, Gewitter und Feuersbrunst, selbst darstellte, so zeigte er das Walten der zerstörenden Kräfte in ihren Folgen: einen Wald, in welchem kurz vorher ein Sturm gewüthet, eine Brandruine oder eine andre Spur, welche von einem erschütternden Vorgange erzählt.

Schüler im eigentlichen Sinne hat Lessing niemals herangebildet, er hat eben nur durch sein Beispiel gewirkt. Emanuel Leutze, der Deutsch-Amerikaner, ist vielleicht der einzige Maler gewesen, der in so enge Beziehungen zu ihm trat, daß man etwa von einem Lehrverhältnisse sprechen könnte. Und dieser Künstler war zugleich der einzige unter den Düsseldorfer Historienmalern, welcher von der Natur mit einer so lebhaften, so glänzenden Phantasie begabt war, daß er dramatische Aufgaben im Sinne Lessings zu lösen vermochte. Wenn er sich nur auch an der Gewissenhaftigkeit und Sorgsamkeit Lessings ein Beispiel genommen hätte! Aber die Leichtigkeit des Schaffens verleitete ihn zu einer überhasteten Production, die schließlich amerikanische Dimensionen annahm. Lessings künstlerischer Nachlaß hat uns ein wahrhaft rührendes Bild von dem eisernen Fleiß entworfen, mit welchem er seiner spröden Natur zu Hilfe kam. Wir haben da sehen können, wie sich die ersten Gedanken zunächst zum Carton consolidirten, wie dann jede Figur in der Bewegung, in der Position, welche sie später im Gemälde einnehmen sollte, aufs sorgfältigste mit schwarzer und weißer Kreide auf blaues Papier gezeichnet und nach solchen gründlichen Vorstudien erst an die Ausführung in Oel gegangen wurde. Man wird deshalb auf einem Lessingschen Bilde niemals einer Flüchtigkeit, einem Verstoß gegen Zeichnung und Formgebung begegnen. Diese fast pedantische, aber nicht hoch genug zu schätzende Gründlichkeit war überhaupt ein Hauptcharakterzug der ältern Düsseldorfer Schule. So hat z. B. auch der Nachlaß Theodor Hildebrandts gezeigt, mit welcher Gewissenhaftigkeit der Künstler zu Werke ging, wie er die Figuren seiner historischen Gemälde in der beabsichtigten Stellung, ganz wie es Raffael gethan hatte, erst nackt nach der Natur malte, um sich die Bewegungsmotive nur recht klar zu machen. Leutzes Schnellmalerei erlaubte keine so langwierigen Experimente. Sein glänzendes, kräftig leuchtendes Colorit verleitete ihn, die Wirkung seiner Gemälde allein in der malerischen Ausführung zu suchen, und so legte er auf die Zeichnung ein geringeres Gewicht. Die kühne Conception und das dramatische Feuer seiner Compositionen sicherte ihnen ohnehin den Erfolg, der übrigens bei seinen amerikanischen Landsleuten schon durch die Wahl der Stoffe im Voraus bedingt wurde. Leutze hatte den unschätzbaren Vortheil, sich für seine Historiengemälde ein noch ganz jungfräuliches Gebiet der Geschichte erschließen zu dürfen. Der nordamerikanische Freiheitskampf fand durch ihn zuerst eine künstlerische Verherrlichung, und der Enthusiasmus, mit welchem er seine Aufgabe erfaßte und durchführte, fand einen so lebhaften Widerhall, daß man die etwas decorative Behandlung seiner großen Gemälde über dem blendenden Effecte des ersten Eindrucks übersah. „Washingtons Uebergang über den Delaware," das bedeutendste seiner Bilder aus der amerikanischen Geschichte, ist in Deutschland geblieben; erst eine Wiederholung ging nach Amerika.

Wenn wir heute, also kam dreißig Jahre nach seiner Entstehung, vor das Bild in der Kunsthalle in Bremen treten, vermögen wir kaum noch etwas von der Begeisterung zu empfinden, welche das Bild bei seinem Erscheinen entflammt hat. Wir erkennen wohl auch heute noch das Packende der Situation, die Lebendigkeit und Wahrheit in der Charakteristik an; aber dem Ganzen haftet doch auch etwas oberflächliches, etwas theatralisches an, und die Farbe vollends ist von einer gewissen gläsernen Härte nicht freizusprechen. Der Colorismus hat so rapide Fortschritte gemacht, daß uns Gemälde, welche vor einem Menschenalter als Farbenwunder angestaunt wurden, heute fast wie Incunabeln vorkommen. Vielleicht hat auch der Stoff für uns einen geringern Reiz, seit unser eignes Leben wieder einen nationalen Inhalt gewonnen hat, seitdem unvergleichliche Großthaten unsres eignen Volkes uns spröder und unempfänglicher gegen die Bewunderung fremder gemacht, seitdem auch wir erkannt haben, daß das beste, was wir von der Geschichte haben, die Begeisterung ist, die sie uns einflößt, daß aber der Quell dieser Begeisterung nirgends reiner entströmt als aus der eignen Volksgeschichte. Vielleicht hat gerade diese Erkenntniß das meiste zum Verfall der Historienmalerei beigetragen, die in Deutschland nur so lange blühen konnte, als wir unser Sehnen durch die Zuflucht in die Vergangenheit stillen mußten.

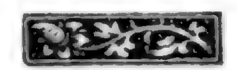
Eine kurze Nachblüthe erlebte die Düsseldorfer Historienmalerei noch in Berlin, wohin sie durch Julius Schrader geführt wurde, der ihr jedoch zunächst durch starke Anlehnung an die Belgier, dann durch stetes Fortschreiten mit der modernen coloristischen Bewegung neues Leben einhauchte. Bleibtreu, der Schlachtenmaler, ist auch ein Zögling der Düsseldorfer Akademie. In seinen Schlacht- und Kampfgemälden lebt ein echt historischer Geist, eine große Auffassung und eine starke dramatische Kraft. Diese drei Momente erinnern noch an die Traditionen der Düsseldorfer Schule. Im Colorit und in der Composition erweist sich Bleibtreu jedoch völlig als ein Sohn der neuesten Zeit, welchem die Lösung der schwersten coloristischen Probleme durchaus geläufig ist. Am engsten ist noch Otto Knille, ein Schüler von Sohn, Hildebrand und Schadow, mit den ältern Düsseldorfern verwandt. Aber auch er weiß einen Glanz der Palette zu entfalten, von dem man vor zwanzig Jahren in Düsseldorf noch keine Ahnung hatte.

In dem Grade wie die Geschichtsmalerei allmählich von ihrem Gipfel herabstieg, erhob die Landschaftsmalerei ihr Haupt, bis sie schließlich zu einem starken, weitästigen Baum heranwuchs. Als Schadow nach Düsseldorf kam, dachte er natürlich nicht daran, eine Landschaftsklasse einzurichten. Lessing, der einzige Landschafter, sollte zur Historienmalerei angehalten werden, und im übrigen lag kein Bedürfniß vor. Aber der mächtige Drang, der Lessing zur Landschafts-

malerei führte, ließ sich nicht zurückhalten, und während er neben dem Studium der Historienmalerei seinem ursprünglichen Berufe wieder folgte, brachte er zugleich den Keim zur Entwicklung, der in dem Herzen eines andern jungen Akademikers schlummerte, welcher gleichfalls unter Schadows Leitung die Anfangsgründe der Geschichtsmalerei studirte. Durch Lessings Beispiel und Anregung erkannte Johann Wilhelm Schirmer, daß die Landschaftsmalerei sein Beruf sei, und so ist Lessing auch als der Vater der Düsseldorfer Landschaftsmalerei anzusehen. Schirmer erzählt über diese Wandlung in seinen autobiographischen Aufzeichnungen, welche manches werthvolle Material zur Geschichte der Jahre 1825—1828 in Düsseldorf enthalten, folgendes: „In dieser Zeit (Ende 1826) fühlte ich mich zu Hause immermehr zur Landschaftsmalerei hingezogen ... Dazu kam, daß Lessings landschaftliche Zeichnungen mich ganz außerordentlich ansprachen ... Eigentlich erfuhr ich erst jetzt, daß man als Künstler ebenso gut berechtigt wäre, seine Existenz in der Landschafts-, wie in der Historien- und Genremalerei zu suchen. Lessing, der als ein außergewöhnliches Talent für Beides geschaffen, könne schon jetzt bloß als Landschaftsmaler einer der berühmtesten Künstler genannt werden ... Das war nun einerseits alles recht gut, aber wie sollte ich es um Gottes Willen anfangen, Landschaftsmalerei zu studiren? Es existirte ja kein Lehrer hierzu. Schadow sagte selbst, er verstünde nichts davon ... Da kam mir Schadow selbst entgegen mit dem Wunsch, ich möchte ihm doch mal meine Landschaften zeigen; als ich ihm darauf meine Versuche vorlegte, gefielen ihm dieselben nicht allein recht gut, sondern er äußerte gleich auch den Wunsch, eines der Blätter gemalt zu sehen. Ich sollte es nur frisch versuchen; wenn ich stecken bliebe, würde mir Lessings Rath schon von Nutzen sein; er müßte sich sehr irren, wenn ich nicht dermaleinst ein Ruysdael würde." Schadows Voraussicht hat sich erfüllt. Sowohl in seiner ersten Periode, in welcher Schirmer der Natur mit warmer Empfänglichkeit gegenüberstand und sich namentlich in der Schilderung des deutschen Waldes auszeichnete, als in seiner zweiten, deren Schöpfungen mehr auf Licht- und Tonwirkungen ausgehen, hatte er manche Eigenthümlichkeiten aufzuweisen, die an den großen niederländischen Meister, welchen sich schon Lessing zum Vorbilde genommen hatte, erinnerten. Unter Lessings Leitung machte Schirmer seine ersten Naturstudien, und zwar auf Ausflügen in die Umgebung Düsseldorfs, die er später in die Eifel ausdehnte. So sammelte er Material für sein erstes Bild, einen „Deutschen Urwald," mit dessen Idee er sich schon längere Zeit getragen hatte. Nachdem er zuerst einen Carton gezeichnet, machte er sich an die Ausführung des sechs Fuß breiten und vier Fuß hohen Bildes, welche ihm in überraschend kurzer Zeit (im Frühjahr 1828) gelang. Er hatte das Glück, das Bild noch auf der Staffelei zu

verkaufen, und als es bei seiner Ausstellung in Berlin auch die Anerkennung der dortigen Kritik fand, sah Schirmer mit glücklicher Zuversicht seiner künstlerischen Zukunft entgegen.

Bald trafen in Düsseldorf noch andre junge Künstler ein, welche Landschaftsmaler werden wollten, und auf Schadows Wunsch nahm sich Schirmer dieser Anfänger an, denen ein besondrer Saal eingeräumt wurde. Die ersten, die sich dort zusammenfanden, waren Arnold, Schulten, Pose, Kappel, Heunert und Funk. Ihnen gesellte sich später noch Andreas Achenbach bei. So entstand aus bescheidnen Anfängen die Landschaftsclasse der Düsseldorfer Akademie, aus der eine lange Reihe ausgezeichneter Talente hervorgehen sollte. 1834 wurde Schirmer zum Hilfslehrer an derselben bestellt und 1839 übernahm er definitiv ihre Leitung als Professor der Landschaftsmalerei, die damit als den übrigen Fächern ebenbürtig anerkannt wurde.



Der größte religiöse Volksredner Englands.

Eins der wichtigsten Ereignisse des vorigen Jahrhunderts bildete für die englisch redende Welt die religiöse Revolution, welche durch das Auftreten Wesleys und Whitefields hervorgerufen wurde. Die Gründung des Methodismus, einer mächtigen und lebensvollen Secte, die sich über beide Erdhälften ausdehnt und gegenwärtig über zwölf Millionen Anhänger zählt, war nur eine von den Folgen dieser Revolution; denn die letztere übte auch tiefen und bleibenden Einfluß auf den Geist der englischen Staatskirche, auf die Summe und Vertheilung der ethischen Kräfte der Nation und selbst auf den Gang der politischen Geschichte Englands aus. Vortrefflich hat dies alles Lecky in seiner vor kurzem (Leipzig und Heidelberg, Winter, 1880) in deutscher Uebersetzung erschienenen Entstehungsgeschichte und Charakteristik des Methodismus nachgewiesen, der wir im folgenden einige Grundgedanken sowie die Charakterbilder der genannten beiden Hauptapostel jener gewaltigen „Seelenerweckung“ entnehmen.

Die Theologie war im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts in England vorherrschend Morallehre, vor welcher das Dogma und ebenso alle starken ge-

müthlichen Regungen in den Hintergrund traten. Das Christenthum sollte wenig mehr sein als eine historisch beglaubigte und mit Hinweisen auf jenseitige Belohnung und Bestrafung ausgestattete Naturreligion. Die Geistlichen bemühten sich, in die geselligen und häuslichen Kreise einen höhern Ton zu bringen, die Menschen in ihrem Berufe thätig, in ihren Genüssen mäßig, gegen die Armen mildthätig und in allen Lebensverhältnissen pflichtgetreu und wahrhaftig zu machen. Die menschliche Natur war ihnen allerdings unvollkommen, aber im wesentlichen gut, Nüchternheit und Verständigkeit galten als Cardinaltugenden, alles, was sich an die Empfindung wandte, und jede Art von Schwärmerei wurden mit Ungunst behandelt. Eine Lebensweise, die hienieden glücklich machte, erschien als geeignet, auch die jenseitige Seligkeit zu sichern. Die christliche Wahrheit endlich wurde als völlig bedingt durch eine Kette von Zeugnissen und Schlüssen angesehen, die sich von der für Geschichte und anderes Wissen erforderlichen nicht erheblich unterschied.

Eine Theologie wie die geschilderte wirkte zwar mancherlei Gutes, ließ aber gerade einige der stärksten Bedürfnisse der englischen Nation unbefriedigt, indem sie von gewissen Lehren, die es mit dem Gemüth und der Empfindung zu thun haben, so gut wie ganz absah. Die von den Kanzeln verlesenen nüchternen Abhandlungen mochten den moralischen Geschmack bilden und rationelle Beweggründe für die Tugend an die Hand geben, aber nur selten riefen sie starke Hoffnung und Furcht oder warme Liebe hervor, und niemals konnten sie den Charakter umbilden und Verlorne auf bessere Wege bringen. Dieser Mangel wurde erst durch den Methodismus beseitigt. Die mächtigen Erfolge des letztern, vorzüglich unter den niedern Volksklassen, schreiben sich vor allem davon her, daß er die Lehre von der Verderbtheit der Menschennatur, von der stellvertretenden Genugthuung Christi, von der unbedingten Nothwendigkeit einer Wiedergeburt, eines festen, hingebenden Glaubens und einer stetigen stützenden und tragenden Einwirkung des göttlichen Geistes auf das Gemüth des Gläubigen als die wesentlichsten und wirksamsten Theile des Christenthums ansah und darnach in seinen Predigten verfuhr.

Die methodistische Bewegung nahm ihren Ursprung in einem Conventikel von Oxforder Studenten, der sich von 1729 bis 1735 zum Zwecke gegenseitiger Besserung zu versammeln pflegte. Man communicirte allwöchentlich, fastete fleißig, las und erörterte gemeinschaftlich die Bibel, mied Luxus und Vergnügungen und besuchte Kranke und Gefangne. Die Seele dieser Gesellschaft war John Wesley, der Sohn eines Oberpfarrers zu Epworth in Lincolnshire, eines fleißigen und pflichtgetreuen Geistlichen, der aber bei seiner Gemeinde wenig Glück hatte und allmählich in pecuniäre Bedrängniß gerieth. Bedeutender war Wesleys Mutter,

eine geistig hochbegabte, fromme, originelle und etwas strenge Frau. Das Familienleben war kein glückliches, von den Kindern starben mehrere frühzeitig, der Vater versank zuletzt in Schulden; als John Wesley sechs Jahre alt war, brannte das Pfarrhaus nieder, wobei das Kind beinahe in den Flammen umgekommen wäre und nur durch wunderbares Eingreifen der Vorsehung gerettet wurde. Später nach Oxford geschickt, zeichnete sich der nun dreiundzwanzigjährige Jüngling bald durch die Stärke seiner Logik, durch rastlosen Fleiß und vor allem durch die Energie seines Charakters aus. Als er sich auf seine Ordination vorbereitete, fühlte er sich lebhaft religiös erregt, indem ihn die verdammenden Sätze im Athanasiischen Glaubensbekenntnisse und Zweifel über die Vereinbarkeit der Artikel mit seinen eigenen arminianischen Ansichten beunruhigten. Großen Einfluß auf ihn hatte die „Nachfolge Christi“ von Thomas a Kempis. Sein Leben auf der Universität war überaus streng; er stand jeden Morgen um 4 Uhr auf, er fastete so oft, daß es seiner Gesundheit schadete, er ließ sich nicht frisiren, um das hierdurch ersparte Geld den Armen geben zu können, er weigerte sich, die Besuche, die er erhielt, zu erwiedern, um so alle unnütze Unterhaltung zu vermeiden. Neben ihm spielte in der Gesellschaft sein Bruder Charles eine Rolle, eine sanfte, liebenswürdige und poetisch angehauchte Natur und der spätere Lieblingsdichter der Methodisten. Ferner war da James Hervey, ein großer Meister in schwülstiger Rhetorik, die für halbgebildete Geister eine ungemeine Anziehungskraft hat, so daß seine „Meditationen“ und sein „Theron und Aspasio“ zu den populärsten Büchern des achtzehnten Jahrhunderts gehörten. Endlich waltete hier George Whitefield, später der größte Kanzelredner Englands. Derselbe war der Sohn eines Gastwirths in Gloucester, welcher frühzeitig starb. Als Knabe zeichnete er sich abwechselnd durch tolle Streiche und seltsame Ausbrüche religiösen Eifers aus. Er stahl seiner Mutter Geld, um es den Armen zu geben. Schon früh äußerte er die Absicht, das Evangelium zu predigen, aber er war der Schrecken der Dissenter-Geistlichen in der Nachbarschaft, deren gottesdienstliche Functionen er lächerlich zu machen pflegte. Er schaffte sich Andachtsbücher an, las viel in der Bibel, war aber zugleich ein leidenschaftlicher Liebhaber des Kartenspiels, der Romanlectüre und des Theaters, ja er schrieb selbst Stücke und spielte weibliche Rollen. Da seine Mutter arm war, konnte er nur als Famulus nach Oxford gehen. Hier entzündete sich an der „Nachfolge Christi“ und Laws Erbauungsschriften seine Frömmigkeit zur Flamme, und aus einem Buche mit dem Titel: „Das Leben Gottes in der Menschenseele“ schöpfte er zuerst seine Ueberzeugung von jenem Dogma freier Gnadenwahl, dessen Vortrag er sich später zur Lebensaufgabe machte. Vorher war seine religiöse Anschauung eine trübe und finstere. Er wählte stets die

schlechteste Nahrung, fastete zweimal wöchentlich, trug geflickte Kleider und war Paroxysmen krankhafter Andacht unterworfen. Stundenlang lag er mitten in der Nacht auf dem Erdboden im Christ Church Park ausgestreckt, bis seine Hände vor Kälte blau wurden. Einmal trieb er in den Fasten die Enthaltsamkeit so weit, daß er, als die Passionswoche herankam, kaum Kraft genug behalten hatte, sich die Treppe hinaufzuschleppen, und daß sein Gedächtniß gelitten hatte.

1753 zerstreute sich die Gesellschaft in Oxford, und bald darauf gingen die Wesleys nach der neuen Colonie Georgien, wo John als Geistlicher der Ansiedler von Savannah thätig war. Auf dem Wege dahin hatte er die Bekanntschaft von mährischen Brüdern gemacht, was auf ihn tiefen Einfluß übte. Im übrigen ist aus dieser Zeit nicht viel zu sagen. Er war ein Mann, dem die Religion einziger Lebenszweck war, der um ihretwillen jede Gefahr und jedes Ungemach über sich zu ergehen gewillt war, und der ihr alle Energie seines Willens und alle Kraft seines Verstandes widmete. Seine Aufrichtigkeit, seine tiefe, glühende Frömmigkeit und seine grenzenlose Thätigkeit lassen sich nicht in Abrede stellen. Dennoch war er mit diesen Eigenschaften kein liebenswürdiger Mann. Er war hart, peinlich, herrisch und in gewissem Sinne auch selbstsüchtig. Er war ferner ein Hochkirchenmann, voll von überspannten Begriffen über Kirchenzucht, erpicht darauf, veraltete Vorschriften wieder geltend zu machen, und entschlossen, ungebildeten Colonisten die strengsten ritualistischen Bräuche aufzudrängen. Die Folge war, daß er sehr unbeliebt wurde und nach etwa zwei Jahren nach England zurückkehren mußte. Er fühlte sich kränklich und war in sehr gedrückter Stimmung. Umsonst verdoppelte er seine Kasteiungen und seinen Lehreifer, er blieb von Zweifeln gequält, ob er auf dem rechten Wege sei.

In dieser Gemüthsverfassung machte er die Bekanntschaft Peter Böhlers, eines Lehrers der mährischen Brüdergemeinde, der großen Einfluß auf ihn gewann, indem er ihn zuerst mit der Gestalt der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben vertraut machte, die Wesley später als Fundamentalsatz des Christenthums betrachtete. Durch Böhler lernte er zuerst glauben, daß jeder, gleichviel wie moralisch, wie fromm, wie orthodox er sei, sich im Zustande der Verdammniß befinde, bis ihm durch einen übernatürlichen und sich plötzlich vollziehenden Proceß die Ueberzeugung aufgehe, daß das Opfer Christi auch seine Sünden gesühnt habe, und daß dieser „rettende Glaube“ mit vollständiger Herrschaft über die Sünde untrennbar verbunden sei. Die Früchte dieser Ueberzeugung oder Erleuchtung seien „beständiger Friede, nicht ein unruhiger Gedanke, Freiheit von Sünde, nicht ein unheiliges Verlangen.“ Enthaltung vom Bösen und Uebung des Guten können diesem Glauben vorangehen, aber gute Werke im theologischen Sinne des Ausdrucks haben ihn zur Voraussetzung und Quelle. Böhler wies

Wesley nach, daß es ihm an jenem übernatürlichen Glauben noch gebreche, und erschütterte ihn dadurch so sehr, daß er sich des Predigens enthalten wollte, wovon jener ihm jedoch abrieth, indem er sagte: „Predige den Glauben, bis du ihn hast, dann wirst du ihn predigen, weil du ihn hast.“ Wesley that darnach. Er verkündete die neue Lehre mit leidenschaftlicher Gluth den Verbrechern in den Gefängnissen, den Reisenden auf der Landstraße u. a., und endlich wich die Wolke von ihm.

Am 24. Mai 1738 in der Frühe öffnete er nach seiner Gewohnheit die Bibel aufs Gerathewohl, um nach einer göttlichen Führung zu suchen, und sein Blick fiel auf die Worte 2. Petri 1, 4: „Durch welche uns die theuren und allergrößten Verheißungen geschenkt sind, daß ihr . . . theilhaftig werdet der göttlichen Natur.“ Ehe er das Haus verließ, befragte er das Orakel nochmals, und die Stelle, die er nun las, lautete: „Du bist nicht fern vom Reiche Gottes.“ Ueber das nun folgende berichte er selbst. „Am Abende ging ich sehr wider meinen Willen in eine Gesellschaft in Aldersgate Street, wo jemand Luthers Vorrede zum Römerbriefe vorlas. Etwa ein Viertel vor neun, als die Veränderung geschildert wurde, die Gott durch den Glauben an Christum in der Seele bewirkt, fühlte ich mein Herz seltsam erwärmt, empfand ich, daß ich auf Christum und ihn allein für mein Seelenheil vertraute, und es wurde mir die Zuversicht, daß er meine Sünden hinweggenommen und mich vom Gesetze der Sünde und des Todes errettet hatte. Ich fing an, mit aller Macht für die zu beten, die mich besonders übel behandelt und verfolgt hatten. Sodann bezeugte ich offen vor allen, was ich jetzt in meinem Herzen empfand.“

Schilderungen dieser Art sind im Leben religiöser Enthusiasten nichts seltnes. Man darf aber behaupten, daß der hier erzählte Vorgang eine Epoche in der englischen Geschichte bildet. Kurz vorher war Charles Wesley, ebenfalls unter Böhlers Einfluß, durch eine ähnliche Wandlung hindurchgegangen, und noch früher hatte Whitefield, der sich jetzt in Georgien befand, mit großem Eifer die Rechtfertigung durch den Glauben sowie die Wiedergeburt gepredigt, aber ohne die gefährliche Lehre von der Vollkommenheit der Erleuchteten anzunehmen. Unmittelbar nach jenem 24. Mai unternahm John Wesley eine Pilgerfahrt nach Herrnhut, um das, was er jetzt als den reinsten Typus der christlichen Kirche ansah, an der Quelle zu studiren. Er kehrte mit Einwendungen gegen mancherlei zurück, aber mehr als je von seiner Lehre überzeugt, und mehr als je entschlossen, sein Leben auf ihre Verbreitung zu verwenden.

Im Laufe des Jahres 1738 hatten sich die Hauptelemente der Bewegung schon zu organisiren begonnen. Whitefield war aus Amerika zurückgekehrt. Charles Wesley predigte mit außerordentlichem Erfolge den Gefangnen in Newgate und

den Gemeinden, in denen man ihm die Kanzel nicht verschloß. Methodistische Gesellschaften thaten sich zusammen, um eine Kirche innerhalb der Kirche zu bilden, eine Pflanzstätte inbrünstigerer Frömmigkeit, einen Mittelpunkt strengerer Zucht und energischerer Propaganda, als in den großen Religionsgemeinschaften zu finden war. Die Mitglieder dieser Vereine verbrachten bisweilen fast die ganze Nacht mit leidenschaftlichen Andachtsübungen und unterwarfen sich völlig einer geistlichen Tyrannei, die sie zwang, wöchentlich zusammenzukommen, um ein umständliches Bekenntniß jedes von ihnen begangnen Fehltritts abzulegen und sich einem Verhör über alle ihre Gedanken, Worte und Handlungen zu unterziehen.

Von nun an wurden die Führer der Bewegung die eifrigsten Missionäre. Ohne bestimmte Sprengel wanderten sie von Ort zu Ort, um die Welt über das, was ihr fehlte und frommte, aufzuklären, und bald erweckten sie ebenso leidenschaftliche Begeisterung als bittern Haß. Den gewöhnlichen Geistlichen machten sie sich durch ihr ungewöhnliches Wesen in Ton und Stil und durch das regelwidrige Auftreten, mit dem sie eine bis dahin fast unerhörte Auffassung des Christenthums vortrugen, verhaßt. Der methodistische Prediger sprach wie zu Heiden, er bat den Geistlichen, ihm seine Kanzel einzuräumen, damit er die Pfarrkinder im wahren Evangelium unterweisen könne. Die Predigten jener Zeit wurden abgelesen und hatten eine kalte, vornehm steife Fassung. Die neuen Prediger sprachen aus dem Stegreife und mit höchster Inbrunst in Sprache und Geberde, und so wurde die Liebe zur Ordnung, zum Herkommen, zum Decorum, dieses stärkste Gefühl der staatskirchlichen Pfarrer, hart angetastet. Die regelmäßigen Zuhörer fanden sich durch eine aufgeregte Menge verdrängt, die vorher niemals innerhalb der Kirchenmauern zu erblicken gewesen war. Der übliche ruhige Gottesdienst wurde durch heftigen Enthusiasmus oder laute Opposition, durch hysterische Ausbrüche von Reue, Angst oder Andacht gestört, und wenn der Missionär das Kirchspiel wieder verlassen, blieben häufig Spannung, Aufgeregtheit und Spaltung zurück.

So kann es nicht befremden, wenn noch vor Ende des Jahres 1738 die Führer der Methodisten von den meisten Kanzeln ausgeschlossen waren. Sie ließen sich aber dadurch nicht abhalten, die Lehre von der Wiedergeburt weiter zu verbreiten; denn ging es nicht unter dem Schalldeckel der Kanzel, so ging es unter dem Himmelsdache auf freiem Felde. Den Anfang damit machte Whitefield, Anlaß bot der traurige Zustand der Kohlengräber von Kingswood bei Bristol, die in brutalste Unwissenheit und Lasterhaftigkeit versunken waren. Zu ihnen an ihren eignen Aufenthaltsstätten zu sprechen, war ein kühner Entschluß; denn die Predigt unter freiem Himmel war damals völlig unbekannt, und es bedurfte eines nicht gewöhnlichen Muthes, aller unvermeidlichen übeln Nachrede

und Verhöhnung Trotz zu bieten. Whitefield hatte jedoch Vertrauen auf seine Sache und seine Kraft. Er trat auf den Abhang eines Hügels und redete mit gewohntem Feuer zu einem staunenden Haufen von etwa 200 Bergleuten über die ersten Sätze der Bergpredigt. Der Ruf seiner Beredsamkeit verbreitete sich, und in der Folge waren fünf-, zehn-, ja zwanzigtausend Menschen bei seinen Ansprachen zugegen. Es war im Februar, aber die Wintersonne schien in voller Klarheit. Die Feldwege waren mit den Equipagen wohlhabender Bürger von Bristol bedeckt, welche die Neugier hergeführt hatte. Bäume und Hüttendächer trugen Zuhörer geringern Standes, die weite Ebne war schwarz von dicht aneinander gedrängten Menschen. Die gewaltige Stimme des Predigers droben drang mit ergreifendem Klange bis an die äußersten Säume des Gedränges. Die Neuheit des Anlasses und der Scene, das Contagiöse, was die innere Bewegung einer großen Menge hat, ein tiefes Gefühl für den Zustand seiner Zuhörer und das Bewußtsein der entscheidenden Bedeutung seines Schrittes steigerten seine Beredsamkeit. Die Masse war wie elektrisirt. Eine Zeit lang lauschte sie regungslos seinen Worten, dann sah man Thränen über ihre vom Kohlenstaube geschwärzten Wangen fließen, zuletzt verkündete lautes Schluchzen und Stöhnen, daß die harten Herzen schmolzen. Ein Feuer wurde unter ihnen entzündet, welches weiter und immer weiter loderte, und sich in wenigen Jahren über das ganze Land verbreitete.

Nur mit Mühe gewann Whitefield die Wesleys für diese neue Missionsthätigkeit, die gegen das Herkommen und das Decorum verstieß, und erst als sie über Ja und Nein geloost, gingen sie nach Kingswood, um Whitefield abzulösen, der nun erst eine mehrwöchentliche Rundreise durch das Land antrat und dann ungeheuren Massen des Londoner Pöbels zu Moorfields und auf Kensington Common predigte. Ungleich John Wesley, der seinen Eifer zu beherrschen wußte und immer große Vorliebe für logisches Verfahren zeigte, war Whitefield vorwiegend das Geschöpf innerer Bewegung. Er besaß wenig dialektische Fertigkeit, nur mäßige Kenntnisse, nicht viel Selbstbeherrschung und kein Organisationstalent. Aber ein eifrigerer, uneigennützigerer und liebenswürdigerer Geist als er ist schwer zu denken. Er lebte stets im Ausblick auf die Ewigkeit, und die einzige Leidenschaft seines Lebens war der Wunsch, Seelen zu retten. In den vierunddreißig Jahren seiner Wirksamkeit als Prediger hat er ca. 18000 Mal, also durchschnittlich zehnmal wöchentlich, öffentlich gesprochen, stets mit äußerster Lebendigkeit in Stimme und Geberde, oft im Freien und vor vielen Tausenden. Es gab Zeiten, wo er vierzig, ja sechzig Stunden die Woche predigte. Im Verlaufe seiner Missionsarbeit bereiste er fast jeden wichtigen Bezirk in England und Wales, zwölfmal durchzog er Schottland, dreimal besuchte er Irland, und

dreizehnmal fuhr er über den Atlantischen Ocean. Wenige Männer, welche durch die Umstände an die Spitze einer großen religiösen Bewegung gestellt wurden, sind durch die von ihnen erlebten Triumphe so wenig zu Stolz und Einbildung verführt oder durch die ihnen widerfahrnen Schmähungen und Verfolgungen so wenig erbittert worden wie er. Seine Fehler schrieben sich von überreizten Nerven und mangelhaftem Geschmacke her. Seine theologischen Ansichten führten ihn zur Beschränktheit im Urtheil, und seine erregbare Gemüthsart ließ ihn unbesonnen und mit Uebertreibung sprechen. Seine Briefe sind in empfindsamem, schwülstigem und ekstatischem Stile geschrieben, welcher mit Stoßseufzern, Fragesätzen und Bibelsprüchen überfüllt ist, in welchem die einfachsten Dinge in pathetischer Sprache behandelt werden, mit den innerlichsten Empfindungen Parade gemacht wird und die heiligsten Gegenstände und Namen mit plumper Vertraulichkeit behandelt sind. Wie profan seine Bilder werden konnten, zeigt die Stelle, wo er von Christus sagt, er sei „gleichsam im Zorne des Vaters gebraten, weshalb er mit Recht das Lamm Gottes genannt werde.“ Er liebte es sehr, der Welt von den Schwankungen seines Gefühls zu berichten: Heute schreibt er: „Ich habe einen Garten ganz nahe, wohin ich absonderlich gehe, um mit meinem Gotte zusammen zu sein und zu reden in der Kühle des Tages. Ich bin voll von der Fülle Gottes, ich bin häufig auf Golgatha und auf dem Berge Tabor. Mein Himmel hat wirklich begonnen, und ich weide mich am gemästeten Kalbe.“ Morgen wieder schildert er sich als einen „Wurm,“ einen „todten Hund,“ einen „Auswurf des Volkes.“ Alle diese Uebertreibungen sowie seine außerordentliche Geneigtheit zum Vergießen von Thränen riefen viel Spott hervor und ließen seine Aufrichtigkeit — freilich mit Unrecht — bezweifeln.

Bei alledem war er der größte Volksredner, den die englische Nation je gehabt hat. Seine Beredsamkeit hatte nichts von der keuschen Schönheit der Kanzelreden Bossuets, nichts von der dialektischen Kraft und der Originalität, die Chalmers auszeichneten. Gleichwohl übte er mit ihr nicht nur auf die Unwissenden und Lasterhaften eine unerhörte Gewalt aus, sondern bezauberte auch Hochgebildete, wie er sich denn die Bewunderung von Kritikern wie Hume und Franklin und von Rednern wie Bolingbroke und Chesterfield erzwang. Keiner hat je auf wundervollere Weise die Macht bethätigt, welche Gluth der Ueberzeugung und großes theatralisches Talent über die Gemüther aller Klassen haben, indem sie Worte, die in Wahrheit leerer Bombast sind, in die brennenden Farben majestätischer Beredsamkeit kleiden und apodiktischen Behauptungen wenigstens für den Augenblick mehr Gewicht verleihen als klarster Beweisführung. Dabei unterstützte ihn eine imposante Gestalt, ein glanzvolles Auge und eine gewaltige und doch zugleich melodische Stimme, die er mit ebensoviel Kunst verwendete wie das

Spiel seiner Geberden. Franklin erzählt, daß seine Rede von 30000 Menschen auf freiem Felde deutlich vernommen worden, und Garrik soll gesagt haben, Whitefield könne das Wort Mesopotamien in einer Weise aussprechen, die eine ganze Zuhörerschaft zu Thränen rühren müsse.

Zu diesen Gaben gesellten sich ein lebendiges, volksthümliches und bilderreiches Englisch und die Fähigkeit, Massen von Menschen mit der Inbrunst, die ihn beseelte, gleichsam anzustecken und wie mit einem unwiderstehlichen Strome niederzuwerfen. Seiner lebhaften Einbildungskraft standen immer Himmel und Hölle, Tod und Gericht wie mit Händen zu greifen vor Augen. Wenn er das Wort ergriff, war jeder Nerv bei ihm angespannt, und sein ganzer Körper zuckte von tiefster Erregung. Ein Zuhörer berichtete, nie habe er den einschneidenden Ton vergessen können, mit dem Whitefield einst den Gang seiner Bemerkungen, wie durch einen plötzlichen Gedanken überwältigt, unterbrach, indem er ausrief: „O meine Zuhörer, der Zorn, der kommen wird! Der Zorn, der kommen wird!" Die methodistischen Prediger hatten die Eigenthümlichkeit, ihren Ermahnungen häufig eine persönliche Wendung zu geben. Sie verfolgten den Zweck, durch Geberde und Blick und durch beständigen Gebrauch des Pronomens im Singular so zu sprechen, daß jeder einzelne in der Versammlung meinen mußte, der Redner habe es auf ihn allein abgesehen. Hierin war besonders Whitefield Meister, und er bediente sich dieser Kunst bisweilen in seltsamer Ausdehnung. Bei einer Gelegenheit bemerkte er in einem der vordern Kirchenstühle den Schauspieler Shuter, der damals in der Rolle Schwarms im „Schwärmer" viel von sich reden machte. Er wandte sich ihm plötzlich zu und rief: „Und auch du, armer Schwarm, der du soweit von Christus weggeschwärmt bist, o, laß ab von deinem Schwärmen und komme zu Jesus!"

Auch sonst fand Whitefield Gefallen an drastischen Wendungen, die, von einem gewöhnlichen Manne gebraucht, wie lächerliche und unerträgliche Gaukelei gewirkt haben würden, denen aber seine Darstellungsgabe immer einen außerordentlichen Eindruck sicherte. Einmal — so erzählt David Hume — redete er nach einer feierlichen Pause die Versammlung, wie folgt, an: „Der anwesende Engel steht eben im Begriffe, die Schwelle dieses Heiligthums zu verlassen und zum Himmel aufzusteigen. Und soll er aufsteigen und nicht die Kunde mitnehmen, daß mindestens ein Sünder unter dieser großen Menschenmasse von seinem Irrwege zurückgekommen ist?" Um diesem Ausrufe noch mehr Wirkung zu geben, stampfte der Redner mit dem Fuße, hob Hände und Augen gen Himmel und rief laut: „Halt, Gabriel, halt, ehe du in die heiligen Thore eintrittst, nimm noch die Kunde von einem zu Gott bekehrten Sünder mit dir!" „Diese Anrede war," wie Hume hinzufügt, „von so lebendigem und doch so natürlichem Ge-

berdenspiel begleitet, daß sie alles übertraf, was ich je bei irgend einem andern Prediger sah oder hörte.“ Gern schilderte Whitefield die Verleugnung des Herrn durch Petrus, und wenn er an die Stelle kam, wo der Apostel hinausgeht und bitterlich weint, so hatte er immer in seinem Rocke eine Falte bereit, um sein Gesicht darin zu bergen. Zuweilen besuchte er die Gerichtshöfe und brachte dann die Scene der Urtheilsfällung auf die Kanzel. Die Augen voll Thränen und mit einer vor Mitleid bebenden Stimme begann er nach einer kurzen Pause: „Ich werde nun die schwarze Kappe aufsetzen. Sünder, ich muß es thun. Ich muß den Spruch über dich fällen.“ Darauf wechselte er den Ton und donnerte über die eingeschreckte Zuhörerschaft die Worte hin: „Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer!“

Von der heftigen Weise, in der er predigte, kann sich nur der einen Begriff machen, welcher die methodistischen Reiseprediger bei den Campmeetings im amerikanischen Hinterwalde gesehen und gehört hat. „Gott braucht,“ pflegte er zu sagen, „für ein großes Werk immer starke Leidenschaften,“ und so war er bemüht, solche Leidenschaften durch seine Beredsamkeit auf den höchsten Grad zu stacheln. Hume war ein feiner Kritiker und ein kühler Skeptiker, und doch erklärte er Whitefield für den genialsten Prediger, den er kenne, und versicherte, es verlohne sich, um ihn zu hören, einen Weg von zwanzig Meilen zu machen. Sehr charakteristisch ist, wie Whitefields Beredsamkeit einst auf Franklin wirkte. Derselbe mißbilligte Whitefields Vorhaben, in Georgien ein Waisenhaus zu gründen. „Nicht lange nachher,“ so erzählt er selbst, „wohnte ich einer von seinen Predigten bei, und da ich bald merkte, daß er mit einer Aufforderung zu einer Collecte schließen würde, nahm ich mir vor, ihm nichts zu geben. Ich hatte in meiner Tasche eine Hand voll Kupfergeld, drei oder vier Silberdollars und fünf Pistolen in Gold. Im Verlaufe der Predigt wurde ich weicher und beschloß, das Kupfer beizusteuern. Ein neuer Anlauf seiner Beredsamkeit aber machte, daß ich mich dieses Vorsatzes schämte, und der Schluß seines Vortrags war so hinreißend, daß ich meine Tasche gänzlich in den Teller des Sammelnden leerte, Gold und alles.“

Als Whitefield einst die gefährliche Lage der Sünder erläutern wollte, schilderte er einen alten blinden von seinem Hunde verlassnen Mann, der unsicher über die Haide wankte, vergeblich mit seinem Stabe nach dem Wege tastete und allmählich dem Rande eines Abgrundes immer näher kam, mit so wunderbarer Gewalt, daß, als die Katastrophe heranrückte, kein geringerer als Lord Chesterfield seine Fassung verlor und vernehmlich ausrief: „Guter Gott, er ist verloren!“ Bei einer andern Gelegenheit schlug er in Newyork, wo er vor Seeleuten predigte, einen seemännischen Ton an. „Wohlan, Kinder,“ begann er, „wir haben klaren Himmel und kommen ein hübsches Stück weiter auf glatter See, unter einer

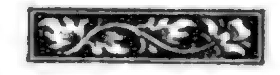
leichten Brise, und wir werden bald das Land aus dem Gesichte verlieren. Aber was bedeutet diese plötzliche Trübung und jene dunkle Wolke, die am westlichen Horizont aufsteigt? Horch, hört ihr nicht fernen Donner? Seht ihr nicht jene flammenden Blitze? Ein Gewitter kommt! Alle Mann an ihren Platz! Wie die Wellen sich heben und gegen das Schiff schlagen! Die Luft ist verfinstert, der Sturm wüthet, unsre Masten sind fort — das Schiff liegt auf der Seite — was nun?" — „Das große Boot — macht das große Boot los!" schrieen seine aufgeregten Zuhörer.

Ein sehr erheblicher Theil seines Einflusses ging ohne Zweifel vom Stoffe seiner Reden aus. Er vermied alle abstracten Betrachtungen, alle dialektischen Weitschweifigkeiten, alles, was den Verstand zu Einwendungen veranlassen konnte. Das Fundament seines Vortrags bestand aus lauter zuversichtlichen, ihm unwiderlegbaren Behauptungen. Die gänzliche Verderbtheit der menschlichen Natur, die ewige Pein, die den Unbekehrten erwartet, die freie Erlösung durch Christus, die drohende Nähe des Todes, das Erforderniß einer übernatürlichen Wandlung des Charakters und der Gefühle — das waren die Gegenstände, über die er sich immer und immer wieder verbreitete, und man begreift, daß solche damals neue Themata, von einem großen Redner eindringlich erörtert, ganz anders auf das Volk wirken mußten als Abhandlungen über die Pflichten des Menschen oder über das Ansehen der Offenbarung.

Auch John Wesley war in seiner Weise ein eifriger und erfolgreicher Prediger. Während der größern Hälfte seines Lebens hielt er etwa 800 Vorträge im Jahre, in fünfzig Jahren also 40 000. Aber die Art, wie er sprach, glich der Whitefieldschen in keiner Beziehung. Sein Stil war einfach, sauber, im Gesprächstone gehalten, besonders aber dadurch ausgezeichnet, daß alle Nebenerwägungen dem einen Zwecke untergeordnet waren, den Zuhörern seine Lehre einzuprägen. „Er besaß," sagt Lecky, „im höchsten Grade jenen gehaltnen und mit Gründen operirenden Fanatismus, der einer der mächtigsten Hebel für die Leidenschaften der Menschen ist." Ein großer Denker war er nicht. Sein Geist hatte wenig Originalität und speculative Kraft. Aber während er Lehrsätze von wildester Ueberspanntheit vortrug, sich selbst als buchstäblich inspirirt gerirte und seine Zuhörer als beständig von Wundern umringte darstellte, waren seine Manieren und seine Sprache immer die eines Gelehrten und eines vornehmen Mannes, ruhig, besonnen und voll Selbstbeherrschung. Größer als seine Redegewalt waren sein Organisationstalent und seine administrative Befähigung. Es giebt wohl keine schwierigere Aufgabe als die ihm gestellte: halb gebildete Menschen, die im Rausche der wildesten religiösen Schwärmerei lebten, die alle vom heiligen Geiste erfüllt zu sein meinten, und die an Vorstellungen festhielten, welche hart an den Abgrund des Anti-

nomismus hindrängten, zu einer festorganisirten Körperschaft zu einigen. Wesley löste diese Aufgabe mit einer bewundernswerthen Mischung von Tact, Festigkeit und Milde. Wie alle Männer mit ungewöhnlicher administrativer Begabung besaß er Liebe zur Macht, und dieser Umstand läßt sein Widerstreben, sich von der Disciplin der alten Kirche loszusagen, doppelt ehrenwerth erscheinen.

Ueber eine Anzahl andrer hervorragender Prediger des Methodismus in der Zeit seines Entstehens berichtet Lecky gleichfalls. Bei viel Beschränktheit und Fanatismus im Urtheil, bei geringem Wissensumfang und ohne höhere Intelligenz besaßen sie alle in hohem Grade die Eigenschaften des Geistes und des Herzens, welche auf große Massen von Menschen Einfluß üben, und in Gemeinschaft mit ihren Amtsbrüdern gestalteten sie allmählich das ganze Wesen der englischen Kirche um. Sie flößten ihr eine neue glühende Andacht ein, entzündeten in ihr das Gefühl wahrer Menschenliebe, erhöhten den Maßstab der Pflichterfüllung für den Geistlichen und brachten eine durchgreifende Aenderung in Ton und Tendenz der bisherigen Predigt hervor. Noch vor dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts war die von Wesley und Whitefield angeregte Bewegung der fast unbestrittne Mittelpunkt der religiösen Bestrebungen in England geworden.



Literatur.

Der Diamantschleifer. Roman von Rosenthal-Bonin. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger, 1881.

Ein See-, Criminal- und Polizeiroman in vollem Umfange. Die Häfen von Rotterdam und Hamburg, Kuxhaven, Amsterdam und der Leuchtthurm von Ostende bilden die kaleidoskopisch wechselnde Scenerie; eine Brandstiftung auf hoher See zur Durchführung einer großartigen Versicherungsbetrügerei, damit zusammenhängend ein Mordversuch, der nicht gelingt, ein zweiter Mord und ein Diamantendiebstahl sind die Verbrechen, die den Stoff zu drei Gerichtsverhandlungen abgeben; aus der Vorgeschichte des Romans spielen noch die böswillige Verlassung einer Ehefrau und eine Kindesaussetzung hinein; das spürende Auge der Amsterdamer Polizei, deren Vertreter unermüdlich von einem Orte zum andern schreibt, telegraphirt und reist, entwirrt schließlich alle die verschlungnen Fäden. Der Held des Romans, ein Findelkind, Namens Paul Sivers, wird fälschlich des Diamantendiebstahls bezichtigt; er wird unbewußt in jene Versicherungsbetrügerei verwickelt, büßt dabei beinahe sein Leben ein, und auch die Schuld der Brandstiftung soll ihm noch aufgewälzt werden. Schließlich aber kommt seine Unschuld in allem an den Tag. Es stellt sich außerdem heraus, daß er der Sohn des alten Kapitän van Heeren ist, der ihn — ohne

ihn zu erkennen — eben zum Zwecke jener unsaubern Operation als „Grünen" mit auf sein Schiff genommen hat; er findet seine Mutter wieder, die van Heeren böslich verlassen, und erlangt noch in der Tochter seines frühern Principals, des Besitzers der Diamantschleiferei, aus der er einen Diamant gestohlen haben sollte, eine reiche Braut. Van Heeren, der sich seines Mitschuldigen, des düstern Negers Ben Halim, durch klug als Nothwehr maskirten Mord entledigt hat, wird dem irdischen Richter durch einen rechtzeitig eintretenden Schlaganfall entzogen.

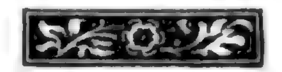
Es fehlt dem Romane nicht an spannenden und erregenden Momenten, an einer reichen Scenerie, die aus voller Kenntniß heraus lebendig geschildert ist. Auch erweist sich der Verfasser als ein Kenner des Lebens; man merkt das an der Sicherheit der Darstellung und Erzählung: trotz aller Wunderbarkeit des Erzählten finden sich im einzelnen wenig Unwahrscheinlichkeiten, überall wird mit der Wirklichkeit gerechnet. In dieser Kenntniß und Schilderung der Wirklichkeit liegt die Stärke des Verfassers, aber auch seine Schwäche. Im ganzen Roman überwiegt die Wirklichkeit, der Dichter zwingt sie nicht voll in seinen Dienst. Die Realität des Lebens läßt er in allzu vollen Strömen auf den Leser einwirken und zieht dadurch die Aufmerksamkeit von den Personen ab; es sind nicht die Menschen sowohl, die uns interessiren, es sind ihre Schicksale. Und dem Verfasser scheints ähnlich gegangen zu sein; er schwelgt im Beiwerk, er schildert Interessantes und — man kann wohl sagen — er schildert interessant — aber freilich vieles, was nicht zur Sache gehört, wenigstens nicht in dieser Ausführlichkeit. Der Gang einer Schiffsauktion in Rotterdam, das Verfahren bei Schiffsversicherungen, bei Versicherung der Ladung, der Betrieb einer Diamantschleiferei in seinen kleinsten Einzelheiten, der Verkehr des Detective mit seinen Collegen daheim und auswärts — alles wird uns mit der größten Genauigkeit dargestellt. Wir werden belehrt, wie's auf dem Leuchtthurm von Ostende aussieht und zugeht, von jedem Briefe, der erwähnt wird, erfahren wir den Wortlaut nebst Adresse und Unterschrift auch da, wo diese Dinge ganz unwesentlich sind, wir beobachten die Menschen gewissermaßen mit Polizeiaugen und erfahren alles, alles, so daß auch dem neugierigsten nichts mehr zu fragen, niemandem etwas in Gedanken nachzudichten übrig bleibt — und damit raubt uns der Dichter einen Hauptreiz beim Genusse eines Kunstwerks. Bei diesem Ueberwiegen der Aeußerlichkeit kommt die psychologische Seite natürlich recht kurz weg. Der Held des Romans kann uns nicht sonderlich fesseln, er ist gar zu passiv. Er wird geschoben, gestoßen, gebraucht und gemißbraucht, geliebt und schließlich geheiratet, kurz er läßt sich sein Schicksal von andern machen, ohne selbst Einfluß darauf zu üben. Er erweist sich nur als sehr unterrichtet (was freilich auf seinen Lebensgang im ganzen ohne Einfluß ist) und außerordentlich gut und edel. Der andre, den man als Helden ansehn könnte, Kapitän van Heeren, ist doch ein gar zu hart gesottener Sünder, bei dem nur wunderbar ist, daß er bis in sein sechzigstes Jahr als leidlich anständiger Mensch gegolten hat. Gesine, seine Tochter, erweckt ein gewisses Interesse, verschwindet aber schließlich von der Bühne. Auch der fremdartige Ben Halim gewinnt kein rechtes Fleisch und Blut. Besser gelungen sind dem Verfasser die komischen Charaktere, der dicke Gärtner Klaas und seine muntre Rosein, auch die eigenwillige, verwöhnte Dortchen Snyder.

Ein Bedenken drängt sich schließlich noch auf. Zwischen dem frühern Roman des Verfassers „Der Bernsteinsucher" und dem jetzigen „Der Diamantschleifer" herrscht ein auffälliger Parallelismus des Stoffs und der Erfindung: hier wie dort bietet die genaue Schilderung eines eigenartigen Berufes den Hintergrund, hier wie dort ein beim Betriebe schlau bewerkstelligter Diebstahl das erregende Moment. Dies scheint doch auf eine gewisse Magerkeit der Erfindung, der dichterischen Phantasie

hinzudeuten, wie sie sich auch an dem allzufesten Kleben an der Wirklichkeit ausspricht. Sie kommt aber schließlich auch in der Sprache des Romans zum Ausdruck, denn auch hier begegnet uns häufig die Sprache des gemeinen Lebens, über die wir doch im Reiche der Poesie uns zu erheben wünschen.

Die Sonntage der Baronin. Novellen von Fritz Mauthner. Zürich, Cäsar Schmidt, 1881.

Eine Art von Decamerone, eine Sammlung von vier Novellen und einigen Gedichten, aufgereiht am Faden einer fünften Novelle. Eine Baronin mit einer halben Null von Gemahl, die von dem Ehrgeiz besessen ist, in der literarischen Welt eine Rolle als dame patronesse zu spielen, versammelt Sonntags im Seebad eine Anzahl schriftstellernder Herren um sich und setzt einen Preis für die beste Novelle aus. Unter den Novellen, die in Concurrenz treten: „Um die schwarze Eiche“, „Zwei Sommer in Reinerz“, „Ein Vertheidiger“ und „Der goldene Fiedelbogen“, erhält schließlich keine den Preis. Eine Preisvertheilung ist immer ein kitzliches Ding. Selbst die Entscheidungen der Jurys bleiben in der Regel nicht unangefochten; wenn aber vollends ein einzelner Mensch richtet, so spielen persönliche Neigung und Abneigung eine große Rolle. Der Dichter thut also weise, der Entscheidung aus dem Wege zu gehn, die freilich mit jeder Novelle immer schwieriger wird. Unserm Geschmacke würde die erste oder zweite immer noch eher zusagen; schon die dritte krankt an einer guten Dosis Geschraubtheit, und die letzte vollends ist in ihrer gesuchten Absonderlichkeit sehr wenig ansprechend. So hilft sich denn die Baronin, indem sie den geheimnißvollen Preis (er schmeckt etwas nach provençalischem Liebeshof) einem jungen Lieutenant für eine „unter vier Augen“ vorgetragne Dichtung zuerkennt. Die umrahmende Novelle hat — abgesehn von der rührenden Episode des ertrinkenden Mädchens — ihren Hauptreiz in den eingeflochtnen Gesprächen über Art und Stellung der Literatur und der Schriftsteller in der Gegenwart, und hier findet sich manche treffende Bemerkung, manches Schlaglicht fällt auf unsere literarischen Zustände. Aber der Zusammenhang, die innere Verbindung zwischen dem Rahmen und dem, was er umschließt, ist doch gar zu lose und zu wenig motivirt.



Berichtigung.

In der im 12. Hefte der „Grenzboten“ veröffentlichten Besprechung von Heinrich Schliemanns neuestem Werke „Ilios“ heißt es unter anderm: „So weitschweifig und ermüdend kann nur einer schreiben, der seine Bücher auf eigne Kosten drucken läßt und dabei mit seinem Gelde nicht zu sparen braucht.“ Dem gegenüber theilt uns soeben der Verleger (F. A. Brockhaus in Leipzig) mit, daß „die in seinem Verlage erschienenen deutschen Ausgaben des in Rede stehenden Schliemannschen Werkes: ‚Ilios, Stadt und Land der Trojaner‘ sowie seines frühern Werkes: ‚Mykenae‘ nicht auf Kosten des Verfassers, sondern auf seine (des Verlegers) Kosten und unter Gewährung eines ansehnlichen Honorars gedruckt worden sind.“ D. Red.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Ein Jugendfreund Goethes.

Ernst Wolfgang Behrisch (1738—1809).

Von W. Hosäus.

(Fortsetzung.)

Daß E. W. Behrisch so schnell einen Ruf an den fürstlichen Hof zu Dessau erhielt, war vor allem der Verwendung Gellerts zuzuschreiben. Welcher Art war nun aber Behrischs neue Stellung? Unkenntniß der damaligen Verhältnisse am Dessauer Hofe hat viele zu den eigenthümlichsten Vermuthungen geführt. Und doch ist alles einfach und klar. Im Jahre 1767 hatte sich der junge Fürst Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau mit seiner siebzehnjährigen Cousine, Prinzessin Luise Henriette Wilhelmine von Preußen, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, vermählt und darauf sogleich den kleinen „Junker Franz von Waldersee" zu sich genommen, um ihn unter seinen Augen erziehen zu lassen. Letzterer, der am 5. September 1767 sein viertes Lebensjahr vollendet hatte, erhielt nun im Schlosse seinen kleinen Hofstaat, bestehend aus einem Informator, einem Lakaien und einem Waschmädchen. Der Informator war E. W. Behrisch.

Ohne Zweifel überzeugte sich der Fürst bald, daß er Behrisch entsprechender als Vorleser, denn als Erzieher eines Knaben von so jugendlichem Alter verwenden könne, und suchte später für Franz von Waldersee überhaupt eine andere Kraft. Er richtete sein Augenmerk dabei auf den damals in Leipzig die Rechte studirenden jüngsten Sohn des Hof- und Amtsraths Johann August Rode in Dessau und beschied denselben am 15. Februar 1771, als dieser gerade

bei den Eltern weilte, zu sich. Schon Tags darauf mußte August Rode (der nachmalige Geheime Rath A. von Rode) wieder bei Hofe erscheinen. „Es war früh acht Uhr. Er blieb allda bis neun Uhr. Während der Stunde hat Herr Behrisch, des jungen Franz sein Hofmeister, einen Lektor abgegeben, weil A. wegen seines Katarrhflusses keine helle Stimme gehabt.“ August Rode folgte dem Hofe im Laufe des Tages nach Wörlitz und wurde zur Tafel gezogen. So lange er darauf während der Osterferien in Dessau weilte, speiste er bei „Herrn Behrisch und Franz“ und trat Mitte October vollständig in Behrischs Stelle bei Franz von Waldersee mit einem Jahrgehalte von 200 Rthlr. „nebst Tafel und freiem Logis bei Hofe.“ Den 17. October besuchte er mit seinem Zögling nach dem officiellen Spaziergange zum ersten Male seine Eltern.*)

Am 27. December 1769 wurde dem Fürsten ein Erbprinz geboren, der am 28. December getauft wurde und den Namen Friedrich erhielt, und schon in einem Briefe an den Buchhändler Reich in Leipzig vom 1. Februar 1773 (Sammlung Hirzel) bezeichnet sich Behrisch als Gouverneur de S. Alt. le Prince-héréditaire d'Anhalt-Dessau. Da er jedoch bei einem dreijährigen Kinde, wie K. Elze bemerkt, unmöglich viel zu gouvernieren gehabt haben kann, so wird wohl seine Thätigkeit als Vorleser beim Fürsten und bei der Fürstin, für welche er wiederholt Bücher bestellt, noch längere Zeit fortgedauert haben.

Ueber Behrischs pädagogische Grundsätze und seine Erziehungsweise ist wenig bekannt. Nur so viel wissen wir, daß er überall das sogenannt Naturgemäße hervorhob, daß ihm Pflege und Abhärtung des Körpers neben Aufklärung der Begriffe und Uebung des Denkens das erste war, wogegen streng wissenschaftlicher Unterricht wesentlich zurücktrat. Dem Baden, Turnen, Exercieren wurden oft die schönsten Morgenstunden gewidmet, während sich das eigentliche Lernen mit einer weniger günstigen Zeit begnügen mußte, wenn es nicht ganz verschoben wurde. Von der derben jovialen Art, mit der Behrisch den jungen Prinzen führte, wie er denselben (selbst im Winter) die nackten Füßchen in Lederschuhen gehen ließ, mit ihm auf dem Promenadenwalle Ausgelassenheiten trieb, ihn die kleine Höhe hinabrollte u. s. w., hat der Verfasser dieses Aufsatzes in frühern Jahren noch von Augenzeugen gehört. Es ist bekannt, daß sich Behrisch mit

*) Vgl. hierzu des Verfassers Aufsatz: „Aus den Erinnerungen des Hof- und Amtsraths Johann August Rode“ in den Mittheilungen des Vereins für Anhalt. Geschichte und Alterthumskunde II, S. 458. 561. 462. Daß der Fürst den jungen Rode vor seiner Anstellung so oft bei sich sah, hatte gewiß seinen Grund weniger in dem Wunsche, ihn genauer kennen zu lernen, als ihn selbst noch in höfischer Sitte, in dem Benehmen bei Tisch und dergleichen zu unterweisen. Der Fürst hatte während seines wiederholten Aufenthalts in England große Vorliebe für englisches Wesen auch in diesen Dingen gewonnen und A. v. Rode rühmte oft noch in spätem Alter die Anweisungen, die er vom Fürsten selbst damals erhalten.

großer Wärme für Basedow interessirte, den Fürsten auf denselben aufmerksam machte und dessen Berufung nach Dessau herbeiführte.*) In näherer Verbindung mit dem bald darauf gegründeten Philanthropin scheint jedoch Behrisch nicht gestanden zu haben. Zwar wird in dem Philanthropischen Archiv wiederholt angekündigt, daß Behrisch, Hofmeister des Erbprinzen, auf gegebene Erlaubniß des Fürsten und Vaters den Geschmack an dem Schönen in den Wissenschaften und in den Künsten vermittels einiger Lehrstunden befördern wolle; allein wir haben nirgends eine Angabe gefunden, daß dieser fromme Vorsatz zur That geworden. Es macht vielmehr den Eindruck, als hätten Behrisch und die übrigen in ähnlicher Weise angekündigten Gönner des Instituts mehr als Lockvögel gedient. Auch wird Behrisch niemals unter den gewissenhaft verzeichneten Wohlthätern des Philanthropins oder als Abonnent auf eine der zahlreichen von demselben herausgegebnen Zeitschriften aufgeführt, und noch weniger scheint er für diese letztern seine Feder in Thätigkeit gesetzt zu haben. (K. Elze.) Uebrigens wurde der Erbprinz nebst Franz von Waldersee eine Zeitlang dem Philanthropin zum Unterrichte anvertraut und beide nahmen an jener ersten feierlichen Prüfung theil, welche am 13. Mai 1775 in Gegenwart des Fürsten und der Fürstin, der Behörden und vieler angesehener Einwohner der Stadt, mehrerer Abgeordneter auswärtiger Höfe und Schulen, so wie vieler fremder Gelehrten und Freunde des Schulwesens mit vierzehn Zöglingen abgehalten wurde. Im Jahre 1776 erhielt der Erbprinz die Widmung von „Fritzens Reise nach Dessau“ (von Schummel), einem kleinen Werke, in welchem das Philanthropin, seine Lehrer und Zöglinge, seine Lehr- und Lebensweise u. a. harmlos und fesselnd beschrieben wird, und im Jahre 1778 wurde er jener bekannten Reisegesellschaft, welche aus Perschke, Rosenfeld, Matthisson und Hedemann bestand, im Garten des Philanthropins von Basedow mit den Worten vorgestellt: „Das ist unser Erbprinz. Er lernt jetzt gehorchen, um einst befehlen zu können.“**)

---

*) Vgl. „Beiträge zur Lebensgeschichte Johann Basedows“, Magdeburg, 1791. Die archival. Quelle, auf welche sich K. Elze hierbei beruft, ein amtlicher Bericht des bekannten Mathematikers Schulrath Vieth, ist vom Verfasser trotz vielen Suchens und Nachfragens nicht aufgefunden worden. Basedow kam den 12. Mai 1771, von A. Rode begleitet, zum ersten Male nach Dessau. „Bei seiner Ankunft empfing ihn Herr Behrisch auf der Post und nahm ihn mit sich nach Hofe.“ Vgl. des Verfassers oben erwähnten Aufsatz: „Aus den Erinnerungen des Hof- und Amtsraths J. A. Rode“ a. a. O. S. 462.

**) Daß Behrisch trotz aller Uebereinstimmung in den Grundsätzen mit Basedow persönlich sympathisirt habe, ist bei der Verschiedenheit der beiderseitigen, von entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten erfüllten Naturen kaum denkbar. Auch der Fürst war sogleich nach dem ersten Gespräche mit Basedow in seinen Erwartungen herabgestimmt. „Ich weiß nicht, sagte er später zu Propst Reil, wie es zuging, aber mir wurde gleich bei meinem ersten Zusammentreffen mit Basedow etwas unheimlich zu Muthe; ich hatte gleich nach den ersten beiden Unter-

So wuchs der Prinz auf, eine kräftige, blühende Jünglingsgestalt, ausgerüstet mit den besten Gaben des Herzens und Geistes, aber bei der bisherigen oberflächlichen und tändelnden Unterrichtsweise auffallend vernachlässigt in wissenschaftlicher Beziehung. Da wurde endlich im Jahre 1786, nachdem der Prinz sein sechzehntes Lebensjahr vollendet hatte, durch den besondern Einfluß Georg Heinrich von Berenhorsts eine Aenderung geschaffen. Berenhorst erhielt den Auftrag, ein Reglement*) für die nunmehr zu beobachtende Erziehungs- und Unterrichtsweise des jungen Prinzen niederzuschreiben, dabei aber doch Behrisch, der persönlich allgemein beliebt war, möglichst zu schonen. Da Berenhorst und Behrisch selbst innig befreundet waren, so gelang auch alles, und ohne daß wir einer Aeußerung des Unmuthes von Behrischs Seite begegnen, tritt im Frühjahr 1786 das neue System ins Leben. Der Prinz erhielt das sogenannte kleine Schloß auf dem kleinen Markte als Wohnung. An die Spitze seines Hofstaates trat G. H. von Berenhorst, neben welchem Behrisch die gesellschaftliche und sittliche Führung des Prinzen zu überwachen hatte. Als Lehrer für Geschichte und Staatsrecht wurde der nachmalige Göttinger Professor G. Hugo, für alte Sprachen und Alterthümer der bekannte Philolog Ph. Buttmann, für französische Sprache und Literatur der französische Advokat Rey de Vauclair herangezogen und neben den genannten unterrichteten noch in einigen Fächern Behrisch und A. Rode. Es scheint sogar, als hätte diese plötzliche Umgestaltung des bisherigen Behrisch höchlichst amüsirt, denn in einem noch mitzutheilenden Gedichte behandelt er das Ganze mit unleugbarem Humor.

Als der Erbprinz Friedrich in das preußische Heer eintrat, hörte auch Behrischs Stellung bei Hofe auf. Er zog sich (wahrscheinlich 1789) mit ansehnlicher Pension ins Privatleben zurück, war jedoch bei Hoffestlichkeiten auch ferner noch ein stets beliebter Gast. Wie früher, belebte er auch jetzt noch Bälle und Gastmähler, Geburtstage, Einzugsfeierlichkeiten bei Hofe mit seinen Versen und blieb mit allen Personen desselben in ununterbrochnem Verkehr.**) Als Wohnung wählte er die obere Etage in dem gegenwärtig v. Basedowschen Hause (Zerbster Straße) und lebte daselbst mit seiner greisen Mutter, die er seit 1774 standesmäßig in Dessau erhalten hatte (der Vater war, wie bemerkt, 1768 gestorben) bis zu deren Tode zusammen. Ein besonders treuer Freund war ihm in seinem frühern Zög-

redungen eine geheime Ahnung des Mißlingens, und daß Basedow doch wohl der Mann nicht sei, der das, was er angefangen, auch zu Stande bringen könne. Er war mir zu stürmisch, zu rücksichtslos." Vgl. F. Reil, Leopold Friedrich Franz u. s. w. Dessau, 1845, S. 65.

*) Dies Reglement existirt noch. Es charakterisirt den umsichtigen und geistreichen Verfasser in jedem Paragraphen.

**) Ueber das Vertrauen, das er stets bei Hofe genoß, berichten auch die jüngst aufgefundnen Tagebücher der Fürstin.

ling Franz von Waldersee, seit 1786 Graf von Waldersee, herangewachsen. Derselbe hatte sich am 20. Mai 1787 mit Gräfin Luise von Anhalt vermählt und bewohnte in spätern Jahren (Behrisch gegenüber) das gegenwärtige Gebäude der Töchterschule. Behrisch verbrachte gern seine Abende bei Waldersee, mit demselben poetische und literarische Erscheinungen besprechend und ihn selbst wohl auch vielfach anregend und fördernd.*) Wie mit Waldersee verband ihn auch innige Verehrung und Freundschaft mit G. H. von Berenhorst. In Berenhorstischem Familienbesitz befindet sich noch jetzt eine große Anzahl von Gedichten, welche Behrisch dem Freunde gewidmet hat, und eins, das ihm von demselben im Jahre 1773 gewidmet worden ist.**) Auch mit A. von Rode blieb Behrisch zeitlebens innig befreundet, und am Geburtstage der von ihm besonders verehrten Frau von Rode unterließ er nie in gewählter Hoftracht zu erscheinen.***) Endlich ist hier noch der feingebildete, in seiner Kunst hervorragende fürstliche Musikdirector F. W. Rust zu erwähnen, dem Behrisch viele Dichtungen zu musikalischer Composition schrieb und dem persönlich er auch ein reizendes Hochzeitscarmen (1775) widmete. Daß Behrisch mit dem viel beschäftigten Architekten F. W. von Erdmannsdorff, der in der Umgebung des Fürsten eine so wichtige Stelle einnimmt, weniger Berührung hatte, fällt nicht auf; hingegen darf es wohl als charakteristisch bezeichnet werden, daß sich auch zwischen ihm und Matthisson, der im Jahre 1795 als Vorleser und Reisebegleiter in die Dienste der Fürstin trat, kein innigeres Freundschaftsverhältniß entwickelt hat. Gewiß war daran nicht allein der Unterschied der Lebensjahre schuld.

Gedenken wir der Verbindung Behrischs mit auswärtigen Dichtern und Gelehrten, so interessirt uns vor allem sein späteres Verhältniß zu Goethe. Als Behrisch Leipzig verlassen hatte, correspondirte er noch eine Zeitlang (1767 bis 1768) mit Goethe, worauf ein längeres beiderseitiges Schweigen folgte. Goethe

*) Franz von Waldersee (geb. am 5. September 1763) trat nach verschiednen Reisen nach Italien und der Schweiz (meist in Begleitung des Hofes) 1784 in Breslau als Assessor in preußische Dienste, wurde später zum Kriegs- und Domänenrath befördert und 1786 in den Grafenstand erhoben. 1787 vermählte er sich, 1790 kehrte er von Breslau nach Dessau zurück, nachdem ihm noch der König bei seinem Abschiede den Titel eines Geheimen Oberfinanzraths verliehen hatte. In Dessau bekleidete er sodann mehrere Ehrenämter, ging 1814 in diplomatischen Geschäften nach Paris und wurde nach dem Regierungsantritt des Herzogs Leopold Friedrich zum Herzogl. Oberhofmeister ernannt. Er starb am 30. Mai 1823. Außer dem bekannt gewordnen Gedicht „Der Jäger“ schrieb er noch den Text zur Oper „Adelheid von Schroffeneck“ (Musik von Musikdirector Reinicke) und übersetzte mehrere Tragödien Racines. Gräfin Luise von Waldersee, Tochter des Grafen Franz, der der Verfasser diese Nachrichten verdankt, fügt ihren Mittheilungen die Bemerkung bei: „Hofrath Behrisch war ein sehr achtungswerther religiöser Mann, der von meinem Vater sehr geschätzt und geliebt wurde.“

**) Ueber G. H. v. Berenhorst vgl. die Allgemeine deutsche Biographie.

***) Ueber A. v. Rode vgl. Schmidt, Anhalt. Schriftstellerlexikon. 1830.

ging nach Straßburg, dann wieder zurück nach Frankfurt, nach Wetzlar u. s. w., war voll großer dichterischer Entwürfe und fand in Merck einen nicht gering zu schätzenden Ersatz für das, was ihm früher Behrisch in Leipzig gewesen war. Auch Behrisch mochte in den neuen Verhältnissen am fürstlichen Hofe in Dessau Goethe etwas aus dem Auge verloren haben; da erschien „Götz von Berlichingen" (1773 anonym) und das alte Interesse lebte sofort wieder auf. Am 2. December 1773 schreibt Behrisch an Reich: „Gelegentlich bitte ich mir einmal den Verfasser des Götz von Berlichingen u. s. w. zu melden, wenn Ihnen sein Nahme bekannt sein sollte;" und als Goethe am 3. December 1776 in Begleitung des Herzogs Karl August nach Wörlitz kam, war es nicht, als ob eine Trennung von neun Jahren zwischen beiden läge. Behrisch rief ihm sogleich in alter vertraulicher Weise zu: „Hab' ich es dir nicht gesagt? war es nicht gescheit, daß du damals die Verse nicht drucken ließest und daß du gewartet hast, bis du etwas ganz Gutes machtest? Freilich schlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn sonst hätte ich sie nicht geschrieben. Aber wären wir zusammen geblieben, so hättest du auch die andern nicht sollen drucken lassen, ich hätte sie dir auch geschrieben und es wäre eben so gut gewesen." Es entging Goethe nicht, wie geachtet Behrisch bei Hofe war, und mündliche Ueberlieferungen melden den harmlosesten, innigsten Verkehr beider untereinander. Freilich war Goethes dichterische Entwicklung jetzt schon in ein Stadium getreten, in dem ihm Behrisch nicht mehr wie einst Mentor zu sein vermochte und man begreift, wie das gegenwärtige Verhältniß nicht mehr in allem das alte sein konnte. Als Goethe im Mai 1778 wieder mit Karl August in Wörlitz war, begleitete ihn Behrisch ein Stück auf der Weiterreise, und Goethe bemerkt darüber: „Begleitet von Berischen mit gescheiten Bemerkungen dumm ausgedrückt et vice versa . . ." — also ganz der alte Leipziger Ton. Den nächsten Besuch machte Goethe mit Fritz Stein im September 1781 zum Geburtstage der Fürstin, nachdem Behrisch, der aller Veränderung und allem Reisen so abhold war,*) am 24. Juli 1780 dem Freunde in Weimar einen Besuch abgestattet hatte.**) Im December 1782 war Goethe wieder in Dessau, doch diesmal von Zahnweh geplagt und ohne besondern Genuß. Den interessantesten Augenblick hatte er auf der Rückreise, mit dem Herzoge vom Fürsten begleitet. In den Jahren 1788 und 1794 correspondirte er wieder mit Behrisch, 1794 und 1796 war er mit dem Herzoge nochmals in Dessau, und zum letzten Male sahen sich wohl die alten Freunde bei dem letzten Besuche Goethes

*) Heinrich Behrisch schreibt von ihm: „Diese Vegetation schien wie das Leben einer Driade an einen Baum und Ort gebunden zu sein."

**) Vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein. I, S. 324: „Heut Mittag hab ich Behrischen bei mir."

in Dessau im Jahre 1801.*) Ueber das spätere Verhältniß Goethes zu Behrisch hat man ebenfalls widersprechende Vermuthungen aufgestellt, wiewohl auch hier alles einfach und natürlich scheint. Behrisch war ja freilich nicht der Geist, der Goethes Entwicklung allseitig zu folgen vermocht hätte und verlor darum für Goethe an Wichtigkeit, wie er ihm auch keine ernste Veranlassung bot, in Briefen an andre von ihm zu schreiben. Damit ist aber nicht gesagt, daß zwischen beiden mit der Zeit ein Gefühl der Abneigung eingetreten wäre. Einer solchen Auffassung fehlt jeder Anhalt. Selbst daß sich nach Behrischs Tode in dessen Nachlaß nichts von Goethes Schriften fand, keine Einzel-, geschweige eine Gesammtausgabe, kann bei einem Manne wie Behrisch, der ein Feind gedruckter Bücher war, nicht auffallen.**) Wer weiß denn auch, wie selbst das wenige, was er überhaupt an Büchern aus dem Gebiete der deutschen Poesie besaß, in seinen Besitz gelangt war. Daß Goethe für Behrisch ein sympathisches Interesse behielt, beweisen seine spätern mündlichen und schriftlichen Mittheilungen über ihn, wie auch die Thatsache, daß er noch in hohem Alter, so oft Dessauer bei ihm erschienen, die mit Behrisch in Verbindung gestanden hatten, gern über ihn sprach. Ob ihn Goethe vollkommen gewürdigt, ist allerdings eine andre Frage, und beachtenswerth ist, was A. v. Rode in dieser Beziehung an Knebel schreibt: „Ich hätte

*) Vgl. hierzu des Verf. Aufsatz „Herzog Karl August und Goethe in Wörlitz" in der Wissenschaftl. Beilage der Leipz. Ztg., 1876, Nr. 71; umgearbeitet in den Mittheilungen des Vereins für Anhalt. Geschichte und Alterth. I, S. 505 ff. — Die Jahreszahl 1801 ist unsicher. Sie rührt aus Goethes Angabe bei Eckermann (Gespr. II, 118). Sein Besuch vom 2. bis zum 10. Januar 1796 hatte ihm einen besonders angenehmen Eindruck gemacht. In den „Annalen" heißt es: „In Dessau ergötzte uns die Erinnerung früherer Zeiten; die Familie von Loën zeigte sich als eine angenehme, zutrauliche Verwandtschaft und man konnte sich der frühesten Frankfurter Tage und Stunden zusammen erinnern." Ueber die Verwandtschaft der Familie von Loën mit Goethe vgl. Düntzer, Aus Goethes Freundeskreise, 1868, S. 520, wo nur zu bemerken ist, daß Prinzessin Agnes nicht eine Tochter, sondern eine Schwester des Fürsten war. Vielleicht bezieht sich auf den Aufenthalt 1796 was Goethe bei Eckermann von einem Aufenthalte 1801 sagt: „Zuletzt habe ich ihn (Behrisch) im Jahre 1801 gesehen, wo er schon alt war, aber immer noch in der besten Laune. Er bewohnte einige sehr schöne Zimmer im Schloß (seine Wohnung im Schlosse gab Behrisch wahrscheinlich schon 1789 auf), deren eines er ganz mit Geranien angefüllt hatte, womit man damals eine besondere Liebhaberei trieb. Nun hatten aber die Botaniker unter den Geranien einige Unterscheidungen und Abtheilungen gemacht und einer gewissen Sorte den Namen Pelargonien beigelegt. Darüber konnte sich nun der alte Herr nicht zufrieden geben und er schimpfte auf die Botaniker. ‚Die dummen Kerle,' sagte er, ‚ich denke, ich habe das ganze Zimmer voll Geranien und nun kommen sie und sagen, es seien Pelargonien. Was thu ich aber damit, wenn es keine Geranien sind, was soll ich mit Pelargonien.' So ging es nun halbe Stunden lang fort, und Sie sehen, er war sich vollkommen gleich geblieben."

**) Die von Herrn von Biedermann (I, 244 ff.) berichtete Mittheilung, daß sich Behrisch seine Abschrift der Goethischen Gedichte mit ins Grab habe legen lassen, entbehrt allerdings ebenso der innern Wahrscheinlichkeit wie der äußern Beglaubigung.

gewünscht, daß Goethe seinen Briefwechsel mit Behrisch zu der Zeit besessen, als er an dem zweiten Theil seines Lebensromanes gearbeitet; er würde schonender mit ihm verfahren sein und ihn nicht bloß von seiner lächerlichen Seite geschildert haben. Ich habe viele Jahre in der Nähe von Behrisch gelebt. Ich bin sehr entfernt, dessen Fehler und Schwachheiten in Schutz zu nehmen oder leugnen zu wollen; aber er hat den Schauplatz der Eitelkeit, den Hof, und endlich das Leben selbst mit einer Art verlassen, die dem Aristippus Ehre machen würde; ut plenus vitae conviva recessit, aequo animo capiens securam quietem, ganz wie es Ihr Lucrez verlangt. Und um dahin zu gelangen, gehört wohl etwas mehr gediegenes Verdienst dazu, als man nach jener Schilderung vorauszusetzen geneigt ist. Auch bei aller seiner Eitelkeit ist er nie mit seinen Gedichten öffentlich aufgetreten, worunter doch in der That viel artige, witzige Sachen waren. Seinen Manen dies Sühnopfer!"

Was die übrigen Glieder des weimarischen Kreises betrifft, so scheint Behrisch nur mit Wieland und Bertuch in nähere Berührung gekommen zu sein. Beide standen durch die Gelehrtenbuchhandlung und die Verlagskasse,*) an denen sie finanziell betheiligt waren, Bertuch überdies noch durch die chalkographische Gesellschaft,**) zu deren Directorium er 1796—1803 gehörte, mit Dessau in Verbindung und kamen wiederholt dahin. Unterm 16. Juni 1781 schreibt Bertuch an Merck in Darmstadt: „Meine Reise mit Freund Kraus nach Dessau war sehr vergnügt und hat mir alle gehoffte Zufriedenheit gewährt. Der Fürst, ein vortrefflicher Herr, hat uns einige glückliche Tage in seinem Wörlitz gemacht; und Herr von Erdmannsdorff, Behrisch und Hofrath Herrmann sind auch wackere Männer, bei denen es einem sehr wohl ist." Lebhafter als mit Bertuch scheint Behrisch mit Wieland verkehrt zu haben. Er interessirte sich offenbar für den „Teutschen Merkur" und wird auch am Schlusse des 5. Bandes (1774) unter

*) Die Gelehrtenbuchhandlung war im Januar 1781 durch M. K. Chr. Reiche gegründet worden. Im Mai 1781 entstand im Anschluß an dieselbe die Verlagskasse für Gelehrte. Vertreter der letztern waren Hofr. L. Herrmann und E. W. Behrisch. Jene erklärte ca. 1785, diese 1788 den Concurs. Bertuch und Wieland, welche für beide sehr enthusiastisch vorgegangen waren, verloren dabei nicht unbedeutend. Vgl. hierzu K. Buchner, Zur Geschichte der Dessauer Gelehrtenbuchhandlung und Verlagskasse, Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels, Heft I, 1873, und den Bericht d. Verf. über diese Schrift in den Mittheilungen des Vereins für Anhalt. Geschichte und Alterthumskunde, I, 239 ff.

**) Die chalkographische Gesellschaft wurde im Jahre 1795 durch den Freiherrn von Brabeck (s. Allg. deutsche Biogr.) in Dessau gegründet und vom Fürsten im Jahre 1796 übernommen. Ungunst der Zeitverhältnisse und schlechte Verwaltung führten sie schon im Jahre 1806 ihrer Auflösung zu. Näheres über sie bei A. G. Valentin, Die chalkographische Gesellschaft zu Dessau, 1847, und O. West, Die chalkogr. Gesellschaft in Dessau (Weigels Archiv für die zeichnenden Künste); einen eingehenden Bericht über beide Schriften hat der Verf. in den Mitth. des Vereins f. Anh. Gesch. u. Alterthumsk. II, 482 ff., gegeben.

den Herren Collecteurs für denselben mit aufgeführt. Wahrscheinlich hatte er in dieser Angelegenheit am 25. November 1773 an Wieland geschrieben. Die Antwort des letztern vom 24. Januar 1774 ist noch erhalten. Dabei ist es, wie K. Elze bemerkt, aus Behrischs bekannter Individualität erklärlich, daß sich im „Teutschen Merkur" nichts von ihm findet, es müßte denn (was übrigens kaum anzunehmen ist) das unbedeutende Bruchstück sein: „Etwas über die Sineser. Aus einem Aufsatz des Herrn Hofrath B**" (1784, 3. Quartal, S. 30—35).

Auch Christoph Kaufmann, der bekannte Apostel des Kraftgeniethums, ist hier zu erwähnen. Derselbe kam (1776) auf wiederholte Einladung Basedows nach Dessau und wußte auch hier durch sein selbstbewußtes, prahlerisches Auftreten die Köpfe zu verwirren. In den Städten, durch die er gezogen war, hatte er verkündet, er gehe nach Dessau „als Repräsentant der Menschheit." Mit mähnenartig fliegendem Haar, grüner Friesjacke und gleichem Beinkleid, den Hals und die Brust offen, den naturwüchsigen Knotenstock in der Hand — so stolzirte er in den Straßen umher, so erschien er bei Hofe. Das Philanthropin beschuldigte er der Schwärmerei und Ueberspannung, und allerorten zog er donnernd über dasselbe los. Als ihn Basedow bei seiner Ankunft bat, doch wenigstens eine kurze Zeit zu schweigen, bis er sich über alles unterrichtet, schlug er mit der Faust auf den Tisch und schrie, nun sehe er, daß es wahr sei, was jedermann ihm versichert habe, man wolle allen Leuten Fesseln anlegen; das leide er aber nicht, frei sei er, frei wolle er bleiben und sagen, wem und was er wolle. Selbst der Fürst ließ sich von diesem Menschen anfangs so verblenden, daß er von ihm eine Hebung des jetzt schon sinkenden Philanthropins erwartete, und auch die Fürstin empfing den rohen eingebildeten, damals dreiundzwanzigjährigen Burschen. Den 4. November finden wir ihn an der fürstlichen Tafel und den 3. December fährt er mit dem Fürsten dem Herzog Karl August und Goethe bis Holzweissig entgegen. Darauf scheint er sich auf kurze Zeit nach Darmstadt begeben zu haben, von wo er jedoch schon im Monat März 1777 nach Dessau zurückkehrte. Den 11. März erscheint er mit Baron von Lyncker, dessen Frau und einem jungen Russen Chwastow wieder bei Hofe, den 21. März folgt er dem Fürsten nach Wörlitz, den 2. April verabschiedet er sich in Wörlitz und reist endlich den 3. April früh mit Chwastow ab. Der Prinz Hans Jürge, ein Bruder des Fürsten, Herr v. Erdmannsdorff und Behrisch hatten, wie Reil bemerkt (a. a. O. S. 70), nicht länger mit Kaufmann verkehren mögen und den Fürsten so lange gedrängt, bis dieser ihn gehen hieß. Behrisch war überhaupt, wie hier bemerkt werden darf, dem damaligen Genietreiben gründlich abhold.*)

*) Vgl. des Verf. Aufsatz: G. H. v. Berenhorsts Tagesbemerkungen in den Mitth. des Vereins f. Anh. Gesch. u. A. I, 190 ff., und F. Reil, Leop. Friedr. Franz u. s. w., 1845,

Wie sich Behrisch in Dessau schon während seiner amtlichen Stellung bei Hofe als Mitadministrator (neben Hofrath Herrmann) der „Verlagskasse für Gelehrte“ — eines Unternehmens, bei dem er allerdings einen nicht unbedeutenden Theil seines Vermögens und des Vermögens seiner Mutter einbüßte — auch öffentlich noch nützlich zu machen suchte, so auch nach Auflösung seiner Hofstellung durch Ausübung der ihm als zuständiger Behörde von der fürstlichen Rentkammer übertragnen „Beaufsichtigung der Dessauer Leihbibliotheken im Interesse der Sittlichkeit und Jugendbildung.“ Auch bemühte er sich, strebsamen Knaben und Jünglingen theils durch wirklichen Unterricht, theils durch belehrenden Umgang, ohne ein Honorar dafür anzunehmen, in ihrer Bildung förderlich zu sein. Unter andern verdankte ihm der als Gymnasialdirector zu Wesel, wie als Begründer der „Rheinischen Musikzeitung“ bekannt gewordne Ludwig Friedrich Christian Bischoff die eigentliche Leitung seiner ersten Bildung.*)

Behrischs äußere Erscheinung wird allgemein als sehr eigenthümlich, wenn auch nicht als so auffallend wie die seines Bruders Heinrich bezeichnet. Sein Gang war steif, seine Sprache pathetisch, in kurzen Sätzen und langsam, ‚wie wenn ein Lehrer einem Schüler in die Feder dictirt.‘ Seine Kleidung war nach damaliger Mode sehr elegant (seidner Frack und Escarpins), überhaupt sein Aeußeres stets würdevoll; daneben wird er nicht nur als sehr pedantisch, sondern auch als eigensinnig und launenhaft geschildert, worunter sogar sein fürstlicher Zögling gelegentlich zu leiden gehabt haben soll. Seine Handschrift hat, wie schon Goethe hervorhebt, den echten sächsischen Charakter; sie ist sehr sauber und zierlich, aber steif und unfrei. Für geschäftliche Dinge entwickelte er auch in Dessau kein Talent. „Er hätte sich,“ schreibt sein Bruder, „da er bouche en cour hatte und von seiner Mode, der musikalischen, dann vegetabilischen auf eine minder kostbare Liebhaberei verfallen war, ein hübsches Kapitälchen sammeln können: er hat aber mit dem Gelde nie umzugehen gewußt und ich glaube, daß seines Geldversiegelns ungeachtet die Entsieglung oft genug stattgefunden hat.

S. 68. Reil irrt jedoch, wenn er sagt, Goethe habe Kaufmann lossein wollen und habe ihn deshalb nach Dessau geschickt. Kaufmann war auf dem Wege nach Dessau, ehe er nach Weimar kam. Auch scheint die Bemerkung, daß Lavater den Kraftapostel der Fürstin dringend empfohlen habe, unbegründet. Reiches Material über Kaufmann bietet die Biographie desselben von H. Düntzer in Raumers Histor. Taschenbuch, 1859, S. 109 ff.

*) Vgl. K. Elze a. a. O., wo hinzugefügt wird, daß Behrisch dem jungen Bischoff in seinem Testamente eine Partie Bücher und eine „similorne“ Taschenuhr vermachte. Bischoff wurde als der Sohn eines fürstlichen Kammermusikus am 27. November 1794 zu Dessau geboren und starb am 24. Februar 1867 zu Köln. Von 1849 an privatisirte er in Bonn und Köln. (Nekrolog in der Köln. Zeitung, 1. März 1867.)

Als Mitadministrator der Gelehrten-Buchhandlung hatte Hofrath Kretschmar*) zwar usumfructum davon, er aber nichts als Nieten gezogen. Ja er hatte sogar das mütterliche Kapital, davon mir doch pleno jure einige Tausend zukamen, dem gedachten Bacchanten ohne weitere Sicherstellung anvertraut, und da dieser ab intestato starb, seine und meine Erbportion im Kretschmarschen Creditwesen verloren. Quam parva sapientia regitur!"

Da Behrisch nie verheiratet war, so stand er nach dem Tode seiner Mutter (1790) ziemlich vereinsamt, ein Umstand, der zur Entwicklung der natürlichen, vielleicht ererbten Anlage zur Sonderbarkeit wesentlich beigetragen haben mag. Mit seinem jüngsten Bruder hatte er schon zu Hause und in Leipzig wenig harmonirt, in spätern Jahren wandte er sich ganz von ihm ab. Im Jahre 1799 hatte derselbe, wahrscheinlich durch Verwendung seines ältern Bruders, eine Anstellung als Schreiblehrer an der Dessauer Hauptschule erhalten (auch er hatte eine vorzügliche Handschrift), der er jedoch schon im Jahre 1806 wieder enthoben wurde. Seit der Zeit lebte er kümmerlich von einer kleinen Pension und von Privatunterricht zu Dessau († 1825). Aeltre Personen erinnern sich seiner noch, wie er in seinem von oben bis unten mit Blumen, Käfern und Schmetterlingen gestickten Schlafrocke (er stickte selbst sehr gut und gab Unterricht in der Stickerei) zum Spott der Leute spazieren zu gehen pflegte. Wilhelm Müller scheint ihn in seiner Erzählung Debora in dem wunderlichen Marquis, der (wie Behrisch) das Modell seines Ahnenschlosses mit sich umherführte, kopirt zu haben.

Behrisch starb den 21. October 1809 im zweiundsiebzigsten Lebensjahre. In seinem Testamente war sein Bruder Heinrich als Haupterbe eingesetzt. Letztrer hatte jedoch Bedenken, die Erbschaft ohne weiteres anzutreten. „Sollten es, schreibt er in einem bei den Gerichtsacten befindlichen Briefe vor Eröffnung des Testaments an den Testamentsvollstrecker, die Formalitäten schlechterdings erfordern, daß ich persönlich oder per mandatarium der Eröffnung des Testamentes beiwohnen müßte ... so erkühne ich mich vorher anzufragen, ob im Testamente keine Verweise, Kränkungen, ehrenrührige Vorwürfe stehen, dergl. er mir zeitlebens zu machen Freude hatte? denn im letztern Fall entsag' ich lieber der Erbschaft, die ohnedem unbeträchtlich ist, als mir in pleno Sachen vorlesen zu lassen, die er mir unaufhörlich rekapitulierte und seinen Umgang vermeiden ließen. Wäre Liebe und Freundschaft seine Absicht gewesen, so hätte er mir bei seiner zu hohen Pension und bei meiner acht Thaler Pension doch ein paar Thaler zufließen

*) Heinrich Behrisch irrt hier. Sein Bruder war, wie bemerkt, Mitadministrator nicht der Gelehrten-Buchhandlung, sondern der Verlagskasse für Gelehrte, zwei zwar in Verbindung stehende, jedoch verschiedne Unternehmungen, und zwar war er Mitadministrator nicht neben Hofrath Kretschmar, sondern neben Hofrath Herrmann.

lassen oder bei zwanzigjährigem Müßiggang monatlich fünf Thaler zurücklegen können. Ich vermuthe also immer, daß sein Testament noch etwas Gift und Galle enthält, die er zeitlebens gegen mich hatte und da ich sie seit $11\frac{1}{2}$ Jahren immer vermied, noch zu guter Letzt reichlich in 7 Bogen ergossen haben wird, um mir den Rest zu geben. Noch vor zwei Monaten schrieb er mir einen so bitterbösen Brief, in welchem er mich als einen Mann ohne Religion, ohne Moral, ohne Gefühl, kurz als einen Krüppel an Seel und Leib schilderte. Da ich nun darauf nicht antwortete, so läßt sich vermuthen, daß er wenigstens in seinem Testamento holographo noch einen Todtenkranz geflochten haben wird. Irre ich mich aber, und das können Ew. Wohlgeb. wissen, so erscheine ich gern im Judicio. Die Kopialien muß ich doch einmal bezahlen . . . Beris (sic!), den 24. Oktob. 809." Die Furcht des Bruders war unbegründet. Das Testament, wie das angehängte Kodicill sind, nach K. Elze, dem wir diese Mittheilungen entnehmen, durch nichts bemerkenswerth als durch minutiöse und pedantische Ausführlichkeit, so daß sogar eine Anweisung über die richtige Behandlung des Zinngeschirrs darin aufgenommen ist. Ein paar goldne und andre Dosen, ein paar Ringe, ein gut gefülltes Medaillenkästchen, eine Goldwaage, ein paar gute Flöten (zu 21 und $12\frac{1}{2}$ Thlr. Einkaufspreis) „ein paar alte, aber noch gute Pistolen, gut am Bett zu gebrauchen, denn sie inponiren durch ihre Größe" und ein Festelsches Pianoforte von Eichenholz sind die interessantesten Stücke der unbedeutenden Hinterlassenschaft. Der mit genauester Angabe der Einbände verzeichnete Büchervorrath ist geringfügig und enthält auf dem Gebiete der deutschen Poesie nur Schillers Theater (5 Bde., 1805) und Bürgers Gedichte (2 Bde., 1789). Goethes Briefe und einige andre Manuscripte fielen dem Diener, Leopold Pasch zu, nach dessen Tode (einige Jahre vor 1817) sie an einen Schwager desselben übergingen. Den 21. November machte A. v. Rode seinem Freunde v. Knebel Mittheilung davon und bemerkte: „Buchhändler bemühen sich darum und, wie ich höre, setzt der Besitzer einen Preis von 3 bis 4 Louisd'ors darauf." Schließlich zahlte Goethe vier Louisd'or und erhielt dafür seine Briefe nebst Beilagen (einige Oden und Lieder, eine Hymne an Flora und eine von G. in Kupfer gestochne Landschaft) zurück.*) (Schluß folgt.)

*) Daß Goethe bei aller Anerkennung, die seinen Verdiensten in Dessau zu Theil wurde, nicht eben viel persönliche Sympathie daselbst genoß, ist bekannt. Auch A. von Rode hatte nicht gern persönlich mit ihm zu thun. Dennoch nahm er Goethes Interessen in diesem Falle wahr und wandte sich deshalb an Knebel. Den 24. December 1817 schreibt er, ohne Zweifel in der Absicht, daß sein Brief Goethe vorgelegt werde, wieder an Knebel: „Dem Gärtner, der meinen kleinen Garten besorgt, sind schon vor einigen Jahren, als er seinen Schwager beerbte, der beim verstorbenen Hofrath Behrisch Bedienter war, beikommende Papiere zugefallen, die er gern zu Gelde machen möchte. Es ist die Korrespondenz Goethes mit Behrisch

Zur Inscenirung classischer Opern.

Von A. Heil.

Es ist eine bekannte und beklagenswerthe Thatsache, daß gerade die Aufführungen classischer Theaterstücke, was die äußerlichen Seiten betrifft, mehr als andre zu wünschen übrig lassen. Um von geringerm zu schweigen, so werden die Bearbeitungen in der Regel aus einem einseitigen Standpunkte unternommen, und die Ausstattung bietet Mittelmäßiges, wenn sie nicht geradezu ärmlich ist. Auf dem Gebiete des Dramas bemühen sich in neuerer Zeit die Meininger, durch möglichst vollkommene Aufführungen oder wenigstens möglichst harmonische Leistungen die Classiker in ihrer wahren und vollen Größe dem Publicum vorzuführen, ein Streben, das, vorausgesetzt, daß es nicht auf unnöthige Entfaltung äußerer Pracht hinausläuft oder durch kleinliche Genauigkeit in der historischen Treue u. dergl. einem antiquarischen Interesse huldigt, vollen Beifall verdient. Für die Oper giebt es kein Beispiel und Vorbild von ähnlichem Erfolg oder con-

---

in den Jahren 1767—68, auch 1788 und 1794, nebst einigen Oden und Liedern, einer Hymne an Flora und einer von Goethe in Kupfer gestochenen Landschaft. Ich glaube Goethen einen Dienst zu leisten, indem ich Sie bitte, mein verehrtester Freund, ihm davon Nachricht zu geben und bei ihm anzufragen, ob es ihm gefällt, diese ihm gewis interessanten Urkunden seiner Jugend für ein seiner Großmuth überlassenes Gratial vom Besitzer einzulösen? Nachdem sein Entschluß ausfällt, erwarte ich durch Ihre Güte, entweder Gold oder doch das goldeswerthe Manuskript zurück. Wenn ich glauben dürfte, daß es Goethen gleichgültig sein könnte, sich hier so in dem Augenblick seiner ersten geistigen Entwicklung zu erblicken, so kann ich mich doch auf keine Weise überreden, daß er zugeben möchte, daß die in seine damaligen Verhältnisse verwickelten Personen, vielleicht durch fremde, indiskrete Publikation dieser Briefe, der Welt namentlich bekannt würden. Ich habe Goethe immer nur aus der Ferne bewundert: darum wende ich mich auch bei dieser Gelegenheit lieber an Sie, theuerster Freund, als an ihn selbst; als beiderseitiger Freund sind Sie der beste Vermittler und werden gewis das kleine Geschäft gern übernehmen." Wie ein spätrer Brief Rodes an Knebel vom 2. Februar 1818 ersehen läßt, hat Goethe bald darauf die betreffenden Schriftstücke zurückgekauft. Charakteristisch ist es, daß Goethe in dieser sehr persönlichen Sache an Rode ein Kanzleischreiben schickt und Rode durch „sein Kabinet" antworten läßt. „Durch ihre gütige Vermittlung bin ich denn so glücklich gewesen, zwei Menschen Freude zu machen; Goethen mit seinen Handschriften, und meinem alten Gärtner mit den vier Pistolen. Nehmen Sie für die Freude, die mir dadurch geworden, meinen herzlichen Dank an ... Goethes Kanzleischreiben ist sogleich aus meinem Kabinet beantwortet worden, mit Beifügung des Empfangscheins vom Empfänger des Geldes." In Verlauf des Briefes schreibt sodann Rode jene von uns oben citirten Worte, daß er gewünscht hätte. Goethe hätte seinen Briefwechsel mit Behrisch zur Zeit der Abfassung des zweiten Theiles von Dichtung und Wahrheit besessen: „Er würde schonender mit ihm verfahren sein."

sequenter Anwendung. Nichtsdestoweniger kommt es auch in diesem Fache darauf an, die scenische Wirkung der Stücke zu erhöhen, einerseits durch decorative und ähnliche Verschönerungen, vor allen Dingen aber durch Beschaffung sorgfältiger Bearbeitungen, die der ganzen Aufführung eine exacte Grundlage verleihen und den Geschmack der Menge nach allen Richtungen hin regeln. Die Oper muß — dies ist die Forderung, auf die alles hinausläuft — dem Dämmerlichte der bloß musikalischen Betrachtungsweise entzogen und unter die strengen Gesichtspunkte einer allgemeinen, natürlichen Aesthetik gestellt werden. Zur Erläuterung sollen die nächstliegenden Inscenirungsfragen aus dem Gebiete der classischen Oper berührt werden. Im ganzen ist an diesem Punkte wenig gearbeitet worden, und selbst von diesem wenigen nimmt die Praxis bei der großen Rückständigkeit, die dem Theaterwesen vorläufig noch anhaftet, selten und spät Notiz.

Von den Gluckschen Meisterwerken, die das Bedeutendste des ganzen Operngenres ausmachen, stehen die beiden italienischen Opern Orfeo und Alceste den spätern französischen nicht nach, und wenn sie weniger aufgeführt werden als Armide oder Iphigénie en Tauride, so liegt dies wohl an reinen Zufälligkeiten, denn gerade „Orpheus" ist der anziehendste aller Gluckschen Stoffe. Von Wichtigkeit ist hier zunächst die Frage nach dem Werthe der französischen Partituren des Orfeo und der Alceste. Hector Berlioz hat zuerst mit wünschenswerthester Wärme auf die zahlreichen Verbesserungen hingewiesen, die Gluck in den betreffenden Werken bei der Umarbeitung für die Pariser Bühne vorgenommen hat. Aber sie beziehen sich fast nur auf die Musik. Das Drama als solches, der Geist der Stücke hat durch die Rücksicht auf die Franzosen schwer gelitten. Ja man kann behaupten, daß selten ein Künstler seine eignen Schöpfungen in so eingreifender Weise verstümmelt hat, als es Gluck that, indem er Dinge wie die Bertonische Arie oder die Einschiebung der Heraklespartie zuließ. Im „Orpheus" scheinen einzelne Umgestaltungen und Zuthaten, so die in der ersten Scene des ersten Actes der lange Furientanz in D-moll, der Balletsatz in C aus der Elysiumscene, in der äußerlichen, für uns ungiltigen Absicht entstanden zu sein, dem Werke eine größere Länge zu verschaffen und so die Dauer der Vorstellung zu erhöhen. In der „Alceste" vollends sind, um die Handlung spannender zu machen, die einzelnen Theile durchaus versetzt und umgemodelt worden, sodaß nun die Entwicklung höchst uneben ist und der dritte Act in ein unwürdiges Puppenspiel ausläuft. Dabei ist der eigentliche Zweck schlecht erreicht, wie man sich, auch ohne den schroffen Standpunkt von A. B. Marx einzunehmen, kaum verhehlen kann. Der Vorwurf der Monotonie, den man dem Werke immer gemacht hat, ist nicht sehr gerecht. Er zielt fast darauf hin, daß Leuten, welche für den Geist solcher Schöpfungen unempfänglich sind, Concessionen gemacht werden sollen.

Gerade die Oper muß die Berechtigung haben, Bilder und Stimmungen in voller Breite auszuführen, und an einer dargestellten Lyrik, wie sie in der „Alceste“ gegen Ende hin Platz greift, lassen sich nur rein technische Ausstellungen machen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß man für wirklich sorgfältige Aufführungen die italienischen Partituren zu Grunde zu legen, die französischen aber natürlich bei Einzelheiten stets zu berücksichtigen hat. An dem Gange der Handlung und den Scenerien der ersten Fassung wird nichts geändert werden dürfen. Andrerseits wäre es im höchsten Grade rigoristisch, wenn man Prachtstellen wie das Parez vos fronts des fleurs nouvelles im zweiten Acte der „Alceste“ wieder entfernen wollte. Ueberhaupt nehmen sich hier gerade die Scenen des zweiten Actes, die im königlichen Hause spielen, in der Pariser Gestalt am vortheilhaftesten aus. Die Schlußpartien sind verkürzt und die Genesungsfeier aufs ansprechendste geordnet. Es empfiehlt sich dabei, dem ganzen einen intimern Charakter zu geben sowie die eigentliche Feststimmung erst allmählich sich entwickeln zu lassen. Der erste Chor drückt nur einfache Freude aus; dem folgt, mit Weglassung der Balletsätze, sogleich die Scene zwischen Admet und seinem Volke; hierauf äußert der Chor in zusammenfassender Weise seine Zuneigung und seine huldigenden Gefühle dem wiedervereinten Königspaar gegenüber; und nun erst entwickelt sich jene, man möchte sagen, Privatlustbarkeit, bei welcher der ganze Zauber der specifisch hellenischen Schönheit zu Tage tritt. Was „Orpheus“ betrifft, so würde z. B. die Aufnahme der Arie des Amor im ersten Acte schon zu weit gehn. Es ist freilich Schade, eine hübsche Pièce aufzugeben. Aber es ist hier besser, den dramatischen Gesichtspunkt festzuhalten, nach welchem die Figur des Amor möglichst zurücktreten und die betreffende Scene möglichst kurz ablaufen muß. Der nachcomponirte Balletsatz mit dem Flötensolo, der die Stimmung der Verse

Non ingombra l'alma sicura pura,
L'aura tranquilla gira, spira
La calma piacere nel son, etc.

so schön voraufnimmt, eignet sich vorzüglich zu einer Zwischenmusik während der Verwandlung im zweiten Acte. Sehr gut ist auch der Gedanke, vor der plötzlichen Verwandlung im letzten Acte das neue Terzett in E-moll einzuschieben, dann erst den Schluß, und zwar in möglichster Knappheit und Abkürzung, zu bringen. Nebenbei bemerkt, dürfte es gut sein, für die Namen im verdeutschten „Orpheus“ die dem Griechischen nachgebildeten Formen Euridike, Eros, Erinyen u. s. w. durchzuführen. Das so oft wiederkehrende „Euridice“ — nach dem Italienischen und Französischen, wo der Accent nicht anders liegen kann — stört doch immer, wenn es auch eine Kleinigkeit ist.

Es liegt auf der Hand, daß Opern wie Orfeo und Alceste der scenischen Pracht nicht entbehren können. Die Ausstattung muß einfachen Stils, aber glänzend sein, damit man die volle Bedeutung des Vorgeführten nicht bloß ahne, sondern lebhaft empfinde. In dieser Hinsicht ist namentlich die Elysiumscenerie eine hervorragende Aufgabe für die moderne Bühne. Niemand wird zwar beanspruchen, daß man von dem Anblick der seligen Gefilde ebenso ergriffen werde, als es Orpheus selbst auf der Scene zum Ausdruck bringt; aber soviel kann man fordern, daß nicht infolge der Gewöhnlichkeit der Scenerie das Verhalten des Helden — Che puro ciel etc. — unsympathisch erscheint und seine Wirkung verfehlt. Die Chöre in den fraglichen Werken sind von so unvergleichlicher Schönheit, daß man nur gute und wohlklingende Stimmen zu ihrer Wiedergabe heranziehen sollte. Was die Auffassung der Gluckschen Tempi angeht, worin manches Schwanken herrscht, so lassen ja im allgemeinen gerade die beiden italienischen Werke des Meisters viel Ruhe und Getragenheit zu, wie beispielsweise die Furienchöre oder das berühmte Stück Che farò langsamer gehn könnten, als man gewöhnlich will. Dagegen sei als einer von den wenigen Sätzen, die nicht verschleppt werden dürfen, die Arie Chiamo il mio ben hervorgehoben. Schon die zweimalige Wiederkehr dieses Satzes, die man nicht umgehen darf, würde eine gewisse Eintönigkeit verursachen, wenn die Klage zu feierlich ausfiele.

Ueber Armide ist bereits von andrer Seite mancherlei angedeutet worden. Es hat indeß bisweilen sein Mißliches, bloß die gedankliche Hebung im Auge zu haben und liebgewordne, in mancher Beziehung reizvolle Theile geradezu zu beseitigen. Man könnte demnach den ursprünglichen dritten und vierten Act in der Weise zu einem zusammenziehn, daß die Verlockungsscenen, die so wie so vereinfacht werden müssen, in den dritten Act als Mittelstück eingeschoben werden. Die beiden Ritter müßten dann als erst auf dem Wege begriffen, nicht schon unmittelbar vor Armidens Palast angelangt zu denken sein. Das Ganze würde folgenden Zusammenhang haben: 1. Scene: Unterirdische, nach hinten sich unbestimmt öffnende Halle. a. Armida allein, Ah! si la liberté 2c. b. Die Zofen kommen hinzu und jubeln in ihrer Unwissenheit über die Liebe, in die Rinaldo versetzt ist. Armida entgegnet: L'enfer n'a pas encore rempli mon espérance 2c. Sie ahnt ein Unheil, das durch die Abgesandten Gottfrieds herbeigeführt werde, und befiehlt, man möge eilen, die gefährlichen Ritter durch alle Arten von Zauberkunst abzuhalten. c. Armida allein, den Beiden bitter nachblickend: „Er liebt mich? Erglüht für mich? O Flamme, die mich schmäht! Hier fleht nicht freie Liebe; sie folgt dem Machtgebot der Zauberin allein. Wie anders ist die Glut, die mich für ihn entbrannt!“ Aber sie vermag nichts zu ändern und kehrt zu den vier Anfangszeilen der alten Klage Ah! si la liberté 2c. zurück, in denen

gewissermaßen das Herz des Dramas zu suchen ist. 2. Verwandlung: Wilde, einsame Gegend. Die beiden Ritter:

> Nous ne trouvons par-tout que de gouffres ouverts:
> Armide a dans ces lieux transporté les enfers etc.

Nachdem die Ungeheuer zurückgeschlagen sind und die Umgebung in zaubervollem Reiz erscheint, beginnt sofort Lucinde und der Chor, zunächst mehr im Hintergrunde: Voici la charmante retraite ꝛc. Das folgende wie im Original, nur daß der Balletsatz in F-dur beschnitten und einzelnes nicht, wie vorgeschrieben, wiederholt wird. Nach den Worten:

> Je tourne en vain mes yeux de toutes parts;
> Je ne vois plus cette Beauté si chere:
> Elle échappe à mes regards
> Comme une vapeur légère

ermahnt Ubald, nicht länger zu weilen, worauf beide das Duett Fuyons les douceurs dangereuses singen. 3. Verwandlung: Scene wie zuerst. Armida erfährt den Sieg der Ritter und rafft sich nochmals, und zwar gewaltiger als früher, auf, um sich der unseligen Liebe zu entäußern. „Zeit ist's, daß endlich ich erwache. Ha! Die Hölle sende mir den grimmen Haß empor!" Dann folgen die bekannten großen Scenen, die den Hauptinhalt des ursprünglichen dritten Actes ausmachen und den ganzen Theil zum Abschluß führen.

Daß „Armida," ein Stück, welches einen der schönsten Kunstvorwürfe behandelt, in der Originalgestalt zu wenig Wirkung ausübt, beruht mit auf dem Reichthum der darin enthaltnen Ballets. Unschön ausgeführt und in der Regel auch die Chorsätze begleitend, bringt der immerwiederkehrende Tanz mehr Störung als Befriedigung hervor. An sich ist er freilich in den meisten Fällen berechtigt. Es sei noch erinnert, daß sich die Furienmassen nicht zu breit machen und zeitiger, als es angemessen ist, in den Vordergrund drängen dürfen. Es erscheint sogar zweckmäßig, ein Stück von der großen Allegorie, nämlich den zweiten Chor und Balletsatz, zu streichen, damit der Effect besser concentrirt bleibt. Wenn übrigens der dritte und vierte Act des Originals ein Ganzes bilden, so wird auch eine äußerliche Verknüpfung des ersten und zweiten Actes zu einem einzigen Acte nicht zu gewagt sein, zumal da von vornherein verschiedne Kürzungen darin zu machen sind. Wir haben alsdann die Dreizahl der Aufzüge und ungefähr dieselben Größenverhältnisse wie in der „Alceste". Das Divertissement im letzten Acte denkt man sich am besten so geordnet: a) die Chaconne, b) Chor: Les plaisirs ont choisi pour asile. c) Solo mit Chor: C'est l'Amour qui retient dans ses chaînes. d) der im Original vorherstehende Balletsatz in B-dur. Zu den kleinern Partien, wie namentlich den entzückenden Gesängen

On s'étonnerait moins und C'est l'amour, sollten wiederum nur gute Kräfte verwandt werden.

Die Iphigénie en Tauride gilt für das bedeutendste Werk von Gluck, insofern hier der Meister, ganz abgesehen von der nur selten erreichbaren Größe des Gegenstandes und der Charaktere, auch formell sein Bestes bietet. In der That ist auf dem Felde der Oper nichts Vollendeteres geschaffen worden, und schon die Textdichtung verdient, als treffliches Muster der Gattung aufgestellt zu werden. Solchen Werken gegenüber kann man nur immer und immer wieder die größte Pietät und Sorgfalt der Ausführung als erstes Erforderniß hinstellen, und man möchte beinahe mit Berlioz die Darsteller bedauern, welche die Absichten des Componisten wiedergeben sollen. „Das Talent reicht für diese erdrückende Aufgabe kaum hin, es bedarf fast des Genies."

Von der um ein halbes Jahrzehnt ältern Iphigénie en Aulide gilt allerdings nicht das gleiche. Sie steht unter den übrigen Hauptopern Glucks nach. Unter andern müssen die Divertissements hier dem ungetrübten Geschmack zu breit ausgesponnen erscheinen. Dennoch dürfte die Art, wie Richard Wagner das berühmte Werk bearbeitet hat, zu eingreifend und bei gesunden Theaterverhältnissen unzulässig sein. Die Beseitigung des Patroklos ist lobenswerth; auch die Scenerie ist bei Wagner durchaus musterhaft. Dagegen sind einige Zwischenspiele ziemlich gewagt und manche Kürzungen unnöthig. Der Abschied Iphigeniens von der ohnmächtigen Klytaemnestra muß rasch sein und darf keinen musikalischen Ruhepunkt hervorrufen. Die Liebesepisode ferner zielt gerade durch ihre Ausführlichkeit am besten darauf hin, das Düstere des eigentlichen Stoffes zu mildern, und dies war eine Hauptaufgabe für Dichter und Componisten. Alles andre stimmt dazu. Man beachte z. B. die Vermenschlichung, die der Agamemnon der Oper im Gegensatz zum Racineschen aufweist, wozu übrigens die nicht sehr glatte Folge des Ganzen, die einem manche Zwischenhandlung zum Errathen anheim giebt und den während der Hauptereignisse abwesenden Agamemnon verstört und zum Handeln unfähig erscheinen läßt, einigermaßen beiträgt. Auch die Divertissements sind in der „Iphigenie" mehr als ein bloßer Zopf, und eine exacte, von den einfachen Gesichtspunkten des geregelten Kunstlebens ausgehende Bearbeitung wird sich bemühen, aus den beiden originalen Partituren eine geeignete Zusammenstellung der betreffenden Piècen zu schaffen. Natürlich muß bei der Vorführung Alles aufgewandt werden, um dergleichen Partien nicht aus dem Rahmen des Dramatischen heraustreten zu lassen. Im übrigen ist eine treffliche Hilfsleistung zu würdigen Darstellungen der beiden „Iphigenien" neuerdings durch die Textübertragungen von P. Cornelius geschehen.

Gluck ist wesentlich ein Mann der Zukunft. Wie es manchen großen Schriftsteller giebt, der erst von kommenden Geschlechtern genügend anerkannt und verstanden werden wird, so erwartet auch diesen bewundernswerthen Künstler eine späte, dann aber nachhaltige und allseitige Würdigung. Die Zeit, in welcher dies stattfinden wird, muß von einer bewußtern Cultur durchdrungen sein, als es bisher der Fall war. Sie muß dem Chaos, in welches gegenwärtig die ästhetische Seite im Treiben des Einzelnen wie der Gesellschaft hinausläuft, ein Ende gemacht haben. Dann wird auch die Inscenirung eines Gluck'schen Meisterwerkes keine tappende Speculation, sondern eine wahrhafte, bedeutsame, von der Theilnahme aller Gebildeten getragene Arbeit sein, bei der alles Altüberlieferte nur insofern Leben und Wirksamkeit erhält, als es den berechtigten Principien einer fortgeschrittnen, verständigen Gesammtanschauung entspricht.

Mozarts Opern sind im Vergleich zu den Gluckschen von geringerer Macht der unmittelbaren Bühnenwirkung; andrerseits stehen sie uns inhaltlich, oder, besser gesagt, hinsichtlich der Umgebung, in der sie spielen, näher und zeigen größern Glanz im Musikalischen. Der Stil des ältern Meisters ist außerdem ein erhabner, Mozarts Musik dagegen von einer ungemeinen Vielseitigkeit im Ausdruck, die sich namentlich in der meisterhaften Mischung des Komischen und Tragischen erweist. Theils hieraus, theils aber auch aus der ganzen Entwicklung unsres Theaterwesens erklärt es sich nun, daß Werke wie „Don Juan", „Zauberflöte" und „Figaro" nachhaltigere Pflege gefunden haben als die „Iphigenien" oder ein anderes Werk Glucks. Was zunächst den Don Giovanni betrifft, so ist man bereits so fleißig gewesen, alles, was sich von Fragen und Aufgaben an dieses geniale Werk knüpft, theoretisch wenigstens so gut wie zu erledigen. Sogar die Originalfassung des Textbuches ist zu diesem Zwecke dem größern Publicum zugänglich gemacht worden. Wenn noch immer über Dinge, wie über den Chor im ersten Finale, Urtheile gefällt werden, die auf ein Verkennen des sinnstörend wirkenden, willkürlichen Bühnenschlendrians im Gegensatz zu berechtigten Umgestaltungen hinauslaufen, so erhellt daraus nur, wie sehr es noch bei derartigen, ins allgemein Aesthetische fallenden Erwägungen an festen Grundsätzen mangelt. Streitig wäre höchstens der Schluß der Oper. Indeß scheint es unangebracht, den nicht sehr hervorstechenden, aber vollkommen natürlichen und correcten Originalschluß mit dem sonst üblichen, scenisch allerdings effectvollern zu vertauschen, zumal wenn zu der letzten Scene die Volksmasse zugezogen werden kann. Auch leidet, was noch wichtiger ist, durch die hergebrachte Kürzung eine der kunstvollsten Seiten der Oper, nämlich die Ausprägung des tugendhaften, die Reize des Maßes erkennenden Princips gegenüber der excentrischen Lebensfreudigkeit. Don Juan bleibt heldenhaft, also tragisch; aber auch Don Octavio

mit seiner Partei ist nichts alltägliches oder philisterhaftes. Jener Hauptcontrast tritt in der That erst durch die musikalische Behandlung der Stellen Or che tutti ꝛc. und vor allem Questo è il fin di chi fà mal ꝛc. scharf zu Tage.

In Sachen des „Figaro" sind die Resultate noch nicht weit gediehen. Die Förderung des Empfindungsgehaltes, welche der im übrigen brauchbare Stoff durch die strenge und kräftige Auffassung des Componisten erfahren hat, muß auf dem Wege des Streichens — in den Recitativen — und der Dictionsverbesserungen weiter fortgeführt werden. Gleichzeitig dürften hierbei einige Undeutlichkeiten in der Entfaltung der Handlung beseitigt werden können. Im übrigen liegt auch noch keine genügende deutsche Uebersetzung des „Figaro" vor, wie überhaupt auf diesem Gebiete erst spät Leben und Thätigkeit entstanden ist. Ja eigentliche Grundsätze für die so eigenthümlich schwierige, selten betriebene Arbeit der Textverdeutschungen scheinen noch gar nicht zu existiren. Soweit zwar das Libretto als Untergrund der lebendigen Aufführung in Frage kommt, stehen schließlich die Sachen ganz gut. Denn daß die Uebertragung möglichst genau den Wendungen der Musik folgen müsse und daß immer von dieser auszugehen sei, ist eine sehr nachdrücklich gewordene Forderung, und oft wird schon das Einzelwort überschätzt, wie man ja überhaupt von der Fähigkeit der Musik, Bestimmtes auszudrücken, gegenwärtig zu hoch denkt. Aber das Textbuch hat zugleich den äußerlichen Zweck, dem Publicum als Einführung und Vorbereitung zum Genuß des Werkes selbst zu dienen. Infolge dessen muß es, bis auf den tiefern poetischen Gehalt allerdings, die Eigenschaften eines richtigen Buchdramas aufweisen; und hier ist ein Punkt, wo fast alles noch im argen liegt. In Sachen der praktischen Aesthetik fehlt es eben überall noch an festen Normen. Um bei der Uebersetzungsthätigkeit zu bleiben, so muß der einfache Grundsatz der guten Lesbarkeit alleinige Geltung erlangen. Man begnüge sich, etwas halbwegs Gefälliges zu bieten. Genauere Beibehaltung des eigentlichen Versmaßes, Wiederspiegelung der originalen Empfindungssphäre, wo die Musik bereits höhere Wege eingeschlagen hat, und manches andere sind Mißgriffe oder Knaupeleien. Um ein kurzes Beispiel zur Verdeutlichung zu bringen, so lautet die herrliche Arie der Susanna aus dem letzten Acte des „Figaro" in einer alten Passauer Uebersetzung vom Jahre 1793, die uns zufällig zur Hand ist, folgendermaßen:

„Komm! Bester! Komm! verweile nicht so lange!
Du weißt, wie sehr — wie fest an dir ich hange!
Komm! Bester! Komm! die Nacht ist so verschwiegen, —
Man sieht dich nicht in meine Arme fliegen.
Das Bächlein rieselt, — horch! das Lüftchen säuselt:
Geliebter komm! Die Nachtigalle kräuselt;

Und sanft umfächelt Zephir nun die Blüthen;
Durchs Ganze der Natur herrscht süßer Frieden.
Komm, Bester! Komm, des Lebens zu genießen,
Ich harre dein — mit tausend Liebesküssen!"

Man vergleiche damit den Schluß des jetzt gangbaren deutschen Textes:

„Die Blumen duften auf den bunten Wiesen;
Alles lockt uns zu Liebe, Freud' und Wonne,
Komm doch, mein Trauter! laß länger mich nicht harren,
Komm, Trauter, daß ich mit Rosen kränze Dein Haupt!

Der Unterschied ist klar. Jenes paßt nur für das Drama, welches zu Hause im Zusammenhange gelesen werden soll, und verstößt gröblich gegen die Mozartsche Composition; dieses hingegen ist mit den Noten im Einklang und nimmt sich gut auf der Bühne aus, aber dafür liest es sich schlecht. Beide Forderungen müssen zugleich erfüllt werden. Die betreffende Scene kann außerdem dahin abgeändert werden, daß Susanne, ohne belauscht zu sein, ihre wahren, durch Marcellinens Mittheilung hervorgerufnen Gefühle zum Ausdruck bringt. Dadurch wird die Situation besser und stimmt mehr zu dem Charakter der Musik.

Der komischen Oper Così fan tutte ist eingehende Beschäftigung gewidmet worden. Der förmliche Schauder, den viele Leute vor diesem Sujet der Weiberuntreue aufspielen, erscheint in der That übertrieben. Besondre Bedeutung darf freilich dem Werke nicht beigemessen werden; aber es ist besser und verwendbarer als viele andre berühmt gewordne komische Opern, in denen weit unfeinere, ja absolut schlechte Empfindungen vorkommen und die dessenungeachtet weniger Tadel finden. Wäre der Inhalt wirklich verletzend, so hätte ein so edler Künstler und Mensch wie Mozart die Composition nicht in Angriff genommen. Das Mißliche in Così fan tutte, worüber man sich selten Rechenschaft giebt, liegt nicht sowohl in der Verstellung der Liebhaber zu dem Zwecke, die Frauentreue einer Probe zu unterziehn, oder in der leichten Art, mit der hier die Dinge hingenommen werden, als vielmehr in der Vereinigung der Prüfungsidee mit den komischen Elementen, wodurch die fortgesetzten Trügereien etwas peinliches bekommen. Ein weitrer Anstoß, der sich auf den Umstand bezieht, daß jeder der beiden jungen Männer die Geliebte des andern zur Untreue verleitet, und der mit der ursprünglichen satirischen Tendenz des Ganzen zusammenhängt, kann glücklicher Weise ohne allzu große Gewalt vermieden werden. Der Vorwurf, den man den Verkleidungen macht, als sei die Täuschung der Geliebten unwahrscheinlich, ist gewiß nicht begründet, zumal da die ganze Behandlung leichten Genres ist. Solche Mittel gehören zu den wenigen Vorrechten der Bühne, obgleich sie in Wirklichkeit nicht vorkommen können. Denn in der Oper gilt der Mensch nur nach dem, was man von ihm sieht; sein Kleid ist das einzige, äußerlich

Individuelle an ihm. Der Zuschauer wird also nur, wenn er aus der Stimmung herausgerissen wird, auf den Einfall kommen, daß hier etwas besonderes und im sonstigen Leben undenkbares vorliegt. Möchten doch immer die Leute, die so schnell die Unwahrscheinlichkeit zu wittern pflegen, dies in Betreff der dargestellten Gefühle und Empfindungen thun, statt Aeußerlichkeiten zu betonen!

Wir gedenken schließlich noch der „Zauberflöte." Hier muß vor allem beachtet werden, daß das zauberhafte und das komische Element zwar einen wesentlichen Bestandtheil der Oper, aber durchaus nicht die Hauptsache ausmachen. In diesem Sinne ist sowohl der Charakter der Scenerie als auch die Bedeutung der Papagenorolle festzusetzen. Die Bühnen selbst haben längst und mit Recht auf zahlreiche übersinnliche Züge, wie das Flugwerk der Knaben, das Erscheinen der wilden Thiere u. s. w. zu verzichten begonnen, so daß außer Papagenos Schloß, den Wirkungen des Glockenspiels und einem auch nur noch zweimaligen Versinken nichts sonderliches übrig bleiben dürfte. In der That entspricht es nicht bloß dem Wesen des Theaters, sondern vor allem der verständigen Ruhe eines edlern Publicums, wenn dergleichen Momente von weniger tiefer Bedeutung umgangen werden. Es kommt aber darauf an, in verwandter Richtung weiterzugehn und z. B. das Aegyptisirende in den Decorationen möglichst zu vermeiden. Schöne Phantasiescenerien sind in der „Zauberflöte" entschieden von besserer Wirkung. Die Papagenopartie, die übrigens mehr indirect komisch ist, macht sich im Original etwas breit, wohl infolge der persönlichen Wünsche Schikaneders. Sie verträgt und verlangt eine Verstutzung. Wir kommen damit auf einen wunden Punkt der „Zauberflöte": die Unbeholfenheit im Sprachlichen. In den Versen fällt dies nicht allzusehr auf, und man könnte gegenüber dem Vorschlage einer vollständigen Umkleidung des Textes darauf aufmerksam machen, daß gerade jene ungeschulte Diction auch ihre rührenden und somit anziehenden Seiten hat. Die zu Grunde liegenden Gedanken sind nämlich nichts weniger als trivial, und der Verständige wird bei dem

„Mann und Weib und Weib und Mann
Reichen an die Gottheit an,"

und andern sentenziösen Stellen zwar keinen Kunstgenuß, aber doch Eindrücke haben, die ihren Werth haben und der Harmonie des ganzen nicht zuwider sind, ganz abgesehn von der Musik, die nirgends musterhafter ist als bei derartigen Einzelheiten. Hiermit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß einzelne Verse eine Aenderung verlangen, also z. B. statt der Zeilen:

Weil du böse an mir handelst,
Mir kein schönes Kind zubandelst,

etwa:

Weil du meiner Freude wehrtest,
Mir kein schönes Kind bescheertest,

oder statt:

Weil Rosen stets bei Dornen sein

etwa gesetzt werde:

Die stets bei Dornen müssen sein,

Verbesserungen, deren Zahl vielleicht ein Dutzend erreichen dürfte. Namentlich sind dabei einige unschöne Ausdrücke Papagenos zu berücksichtigen. Der alte Dialog freilich ist größtentheils unmöglich geworden; hier ist es nöthig, viel zu kürzen und andre Wendungen einzuführen. In diesem Punkte ist man noch nicht weit genug gegangen. So kann z. B. die erste Scene zwischen den Damen, Tamino und Papageno noch mehr zusammengezogen, sowie das Erscheinen der Königin sogleich an die Bildnißarie angeschlossen werden. Zwischen dieser Scene der Königin und dem Quintett empfiehlt es sich dann freilich, den Tamino in einigen Ausrufen zur Besinnung kommen zu lassen: „Ist's Wirklichkeit, was ich erblickte?" u. s. w. Das Examen, das Papageno an Paminen vornimmt, und manches salbungsvolle Priesterwort im Anfang des zweiten Actes können ebenfalls wegfallen. Den Zusammenhang trotz alledem zu wahren, ist manchmal nicht ganz leicht. Beispielsweise könnte man die Scene der Königin im Garten, da die ursprünglichen Motive nicht wohl zu halten sind, folgendermaßen gestalten:

Die Königin der Nacht
(erscheint unter Donner).

Zurück!

(Monostatos zieht sich zurück.)

Pamina.

O meine Mutter!

Die Königin.

Wo ist der Jüngling, den ich an dich sandte? Ließ er sich meinem Todfeind in die Arme locken?

Pamina.

Er widmet sich Sarastros Bunde.

Die Königin.

Ha! Kein Ziel, das dieser Priester nicht vereitelte! Kein Plan, den er mir nicht durchkreuzte! Sarastro ist der Fels, an welchem meine Macht zu scheitern droht. Sein Tod nur zeigt mir einen Ausweg, und du bist das Werkzeug, das mir allein geblieben —

Pamina.

Aber Mutter, meine Mutter!

Die Königin.

Willst du für den Barbaren sprechen, der mich so furchtbar schädigt? — Siehst du diesen Stahl? Er ist geschliffen für Sarastro. Du tödtest ihn, verhinderst meinen Sturz — Kein Wort! —

Der Hölle Rache kocht in meinem Herzen,
u. s. w.

Bezeichnend ist es, nebenbei gesagt, daß auch die paar Stellen, wo die Schikanedersche Prosa noch heute einigermaßen anspricht, nämlich vor den Arien des Mohren und der Pamina, von Strichen nicht verschont worden sind. Was die übergroße Zahl der Verwandlungen im zweiten Acte angeht, so darf es nur als Nothbehelf gelten, wenn man diesen Act halbirt und die Oper auf diese Weise in drei Acte eintheilt. Für den innern Zusammenhang sind die Phasen der Umstimmung und Prüfung eins und deshalb die Zweitheilung des Stoffes das allein natürliche. Bei einer sorgfältigen Darstellung wird man sich also nach Mitteln und Wegen umsehn, die Scenerien möglichst rasch herzurichten. Einige Verwandlungen können bei offner Scene geschehn. Der Zwischenvorhang wird überhaupt erst dann eine innere Berechtigung erlangen, wenn man im Stande ist, die Verwandlungen in kürzerer Zeit zu vollenden. Bis jetzt bietet er noch nicht einmal einen eingreifendern Gegensatz zum Hauptvorhange, etwa dadurch, daß er zugezogen würde, während nach dem Actschluß „der Vorhang fällt.“ In unserm Falle übrigens ist es möglich, die Zahl der Verwandlungen herabzusetzen, sobald man von dem freimaurerischen Sinne der Handlung absieht. Dann würden sich die Scenen zwischen Papageno und der Alten in folgender Weise zu einer zusammenziehen lassen: 1. Das Terzett der Genien „Seid uns zum zweiten mal willkommen.“ 2. Papageno im vollen Essen, während Tamino abwehrt und sich in irgend etwas andres vertieft. Papageno wird „so lustig, daß er zur Sonne fliegen könnte“ und singt und spielt infolgedessen 3. „Ein Mädchen oder Weibchen“. 4. Das alte Weib — „tanzend und sich dabei auf ihren Stock stützend“ — und Papageno. Das Heiratsansinnen mit den nöthigen Drohungen. 5. In dem Augenblicke, wo die Alte sich verwandelt, erscheint der erste Priester und trennt die Ungehorsamen. Papageno wirft sich verzweifelnd zu Boden, Tamino spricht seine Theilnahme aus und will sich eine Lehre daran nehmen. Endlich 6. die Scene zwischen Tamino und Pamina. Dies vorausgesetzt, könnte auch, insofern das Terzett zwischen Sarastro, Tamino und Pamina direct vor das Finale zu stehn kommt, eine weitre Ersparniß im Scenenwechsel eintreten:

Tamino und Pamina.

O einzig {Theure / Theurer}, sieh mich leiden!

Sarastro.

Die Stunde schlägt, ihr müßt nun scheiden.

(Alle ab, zuletzt mit leidenschaftlicher Geberde Pamina. Die Aussicht auf den Garten öffnet sich. Tagesanbruch.)

Die drei Knaben (kommen).

Bald prangt, den Morgen zu verkünden, u. s. w.

Hiermit scheinen die wichtigern Punkte erledigt, die bei der Inscenirung classischer Opern in Frage kommen. Da unser nächster Zweck war, den rechten Geist anzudeuten, in dem die fragliche Thätigkeit vorzunehmen sei, so wird man nichts Abschließendes oder Erschöpfendes erwartet haben. Werke wie z. B. Idomeneo und Clemenza di Tito mögen einem besondern Aufsatz vorbehalten bleiben, der dann auch die Frage nach der etwaigen Wiedererweckung einzelner Schöpfungen Salieris und Cherubinis zu erörtern haben würde.

Vom Torpedowesen.

(Fortsetzung.)

3.

Wenn auch die Engländer im Jahre 1627 gegen La Rochelle schwimmende Petarden anwandten, welche beim Anstoßen von selbst Feuer gaben und explodirten, so ist doch erst Fulton der eigentliche Vater der Torpedos geworden. Die Bezeichnung rührt übrigens von dem Zitterrochen her, Torpedo oder Torpille genannt, einem im mittelländischen Meere und im atlantischen Ocean vorkommenden Fische, welcher bei der Berührung mit animalischen Körpern Schläge ertheilt, wie man sie durch die in eine Leydener Flasche aufgenommene Reibungselektricität erhält. Die Zitterrochen sind deshalb auch elektrische Fische genannt worden. Zu ihnen zählen auch jene Zitteraale, welche Humboldt in Südamerika beobachtete und von denen er berichtet, daß alle andern Fische ihre Nähe fliehen und daß sie im stande sind, durch ihre furchtbaren elektrischen Schläge Pferde zu tödten. Es war naheliegend, den Namen auf jene Sprengkörper zu übertragen, welche durch Berührung oder Stoß in so verderbenbringende Wirkung treten.

Im Jahre 1805 stellte Fulton in England in Gegenwart der Admiralität einen Sprengversuch gegen eine Brigg von 12 Fuß Tiefgang an. Der Torpedo enthielt 180 Pfund Pulver. Die Ebbe trieb ihn unter das Schiff und hier erfolgte die Explosion; das Schiff wurde ganz emporgehoben, zerbrochen und in Stücke zerrissen, sogar die Masten waren zersplittert. Nicht so glücklich fielen die spätern Experimente Fultons in Amerika aus; bald zündete ein Torpedo fern

von dem ausgelegten Object, bald traf er dasselbe, ohne zu explodiren. Auch bei einer förmlichen Herausforderung eines Schiffscapitäns gelangen ihm seine Bemühungen nicht. Er schlug auch vor, eine Harpune mit Tau in den feindlichen Schiffskörper zu schießen und dann vermittelst einer an jener befestigten Zugrolle den Torpedo heranzuziehen. Doch auch das glückte ihm nicht. Auch der spätere französische General Paixhans von der Marine-Artillerie nahm die Idee im Jahre 1811 auf, um sich gegen die englischen Blokadeschiffe zu wehren. Er gab zu diesem Zwecke dem Torpedo eine bootähnliche Form und versuchte ihm durch eine große Rakete Fortbewegungskraft zu verleihen. Dies war ein Schritt von unleugbarer Bedeutung. War man nämlich bisher nur auf Fluß- oder Meeresströmungen beim Aussenden des Torpedos angewiesen gewesen, so wurde damit der Gebrauch desselben unter allen Umständen für den Angriff erleichtert. Aber auch diese Versuche scheiterten an der Schwierigkeit, die Direction zu dem Object festzustellen. Sie wurden durch den russischen Krieg unterbrochen und später nicht wieder aufgenommen.

Die Abspannung, welche der 22jährigen Dauer der französischen Republik und des Kaiserreiches mit ihren immerwährenden Kriegen folgte, ließ in dieser Entwicklung einen Stillstand eintreten. Erst im Jahre 1841 trat in Amerika Colt, der bekannte Erfinder des Revolvers, mit dem Entwurf zur Zündung von Seeminen auf elektrischem Wege auf, und im Jahre 1848 war der Hafen von Kiel durch solche nach Anleitung des Professor Himley angefertigte Minen für elektrische Zündung gesperrt; sie kamen jedoch nicht zu kriegerischer Verwendung. Zur Zeit des Krimkrieges waren vor Kronstadt Torpedos in der Art von Contactminen gelegt, im schwarzen Meere scheinen sie dagegen nicht vorhanden gewesen zu sein. Es waren dies Kegel von Kesselblech, welche zur Erzielung der Schwimmfähigkeit an der Spitze einen lufterfüllten Raum hatten, und an der Basis die Sprengladung von etwa einem Centner Pulver aufnahmen; an der Spitze war ein Ankertau befestigt, vermittelst dessen sie umgestürzt für drei Meter Tiefenlage verankert waren. Auf der nun nach oben liegenden Basis des Kegels befanden sich die Zündkörper; es waren dies vorstehende starke Glasröhrchen in Bleikappen, welche, wenn sie durch Anstoß zerbrochen wurden, ihre aus Schwefelsäure bestehende Füllung auf umliegendes chlorsaures Kali in Pulverform ergossen und dadurch die Entzündung herbeiführten. Diese Zündweise war bei den allerdings vergeblich gebliebenen Versuchen, für die sphärischen Hohlgeschosse der Artillerie eine Percussionszündung herzustellen, schon in Vorschlag gewesen. Der Physiker Jacobi, ein Bruder des Professors Jacobi an der Königsberger Universität, hatte die constructiven Anordnungen gemacht. Zwei englische Kriegsschiffe „Merlin“ und „Firefly“ sind bei Recognoscirungsfahrten durch Explosionen

solcher Torpedos schwer erschüttert worden, und es scheint, als habe die viel verhießne Unternehmungslust von Sir Charles Napier gegen Kronstadt schon hierdurch eine gewisse Beschränkung erfahren.

Die Absperrung einer Durchfahrt durch Contactminen schließt nun aber ebenso wie die Einfahrt, so auch die Ausfahrt der eignen Schiffe aus, und so wurde denn im Jahre 1859 vor Venedig die offen zu haltende Fahrt mit Minen für elektrische Zündung belegt, welche nach dem Vorschlage des österreichischen Ingenieur-Offiziers Baron Ebner zur Explosion gebracht werden sollten, sobald ein feindliches Schiff in ihren Wirkungsbereich träte. Die Beobachtung erfolgte sehr sinnreich durch eine Camera obscura, welche das Bild eines ankommenden Schiffes in dem Augenblick zeigt, in welchem es sich über der Mine befindet. Damit ist der Moment gegeben, um die elektrische Batterie spielen zu lassen. Diese Minen sind zwar, wie die in den andern Küstenplätzen des adriatischen Meeres ebenfalls gelegten, nicht zur Anwendung gekommen, haben aber auf die Unternehmungen der feindlichen Flotte einen sehr zurückhaltenden Einfluß ausgeübt.

Dem Torpedowesen verdanken dagegen in dem nordamerikanischen Bürgerkriege die Conföderirten einen wesentlichen Theil der zähen Widerstandskraft, welche mit Recht Anerkennung gefunden und dem General Beauregard den ehrenden Beinamen eines amerikanischen Todleben eingetragen hat. Das Torpedowesen hatte die Aufgabe, die große Inferiorität der Südstaaten an Flottenmaterial wenigstens etwas auszugleichen. Außer den Fultonschen Treibtorpedos und den Contacttorpedos kamen die elektrischen Minen nach den Vorschlägen von Colt und Ebner zur Verwendung. Capitän Maury, der Physiker und so verdienstreiche Forscher im Gebiete der Meeres- und Schifffahrtskunde, widmete sich in hervorragender Weise diesen Zwecken und wußte mit den nach der Lage der Verhältnisse wesentlich beengten Mitteln wirklich bedeutendes zu leisten. Es wurden durch Torpedos und Seeminen während des Krieges nicht weniger als 18 Kriegsschiffe, darunter 7 Panzer-Monitors, und mehr als 20 Transportschiffe der Nordstaaten zerstört und außerdem noch viele zeitweilig unbrauchbar gemacht. Dadurch wurde zum Theil ein fast ähnlich nachtheiliger Einfluß auf die Operationen ausgeübt, wie durch das bekannte Auftreten des improvisirten Panzerschiffes „Merrimac" auf den Feldzug der Potomac-Armee im Jahre 1862.

Auf dem James River wurden viele hundert von Treibtorpedos gegen die Schiffe der Nordstaaten abgelassen. Zwar war der Erfolg unsicher wegen der Unbeständigkeit der Strömung, auch wegen Unvollkommenheit der Construction und wegen der Möglichkeit des Auffischens. Aber wenn auch nennenswerthe Schäden hierbei nicht vorkamen, so erforderte doch ihr continuirliches Auftreten

eine dauernde Wachsamkeit, welche zu ermüdenderer Anstrengung führte als wirkliche Kämpfe. Die Seeminen waren meist auf den Meeresboden versenkt. Es bedurfte daher einer sehr starken Ladung, um die Wirkung an der Oberfläche verderblich hervortreten zu lassen. Bei der Forcirung des Einganges von Mobile-Bay am Mexikanischen Meerbusen durch Admiral Farragut, im August 1864 wurde aber auch z. B. der schwere eisengepanzerte Monitor „Tecumseh" durch eine Mine förmlich aus dem Wasser gehoben, zerbrochen und mit fast der ganzen Mannschaft in die Fluthen versenkt. Zuweilen aber kam es auch zu Fehlschlägen. Die Blokade erschwerte sehr das Beschaffen geeigneten Materials, besonders an Kabeln für die elektrischen Minen. Es soll im September 1863 vorgekommen sein, daß die Panzerfregatte „New Ironsides" mehr als eine Stunde lang in der Nähe von Fort Sumter über einer Mine, einem mit 50 Ctr. Pulver gefüllten Schiffskessel, gelegen habe, ohne daß es gelungen wäre, die Entzündung herbeizuführen. Bei dem ersten fehlgeschlagnen Angriff auf Charleston im April 1863 trat übrigens ein Ericssonscher Torpedobrecher mit gutem Erfolge in Function. Er war dem Schiffe, welches ihn führte, zwar in der Bewegung sehr hinderlich, aber er schützte dasselbe, wie auch die nachfolgenden Schiffe gegen die gefährliche Wirkung der unter dem Wasserspiegel befindlichen Contacttorpedos mit gutem Erfolge. Neu war außerdem in dem nordamerikanischen Kriege die Verwendung der Torpedos für Offensivzwecke, der Angriff mit Spieren-Torpedos, wie man jetzt sagt, wovon in dem nachfolgenden Theile näheres angeführt werden wird. Wir finden in Aufzeichnungen aus dem Ende des Jahres 1864 die folgende Bemerkung: „Man denkt übrigens in Amerika an besondere Torpedo-Batterien, an Schiffe ohne Artillerie-Ausrüstung von großer Schnelligkeit und gewisser Widerstandsfähigkeit gegen die Geschützwirkung, welche vollkommen seetüchtig sind. Sie sollen vornehmlich unter dem Schutz der Dunkelheit oder bei schwerer See, welche den Gebrauch der Geschütze nicht mehr gestattet, gegen die feindlichen Schiffe vorgehen und dann ihre gefährliche Torpedo-Wirkung versuchen. Die Verwendung der Torpedos würde damit über die reinen Defensivzwecke hinausreichen." Es scheint nicht, als ob man der vorstehend ausgedrückten Bedingung der „gewissen Widerstandsfähigkeit gegen die Geschützwirkung" bei den neuen derartigen Entstehungen Rechnung getragen hat. Wenn große Kriegsschiffe Beiboote für den Torpedokampf in ihrer Nähe führen, so kann man wohl von deren Schußfestigkeit absehen, aber ein Torpedoboot, welches zur Schlachtenwirkung selbständig angreifen soll, dürfte ohne eine solche Sicherung schwerlich als ein Kriegskörper für zuverlässige und nachhaltige Mitwirkung angesehen werden.

Die Dänen hatten im Jahre 1864 im Alsen-Sund kleine Contact-Minen mit 10 Kilogramm Pulver Ladung gelegt, es ist aber bei dem kühnen Ueber-

gange unsrer Truppen nach der Insel Alsen am 29. Juni jenes Jahres keine solche in Wirksamkeit getreten. Im Jahre 1867 wurde während des Krieges zwischen Brasilien und Paraguay das brasilianische Panzerschiff „Rio de Janeiro" durch eine Treibmine zerstört. Wenn man aber in dem nordamerikanischen Kriege ein mit mehrern 100 Centnern Pulver beladnes Schiff gegen das Fort Fisher treiben ließ und dessen Explosion ohne nennenswerthen Effect gegen das Fort blieb, so war damit wiederum die große Unzuverlässigkeit constatirt, welche die Wirksamkeit der frei treibenden Höllenmaschinen von jeher bedingte.

Zur Zeit des Krieges 1870 kamen sowohl die Contactminen wie die elektrischen Beobachtungsminen an unsern Küsten in sehr ausgedehnter Weise zur Verwendung. Sie waren um so wichtiger, als der damalige Stand unsrer Kriegsflotte ein offensives Eingreifen in die Küstenvertheidigung nur in beschränktem Maße gestattete. Wie erfolgreich übrigens die erzielte Sicherung war, das erhellt aus einem uns eben vor Augen liegenden Ausspruche eines französischen Schriftstellers, welcher von den Schiffen der französischen Kriegsflotte sagt: „Sie haben eine glanzvolle Bewaffnung die preußischen Küsten entlang getragen, ohne auch nur einen Schuß dahin zu senden." Wenn derselbe dann hinzufügt, daß dies im nordamerikanischen Kriege anders gewesen, daß man damals über die Torpedos dreist und rücksichtslos weggegangen sei, so scheint er damit seinen Unmuth ausdrücken zu wollen, daß die Befehlshaber der mächtigen Panzerschiffe sich vielleicht in ihren Entschließungen durch Rücksichten auf die Erhaltung eines so kostbaren Materials und so zahlreicher Besatzung haben leiten lassen. Unwillkürlich werden wir an den Ausspruch einer hervorragenden fachmännischen Autorität in England erinnert, welche nach dem vollkommnen, fast kläglichen Mißerfolg der mächtigen alliirten Flotte gegen die Küstenforts von Sebastopol, welche 2488 Geschütze gegen 150 Geschütze an der Küste in Thätigkeit brachte, sagte: „Die Täuschung, welche die Nation bei dem Ergebniß dieser Action empfand, war eine um so gesteigertere, weil man die irrige Annahme gepflegt hatte, daß nämlich Schiffe nothwendigerweise im Verhältniß ihrer Größe an Zerstörungskraft (battering-power) zunehmen müßten." Die begleitenden Umstände und Verhältnisse waren zwar andrer Art, aber diesem Satze scheint doch eine bleibende Grundwahrheit innezuwohnen.

Die Contactminen waren zu jener Zeit noch ungefähr von derselben Art, wie wir sie bei den vor Kronstadt zur Zeit des Krimkrieges gelegten Torpedos kennen lernten. Auch bei aller Vorsicht waren sie eine sehr gefährliche Waffe in der Hand dessen, der sich ihrer zur Vertheidigung bediente, und es sind beim Auslegen, wie bei den unerläßlichen Instructionsanleitungen für den Gebrauch der elektrischen Minen recht beklagenswerthe Unfälle vorgekommen. Man richtete

daher mit Eifer sein Augenmerk auf eine Vervollkommnung dieser wichtigen Kriegsmittel. Es mögen diese Verbesserungen noch kurz angeführt sein.

Zunächst sei bemerkt, daß man gegenwärtig bestimmte Kategorien im Torpedowesen gebildet hat, welche in der Benennungsweise ihren kennzeichnenden Ausdruck finden. Man unterscheidet die Seeminen für reine Defensivzwecke von den für den Angriff bestimmten Sprengkörpern und nennt diese letztern ausschließlich Torpedos. Dazwischen liegen, wie ein Zwitterding, die Treibminen, auf deren ausgedehntere Verwendung man jedoch bei der großen Abhängigkeit ihrer Wirksamkeit von den Strömungen, überhaupt von den Wasser- und auch Luftverhältnissen, kaum rechnen kann. Es sei hier also von ihnen abgesehen. Die Torpedos werden, wie schon weiter oben gesagt wurde, in dem nachfolgenden Theile eingehender behandelt. Wir haben also hier nur von den festgelegten Seeminen, welche man in Stoßminen und in Beobachtungsminen unterscheidet, zu sprechen.

Die Stoßminen, früher also Contactminen, oder recht eigentlich Torpedos genannt, dienen zur dauernden Sperrung von Passagen, deren man nicht selbst zum Ausgange bedarf. Sie sind, wie auch die Beobachtungsminen, birnförmige Hohlkörper mit Schwimmkraft, welche an Drahttaue so verankert werden, daß sie, wenn es nicht besondre Zwecke anders erheischen, in der Tiefe von etwa drei Metern schwimmen. Die Zündung erfolgt durch elektrische Vermittlung. In der Mine befindet sich ein kleines Zink-Kohlenelement und über demselben ein Glasgefäß mit einer stark erregenden (Bunsenschen) Flüssigkeit. Von zwei Drähten geht der eine direct von dem Element nach außen, während der zweite durch einen in der Sprengladung selbst befindlichen Zünder, der mit eingefügtem Platindraht versehen ist, seinen Weg nimmt. Vor Entzündung ist man völlig gesichert, so lange die beiden Drähte außen mit einander nicht in Verbindung treten. Das Legen der Mine ist also ganz gefahrlos, so lange die Drähte von einander getrennt sind. Wenn durch Verbindung der Enden ein Stromschluß stattfindet, so erfolgt, beim Bruch des Glases durch einen Stoß, die Entzündung. Die erregende Flüssigkeit bringt den Strom zu solcher Stärke, daß der Platindraht glühend wird, der mit Knallquecksilber versehene Zünder durchschlägt und so die Explosion der Mine bewirkt. Beim Aufnehmen der Minen kommt es also darauf an, den verbundnen Draht aufzufischen und seine verbundnen Enden zu trennen, bevor man an die Mine selbst geht.

Bei den Beobachtungsminen werden die Leitungsdrähte, Kabel, nach dem Lande gebracht und die Entzündung der Mine durch ihre Zündpatrone erfolgt bei dem Einsetzen der elektrischen Batterie zum Stromschluß. Der Moment des Zündens unterliegt daher vollständig der eignen Willkür und man hält sich die Aus- und Einfahrt für die eignen Schiffe gefahrlos frei. Für die Beobachtung

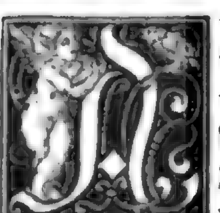
zum Erkennen des Augenblicks, in welchem sich ein feindliches Schiff über der Mine befindet, dient sowohl das bereits erwähnte Verfahren mit einer Camera obscura oder ein Apparat mit je einem Meßtische an den beiden Enden einer Standlinie, in Art des Siemens'schen Distancemessers. Das ankommende Schiff wird im letztern Falle von beiden Meßtischen anvisirt und eine entsprechende Communication von dem zweiten zum ersten Meßtisch, auf dessen Platte die Lage der Mine eingetragen ist, giebt hier durch den Schnitt der Lineale ebenfalls das gesuchte Resultat und zwar in zuverlässigerer Weise als bei der andern Art. Es treten nun aber Veränderungen in der Lage der Minen ein durch Strömungen oder sonstige Veranlassungen, auch verhindern Nacht, Nebel und Pulverdampf die Ausführung solcher Beobachtungen gänzlich. Für diese Fälle hat man selbstthätige Stromschließer hinzugefügt, welche bei der Mine schwimmen und, so wie ein Schiff in den Bezirk eingetreten ist, ein Läutewerk bei der Batterie am Lande in Klang bringen. Damit ist der Augenblick nach Möglichkeit sicher bezeichnet und die Passage daher dem Feinde auch nicht durch Ueberraschung bei Nacht und Nebel möglich.

Für die Ladung ist an Stelle des Pulvers das Dynamit oder die Schießbaumwolle getreten, welche beide bei gleichem Gewicht die vierfache Wirksamkeit wie das Pulver haben. Bei der Gefährlichkeit des Dynamits zieht man ihm jedoch die sogenannte nasse Schießbaumwolle vor, welche weder durch Schlag, noch durch Stoß oder durch Reibung zur Explosion gebracht wird und angezündet nur langsam abbrennt. Nur ein heftiges Zündmittel ist dazu im Stande, welche Function denn, bei der elektrischen Zündung, der trocknen Schießbaumwolle in einer Sprengbüchse zugewiesen wird. Eine Füllung von 30 Kilogramm giebt beim Contact eine Wirkung, welche vollständig geeignet ist, ein Schiff in ernstlicher Weise zu gefährden, und es ist anzunehmen, daß man in der Haupfahrt Minen verwenden wird, welche als Sprengladung bis 70 und 80 Kilogramm Schießbaumwolle enthalten.

Früher genügten die Absperrungen der Fahrwasser durch Ketten und Schwimmbäume, da die Kriegsschiffe noch von geringer Mächtigkeit waren. Zur Zeit der Belagerung von Konstantinopel, im Jahre 1453, hatten die Griechen das goldne Horn auf solche Weise geschlossen. Das nöthigte Mahomet II. dazu, unter großem Aufwande von Zeit und Mühe, Kriegsschiffe über Land nach dem Theile des Hafens bringen zu lassen, dessen Ufer in seiner Hand war. Es gelang dies jedoch nur mit den leichtern Galeeren. Den heutigen Widderschiffen würden selbst sehr starke schwimmende Floß- und Balkensperrungen nur unter Mitwirkung gut placirter Landbatterien zu widerstehen im stande sein, auch wenn man ihnen die Fahrt durch Netzwerke und unter dem Wasserspiegel verankerte Hölzer er-

schwert, welche den Gang der Schraube sehr lähmen können. Keines dieser Sperrmittel an Hafeneinfahrten und Flußmündungen erreicht aber eine solche bedrohliche Widerstandsfähigkeit, wie sie jetzt die Seeminen darbieten. Sie bezeichnen daher für die Weise des Küstenkrieges einen ganz ausdrücklichen Wendepunkt, und zwar zu Gunsten der Defensive. Zwar wird man sie unter Geschützfeuer zu halten haben, aber nicht mehr mit solchem Aufwande, wie ihn die bisherigen Sprengmittel erforderten; denn es wird nur der Abwehr der Versuche bedürfen, welche der Feind mit Booten von geringem Tiefgange unternimmt, um die Kabelleitungen aufzusuchen und zu zerstören. Das Legen mehrerer Minenreihen hintereinander wird natürlich das Vordringen des Gegners noch mehr verzögern, so daß man Zeit zur Verstärkung der angegriffnen Punkte gewinnt. Ein andrer ganz besondrer Vorzug der Seemine ist aber der, daß die Sperrungen in sehr kurzer Zeit, fast in einigen Stunden, und, wie wir gesehen haben, ganz gefahrlos herzustellen sind, und es sich im Zwang der Eile nicht mehr nothwendig macht, werthvolle Schiffe zu versenken, wie das noch 1859 vor Venedig geschah, wo zur Sperrung der Einfahrt des Malamocco drei der besten Lloyd-Dampfer mit solcher Ueberstürzung versenkt wurden, daß man sich nicht einmal die Zeit nahm, etwas von ihrer kostbaren Einrichtung zu retten. (Fortsetzung folgt.)

Die Inauguralrede und das Ministerium des Präsidenten Garfield.



Am 4. März d. J. um $12^1/_2$ Uhr Mittags trat der neugewählte Präsident der Vereinigten Staaten, James A. Garfield, seine Administration an, nachdem kurz vorher der Vicepräsident Chester A. Arthur in der Halle des Bundessenats den Amtseid abgelegt hatte. In Gegenwart des Senats, des Repräsentantenhauses, des diplomatischen Corps und einer nach vielen Tausenden zählenden Versammlung hielt Garfield vor dem Haupteingange des Capitols zu Washington City entblößten Hauptes mit weithin vernehmbarer Stimme seine Inauguralrede, in der er in kurzen, prägnanten Zügen sein Regierungsprogramm zum Ausdruck brachte. Der Hauptinhalt dieser beachtenswerthen Rede, die mit großem Beifall aufgenommen wurde, ist etwa folgender.

Der neue Präsident wies einleitend darauf hin, daß gerade hundert Jahre und drei Tage vergangen seien seit der Annahme der ersten geschriebnen Verfassung

der Vereinigten Staaten. Die junge Republik sei damals von allen Seiten von Gefahren umgeben gewesen, sie habe sich noch keinen Platz in der Familie der Nationen erobert, die entscheidende Schlacht des Unabhängigkeitskrieges, deren hundertster Jahrestag in kurzer Zeit zu Yorktown gefeiert werden würde, sei noch nicht geschlagen gewesen. Die Gründer der Republik hätten nach kurzer Probezeit mit der ersten Verfassung gefunden, daß ein Staatenbund zu schwach sei, um den Bedürfnissen einer kräftigen und sich ausbreitenden Republik zu genügen, darum hätten sie kühn diese Staatsform bei Seite gelegt und unter einer neuen Constitution eine „nationale Union" (a National Union) gegründet. Unter dieser Constitution seien die Grenzen der Freiheit erweitert, die Grundlagen der Ordnung und des Friedens befestigt worden, und das Wachsthum in allen bessern Elementen des nationalen Lebens habe die Weisheit ihrer Gründer gerechtfertigt und den Nachkommen neuen Hoffnungsmuth eingeflößt. Unter dieser Constitution habe sich das amerikanische Volk andauernd gegen von außen kommende Gefahren sicher gestellt und auf allen Meeren seine Rechte gewahrt. Unter dieser Verfassung seien der Union 25 wohlgeordnete Staaten hinzugefügt worden. Die Rechtspflege dieser Verfassung herrsche jetzt auf einem Gebiete, das fünfzigmal größer sei als das der ursprünglichen 13 Staaten, und über eine Bevölkerung, welche die vom Jahre 1780 um das zwanzigfache übertreffe. Die härteste Probe habe die Verfassung unter dem furchtbaren Drucke des Bürgerkrieges bestanden, aus dem sie durch Blut und Feuer gereinigt und gestärkt hervorgegangen sei. Am Schlusse des ersten Jahrhunderts seiner nationalen Entwicklung habe das amerikanische Volk jüngst Rückschau über seine Lage gehalten, sein Urtheil über die Führung und die Ansichten der verschiednen politischen Parteien gefällt und seinen Willen über die künftige Haltung der Regierung kund gethan. Diesem Willen in Einklang mit der Verfassung praktische Geltung zu verschaffen, sei die weitaus wichtigste Pflicht der executiven Gewalt. Aus dem Rückblicke auf die Geschichte der Vereinigten Staaten gehe deutlich hervor, daß das amerikanische Volk fest entschlossen sei, die gewonnene Freiheit unverkürzt aufrecht zu erhalten und alle jene gehässigen Streitigkeiten über Fragen, die unwiderruflich gelöst seien und deren weitere Verfolgung nur neue Feindschaft hervorrufen und den gedeihlichen Fortschritt hindern könne, hinter sich zu lassen. Die nationale Autorität (the supremacy of the Nation) und das Ansehen des Gesetzes dürfe nicht länger einen Gegenstand der Erörterung bilden. Jener Zwist, der ein halbes Jahrhundert hindurch die Existenz der Union gefährdet habe, sei schließlich durch den hohen Gerichtshof des Krieges geschlichtet worden, und gegen den so gefällten Urtheilsspruch gäbe es keine Appellation. Die aus dem Bürgerkriege hervorgegangne Verfassung und die durch denselben nothwendig gewordnen Gesetze seien fortan das höchste Gesetz des Landes, bindend sowohl für die Einzelstaaten der Union wie für die gesammte Nation. „Dieses höchste Gesetz hebt nicht die Autonomie der Einzelstaaten auf, noch greift es störend in die zu deren localen Selbstregierung nöthigen Regeln ein; wohl aber bestimmt und hält es die dauernde Obergewalt (the permanent supremacy) der Union aufrecht. Der nationale Wille, ausgesprochen im Donner der Schlachten und durch die amendirte Constitution, hat das große Versprechen der Unabhängigkeitserklärung von 1776 erfüllt, wonach Freiheit durch das ganze Land allen Bewohnern desselben verheißen wurde. Die Erhebung der Neger-Rasse aus der Sclaverei zu den vollen Bürgerrechten ist die wichtigste politische Veränderung, welche die Vereinigten Staaten seit Annahme der Constitution von 1787 kennen; kein denkender Mensch kann den wohlthätigen Einfluß dieser Verfassungsänderung auf das amerikanische Volk und dessen Institutionen verkennen.

Wir wurden dadurch von der beständigen Gefahr eines Krieges und dem Auseinanderfallen der Union befreit. Die moralischen und die industriellen Kräfte unsers Volkes haben dadurch ungemein gewonnen. Sowohl der Herr, als der Sclave wurden der Beziehungen ledig, welche beide schädigten und schwächten. Mehr als fünf Millionen Menschen haben dadurch ihr Selbstbestimmungsrecht zurückerhalten, und einem jeden von ihnen ist die Bahn der Freiheit und Nützlichmachung eröffnet worden. Beide Rassen empfingen damit einen neuen Impuls, durch eigne Kraft sich Geltung zu verschaffen, indem die Arbeit für die eine Rasse ehrenvoller, für die andre nothwendiger wurde. Die Wirkung dieser treibenden Kraft wird mit jedem Jahre deutlicher werden und reichere Früchte tragen."

Präsident Garfield verkennt nicht, daß dieser gewaltige Wechsel in den frühern Sclavenstaaten der Union ernste Störungen veranlaßte; aber er betont auch mit Recht, daß der Wechsel „unvermeidlich" (unavoidable) geworden war und daß die befreiten Neger schon jetzt begonnen hätten, mit Ernst und Umsicht für sich selbst zu sorgen. Bei dieser Gelegenheit erklärte er mit aller Entschiedenheit, daß er von jeder durch das Gesetz ihm verliehenen Macht Gebrauch machen werde, um den Negern die ihnen gesetzlich zugestandnen Rechte zu gewährleisten, in erster Linie die freie Ausübung des politischen Stimmrechts. Zu verkennen sei allerdings nicht, daß ein den Unwissenden und Ungebildeten verliehenes Wahlrecht große Gefahren mit sich führe, aber diesen Gefahren könne und müsse dadurch begegnet werden, daß man die allgemeine Bildung und den Unterricht mehr fördere, als es bisher geschehen sei. Auch in dieser Beziehung müßten der Norden und der Süden zusammen wirken. „Es ist das erhabne Vorrecht und die heilige Pflicht der jetzigen Generation, ihre Nachfolger zu erziehen und sie durch Einsicht und Tugend zum Antritt des ihrer wartenden Erbes zu befähigen. Bei diesem wohlthätigen Werke sollten alle auf die Verschiedenheit der Landestheile und der Rassen gegründeten Vorurtheile schweigen und die politische Parteistellung ohne Einfluß bleiben. Wir stimmen, Mitbürger, heute in vielen Streitfragen vergangner Generationen in unserm Urtheile überein, und ebenso werden unsre Nachkommen in fünfzig Jahren in den Punkten vielfach übereinstimmen, die uns jetzt trennen. Sie werden sicher ihre Väter segnen und dem Gott ihrer Väter danken, daß diese Union erhalten blieb, daß die Sclaverei aufgehoben und beiden Rassen die Gleichheit vor dem Gesetze gewährt wurde. Wir mögen es beschleunigen oder verzögern, aber wir sind nicht im Stande, es zu verhindern, daß eine endgiltige Versöhnung stattfindet. Möge unser Volk, die Schlachtfelder alter Kämpfe (dead issues) hinter sich lassend, muthig vorwärts schreiten und im Vollbewußtsein der Freiheit und in dem Kraftgefühl der wiederhergestellten Union die großartigeren Siege des Friedens gewinnen."

Garfield ging hierauf auf die Finanzfrage über und schilderte die Politik seines Amtsvorgängers als segenbringend und heilsam für die Union. In Bezug auf die Doppelwährung ließ er sich so vernehmen: „Nach der Erfahrung der Handelsnationen aller Zeiten hat es sich herausgestellt, daß Gold und Silber die einzige sichere Grundlage für ein Münzsystem bilden. In letzterer Zeit ist eine gewisse Verwirrung (confusion) durch die Schwankungen in den relativen Werthen der beiden Metalle zu Tage getreten, aber ich glaube zuversichtlich, daß unter den Haupthandelsnationen Bestimmungen vereinbart werden können, welche den allgemeinen Gebrauch beider Metalle sichern. Der Congreß sollte Anordnungen treffen, daß die vom Gesetze verlangte derzeitige Zwangsprägung von Silber unser Goldsystem nicht in Verwirrung bringe und eins der beiden Metalle nicht aus dem Ver-

kehr gedrängt werde. Wenn möglich, sollte ein solcher Ausgleich getroffen werden, daß die Kaufkraft eines jeden geprägten Dollars auf allen Weltmärkten in seinem schuldzahlenden Werthe vollkommen gleich sei. Es ist eine Hauptpflicht der National-Regierung, in Hinsicht auf das coursirende Geld (currency) des Landes Geld zu prägen und dessen Werth festzustellen. Es erheben sich große Zweifel, ob der Congreß nach der Verfassung befugt ist, irgend eine Art von Papiergeld zum gesetzlichen Zahlungsmittel (legal tender) zu machen. Die gegenwärtige Ausgabe der Vereinigten Staaten-Noten wurde durch die Anforderungen des Krieges nothwendig; allein solches Papiergeld sollte bezüglich seines Werthes und Umlaufes von dessen Verkehrsbrauchbarkeit abhangen, nach dem Willen des Inhabers in klingender Münze einlösbar sein und keine Zwangscirculation haben. Diese Noten sind kein Geld, sondern Zahlungsversprechen von Geld. Wenn der Inhaber es verlangt, sollte dem Versprechen nachgekommen werden. Die Refundirung der Nationalschuld zu einem niedrigern Zinsfuß sollte ermöglicht werden, ohne zur Zurückziehung der National-bank-Noten zu führen und so die Geschäfte des Landes zu stören. Ich erlaube mir, auf die Stellung hinzuweisen, welche ich während meiner langjährigen Dienste im Congresse in finanziellen Fragen eingenommen habe, und zu erklären, daß Zeit und Erfahrung die Ansichten bestärkten, welche ich in dieser Beziehung so oft ausgesprochen. So weit ich es verhindern kann, sollen während meiner Administration die Finanzen der Regierung keinen Schaden erleiden." Aus diesen Worten geht deutlich hervor, daß Präsident Garfield nicht gesonnen ist, dem Silber- und Papiergeldschwindel Vorschub zu leisten, sondern die gesunde Finanzpolitik seines Vorgängers zu befolgen.

Nach Erledigung der Finanzfrage gab Garfield in kurzen Worten seine Ansichten über die Hebung und Förderung der Agricultur, der Industrie und des Handels kund. Mit Bezug auf den interoceanischen Canal erklärte er: „Die Entwicklung des Welthandels hat die Abkürzung des ungeheuern Seeweges um das Cap Horn herum durch den Bau von Schiffscanälen oder Eisenbahnen über den Isthmus, der beide Continente verbindet, zu einem dringenden Bedürfniß gemacht. Es liegen zu diesem Zwecke verschiedne Pläne vor, deren Berathung nöthig ist; noch ist aber keiner davon so weit zur Reife gediehen, um eine pecuniäre Unterstützung durch die Vereinigten Staaten zu rechtfertigen. Der Gegenstand wird übrigens die Aufmerksamkeit der Regierung sehr bald in Anspruch nehmen, und zwar im Sinne des Schutzes der amerikanischen Interessen. Wir befürworten keine engherzige Politik und beanspruchen keine besonderen oder exclusiven Privilegien auf irgend einer Handelsstraße, aber wie mein Vorgänger erachte ich es für das Recht und die Pflicht der Vereinigten Staaten, über jeden interoceanischen Canal durch den Isthmus, der Nord- und Südamerika verbindet, eine solche maßgebende Oberaufsicht (such supervision and authority) geltend zu machen und zu behaupten, wie sie zum Schutze unsrer nationalen Interessen nöthig ist."

Wie Garfield sich in der Finanzfrage und in Bezug auf den interoceanischen Canal der Politik des Präsidenten Hayes anschloß, so that er dies auch hinsichtlich der Mormonenfrage. Nach seinem Ermessen sollte der Congreß, während er jede religiöse Ueberzeugung und Neigung gewissenhaft zu achten hat, innerhalb seiner Jurisdiction alle verbrecherischen Handlungen verbieten, namentlich solche, welche die Grundlage des Familienlebens zerstören und die gesellschaftliche Ordnung gefährden. Keiner kirchlichen Organisation (ecclesiastical organisation) dürfe es gestattet sein, „nur im mindesten sich die Functionen und Machtbefugnisse der National-Regierung anzumaßen."

Was die so viel und so oft ventilirte Civildienst-Reform anlangt, so erklärte Garfield, daß dieser Gegenstand nur durch ein Gesetz in zufriedenstellender Weise regulirt werden könne, sowohl zum Schutze derer, die mit dem Anstellungsrecht betraut sind, als zum Schutze der Inhaber von Staatsämtern gegen Intriguen und Unrecht. Man dürfe nie vergessen, daß die Staatsämter nicht zum besten der Inhaber oder der Freunde der Inhaber da seien, sondern nur im Interesse des Gemeinwohls. „Und jetzt," so schloß Garfield seine von allen Parteien mit Beifall aufgenommene Rede, „stehe ich im Begriff, das große Vertrauensamt, das Sie, meine Mitbürger, in meine Hände gelegt haben, zu übernehmen. Ich bitte Sie um jene ernste, wohlüberlegte Unterstützung, welche diese Regierung wie dem Gesetze, so auch der That nach zu einer Volksregierung macht. Ich werde zum großen Theile auf die Weisheit und den Patriotismus des Congresses und jener Männer angewiesen sein, welche mit mir die Verantwortlichkeit und die Pflichten der Verwaltung theilen. Vor allem aber erflehe ich für unsre Bemühungen, die Wohlfahrt dieses großen Volkes und dieser Regierung zu fördern, inständig die Hilfe und den Segen des allmächtigen Gottes." Nach dem Schlusse der Rede nahm der Oberrichter Waite dem neuerwählten Präsidenten in der hergebrachten Weise den Amtseid ab.

Am folgenden Tage, dem 5. März, trat der Bundessenat zu einer Executiv-Sitzung zusammen, um die Botschaft des Präsidenten zu empfangen, in welcher er dem Senate die Namen der von ihm ernannten Mitglieder seines Cabinets zur Bestätigung vorlegte. Die betreffende Liste enthielt folgende Namen: James G. Blaine von Maine als Staatssecretär, William Windom von Minnesota als Finanzminister, William H. Hunt von Louisiana als Marineminister, Robert T. Lincoln von Illinois als Kriegsminister, Wayne MacVeagh aus Pennsylvanien als Justizminister, Thomas L. James aus New-York als General-Postmeister und Samuel J. Kirkwood aus Iowa als Minister des Innern. Da nicht alle Senatoren mit den genannten Minister-Candidaten sofort einverstanden waren, so entspann sich nach der Verlesung der Botschaft eine längere Debatte, in welcher die Senatoren Cameron und Davis den Antrag auf eine Vertagung der endgiltigen Abstimmung stellten, während der Senator Garland sogar einen offnen Widerspruch gegen die Ministerliste erhob, den er jedoch nach einiger Zeit wieder zurückzog. Endlich wurde der Antrag gestellt, daß man die Ernennung von James G. Blaine, William Windom und Samuel J. Kirkwood für die erwähnten Ministerposten billigen möchte. Nachdem dies geschehen, wurde Robert T. Lincoln auf Antrag des demokratischen Senators Voorhees ebenfalls als Kriegsminister bestätigt, dasselbe geschah mit William H. Hunt als Marineminister auf Antrag des Senators Jonas aus Louisiana. Nun war an einen erfolgreichen Widerspruch nicht mehr zu denken, Garfield hatte gesiegt; denn Cameron trug nun selbst auf Bestätigung von MacVeagh und Conkling auf die von Thomas L. James an. Im allgemeinen findet übrigens die Ministerliste den Beifall sowohl der republicanischen wie der demokratischen Partei; die Neuenglandstaaten sind auf derselben in hervorragender Weise durch Blaine aus Maine repräsentirt, der Westen der Union ist durch Windom und Kirkwood vertreten, der Süden durch Hunt, und die Mittelstaaten haben in Lincoln (dem Sohne Abraham Lincolns), MacVeagh und James eine genügende Vertretung gefunden. Zu beachten ist, daß der neue Finanzminister Windom in allen wichtigen Finanzfragen fast ganz dieselbe Politik befolgt, wie sie sein verdienstvoller Amtsvorgänger John Sherman zum Heile der Union inaugurirte. Auch der neuernannte General-Postmeister James soll für sein Amt ganz besonders befähigt sein. Ein andrer Vorzug des neuen Cabinets besteht darin, daß dasselbe Vertreter der verschiednen Richtungen in der

republicanischen Partei in sich vereinigt und so dazu beitragen dürfte, diese Partei in allen Hauptfragen gegenüber den bekanntlich nicht immer zu billigenden Bestrebungen der Demokraten als geeinigt erscheinen zu lassen. Einen innern Zwiespalt im Ministerium selbst wird aber Präsident Garfield durch Weisheit und Umsicht zu vermeiden wissen.

Aus Baden.

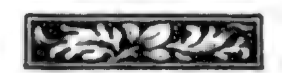
Die Verlobung, die am 12. März zwischen der Prinzessin Victoria von Baden, der neunzehnjährigen einzigen Tochter des Großherzogs, mit dem Kronprinzen Gustav von Schweden geschlossen wurde, nahm das öffentliche Interesse lebhaft in Anspruch und hat in allen Schichten des Volkes eine große und freudige Theilnahme hervorgerufen, die sich in vielfachen und begeisterten Kundgebungen offenbarte. Denn wie unser Herrscherpaar jede Gelegenheit wahrnimmt, zu weitern Kreisen in Beziehung zu treten und seine rege Theilnahme an dem Ergehen des Volkes an den Tag zu legen, so benutzt auch das Volk wiederum gern jede Veranlassung zu zeigen, wie innige Bande Fürst und Volk umschließen. Dem jugendlichen schwedischen Thronerben bringt man hier warme Sympathien entgegen. Diese wird er aber auch über unsre engere Heimat hinaus, im ganzen deutschen Vaterlande, schon um deswillen finden, daß er sich die künftige Gattin aus einem der nationalsten und freisinnigsten deutschen Fürstenhäuser gewählt hat, als dessen charakteristische Züge nationale Gesinnung und patriotische Opferwilligkeit, tiefe und echt protestantische Frömmigkeit, treuer und inniger Familiensinn vor allem hervorleuchten. Man wird hieraus die schöne Hoffnung schöpfen dürfen, daß Schweden-Norwegens Stellung zu Deutschland künftig vielleicht mit noch größerer Entschiedenheit eine deutschfreundliche werden wird als bisher, und daß die für den Particularstaat verwandtschaftlichen Bande für das Reich zu unlöslichen politischen werden. Die Zeit ist ernst, und der Ausblick in die Zukunft bedrohlich genug, um eine derartige Freundschaft für uns wünschenswerth zu machen.

Die Secession, dieser wunderbare Versuch, durch Zersplitterung zur Einheit zu gelangen, ist auf die politischen Verhältnisse Badens nicht ohne Rückwirkung geblieben. Wie in Würtemberg und Baiern, fand dieselbe zwar auch in der badischen Bevölkerung wenig Beifall, und das einflußreichste Blatt des Landes, die „Bad. Landeszeitung," nahm vom ersten Augenblicke an gegen die Secession eine so entschieden feindliche Haltung an, daß sie dadurch in die Partei selbst da, wo man noch schwankte oder durch den secessionistisch-antisecessionistischen Veitstanz eines Frankfurter nationalliberalen Blattes ins Schwanken gerieth, eine feste Haltung hineintrug; immerhin aber war man zweifelhaft, wie die badischen Reichstags- und Landtagsabgeordneten sich zu den frühern politischen Freunden stellen würden, obgleich sie in den letzten Monaten sich mehr auf Herrn v. Bennigsens als auf die Seite der Lasker, Forckenbeck, Bamberger gestellt hatten. Daher begrüßte man es in allen liberalen Kreisen als eine erlösende That, als die „Badische Correspondenz"

in ihrer Nummer vom 17. Januar d. J. den frühern Freunden einen klaren und unumwundnen Absagebrief, der offenbar aus Herrn Kiefers Feder herrührte, schrieb und rückhaltslos erklärte, daß die nationale und liberale Partei Badens nach rechts zu gehen gewillt sei. Mit offnem Freimuth wurde darin der Mangel an positiven Forderungen in dem secessionistischen Programm und der in der Bambergerschen Schrift deutlich genug hindurchklingende Wunsch getadelt, Fürst Bismarck von seiner Stelle entfernt zu sehen. Während aber diese Entscheidung der Führer der liberalen Partei innerhalb derselben den allgemeinsten Beifall fand und die Kreise, welche ihr mit Besorgniß entgegengesehen hatten, beruhigte, erhob sich in Lörrach eine Stimme für die Secession. Der Reichstagsabgeordnete Pflüger, welcher der Partei von jeher nur äußerlich angehörte, innerlich aber nahezu auf Seiten des Fortschritts stand, hatte auf den 5. Februar in seinem Wahlkreise eine Versammlung veranstaltet, in der er sich unter dem Beifall der Anwesenden für die Secession erklärte. Aber auch hier traten die alten Freunde ihm in ihrem Parteiorgan entschieden entgegen und wiesen ihm das Irrige und grundsätzlich Verfehlte seiner Ausführungen mit überraschender Schärfe nach. Wohlthuend und für die weitesten Kreise beruhigend wirkte in diesem Absagebriefe besonders der Passus, der von der Stellung nicht nur der Secessionisten und Pflügers, sondern des ganzen radicalern linken Flügels der liberalen Partei zur Militärfrage handelte. „Die Vermehrung unsers Heeresstandes — so führte die Badische Correspondenz aus — ist bekanntlich nur eine uns abgedrungne Folge der viel umfassendern Organisationen Frankreichs. Der Schritt mußte vollzogen werden, wenn der Reichstag sich nicht der allergrößten Verantwortlichkeit durch Versäumung einer im Interesse der Sicherheit des Reiches dringend gebotnen Gegenaßnahme aussetzen wollte." „Würde wohl," fragt Herr Kiefer in dem Parteiorgan mit Recht, „die französische Volksvertretung in gleicher Lage auch nur einen Augenblick gezögert haben? Giebt es in Frankreich heute überhaupt eine politische Partei, welche eine ähnliche Anforderung der Regierung abgelehnt hätte?„

Obgleich es aber nach diesen Auslassungen der liberalen badischen Abgeordneten dem secessionistischen Freunde gegenüber den Anschein gewann, als seien die erstern jetzt wirklich gewillt, eine zwar liberale, aber doch praktische Politik zu treiben, sehen wir im deutschen Reichstage doch mehr und mehr die alten unhaltbaren und ungesunden Zustände Platz greifen und sich innerhalb des rechten Flügels der Liberalen mehr und mehr befestigen. Der alte, längst lahm getriebene Paradegaul des Constitutionalismus steht hoch gezäumt da und wird von den Herren bei jeder Gelegenheit vor der mißmuthigen Bevölkerung getummelt und auch unsre Abgeordneten, die hier durchaus nur die Sprache einer praktischen Politik gesprochen, stehen innerhalb jener Zauberkreise constitutioneller Bedenken, durch welche jede gedeihliche Thätigkeit der liberalen Partei mehr und mehr eingeengt und an freier Entfaltung gehindert wird. In dem Volke aber, wenigstens in unserm süddeutschen, büßt der Reichstag infolge seiner vielmehr hemmenden als fördernden Thätigkeit, weil er vor lauter constitutionellen Bedenken und vor lauter sorglichen Befürchtungen, ob nicht etwa seine Würde und Autorität irgend eine Einbuße erlitte oder ob eine Summe Geldes wirklich an den Mann gebracht werden könne, wenn nicht das Parlament erst seinen Segen dazu gäbe, ebenso die Sympathien ein, wie er selbst die großen politischen, volkswirthschaftlichen und nationalen Gesichtspunkte aus dem Auge verliert, die allein immer den Maßstab jeder parlamentarischen Mitwirkung für des Volkes Wohl und Gedeihen bilden müßte. Nicht nur in den Kreisen unsrer ländlichen, sondern mehr noch in denen der städtischen Bevölkerung macht sich laut und vernehmlich die Mißstimmung über diese unfruchtbare Principienreiterei

geltend, und jemehr unser Volk davon überzeugt ist, daß der Reichskanzler mit seinem genialen Erfassen der Forderungen des Volkes, mit seinem tiefen Verständniß für die Bedürfnisse der einzelnen Klassen wie für das Wohl der Allgemeinheit, mit seiner rücksichtslosen Unerschrockenheit, mit der er für das als gut erkannte eintritt, mit seinem praktischen Sinne und seinem thatkräftigen Wollen weit mehr das richtige trifft, als unsre liberalen Theoretiker mit all ihren Dogmen, Skrupeln und Bedenken, desto unzufriedner wird man mit einer Haltung, die ohne Rücksicht auf die große Sache dem Reichskanzler überall Hindernisse in den Weg wirft. Ein großer Theil unsrer Wählerschaft steht nur darum noch zu unsern liberalen Abgeordneten, weil er nicht weiß, wohin anders er sich wenden soll, und weil bisher noch niemand den Muth gehabt hat, das schon lange in diesen Kreisen erhobene Verlangen, mit dem Juristen- und Beamtenparlamente zu brechen und Männer für die Wahl aufzustellen, die den bürgerlichen und ländlichen Berufskreisen angehören, und Verständniß für die politischen und namentlich für die wirthschaftlichen Forderungen der Gegenwart besitzen, öffentlich zu vertreten und den parlamentarischen Bann, den man schwer genug empfindet, zu zerstören. Wir haben es an dieser Stelle schon einmal betont und wir wiederholen es: Die gewohnte politische Parteischablone muß bei Seite geworfen, es müssen neue Principien aufgestellt werden, und zwar Principien, für die nicht politische, sondern wirthschaftliche Rücksichten in erster Beziehung maßgebend sind. Im Volke hat man für diese Parlamentsreform längst ein Verständniß, und besonders unsre freisinnigen und gebildeten Bürgerkreise pflegen es und bringen es zum Ausdruck. Es fehlt nur an einem starken Einflusse, der in dieser Richtung sich geltend macht, der, absehend von dem bisherigen Berufsparlamentarismus, dieser Anschauung zum Siege verhilft und die Kräfte, welche die Träger dieser Anschauung werden sollen, hervorlockt. Die Presse könnte diesen Einfluß üben, wenn sie selbst einen freien Gesichtspunkt zu gewinnen und aus den Banden eines verblaßten sog. liberalen Constitutionalismus sich loszumachen vermöchte. Wenn die Gerüchte von einer bevorstehenden Auflösung des Reichstages, die allerdings mit logischer Nothwendigkeit erfolgen zu müssen scheint, sich bestätigen, wer weiß, welches Bild der neue Reichstag dann bieten wird!



Literatur.

Geschichte der römischen Literatur. Von Dr. Rudolf Nicolai. Magdeburg, Heinrichshofen, 1881.

Diese römische Literaturgeschichte tritt der früher von demselben Verfasser durch Umgestaltung und Erweiterung des ältern Hormannschen Leitfadens geschaffnen griechischen Literaturgeschichte (1867 abgeschlossen, 1873—78 abermals in neuer Durcharbeitung erschienen) an die Seite. Es ist nicht die Art d. Bl., in Bücheranzeigen sich mit der Wiederholung dessen zu begnügen, was der Verfasser eines Buches im Vorwort als seine Absicht hingestellt hat. Einem Werke aber von über 900 enggedruckten Seiten gegenüber, dessen wirkliche Beurtheilung den Fachzeitschriften überlassen bleiben muß und auch dort immer nur in sehr beschränkter Weise wird

geübt werden können, insofern wohl die wenigsten Fachleute im Stande sein werden, den gesammten dargebotnen Stoff auf Grund eigner Studien nachzuprüfen, sondern jeder sich immer nur an das ihm gerade geläufige Capitel halten und darnach das ganze Buch beurtheilen wird, ist es wohl das verständigste, einfach zu berichten, was der Verfasser mit seinem Buche erstrebt hat. Dasselbe soll, wie er im Vorworte sagt, nicht ein bloßer Abriß sein, auch nicht, wie die im Teubnerschen Verlage erschienene römische Literaturgeschichte von Teuffel, bloße Materialien bieten, sondern eine Geschichte der römischen Literatur selbst. Es will „zweckgemäß ohne Trennung der zusammengehörigen Stoffe und daher übersichtlich und ohne Wiederholungen die inneren Momente mit dem äußeren Gange der Literatur nach unterscheidenden Zeiträumen und Perioden vereinen und die von F. A. Wolf architektonisch begründete, von G. Bernhardy mit Schärfe und Genauigkeit zu einem Grundriß weiter entwickelte Skizze dadurch vervollständigen, daß es mit gleicher Methode von den nämlichen Grundsätzen der ästhetischen und formalen Kritik aus die Größen der Literatur, vorzugsweise die der gelehrten Schulbildung, also Darsteller und Charaktere wie Cäsar, Cicero, Livius, Sallust und Tacitus, Ovid, Virgil und Horaz, an welche die Physiognomie oder das Verständniß der literarischen Zeiten und Genossenschaften anknüpfte, in ausgeführten Bildern vor Augen stellt. Mit Befriedigung wird man in Einleitungen und einzelnen Artikeln die systematische Sicherung der beigebrachten Thatsachen und Namen durch die Nachweise aus dem Alterthum aufnehmen. Dem weiteren Ausbau ist allseitig vorgearbeitet, die gesammte, seit 15 Jahren stark herangewachsene äußere Literatur in einer bisher ungekannten, auf die Schätze der Königlichen Bibliothek in Berlin begründeten Vollständigkeit erschlossen und der durch unleidliche Breite so häufig ermüdende Ueberfluß an Hilfsschriften und Beiträgen in Programmen, Zeit- und Gelegenheitsschriften etwas beschränkt. Besonderes Gewicht ist auch auf das Sprachliche gelegt, nicht allein auf die Abschätzung der formalen Kunst jedes einzelnen Autors, sondern zugleich auf die Darlegung der Schicksale und Hauptwandelungen der Sprache, ihre Durchbildung, ihren Höhestand und ihren Niedergang in den einzelnen Literaturperioden. Uebereinstimmung mit dem Object erzielt zuletzt die Form der Darstellung, getragen von dem Streben nach Gebundenheit und präciser Kürze, und auch wo große Ideenmassen zu bedeutsam periodologischen Gebilden zusammenzuordnen waren, wird man Klarheit, Durchsichtigkeit und einfachen Schmuck nicht vermissen."

So der Verfasser. Die fachmännische Kritik wird voraussichtlich, ähnlich wie in der griechischen Literaturgeschichte desselben Verfassers, hie und da an der Charakteristik einzelner Erscheinungen auszusetzen finden, wird, bald mit Behagen, bald auch mit Entrüstung Irrthümer und Versehen in den Citaten und Literaturnachweisen moniren, im innersten Grunde des Herzens aber doch dem Verfasser für seine mühselige Arbeit dankbar sein. Und diesem Danke schließen wir uns an, indem wir das Buch vor allem den Lehrern, der akademischen und der reiferen Gymnasialjugend empfehlen.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Politische Briefe.

5. Die Unfallversicherung im Reichstag.

Am 13. Januar hatte der Reichskanzler dem Bundesrathe einen Präsidialantrag überreicht auf Erlaß eines Gesetzes, betreffend die Versicherung der in Bergwerken, Fabriken und andern Betrieben beschäftigten Arbeiter gegen die Folgen der bei dem Betrieb sich ereignenden Unfälle. Der Präsidialantrag war auf einen vorgelegten Gesetzentwurf gerichtet und die Bedeutung dieses Entwurfs ist in dem dritten unsrer Briefe gewürdigt worden. Während der Bundesrath den Entwurf in seinen Ausschüssen für Handel und Verkehr und für Justizwesen berathen ließ, trat der seitdem zum deutschen Volkswirthschaftsrath erweiterte, damals noch preußische Volkswirthschaftsrath zusammen, um seinerseits ein Gutachten über den Gesetzentwurf abzugeben, welches dahin ausfiel, daß der Gesetzentwurf in einigen wesentlichen Punkten abzuändern sei. Am 3. März unterbreiteten die Bundesrathsausschüsse die ihrerseits beschlossnen Vorschläge dem Plenum des Bundesraths, welche von dem Plenum genehmigt wurden und am 8. März als Bundesrathsvorlage an den Reichstag gelangt sind. Die erste Berathung dieser Vorlage im Reichstag hat am 1., 2. und 4. April stattgefunden und die Verweisung der Vorlage an eine Commission von 28 Mitgliedern zur Folge gehabt. Bei sämmtlichen Betheiligten herrscht große Unsicherheit über das Schicksal der Vorlage zunächst in der Commission und dann im Reichstag. Man glaubt nicht, daß die Vorlage aus der Commission ohne wesentliche Veränderungen hervorgehen werde. Nun hat aber der Reichskanzler am zweiten Tage der ersten Berathung sich dahin ausgesprochen, daß für ihn diejenigen Punkte der Vorlage die

Digitized by Google

wichtigsten sind, welche am wenigsten Aussicht haben, die Zustimmung des Reichstags wie der vom Reichstag gewählten Commission zu finden. Somit scheint es, als wäre das Schicksal der Vorlage in der gegenwärtigen letzten Session dieses Reichstags besiegelt, in dem Sinne besiegelt, daß eine Einigung über die Vorlage nicht zu stande kommt, deren Gegenstand demnach einen der vielen Streitpunkte bilden würde, um welche sich der nächste Wahlkampf bewegen soll.

Erwägt man, daß viele der ernstesten und besten Geister unsers Volkes den Entwurf bei der ersten Mittheilung mit innerster Ueberzeugung als einen glücklichen Schritt auf einem unbekannten, aber heilsamen Wege begrüßt haben, erwägt man, daß der Mann, in dem Frankreich seine Zukunft repräsentirt sieht, den Gedanken des Reichskanzlers sofort in das Programm der französischen Socialpolitik aufnahm — erwägt man dies alles, so erscheint die kühle, zaudernde Haltung des Reichstags befremdend, fast unerklärlich. Doch finden sich die Erklärungsgründe gar bald. Wir werden vier Klassen natürlicher Gegner des Entwurfs mit Leichtigkeit gewahren können, und werden sodann sehen, daß jede der Reichstagsparteien eine oder mehrere Klassen der natürlichen Gegner zahlreich in ihrer Mitte hat. Die vier natürlichen Gegner des Entwurfs sind: 1. die zaghaften Naturen, die vor dem Unerprobten überall zurückschrecken, stets vergessend, daß ohne Probe des Unerprobten die Welt keinen Fortschritt machen kann; 2. die Doctrinäre des Freihandels, welche Staatssocialismus in dem Entwurfe wittern, und denen der Socialismus in allen Gestalten und Verwandtschaftsgraden das Ende der Cultur bedeutet; 3. ein Theil der Großindustrie, welcher in der Vorlage einen Schritt zur Staatsbevormundung sieht, der weitere Schritte von immer weitern Folgen nach sich ziehen müsse; 4. last not least der Particularismus, der sich fürchtet, dem Reiche neue Attribute, vollends aber von solcher Bedeutung, wie die Ueberwachung und Verwaltung der Arbeiterversicherung einzuräumen.

Ueberblickt man diese vier Klassen, so wird man leicht inne werden, daß jede der Reichstagsparteien von einem oder dem andern Gesichtspunkte dieser Klassen beherrscht ist. Das Centrum ist trotz aller antiindividualistischen Neigungen doch noch weit mehr particularistisch; die nationalliberale Partei zählt unter ihren Mitgliedern viele zaghafte und vorsichtige Naturen und außerdem mehr oder minder energische Bekenner der individualistischen oder Freihandelstheorie; die Freiconservativen sind nicht unbeeinflußt von den Gesichtspunkten der Großindustrie; über die Gesichtspunkte des Fortschritts und der Secession ist kein Zweifel; so sind es vielleicht nur die Conservativen, aber auch diese nur, soweit sie nicht particularistischen Neigungen folgen, welche den Reichskanzler unterstützen möchten.

Welche Mittel giebt es, die natürlichen Gegner des Entwurfs umzustimmen oder — unschädlich zu machen? Den Zaghaften kann man nicht anders Muth einflößen als durch das Beispiel; diese Gegner zu gewinnen, muß man zuvor die energischen Gegner gewonnen haben. Der Widerstand des Particularismus in dieser Frage wird wohl nur durch die Regierungen selbst zu brechen sein. Den Regierungen wird zu Gemüthe geführt werden müssen, und hoffentlich wird diese Vorstellung Eingang finden, daß sie die Wurzel ihres eignen Bestandes untergraben, wenn sie das Reich, nachdem sie es zugelassen, aus übel angebrachter Sorge um die particularistischen Existenzen an der Erfüllung derjenigen Aufgaben hindern wollen, welche nur das Reich in die Hand nehmen kann und welche für den Fortbestand der Nation unumgänglich sind. Wenn die Regierungen vom Bundesrathstisch aus einmüthig und nachdrücklich für die Vorlage eintreten, wird der Widerstand des Particularismus im Reichstag wohl sich geben. Mit der Widerstandskraft der Großindustrie hat es nicht zu viel auf sich, was keiner Darlegung bedarf. Die wirksamen Gegner der Vorlage sind die Freihändler. Ihre Einwände sind zweifacher Art. Dieselben richten sich gegen das Gefährliche der Vorlage und gegen das Vergebliche. Anscheinend ist dies ein Widerspruch, der sich aber so ausgleicht, daß der Grundgedanke des Entwurfs für gefährlich erklärt wird, weil er zu immer weiter sich verzweigenden Experimenten bedenklicher Art zu führen geeignet sei, daß man aber die Einzelbestimmungen des gegenwärtigen Entwurfs für solche erklärt, deren praktische Undurchführbarkeit sich sehr bald zeigen müsse.

Die individualistische Wirthschaftstheorie, deren Charakter darin besteht, die menschheitliche Wirthschaft aus der individuellen Initiative allein aufzubauen mit der Schranke, daß die individuelle Freiheit sich niemals principiell beschränken darf; und zweitens darin, daß der Wirthschaftszweck für den höchsten Zweck der Menschheit überhaupt erklärt wird, der zu Gunsten andrer sittlicher Zwecke womöglich garnicht oder nur im geringsten Maße beschränkt werden darf — diese Theorie also hat zwar neuerdings überraschend schnell an Einfluß und Geltung bei uns verloren. Viele bekennen sich zum Schutzzoll oder erklären, in der Wirthschaftspolitik sich nicht von allgemeinen Sätzen, sondern von der Erfahrung leiten zu lassen u. s. w. Nichtsdestoweniger ist damit nur die principielle Unterwerfung unter die individualistische Wirthschaftstheorie aufgegeben, im ganzen und großen wird die Anschauung volkswirthschaftlicher Dinge nach wie vor durch diese Theorie beherrscht. Und wie könnte es auch anders sein? Eine folgerichtige, keineswegs bloß auf einem wissenschaftlichen Schulgebäude, sondern auf einer langen socialen Entwicklung beruhende Theorie wird nicht an einem Tage gestürzt und ist nicht schon damit gestürzt, daß sie aufgehört hat, für ein unanfechtbares Dogma zu gelten. Erst wenn eine Reihe entgegenstehender Thatsachen

in unanfechtbarer Geltung stehen, und wenn dem thatsächlichen Zustand gemäß eine neue Theorie entstanden ist, kann die ältere Theorie für beseitigt gelten. So weit ist es mit der Manchestertheorie noch lange nicht. Daher sind auch nicht die einzelnen unbedingten und begabten Apostel dieser Lehre als die gefährlichsten Gegner der Versuche zu neuen Einrichtungen zu betrachten, sondern das aus der noch tief im Blute der meisten sitzenden Manchestertheorie hervorgehende Grauen vor allem, was als Socialismus angesehen werden kann.

Merkwürdig oder auch nicht, daß diese seit fünfzig Jahren uns scheinbar so geläufige Vorstellung einer wissenschaftlichen und vollends einer anerkannten Definition noch durchaus ermangelt. Die verbreitetste Vorstellung vom Socialismus ist wohl die, daß die Aufhebung des individuellen Eigenthums seine entscheidende Eigenschaft sei. Wo nun das individuelle Eigenthum nicht nur anerkannt, sondern geschützt und entwickelt werden soll, da könnte auch nicht von Socialismus die Rede sein. Wenn andrerseits jede Beschränkung dieses Eigenthums durch öffentliche Pflichten, durch Regeln, an welche die Herrschaft und Disposition über dasselbe gebunden wird, schon Socialismus sein soll, dann sind die Anfänge des Socialismus in allen Rechtsbildungen zu suchen, dann ist vor allem der Staat selbst eine durch und durch socialistische Institution. Dies ist auch richtig, und weil es richtig ist, sollte man weder vor dem Wort noch vor dem Begriff erschrecken, sondern lediglich der Kritik des falschen Socialismus sich zuwenden.

Denn das wollen wir nicht leugnen: es geht hier wieder wie immer in menschlichen Dingen: erst schüttete die Manchestertheorie das Kind mit dem Bade aus, den berechtigten, unentbehrlichen Socialismus mit dem falschen. Bei dem jetzigen Sturm gegen die Einseitigkeit der Manchestertheorie tauchen auch alle feinern und gröbern Irrthümer des falschen Socialismus bereits unbefangen wieder auf. Hier ist die größte Besonnenheit, vor allem den Staatslenkern, geboten.

In dem Gesetzentwurfe über die Unfallversicherung der Arbeiter vermögen wir aber keinen falschen Socialismus zu entdecken. Nicht in der Reichsversicherungsanstalt: denn daß alle öffentlichen Institute theurer und schlechter arbeiten als Privatunternehmungen, ist ein von der Manchesterschule künstlich erzeugtes Dogma, das gegen die offenkundigsten Erfahrungen sich versündigt. Nicht in dem Dritttheil der Versicherungsprämie, welche für die Arbeiter der niedrigsten Lohnstufen von dem Reich gezahlt werden soll: denn das Reich tritt hier nur für die Einzelstaaten, der Einzelstaat tritt nur für seine Armenverbände ein. Dieser Staatszuschuß ist der erste, gleich sehr durch die nationale Pflicht wie durch die Christenpflicht gebotene Schritt von einer ehrenrührigen und inhumanen

Form der Armenpflege zu einer Form dieser Function, welche die ehrenvolle, die unverschuldete, die verschuldete Unterstützungsbedürftigkeit unterscheiden muß.

Herr Bamberger hat schwer geirrt, als er den ersten Berathungstag der Vorlage, nebenbei den Geburtstag des Reichskanzlers, für den dies nefastus des deutschen Reichs erklärte, welcher die Aera des gebundnen Staats, anstatt des Staats der freien Entwicklung, einläuten werde. Vielmehr das vollere, für des deutschen Reiches Zukunft unentbehrliche Bewußtsein der staatlichen Pflicht und des staatlichen Könnens ist an diesem Tage eingeläutet worden. Die Besonnenheit, mit welcher dieser Entwurf ausgearbeitet worden, kann dafür bürgen, daß auf einem Weg, der zu gefährlichen Schritten allerdings einladet, solche Schritte unterbleiben werden.

Aber diese Besonnenheit wird von den Kritikern des Entwurfs gerade geleugnet. Man thut, als könne man sich vor Erstaunen nicht lassen, daß die Prämientarife der Anordnung des Bundesrathes unterliegen sollen. Als ob unvermeidlich wechselnde Maßbestimmungen Sache des Gesetzgebers sein könnten und nicht vielmehr die Aufgabe der Executive, als ob der Bundesrath, dessen technische Competenz man anzuzweifeln sich einredet, nicht die besten Techniker zuziehen könnte? Dann spricht man viel davon, daß sorglose Unternehmer und sorglose Arbeiter zum Nachtheil der sorgsamen Genossen, ja geradezu auf deren Kosten gesichert würden. Der Gesetzentwurf hat jedoch vorgesehen, daß nicht eine einzige große Versicherungsgenossenschaft, sondern kleinere Genossenschaften gebildet werden können, deren Tarife verschieden zu bemessen sind, je nach den Bürgschaften, welche jede Genossenschaft von seiten ihrer Unternehmer und Arbeiter stellt.

Man möge doch ja beherzigen, daß die geplante Maßregel nur in den allgemeinsten Grundzügen Aufgabe des Gesetzgebers, in der Ausführung nur Aufgabe der Executive sein kann. So wird die Zustimmung zur Maßregel eine Frage des Vertrauens auf den Geist, die Geschicklichkeit und Besonnenheit der Executive.

Stünde der Reichskanzler vor der Nation mit dieser Maßregel allein, so würde er die Gegner leicht besiegen und, die besten um sich geschaart, bald alle mit sich fortreißen. Die Mannigfaltigkeit der Reformen, mit welchen zugleich der Kanzler sich an die Nation wendet, der nicht leicht durchsichtige Zusammenhang der verschiednen Maßregeln untereinander, welche jedoch das Gemeinsame haben, daß sie langgenährten Vorurtheilen in den Weg treten, diese Beschaffenheit eines umfassenden Reformwerkes ist es, welche einen großen Theil der gebildeten Kreise unsrer Nation augenblicklich dem Kanzler entfremden zu wollen scheint, dem dieselben Kreise mit aufrichtiger Dankbarkeit Jahre lang gehuldigt haben.

Es ist von hoher Wichtigkeit, daß die nächsten Reichswahlen sich nicht unter dem Vorherrschen dieser Entfremdung vollziehen. Der Sieg bei diesen Wahlen über eine Minderheit der gebildeten Kreise ist vollkommen möglich. Nicht darauf braucht die Sorge sich zu richten. Aber die Niederlage wäre ein Schaden für den Sieger, die Besiegten und die Nation. Es ist noch Zeit, zu verhüten, daß der Wahlkampf diese Signatur behalte.

Briefe des Grafen Friedrich Leopold Stolberg

an

Johann Heinrich Voß

aus den Jahren 1786 und 1787.

1.

Tremsbüttel d. 19t. Jan.*) 1786.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief bester Voß. Ich freue mich von Herzen daß Ihr Lieben uns beherbergen könnet, am Wollen, auch mit einiger Unbequemlichkeit, war ja bey Euch Herzensfreunden kein Zweifel.

Aber nicht morgen wie ich hofte, sondern erst Montag werden wir den Frieden Eurer Hütte theilen. Vorgestern Abend kam ich hier an. Es war der süsseste Augenblick meines Lebens, u. es ist mir noch wie ein Traum daß ich wieder bey meiner Agnes bin.

— — — — — — Den edlen Mendelsson habe ich auf der Hinreise einmal gesehen. Er starb einige Tage vor meiner Rükkehr nach Berlin. Sein Andenken ist dort überall geehrt, in der königl. Familie u. im lezten Judenhause. Von Jacobys Buch habe ich keine Idee. — — —

2.

Tremsbüttel d. 9ten Febr. 86.

Ich glaubte nicht daß ich Ihnen noch näher kommen könnte, Freund meiner Seele, u. ich fühle doch daß ich Ihnen in den 14 Tagen die ich bey Ihnen lebte, noch näher gekommen bin. So viel haben wir uns aber auch nie gesehen. Ach wären wir doch nie gestört worden! Könnten wir doch immer zusammen leben! O des süssen Plans Landpriester zu werden, einer in Bosau der andre gegenüber! Wie oft sollte der gemeinschaftliche Nachen hin u. her schwimmen!

*) Anfänglich schrieb Stolberg: Febr., doch besserte er gleich selbst, das Richtige herüberschreibend.

Mein Bruder ist eines Sinnes mit uns u. wird auch an T. schreiben. Mit der künftigen Post werden unsre Briefe abgehen. Möge die heilige Peitho sie begleiten! — — —

3.

Tremsb. d. 27st. Febr. 1786.

Liebster Voß, hier haben Sie Toby's Antworten u. die Abschrift vom Briefe meines Bruders an ihn. Mich deucht seine Antwort ist doch viel befriedigender als wir erwarteten, wiewohl nur negativé befriedigend, aber positivé erwarteten wir nicht viel. Uebrigens ist seine Ehrlichkeit u. Bonhomie so lautredend drinnen, daß man, deucht mich, sich entschließt ihn zu schonen. Er ist bona fide, u. wir haben nicht nöthig so sehr allarmirt zu seyn, zum wenigsten nicht zu eilen.

Ich habe nun Jacobis Schrift ganz gelesen, u. kann warlich nicht finden weß man ihn beschuldiget. Die hartscheinende Stelle am Ende kann ad hominem geredet seyn, aber an Mendelsson ist sie nicht gerichtet. Will man es genau nehmen, so hatte M. doch sehr unrecht gegen die Abrede sein Buch herauszugeben eh er es J. communicirt hatte. Unbegreiflich ists auch wie M. J. beständig mißverstehn u. für einen Spinozisten halten konnte. Eben so schwach scheinen mir alle Ausflüchte wodurch Lessings Freunde ihn vom Spinozismus könnten retten wollen. Und wie konnte M. es J. übel nehmen daß er L. Gespräch mit ihm bekannt machte, da er selbst vor hatte Gebrauch davon zu machen?

Mich deucht auch Sie haben J. Unrecht gethan. Wenn von Beleidigung die Rede ist so scheint mir M. viel mehr beleidigend. Die Stelle vom sichern Rückzug unter die Fahne des Glaubens ist spiz u. falsch angewandt. Und wenn man glauben will daß M. Jacobi bona fide mißverstanden u. troz aller klaren Worte für einen Sp. gehalten, so verdient doch auch J. daß man ihm nichts unedles zutraue.

Agnes befindet sich noch gar nicht wohl. Wir können den Tag der Abreise nicht bestimmen, wollen aber die Kinder hier nicht inoculiren.

Adieu bester Voß. Agnes u. ich umarmen Sie u. Ernestine von ganzem Herzen. Ich habe ein Drama Servius Tullius angefangen. F. L. St.

4.

Tremsb. d. 2t. März 86.

Liebster Voß, hier schicke ich Ihnen noch einen Brief von Toby. Mich deucht er enthalte doch so wie der vorige einige Beruhigung u. müsse uns abhalten zu rasch zu verfahren. Zum zerstören ist immer Zeit, zum wieder aufbauen oft nie.

Dazu kennen wir den redlichen Toby zu sehr als daß wir von ihm glauben können er tergiversire um uns in falscher Ruhe zu erhalten.

Ich bin verlangend nach Briefen von Ihnen. Bis Mitte März bleiben wir gewiß hier. Mit Agnes Befinden geht es leider noch wie in Eutin.

Wir umarmen Sie u. Ernestine von Herzen. F. L. St.

Ich glühe von meinem Servius Tullius. Ich hoffe etwas von ihm. Hol Sie der Aristarch, wenn Sie ihn nicht gut finden! Ich bin ziemlich weit.

5.

Tremsbüttel d. 9ten März 86.

Heute gehet Ihr Brief an Toby ab. Ich sandte ihn nicht eher weil ich noch Ihre Antwort auf meinen lezten mit welchem ich Ihnen Tobys 2ten Brief sandte, erwarten wollte. Freilich sind Tobys Briefe nicht ganz, lange nicht ganz beruhigend.

Baute ich Hofnung auf diese Sache so würden diese Briefe mich unglücklich machen. Nun aber scheint es mir und meinem Bruder doch etwas beruhigend aus Tobys Briefen zu sehen, daß er u. die seinen einen Zweck vor sich haben welcher zu gut für diese Welt seyn soll, d. i. welcher mystisch, schimärisch, erträumt, aber doch wohl sehr unschuldig seyn mag. Grundes genug für uns um nichts mit dem ganzen Kram zu thun haben zu wollen. Aber seit 10 Jahren haben wir auch nichts damit zu thun gehabt. Die Nothwendigkeit öffentlich dem O. zu entsagen können wir nicht einsehen, ehe wir wissen, daß die Sache böse sey. Zu einer Zeit, da wir sehr hohe Begriffe vom Ord. hatten, wollten weder mein Bruder noch ich uns vom O. brauchen lassen, wollten nicht würcken, ehe wir unsrer Sache gewiß wären. Denn, dachten wir, es wäre doch möglich daß wir eine böse Sache beförderten. Jezt möchten wir nicht gern öffentlich dagegen handeln, denn, denken wir, es wäre doch möglich, daß wir einer guten Sache schadeten. Ich muß Ihnen gestehn daß die Idee einen so guten u. redlichen, wiewohl schwachen Mann wie Toby, nicht kränken zu wollen, Antheil an diesem Entschluß hat. Daß sehr viele Maurer sind die gar keinen Antheil an der Sache nehmen, weiß jeder. Wenn nun unser qualecunque Ansehen einige die uns für eifernde Maurer halten wollen in den O. reißt, so sind wir daran unschuldig, u. das Unglück wird so groß nicht seyn. Weit größer wäre das Unglück wenn Sie uns verkennen, u. darum für lau für die Warheit halten wollten, weil wir nicht Eiferer gegen etwas sind, das vermutlich Irthum u. Thorheit ist. Aber die Oberen sind Schalke? Das glaube ich, aber ich weiß es nicht. Und ich hänge ja durch kein Band an ihnen, habe ja nichts als den eiteln Namen eines Maurers, u. bin sowohl als mein Bruder schon lang für das angesehn worden was wir sind, für Leute, die nichts mit der Sache wollen zu schaffen haben. Lassen Sie mich aber doch ja Tobys Antwort auf Ihren 2ten Brief sehen wenn er sie gerade an Sie schickt.

Denken Sie diesem nun recht nach, u. finden Sie sich u. uns verpflichtet, dem O. öffentlich zu entsagen, so schreiben Sie uns einen Brief der Ihre Gründe enthält. Ich verlange das (unter uns gesagt) eigentlich meines Bruders wegen, weil er noch abgeneigter ist als ich es bin, u. zwar um Tobys willen, sich gegen die Sache öffentlich zu erklären. Und doch wird es auch mir von Herzen schweer. Aber Pflicht soll mir über alles heilig seyn.

Mein Servius ist — verzeihen Sie — fertig. Ich würde gewiß hoffen daß er Ihnen gefallen würde, wenn ich das nicht auch von meinen beyden Gedichten, die ich von allen die ich je gemacht habe am meisten liebe, vom Thäseus u. Säugling gehoft hätte. Aber Sie wollen daß ich Gedichte wie Hellebeck machen soll. Liebster Voß, haben Sie sich nicht lang eine Tochter gewünscht? warum zeugen Sie lauter Söhne? Es ist mir ebenso unmöglich zu dieser u. jener Zeit dies oder jenes zu dichten, als es uns möglich ist Söhne wenn wir wollen u. wenn wir wollen Töchter zu zeugen. Ich werde Ihnen eine Abschrift schicken u. mit Herzklopfen das Urtheil eines meiner liebsten Dichters der einer meiner liebsten Freunde ist, erwarten.

Ich wollte man hätte Ihnen als Rector einen Rang gegeben. Voß der Hofrath will mir nicht recht in den Sinn. Aber ich armer Teufel muß ja auch mit Band u. Stern prangen. Adieu! Wir umarmen Sie u. die liebe Ernestine 1000mal.

F. L. St.

(Am Rande von S. 4.) In den ersten Tagen der lezten Hälfte des Monats werden wir wohl verreisen.

6.

Tremsb. d. 26st. März 1786.

Ich sende Ihnen hier meinen Servius Tullius, liebster Voß. Bis Hamb. wird er wohl mit mir reisen. Morgen reisen wir von hier nach Altona wo wir bis zum lezten, oder 1sten April bleiben. Dann gehts weiter.

Sagen Sie mir ja recht Ihr Urtheil über den Servius. Wenn Sie ihn gelesen u. geprüft haben, so bitte ich Sie ihn an die Baudissin nach Berlin zu schicken. Die Anmerkungen habe ich verbessert, dies ist gleich nach der ersten Kladde geschrieben.

Nicolais Wercke lasse ich meinem Bruder damit er Sie Ihnen bey Gelegenheit sende, etwa mit den Büchern aus Borstel die er Ihnen schicken wird wenn Sie ihm nur sagen welche Sie haben wollen.

Toby hat mir auf mein leztes nicht geschrieben. Ich fürchte daß so wohl er als θειος κριος mit mir unzufrieden sind, bin selbst nicht unzufrieden mit mir u. erwarte daß ὁ παντα πεπαινων χρονος mir sowohl den frommen bidentem als den edlen Widder zuführen. Agnes hat sehr gekränckelt u. kränckelt leider noch. Ich glaube daß sie schwanger ist.

Ganz Tremsbüttel grüsset von Herzen. Agnes u. ich umarmen Sie u. unsre liebe Ernestine. Sie mögen nun κυρισσειν oder nicht, so nenne ich Sie immer mit herzlicher Liebe κριε πεπον. Uebrigens ist selbst meine Vermuthung daß Sie vielleicht gegen mich im stillen κυρισσειν nicht gegründet. F. L. St.

Schreiben Sie mir ja bald nach Neuenburg solten es auch (γραμματα λ ausgestrichen) σηματα λυγρα sein!

(Am untern Rande von S. 2.) Der Theil von 1001 Nacht ist aus Versehen mit unter meine Bücher gepackt worden. Ich bitte um Verzeihung, mit Gelegenheit will ihn Ihnen von N. senden.

7.

Neuenburg d. 4ten Jul. 1786.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief den ich in Oldenb. erhielt, wo ich vorige Woche einige Tage war.

Ihr Ohrensausen mißfällt mir sehr. Ich lobe das Kopfwaschen aus eigner Erfahrung, besonders muß ja der Nacken recht naß werden. Man athmet wie neugeboren darnach auf, den Scheitel und Schläfen muß man aber ja nicht vergessen u. den Gichtschelm hinter den Ohren. Körperliche Arbeit würde Ihnen gut thun, graben im Garten, im Winter Holz hauen. Beym Taktschlag der Axt würde die Muse herbeihüpfen an Hügieias Hand.

In Oldenburg erfuhr ich daß Lavater in Bremen wäre, ich war nur 5 Meilen davon u. es kostete mich einen kl. Kampf nicht hinzueilen. Ich that es aber nicht u. schrieb ihm diese Epistel die ich Ihnen für den M. A. sende. Und so eilte ich heim u. überraschte Agnes die mich einen Tag später erwartete. Agnes ist wieder schwanger u. erwartet ihre Niederkunft im November. Sie befindet sich besser als sie seit ihrer ersten Schwangerschaft gethan hat, welches ich der Ruhe, ländlichen u. häußlichen Freuden zuschreibe. Gottlob für Ursachen u. Wirkung! Die Kinder blühen u. gedeihen daß man sich nicht genug über sie freuen kann. Wenn Gott sie leben läßt so hoffe ich daß sie bieder u. from werden, denn wir bieten sie ihm von Herzen an sie gleich zu sich zu nehmen wenn sie nicht gerathen würden.

Von der HofrathsGeschichte hat der Herzog u. Holmer mit mir gesprochen. Der Herzog hat nun einmal die Idee daß er erst Neujahr Titel vergeben will. Ich

rathe Ihnen weiter kein Wort darüber zu verlieren. Der Herzog sprach mit sehr vieler Achtung von Ihnen, zeigte mir auch die Inschriften welche Sie für die Monumente seiner Eltern gemacht haben. Senden Sie mir doch eine Abschrift. Wenn Sie wüßten wie schön sie sind so hätten Sie sie mir lange gesandt.

Käthchens Moses ist kein Scherz, es ist ein kl. Drama in welchem sehr grosse Schönheiten sind.

Gerstenbergs 600 rth. Wartgeld freuen mich sehr. Wenn er noch unzufrieden ist so hat er warlich Unrecht. Schimmelmann ist aber auch unzufrieden weil er gern mehr gethan hätte u. hofft bey Gelegenheit mehr zu thun. Diese Unzufriedenheit lobe ich. Wie man Eutin verlassen kann um in Altona zu leben ist mir völlig unbegreiflich. Ich würde in Eutin bleiben mit dem Wunsche daß nun nicht mehr in Kopenhagen an mich gedacht würde.

Eine ganze litterarische Gesellschaft in Oldenburg dürstet nach Ihrem Ducatenscheisser. Schreiben Sie doch dann u. wann eine Strofe oder ein Paar für mich ab bis Sie fertig sind u. senden ihn mir dann. An Ihrer Stelle würde ich zum Motto nehmen: cacavi Monumentum aere perennius!

Ich habe neulich einen Brief von Jacobi der eine Reise nach England macht, gehabt. Ich hatte schon die Hofnung daß er nach Holstein kommen u. ihn Claudius zu mir bringen solte wenn er heimreißte.

Sie haben doch meine Episteln an Agnes u. an Kayserling? Und die Inschriften über Koplau u. die Quelle an welcher Carl XII. ruhte? Dieses Jahr erscheine ich im M. A. als ein Invalide mit Episteln u. Inschriften. Aber ich hoffe die Dramata sollen zeigen daß ich die Muse noch als Jüngling herze u. die *ἐνναι* nicht *ἀποφωλιοι* sind. Wie spät nehmen Sie noch Beyträge für den M. A. an? Haben Sie was gutes? Pfuy! pfuy! daß wir nicht zusammen landvogten und schulmeistern können!

Schulzens Blutspeyen geht mir sehr nahe. Daß der Mann sich an dem Hofe des Prinzen so muß plakken lassen! Ich dächte aber ein solcher Komponist müßte independent leben können. Oder werden auch musikalische Arbeiten nachgedruckt?

Nicolai klagt daß ich ihn vergesse? Die guten Leutgen dort unter dem Pol denken man soll, wie bestrichen von ihren Siberischen Magneten, immer nach Norden hinsehen. Es freut mich daß Paul so gut ist, u. Ihnen Freude macht. Adieu, bester Voß! cura ut valeas! Ich umarme Sie und die gute liebe Ernestine von ganzem Herzen.

F. L. Stolberg.

Ich wolte Euch heute einen langen Brief schreiben aber ein unvermutheter Besuch hat mir das süße Vergnügen geraubt. Ach daß ich wirklich so offt bey Euch wäre wie mein Geist auf den Flügeln der Sehnsucht u. Liebe zu Euch eilt! Wir sind hier so glücklich. Nur Ihr fehlt uns! wie offt sagen wir uns das, wie offt wünschen wir Euch zu uns, wie gerne verließen wir hier Alles, unsern ruhigen Bach vertauschten wir gerne gegen die schönen Uffer Eures lieblichen Sees deren Schilffgeräusch melodisch zum Abend u. Morgen Gruß unserer innigen Freundschafft töhnen würde! — Ach wie sehne ich mich danach! Meine Seele trauert wenn ich mir sagen mus daß diese unaussprechliche Sehnsucht noch lange ach vielleicht Ewig unerfüllt bleiben wird.

Gott seegne Euch u. Uns! und leite wenn es ihm gefält Seelen die sich so sehr lieben wieder zusammen.

Eure zärtl. Freundin Agnes.

8.

Neuenb. d. 6sten Oct. 1786.

Ich muß Ihnen aufrichtig sagen, liebster Voß, daß Ihr Unternehmen mir keine Freude macht. Eh ich Latein verstand war eine meiner LieblingsIdeen griechisch zu lernen um den Homer zu übersetzen. Ich dachte nur an eine prosaische Uebersetzung weil ich eine poetische für unmöglich hielt. Als ich griechisch verstand übersetzte ich die Ilias in Hexametern, und meine Uebersetzung war die einzige welche den Namen einer poetischen Uebersetzung verdienen konnte. Dann übersezten Sie die Odüssee u. übertrafen mich. Daß Ihre Uebersetzung die meinige übertrift fühlte u. sagte ich eh die Nazion es so allgemein wie izt fühlen u. sagen konnte. Sie würden mich auch denn übertroffen haben wenn ich mich bey meiner Arbeit nicht so sehr übereilt hätte. Ich fühlte aber bald daß ich nicht gethan hatte was ich thun kann, wiegte und wiege mich mit dem Gedanken einst die Ilias von neuem zu übersetzen, warlich nicht so sehr um meines poetischen Ruhmes willen, als aus leidenschaftlicher Liebe für*) den alten blinden Halbgott den ich von Kindheit an so unaussprechlich liebe. Weder der Leipziger noch Bürger spornen mich an zu eilen. Jener kann keinem gefallen der nur einen Vers von Homer zu empfinden vermag, wenn ihm eine Periode einmal gelingt, je nun interdum cum risu miror! Bürger verfehlt den homerischen Ton, die homerische Empfindung, wiewohl es einer Arbeit von Bürger nie an grossem poetischen Werth fehlen kann. So erwartete ich bis izt daß einmal der Geist wieder über mich kommen möchte, denn es gehört freilich Muth u. Lust dazu con amore ein so grosses Werk vorzunehmen. Aber nicht anders als allein, en tête à tête mit Homer, kann ich mit Lust arbeiten. Wenn Sie in die Schranken treten, so tret ich ab. Ich werde dann suchen mit dem amour pur eines Fenelon mich zu freuen daß Homer verherrlicht wird, u. zu vergessen suchen daß es eine LieblingsIdee meines Lebens bisher war das Mittel dazu in Absicht auf die Ilias zu sein.

Wollen aber Sie die Arbeit übernehmen, so muß Ihnen Homer lieb genug seyn um etwas vortrefliches leisten zu wollen, u. das ist unmöglich wenn sie mit einem Nebenblick auf meine Uebersetzung arbeiten. Ich weiß daß Sie das aus Freundschaft für mich thun, ich will aber eines Theils nicht daß Ihre Freundschaft für mich Ihnen Fesseln anhänge wo es des freiesten Fluges bedarf, u. was wäre mir andern Theils damit gedient? Das Verdienst einer andern Arbeit mir zuschreiben zu lassen, dazu bin ich zu bescheiden, zu stolz, zu wahr. Und nun zu sehen daß mein altes Gewebe als Eintrag für neue subtemina dienen soll, da habe ich auch keine Freude an. Ueberhaupt ist der Character unsrer Poesie, u. selbst unser Urtheil über dergl. zu verschieden als daß wir, wie zwey Hände eines Webers zugleich die Spulen werfen könten. Ich darf das sagen da ich weiß daß Sie mich nicht misverstehn, u. wissen daß Sie, Freund abgerechnet, einer meiner ersten Lieblingsdichter sind.

Den gesandten 1sten Gesang der Ilias habe ich noch nicht ganz gelesen, vielweniger mit dem meinigen verglichen. Liebster Voß, es fehlt mir dazu an ruhiger Fassung, weil die Sache mir fatal ist. Ich habe genug davon gelesen um sagen zu können daß die Uebersetzung gewonnen hat. Das Ihn im zweiten Verse, u. der Krug statt der Schale, haben mir mißfallen. Dieser ist mir zu unedel, jenes pretiös, zum wenigsten nicht im simplen Ton eines anfangenden Gedichtes. Der lieben Ernestine bin ich von Herzen dankbar für die Mühe welche sie sich gegeben

*) Zuerst den Homer gleich verbessert.

hat den ganzen Gesang abzuschreiben. Aus einer wertheren Hand konnte mir dieser WermutsNektar nicht gereicht werden.

Wir leben sehr ruhig u. froh. Wäre nur Agnes ihre Bürde los! Ich wäre dann vollkommen glücklich!

Mein Bruder u. seine Frau kommen gegen den 20sten oder 24sten, u. werden 4 Wochen bleiben.

Kätchen befindet sich wohl, ist stark im Geist, u. erhöhet um sehr vieles unsre Glückseeligkeit durch Theilnehmung und Hinzuthuung.

Ich arbeite an einem kleinen Drama, Apollons Hain. Es ist mehrentheils comisch. Ich sende Ihnen nichts. Auch nicht einen Vers sollen Sie von mir sehen bis Sie im Frühling kommen u. hören!

Das Unthier Clas hat, wie Sie wissen werden, eine Stelle meiner Epistel an Lavater gegen ihn allegirt. Ich muß u. werde noch mit dieser Post, eine kleine Erklärung über sein Betragen, eine Art von glimpflich derber Heimleuchtung, nach Hamburg für die Zeitungen schicken.

Ich will einmal annehmen, daß L. würcklich ein katholisches Gebetbuch angepriesen hätte. Was wäre ihm denn mehr? Wie höllisch intolerant müste der Protestant seyn der das tadelte? Aber noch mehr: ich will einmal annehmen, wiewohl ich des Gegentheils wie meiner Existenz gewiß bin, daß L. ein krüptokatholicus*) wäre, Worinnen wäre er strafbarer, als so viele krüptosocinianische Prediger? — Uebrigens lasse ich mich über die Hauptsache in meiner Erklärung nicht ein. Die mag Lavater ausfechten. Ich habe nur meine Ehre retten müssen, denn nur ein Bube könnte jemanden in einer freundschaftlichen Epistel hämisch angreifen.

Wir umarmen Sie u. die liebe Ernestine von ganzem Herzen.

F. L. Stolberg.

9.

Neuenburg d. 20st. Oct. 1786.

Ich reiße mir aus blutendem Herzen den Wahn unserm Vaterlande die Ilias gegeben zu haben, geben zu können. Ich habe gestern angefangen Ihre Ilias mit dem Original u. mit der meinigen zu vergleichen. Sie haben mich unendlich übertroffen. Nun denn der alte Halbgott soll mir doch freundlich dafür sehen daß ich, da Sie mir Macht über Leben u. Tod Ihrer Ilias geben, mich gern um seinetwillen vergesse. Sie lebe weil sie die beste seyn wird! Fahren Sie fort in Gottes Namen, lieber edler Freund! Ihre Freude, Ihre Ehre ist u. muß mir werth wie meine Freude u. Ehre seyn. Beiden muß Homers Herrlichkeit lieb genug seyn um sie am besten dargestellt zu wünschen. Ich fühle daß ich mich selbst sehr würde übertroffen haben, denn ich übereilte das Werck sehr, aber ich fühle daß ich Sie nicht erreichen würde. Also ist es Pflicht, u. was mir Pflicht gegen Voß den Uebersetzer um Homers willen seyn würde, das muß mir gegen Voß den Freund nicht einmal schweer werden. Ich trincke im Geiste mit Ihnen und stosse klingend an: Es lebe von Enkel zu Enkel Homer unter den Hyberboräern! Und wenn mir denn auch eine Thräne ins Glas stürzt so trinke ich sie mit hinunter u. es soll die lezte seyn!

Sie müssen uns nicht die Hofnung nehmen mit Weib u. Kind zu uns im Frühling zu kommen. Liebster Voß bedencken Sie unsre Freude u. Ihre Gesundheit. Eine solche Reise würde Ihnen gewiß gut thun. Und Sie verlieren Ihr Sausen vielleicht nicht eher als bis Sie sich bei Freunden, frei vom Joch, erquicken.

*) Anfangs: katholischer Prie, dies gleich durchstrichen.

Also kommen Sie! kommen Sie! Nicht nur Kätchen, auch Agnes u. ich wollen diesmal wie **Brutus** wiewohl in solchen Dingen Kätchens Brutuswille der unaufhaltsamste ist den ich kenne.

Wenn Seilers Gebetbuch heimliche Absicht hat so wiederrufe ich was ich darüber sagte. Aber für Lavater, den ich nicht aus Berlinischen Schmähschriften, sondern als Freund kenne, stehe ich ein daß er über Jesuitismus u. dergl. denckt wie ich. Nicolai hingegen ist ein Illuminat. Nichts mehr u. nichts weniger, wie Halem mir sagt. Er scheint mir auch durch Bode Illuminat geworden zu seyn. Gute Leute können also in diesem Orden sein wenn Halem darin ist, aber er ist mir verhaßt wie die Jesuiten. Die heimliche Aufsicht eines Mitglieds über das andre, die heimlichen Berichte, ersticken die menschliche Freiheit mehr als alles. Ich habe Halem sehr angerathen den Hammer niederzulegen. Er will aber die Loge zur Eklectischen Parthey hinleiten, welche nur die 3 Grade kennen. Wohl bekomms ihm! Aber was sagen Sie zu Nicolai dem Illuminaten? Auf mich wird er schimpfen wie ein Rohrsperling. Mag er doch. Ich habe Koth angerührt u. muß besudelt werden. Ich war mir u. Lavater aber diese Erklärung schuldig.

Adieu leben Sie wohl. Ich werde heute wegen Gericht u. Besuchen keinen freien Augenblick haben. Agnes ist noch wohl. Wir umarmen Sie u. Ernestine von ganzem Herzen. F. L. Stolberg.

(Am Rande der 4. Seite.) Ich habe vielleicht von Halem zu übereilt geschrieben, aber er hängt zum wenigsten zu den Illuminaten.

N. S. Eben erhalte ich Nicolais **Nachricht**. Sehr glimpflich! Sie würde mir wehe thun wie Lykurgus Großmut dem Augauswerfer, wenn er Lykurgus u. ich ein mutwilliger Knabe wäre.

Der gute Boie hat mir geschrieben. Sein Brief thut mir wehe. Er scheint immer zu glauben daß ich etwas gegen ihn habe. Ach wer möchte nun etwas gegen ihn haben! Ich habe ihm sehr freundschaftlich und freimütig geschrieben daß einige sehr giftige Aufsätze gegen die Religion die er ins Museum aufgenommen hat, mich von ihm entfernt hätten. Ihm böse zu seyn hatte ich nicht die geringste Ursache. Gott tröste ihn. Er dauert mich unaussprechlich. Es thut ihm so leid daß er auf seiner Reise Sie nicht hat besuchen können.

10.

Neuenburg d. 20sten Febr. 1787.

Viel Glück u. Heil zu Ihrem Geburtstage, den das Tagewählende Kätchen uns schon lange vorher verkündet hat!

Mit welchem Herzen ich Ihnen und der lieben Ernestine u. den kl. Füchslein allen Alles Gute was Gott seinen Lieblingen giebt, anwünsche, das wissen Sie besser, liebster Voß, als mein Gänsekiel Ihnen sagen kann. Unter andern wünsche ich von Herzen daß Sie beide recht gesund werden, seyn u. bleiben mögen! Stumm wie die Fische seid Ihr übrigens!

Wir sind wohl u. vergnügt, ausser daß der Gichtteufel mich weidlich gekniffen, u. der Raubvogel uns einige unsrer schönsten Tauben genommen hat. Tauben solten Sie auch haben, die lieben Thierchen machen einem mehr Freude als man singen und sagen kann.

ad vocem singen. Liebster Voß, der M. A. dieses Jahres ist, deucht mich, sehr klatrig. Doch wolte ich ihm eher seine Klatrigkeit als Haschkas wildes, brüllendes Schimpfgedicht und Göckings dumme Antwort, verzeihen. Ritt der Teufel den Göcking? Wie kann er so unkundig der Dinge u. der Menschen seyn? Ich hoffe

daß es Ihnen keine Unanehmlichkeit gemacht hat, ausser den Aerger, den ich herzlich mit Ihnen getheilt habe.

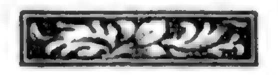
Haben Sie gesehen wie der Verfasser des Siegfried von Lindenberg, im 2ten Theil seines Emmerichs Gift u. Geifer gegen mich speyt? Ich habe das Buch selber so wenig als seine ältern Brüder gelesen, aber im Blättern die Stellen gefunden auf welche das Gerücht mich aufmerksam gemacht hatte. Hier ließt Alles die Skribeleien dieses elenden Kerls. Die Recension dieser Schrift in der A. L. Z. hat mich weit mehr geärgert. Doch ists ehrlich — oder dumm — daß Recens. selber sagt er habe von allen Deutschen am wenigsten Ursach Herold der Stolbergischen Muse zu seyn. Ich vermuthe daß es der Verfasser der Canossa oder der Leipziger Homeriste sey. In unserm Vaterlande wo der Werth der lebenden Dichter der schwankenden Nation immer ungewiß bleibt, thut solcher Anschiß immer Schade. Agnes schilt, I can't help it. ad vocem Ansch—s— Wenn krieg ich den Ducatenmann? Große Herrn theilen an Ihrem Geburtstage Band u. Stern aus, Sie könnten mir wohl zu Ihrem Geburtstage den Ducatenmann senden!

Ich hätte 2 Producte Ihnen zu senden, aber ich kann nicht auf die Hofnung sie Ihnen hier beym Brunnentrincken zu lesen, entsagen. Wenn ich mit meiner itzigen Arbeit fertig bin, u. die lezte Hand an meine ungedruckten Dramata gelegt habe, so will ich auch an meinen Aischülos die lezte Hand legen. Aber denn werde ich Sie auch bitten die Ausgabe bald vorzunehmen. Der erste Theil der Schauspiele ist endlich gedruckt u. Exempl. unterweges.

Sie müssen ja Lavaters Apologie lesen. Nichts kann befriedigender, gründlicher, stärcker seyn. Er beantwortet jeden Vorwurf glimpflich aber starck, gerechter Zorn röthet die Wange des Autors hie u. da, aber nimmer wird er beleidigend, ausgenommen in so fern der bestrafte Lüger oder leichtgläubige Lästerer nothwendig muß beleidigt werden. Der Gedancke daß nun Sie meinem Freunde werden Gerechtigkeit wiederfahren lassen, hat mich sehr gefreut. Sie zweifeln noch — Zweifeln Sie nur, aber lesen Sie! Da Sie alles gegen ihn lesen, sind Sie es der Wahrheit schuldig. Adieu liebster Voß! Ich umarme Sie mit ganzem Herzen.

F. L. St.

(Schluß folgt.)



Vom Torpedowesen.

(Schluß.)

4.

ir kommen nun auf das jetzt bestimmt ausgesonderte Gebiet der Torpedos. Es ist bereits auf den Gebrauch der Spieren-Torpedos im nordamerikanischen Bürgerkriege hingedeutet worden. Im October 1863 ging Lieutenant Closell von der conföderirten Marine gegen die zum Blokadegeschwader vor Charleston gehörige Panzerfregatte „New Ironsides" unter dem Schutz der Dunkelheit mit einer Dampfbarkasse mit Spierentorpedos vor. Erst kurz vor dem Anstoß wurde die Barkasse

bemerkt. Die Explosion des Torpedos verursachte an dem feindlichen Schiffe nur wenig Schaden, dagegen löschte das aufschäumende Wasser die Feuer des Bootes selbst und die Mannschaft wurde gefangen genommen.

Im Februar 1864 sprengte Marine-Lieutenant Dickson die nordstaatliche Corvette „Housatonic" durch einen Torpedo in die Luft. Das Torpedoboot war das nach der Idee von Bushnel gebaute Fahrzeug für unterseeischen Gang, dessen schon Erwähnung geschah. Es wurde jedoch nur so weit gesenkt, daß es noch in Verbindung mit der atmosphärischen Luft stand. Aber auch hier zerstörte die Explosion das Boot selbst und kam die Mannschaft um.

Ein andrer Angriff mit einem Spieren-Torpedo mißlang, weil die Spiere, also die Stange, an welcher der Torpedo vorgestreckt wird, durch einen Schraubenflügel des feindlichen Schiffes abgeschlagen wurde.

April 1864 griff Marine-Lieutenant Davidson mit dem Torpedoboot „Squib" auf der Rhede von Hampton das unionistische Flaggschiff „Minnesota" an; dasselbe wurde schwer verletzt und für lange Zeit außer Gefecht gesetzt. Das Torpedoboot trat unter heftigem Gewehrfeuer, aber unbeschädigt und ohne Verlust den Rückzug an.

Ein Angriff der Conföderirten gegen die Fregatte „Wabash" scheiterte, weil er zu früh entdeckt wurde.

Dagegen gelang ein Angriff, welchen Lieutenant Cushing von der Marine der Nordstaaten gegen das Widderschiff „Albemarle" auf dem Roanoke leitete. Das Torpedoboot drang durch die Flöße, welche das Schiff zum Schutz gegen Ueberraschungen umgaben, es brachte den Torpedo an, trotzdem es noch einen Kartätschschuß erhalten hatte, und das Schiff wurde durch die Explosion zum Sinken gebracht. Aber das Torpedoboot hatte von dem angegriffnen Schiffe noch vor dessen Untergang den Schuß eines schweren Geschützes erhalten, welcher es ebenfalls in den Grund versenkte. Die Mannschaft, welche aus 13 Freiwilligen bestand, sprang über Bord, aber nur Lieutenant Cushing und ein Matrose entkamen, die andern wurden gefangen genommen oder ertranken. Cushing erhielt Beförderung und ein Dankschreiben des Congresses.

In drei Fällen von sechs ist demnach der Angriff gelungen, aber bei den sechs Fällen sind die Boote selbst zweimal gesunken, und in einem Falle ist das Boot weggenommen. Die Mannschaft kam großentheils um oder gerieth in Gefangenschaft.

Während des russisch-türkischen Krieges 1877—1878 haben die Russen fünf mal Angriffe mit Spieren-Torpedos gemacht, indeß nur der Angriff gegen den Monitor „Duba Saife" bei Matschin auf der Donau, Mai 1877, gelang. Von vier Torpedobooten unter Lieutenant Donbasof konnten, trotzdem sie von dem

türkischen Wachboot bemerkt waren, zwei der Boote ihre Torpedos anbringen. Der Monitor wurde durch ihre Explosion zerstört. In den übrigen Fällen sind die Angriffe der Torpedoboote jedoch immer abgeschlagen und die Boote selbst zum Theil durch das feindliche Feuer zerstört worden.

Die Spieren-Torpedos haben den großen Mangel, daß die Torpedos bei der durch die Länge der Spieren auf sechs bis acht Meter begrenzten Entfernung der Lage ihres Sprengpunktes von dem eignen Boote, dieses selbst sehr leicht gefährden können. Bei dem Manöver zur Forcirung der Einfahrt in den Hafen von Portsmouth im August 1880 ereignete es sich, daß ein Torpedoboot, als man einen Torpedo zur Beseitigung einer Sperrung explodiren ließ, in wenigen Augenblicken selbst sank und die Bootsmannschaft nur mit Mühe gerettet werden konnte; und es geschah dies nicht im Kampfe selbst, da man nur Manöverschüsse und von den Seeminen nur Ankündigungsknalle zu erwarten hatte. Torpedobrecher wie vor Charleston scheinen bei diesem Manöver nicht in Anwendung gekommen zu sein.

An die Spieren-Torpedos reihen sich die Schlepp-Torpedos des englischen Capitäns Harvey an. Sie sollen von einem der Schlachtschiffe an einem Drahttau geschleppt werden, mit welchem sie etwa wie eine fliegende Fähre verbunden sind, so daß sie bei der Vorwärtsbewegung des schleppenden Schiffes eine Vorwärts-seitwärts-Bewegung nach dem feindlichen Schiffe machen sollen. Die Verwendung dieser Harvey-Torpedos erscheint etwas unsicher und auch nicht unbedenklich für die Schiffe der eignen Flotte während einer Schlacht. In der englischen Marine sind einige Schiffe damit versehen worden. Die Russen haben zweimal von solchen Torpedos Gebrauch gemacht, ohne damit Erfolg zu haben.

Die schon im Jahre 1811 entstandne Idee, deren früher gedacht ist, dem Torpedo durch Anbringung einer Rakete eine ihm innewohnende Fortbewegungskraft zu ertheilen, hat neuerdings in dem Layschen Torpedo Anwendung gefunden, jedoch mit der Aenderung, daß statt der Rakete die Triebkraft flüssiger Kohlensäure angewendet wird, welche in dem starken Expansionsbestreben liegt, das mit deren Rückkehr in ihren natürlichen Aggregatzustand zum Ausdruck kommt. Dieser Torpedo wurde 1872 erfunden. Er ist etwa acht Meter lang, einen Meter breit und wiegt völlig ausgerüstet zweitausend Kilogramm, so daß man fast versucht wäre, ihn eher der alten Klasse der Höllenmaschinen anzuschließen. Der Laysche Torpedo schwimmt an der Oberfläche und ist daher der Zerstörung und der Ablenkung ausgesetzt. Er ist übrigens auch sehr complicirt und dabei, wie man hört, außergewöhnlich theuer.

Der wichtigste Fortschritt ist aber mit dem Whitehead-Torpedo gemacht, bei welchem der eignen Fortbewegungsfähigkeit die Bedingung des Laufes in be-

stimmter Tiefe unter dem Wasserspiegel hinzugefügt wurde. Ursprünglich ist dieser Torpedo eine Erfindung, welche der österreichische Fregatten-Capitän Luppis zu Anfang der sechziger Jahre gemacht hat. Die österreichische Regierung nahm denselben jedoch nicht an, weil er in wesentlichen Theilen noch verbesserungsbedürftig erschien. Zum Theil auf Grund der Luppisschen Vorschläge entwarf der Schiffsmaschinen-Ingenieur Whitehead zu Fiume einen andern Plan von größerer Lebensfähigkeit und unterbreitete ihn nach langjähriger Beobachtung und Prüfung der österreichischen Regierung. Infolge dessen gelangte dieser Torpedo Anfang dieses Jahrzehnts in der Marine zur Einführung. Es folgte darin die deutsche Marine, und auch an andre Marinen wurde die Erfindung verkauft.

Der Whitehead-Torpedo hat die Form einer vorn und hinten zugespitzten Spindel von etwa fünf Meter Länge und ein bis anderthalb Meter größtem Durchmesser. Das Totalgewicht des fertig gemachten Torpedos beträgt etwa 250 Kilogramm. In dem vordern kegelförmigen Theil befindet sich die Sprengladung von 16 bis 25 Kilogramm nasser Schießbaumwolle, je nach der Größe des Torpedos, mit einer Sprengbüchse für trockne Schießbaumwolle. Der hiermit in Verbindung stehende mechanische Zündapparat zeigt an der Spitze einige vorstehende scharfe und spitze Hebel, welche die Vorrichtung so empfindlich machen, daß sie noch in Function tritt, wenn der Torpedo die Wand eines Schiffes nur noch unter fünf Grad trifft. Der mittlere cylindrische Theil enthält den sinnreichen, aber sehr complicirten Apparat, welcher dazu bestimmt ist, den Gang des Torpedos in der bestimmbaren Tiefe unter der Oberfläche des Wassers gleichmäßig fortsetzen zu lassen. Dieser Theil, welcher gewissermaßen die Function übernimmt, die von der Natur der Fischblase zugewiesen ist, wird als das größte technische Meisterstück an dem ganzen Torpedo angesehen. Der hintere kegelförmige Theil enthält in einem Stahlreservoir die auf 60 bis 70 Atmosphären comprimirte Luft. Es schließen sich hinten daran ein Schrauben-Propeller, sowie horizontal und vertical stellbare Steuerruder. An den beiden kegelförmigen Theilen laufen flossenartige Vorstände entlang, sowohl zur Regelung des Abgangs aus dem Treib- oder Lancirapparat, wie zur Erhöhung der Stetigkeit des Ganges im Wasser. Das Abschießen erfolgt entweder aus einem leicht construirten kanonenartigen Gestell, welches mit einem Accumulator voll comprimirter Luft zum Austriebe versehen ist, wobei gleichzeitig das Oeffnen des Ventils des Luftreservoirs im Torpedo vor sich geht. Der Torpedo fliegt dann ins Wasser und nimmt den ihm vorbestimmten Tiefgang an. Oder der Abgang erfolgt aus einem Lancirrohre, welches vom Schiff aus ins Wasser getaucht wird, allein durch die nach Oeffnung des Ventils in Wirkung tretende Kraft der ausströmenden comprimirten Luft. Die mit comprimirter Luft gefüllten Torpedos bleiben drei

bis vier Tage gefechtsfähig. Durch das Maß der Oeffnung des Ventils wird die Geschwindigkeit für den Torpedo bestimmt, und daraus ergiebt sich auch die erreichbare Schußweite. Bei 7 Meter Geschwindigkeit in der Secunde oder 14 Knoten pro Stunde erreicht man 1300 Meter, bei 8 Meter resp. 16 Knoten 750 Meter und bei 11 Meter resp. 22 Knoten nur noch 200 Meter Entfernung.

Contre-Admiral Werner bezeichnet als vornehmliche Schwächen dieses Torpedos die geringe Geschwindigkeit und die außerordentlich künstliche Zusammensetzung aller arbeitenden Theile, aber er betont in sehr treffender Weise, welche Schwierigkeiten für die Innehaltung der beabsichtigten Bahn aus der Bewegung in dem Wasser als dem sehr viel dichtern Medium erwachsen, da doch schon die Bewegung der Artillerie-Geschosse in der Luft die peinlichste Sorgfalt der Anordnungen erheische, um bei vierzigmal größrer Anfangsgeschwindigkeit der Innehaltung der normalen Bahn annähernd gewiß zu sein. Er meint, man wäre bei einem Torpedo nie sicher vor Abweichungen in ganz unvorherzusehenden Curven, seitlich sowohl wie nach der Tiefe oder geradezu umkehrend gegen das eigne Schiff. Ein französischer Schriftsteller sagt ganz ebenso neuerdings: „Es ist eine sehr delicate Waffe, sie entzieht sich oft den besten Combinationen für eine zuverlässige Verwendung."

Die Whitehead-Torpedos müssen vor dem Ernstgebrauch ungeladen mehrere Male lancirt werden, um die angemessne Ruderstellung zu ermitteln. Es wird hierüber genau Buch geführt, und die sich darnach gezeigte Specialcurve muß bei der wirklichen Verwendung genau berücksichtigt werden. Und doch geht man dabei nicht sicher, denn nach jedem Einschießen müssen die Theile auseinandergenommen, sorgsam revidirt und gereinigt werden, und kleine Abweichungen bei dem Zusammensetzen, wie eine kleine Verbiegung, ein etwas mehr vorstehender Schraubenkopf können alles wieder ändern, und die Zahl der einflußreichen Theile an Hebeln, feinen Rädchen, Ventilen ꝛc. ist groß. Es ist auch nicht außer Acht zu lassen, daß es bei der verhältnißmäßig geringen Geschwindigkeit seine Schwierigkeit haben wird, gegen ein in Bewegung befindliches Schiff das Maß des Verhaltens richtig zu bestimmen. Um der Selbstgefährlichkeit willen ist es auch nothwendig, Anordnung zu treffen, daß der lancirte Torpedo von selbst sinkt, sofern er sein Ziel nicht erreicht hat.

Contre-Admiral Werner erklärt bestimmt, daß diese Offensiv-Torpedos doch nicht so gefährlich sind, wie sie erscheinen; es mangele ihnen die Zuverlässigkeit, und ihr Verhalten in einer Seeschlacht auf offnem Meere bei Seegang sei doch sehr zweifelhaft; man müsse daher sagen, daß der Kriegswerth der Torpedos noch ganz im dunkeln liege. Auf solche bestimmt ausgedrückten

Ansichten eines so kundigen und hervorragenden Seemannes muß ein ganz besonderes Gewicht gelegt werden.

Im Ernstfalle sind Whitehead-Torpedos dreimal zur Verwendung gekommen, im Mai 1877 gegen das peruanische Panzerschiff „Huascar," ohne zu treffen, dann im December 1877 und Januar 1878 gegen das türkische Geschwader bei Batum. Im erstern dieser letzten Falle bediente man sich zweier Torpedos auf 60 Meter gegen ein Panzerschiff, jedoch fehlten beide und wurden am andern Morgen von den Türken am Strande gefunden, „die dadurch in den Besitz eines Geheimnisses kamen, welches die andern Nationen mit je 100 000 Thalern bezahlt hatten." Im zweiten Falle griffen die Torpedoboote „Tschesme" und „Sinope" unter Befehl der Lieutenants Zatzarennyi und Stchelniski am Eingange des Hafens von Batum einen auf der Außenwache befindlichen Zolldampfer an. Die Torpedos wurden auf 80 und 100 Meter abgelassen; der eine traf und zerstörte den Dampfer vollständig.

Eine andre Anwendung der Offensiv-Torpedos hat der vielgenannte Ericsson in Nordamerika vorgeschlagen. Er hat die alten glatten gußeisernen Rodman-Kanonen von 15 und 20 Zoll Kaliber, welche von der weitern kriegerischen Verwendung ausgeschlossen sind, genommen, hat seine Torpedos mit sichernder Eisenumhüllung umgeben und feuert sie mit Pulverladung aus diesen Röhren ab. Seine Torpedos sollen 25 Fuß lang sein und 15 Centner schwer, und sein damit armirtes Torpedoschiff „Destroyer" soll den stärksten Schiffen Tod und Verderben bringen. Die Zeit mag es zeigen, was daraus wird. Vorläufig ist in dem Schießen von Torpedos aus Geschützen nur eine Vermischung der Gattungen zu ersehen, welche weder als natürlich noch als glücklich bezeichnet werden kann.

Daß man auch, zur Abwehr der Angriffstorpedos, ebenso an Gegenmittel denkt wie an die schon erwähnten Mittel gegen die Seeminen, ist wohl erklärlich. „In Portsmouth, wie in Toulon, in Kiel wie in Pola kennt man die Mittel, um sich derlei ungeladene Gäste vom Leibe zu halten" und im October 1880 sind bei Malta an der Panzerfregatte „Invincible" Torpedoschütznetze zum Versuch gekommen, welche sich glänzend bewährt haben sollen. Es heißt, die von den Schaluppen abgelassnen Torpedos wären vollkommen von den Netzen abgewehrt worden, so daß nicht die geringste Berührung derselben mit dem Schiffskörper vorgekommen sei. Dann aber bereitet man sich dazu, sowohl den Torpedos wie den Torpedobooten selbst, ganz energisch mit der Wirkung von leichten Geschützen entgegen zu treten, und die Kruppschen Revolverkanonen, welche auf der Düsseldorfer Ausstellung zu sehen waren, werden wohl vornehmlich dieser Absicht entsprechen sollen. Die oft erwähnten ungepanzerten Thorneycrofts, diese neuesten

Torpedoboote, werden sich wohl zu hüten haben, sich dem Geschützfeuer auszusetzen. Dadurch, daß man ein Schiff mit Offensiv-Torpedos ausrüstet, legt man ihm durchaus nicht die Qualität eines Schlachtschiffes bei. Ein Schlachtschiff muß unerläßlich in seinen Vital-Theilen, in den oeuvres vives gepanzert sein, sei es nun vornehmlich zur Geschützwirkung oder zur Widderwirkung oder zum Gebrauch von Torpedos, oder wie dies schon vorkommt, für alle drei Wirkungsarten vereint, bestimmt.

Gewiß wird man mit den Torpedos sehr ernstlich zu rechnen haben. Sie werden die Gefährdungen im Seekriege sehr zu steigern im stande sein, sie werden Gegenwirkungen und Abwehrmittel, vor allem aber eine ganz ungewöhnliche Steigerung der Wachsamkeit und Gefechtsbereitschaft verlangen. Aber sie werden nicht vermögen, die ganze geltende Seetaktik über den Haufen zu werfen. Es werden sich in den Schlachten Nebenkämpfe von Beibooten entwickeln, auch bei Recognoscirungen, bei nächtlichen Ueberraschungen, denen man durch elektrisches Licht begegnet, aber im großen und ganzen drängen die Torpedos nach ihrer ganzen Natur zum Nahkampf, ebenso wie dies die bisherigen Kriegsmittel immer schon gethan und hier bleibt den Torpedos die Geschützkraft immer und ganz unbedingt überlegen.

Es sind bereits Aenderungen in den anfänglichen Dispositionen für die Verwendung der Torpedos eingetreten. Man sieht es als geeigneter an, ihre Verwendung auf die großen Schlachtschiffe zu übertragen und der Bau der besondern Torpedoboote, wie er in dem Flottengründungsplan für die deutsche Marine vorgesehen war, scheint nach der neu gewonnenen Einsicht unterbleiben zu sollen. Das mächtige italienische Panzerschiff „Duilio“ führt außer Torpedoapparaten in seinem Innern, in einem im hintern Theile eingelassnen und nach hinten leicht zu öffnenden Tunnel, ein completes Torpedoboot, um dieses unter seinem Schutz mit Torpedos operiren zu lassen. Wenn man den dänischen „Tordenskiold“ ein Torpedoschiff nennt, weil er außer Apparaten noch zwei Torpedoboote führt, so bekommt das doch einen andern Ausdruck, wenn man dazusetzt, daß er eine Kruppsche 52 Tonnen-Kanone führt, die bekannte 35 Centimeter Riesen-Kanone für 10 Centner Geschoßgewicht und außerdem noch 4 leichte Kruppsche Kanonen. Die große Kanone ist durch Panzerbrustwehr gedeckt, sonst hat das Schiff einen Schildkrötenpanzer und den Zellenbau nebst Doppelboden so geordnet, daß die Bedrohung seiner Schwimmfähigkeit durch die Wirkung eines Torpedos durchaus keine absolute ist. Ein modernes Panzerschiff wird keineswegs in der Weise zum Opfer fallen wie unser Veteran „Barbarossa“, als er im vergangnen Herbst bei jenem ganz normal eingeleiteten Torpedoversuche auf der Rhede von Kiel seinen letzten Dienst erfüllte.

Am 20. Juli 1866 kam es zur Seeschlacht bei Lissa, für deren Gewinn der Führer der österreichischen Flotte, von Tegetthof, durch die Admiralwürde ausgezeichnet wurde. Der tapfre Admiral war von dem Seegefecht bei Helgoland, welches er im Verein mit einigen unsrer kleinern Kriegsschiffe so rühmlich gegen die Dänen geführt, bereits durch seine kühne Unternehmungslust bekannt. Er wählte das neueste Panzerschiff der Flotte, den „Ferdinand Max" zu seinem Flaggschiffe und begann die Schlacht sehr energisch damit, daß er mit seinem Schiffe „alles rammte, was er grau angemalt sah." Der feindliche Admiral Persano hatte ebenfalls sein bestes Schiff für seine Flagge erwählt, den „Affondatore", und dieses Schiff war an allgemeiner maritimer Tüchtigkeit, wie besonders an Schnelligkeit dem „Ferdinand Max" überlegen. Auch der „Affondatore" rammte, wo er konnte, beide mit ähnlichen Erfolgen, indem sie einzelne Havarien verursachten. Da zeigte das mächtige italienische Panzerschiff „Re d'Italia" dem „Ferdinand Max" seine graue Breitseite. „Zwei Auswege standen dem Re d'Italia" offen: ein wenig seitwärts zu wenden und damit den Kurs mit dem des herannahenden Schiffes fast parallel zu machen, indem er den Anprall abschwächte; oder sich geradezu gegen den „Ferdinand Max" zu wenden und zu versuchen, wer am besten den Stoß beizubringen vermöge; der „Re d'Italia" wählte jedoch keinen dieser Auswege, sondern zögerte, stoppte und versuchte sich zu retten, indem er rückwärts ging." So erfolgte der Stoß und der „Re d'Italia" versank mit voller Besatzung in wenigen Minuten. Der bessre „Affondatore" hat kein Schiff zum Sinken gebracht. Die italienische Flotte war der österreichischen übrigens recht erheblich überlegen gewesen.

Von nun an entwickelte sich in den Marinen eine Leidenschaft zum Rammen, welche vollständig allgemein wurde, aber doch gleichzeitig etwas stark contrastirte gegen die so ziemlich ebenso allgemeine Tendenz zum Bau von Panzerschiffen besondrer Größe, die bei einer Wendungsfahrt Kreisdurchmesser von 500, 700 und mehr Meter erfordern. So hieß es 1874: „Der Schwerpunkt des Angriffs und der Vertheidigung ist aus der Breitseite in den Bug verlegt und nicht in den Geschützen, sondern im Sporn zu suchen. Die Verhältnisse sind also gegen früher umgekehrt; die Artillerie ist zwar dadurch nicht überflüssig geworden, aber aus ihrer bisherigen Rolle verdrängt." Man fragt aber billig, ob man denn mit einem schweren Widderschiff so schnell nach dieser und nach jener Richtung sich wenden kann. Andern Ortes hieß es nun nach dem Auftreten der Torpedos: „Wenn die Panzerung, möge sie noch so stark sein, durch Torpedos sicher zerstört werden kann, so erscheint einerseits eine Steigerung ihrer Stärke nicht mehr gerechtfertigt, während andrerseits kein Grund mehr vorliegt, zu jenem Zweck die Kaliber noch mehr zu steigern. Es tritt damit auch das

Geschütz in ein mehr untergeordnetes Verhältniß für den Nahkampf gegen stärkere und überlegenere Panzerungen."

Dagegen aber hatte Contre-Admiral Werner in seinem werthvollen „Buche von der deutschen Flotte" gesagt: „Wenngleich in der Neuzeit Sporn und Torpedo in den Seeschlachten wahrscheinlich bedeutende Rollen spielen werden, so wird doch die Artillerie nach wie vor sehr mit zur Entscheidung beitragen, und dasjenige Schiff wird in großem Vortheil sein, welches am besten schießt." Vergegenwärtigen wir uns die großartigen Leistungen, welche die Kruppsche Fabrik in der Fortentwicklung der Artillerie bei den Schießversuchen im August des Jahres 1879 zeigte, bei welchen neben den in andern Staaten durchaus unerreichten Riesengeschützen eine 24 Centimeter-Kanone von nur 18 Tonnen Gewicht zur Vorstellung kam, die gegen Panzerungen zu einer Wirkung hinaufstieg, welche die Sphäre der fremden Riesengeschütze bereits berührte; und wenn wir neuerdings vernehmen, daß eine Kruppsche Kanone von nur 15 Centimeter Kaliber und nur 4 Tonnen Gewicht eine Panzerplatte von 30,5 Centimeter Stärke mit Kraftüberschuß durchschlagen hat, eine Leistung, welche man bisher etwa erst von einem fünf mal so schweren Geschütz zu erwarten hatte, so gewinnt die Behauptung eine volle Berechtigung, daß die Artillerie nach wie vor — nicht allein sehr, sondern vorwiegend zur Entscheidung der Kämpfe beitragen wird.

Die Marine wird daher neben der voranstehenden Kunst der Navigation nach wie vor die Entwicklung des Geschützwesens unverrückbar im Auge behalten und sich allen das Geschützwesen betreffenden Fragen mit steter sorgfältiger Beachtung hingeben müssen.

Aus den Denkwürdigkeiten Jakob Estiennes.

Jakob Estienne, aus dessen Denkwürdigkeiten wir die wichtigsten Abschnitte mittheilen wollen, wurde seinen eignen Aufzeichnungen zufolge in der Nacht vom 9. zum 10. Februar des Jahres 1655 in Dieppe von reformirten Eltern geboren. Er hat nicht zu bemerken vergessen, daß in dieses Jahr die grausame Verfolgung der armen evangelischen Bewohner Piemonts fiel, und sein gläubiger Sinn hält das Zusammentreffen nicht für zufällig. Gott habe, so meint er, ihn früh dazu vor-

bereiten wollen, die gänzliche Verwüstung seiner Kirche im Königreiche Frankreich zu sehen.

Ueber seine Eltern spricht er folgendermaßen: „Mein Vater war Jakob Estienne und meine Mutter Johanna Minuel, beide von rechtlicher Familie. Ich war die erste Frucht ihrer Ehe. Sie erzogen mich mit großer Sorgfalt in der Erkenntniß unsrer heiligen Religion. Bemerket hierin das Glück derjenigen, welche von frommen Eltern geboren, in der zum Heil nothwendigen Erkenntniß der Wahrheit erzogen werden, und das Unglück derer, die von ungläubigen Eltern entsprossen oder aus Irrthum von ihnen in solchen Grundsätzen erzogen sind, die nur zum Verderben ihrer Seele führen, wenn nicht Gott durch seine große Barmherzigkeit sie daraus errettet. Auch lernet noch hieraus, meine lieben Kinder, eine Pflicht, die jeder Mensch, der um sein Heil besorgt ist, zu erfüllen hat, nämlich sich nicht damit zu begnügen, daß er, wenn er zu dem Alter der Erkenntniß gelangt ist, nach den in der Kindheit erhaltnen Lehren in Betreff der Religion urtheilt, sondern daß wir selbst in der heiligen Schrift forschen, ob wir auf dem rechten Wege sind, und worin wir uns, wenn wir dieses gefunden, immer mehr und mehr befestigen sollen. Und dies ist es, welches auch ich zu meinem großen Troste gethan habe. Auch ist nichts im stande gewesen, noch wird mit Gottes Hilfe im stande sein, mich in Betreff meiner Religion zu erschüttern, welche ich allen Gütern dieser Welt vorziehe." Damit ist sein religiöser Standpunkt gekennzeichnet.

Estiennes Vater war Buchdrucker. Ob er mit der berühmten Buchdruckerfamilie gleichen Namens in Paris verwandt war, läßt sich nicht beweisen. Der Verfasser der Denkwürdigkeiten schweigt darüber. Im Jahre 1661 siedelte der Vater nach Metz über, wo es ihm trotz der Hindernisse, die ihm die Jesuiten in den Weg legten, gelang, eine Buchdruckerei und Buchhandlung zu begründen. Nachdem der älteste Sohn Jakob hier in der väterlichen Officin seine erste Ausbildung empfangen, wurde er, 15 Jahre alt, zu einem großen Buchdrucker nach Rouen in die Lehre gebracht. Wohl erwies sich Jakob so geschickt, daß er seinen Unterhalt verdienen konnte, aber seine „gar zu ausgelassne Aufführung" ermüdete die Geduld seines braven Lehrherrn so, daß er schon nach einem Jahre den Abschied erhielt. Eigenmächtig, ohne den Vater zu befragen, begab er sich nach Paris. Aber auch hier gelang es ihm nicht, sich in der guten Stellung, die er in einem Buchladen der Rue St. Jaques erhielt, sich zu behaupten. „Ausschweifungen und lustiges Leben" brachten ihn bald um seinen Posten und um sein Geld. Nur mit Unterstützung guter Freunde war es ihm möglich, Metz wieder zu erreichen, wo der gütige Vater den verlornen Sohn liebevoll aufnahm. Zwei Jahre lang arbeitete Estienne bei seinem Vater. Doch auch hier führte der

„verhängnißvolle Hang zu Vergnügungen und Ausschweifungen" zu allerhand Aergerniß, und schon am Ende 1674 finden wir ihn auf der Landstraße. Ohne Lebewohl zu sagen, hat er den Eltern zornig den Rücken gekehrt. In Nancy nimmt ihm ein Offizier den Rest seiner Baarschaft ab. Pferd, Mantel und Pistolen werden verkauft, damit der Wirth befriedigt werden kann. Ein zielloses Wanderleben beginnt. Wir treffen Estienne meist im östlichen Frankreich. Am längsten hielt er sich in Dijon und Lyon auf. Am letztern Orte fand er bei einem wackern katholischen Meister Arbeit, aber wiederum riß „der unglückliche Hang zu Vergnügungen" ihn fort, „einige Thaten zu begehen, die dem guten Herrn mißfielen und ihn nöthigten, ihm den Abschied zu geben." In eigenthümlicher Weise wußte sich Estienne zu trösten. „Ich war von Schmerz durchdrungen," so schreibt er, „mir dieses Unglück durch meine Schuld zugezogen zu haben; aber wenn ich über die Wege der Vorsehung nachdachte, so konnte, was damals mir ein Unglück erschien, ein Glück für mich sein wegen der Folgen, die vielleicht eingetreten wären, wenn ich dort geblieben wäre. Dieser brave Mann hatte nämlich Vermögen und nur zwei Kinder, einen Sohn auf der Schule und eine Tochter von 16 oder 17 Jahren. Ich wurde von der ganzen Familie geliebt. Wer weiß also, ob ich mich nicht, wenn dieser Zwist sich nicht zugetragen hätte, würde bereden haben lassen, um dieses Mädchens willen meine Religion zu ändern. Ich habe also dieses scheinbare Uebel immer als ein wesentliches Glück für meine Seele angesehen."

Er begab sich nach Aix. Endlich finden wir ihn in Marseille. Hier ließ er sich für die Flotte anwerben, welche bestimmt war, die französischen Besitzungen auf Sicilien, welche man seit der Empörung der mit der spanischen Herrschaft unzufriednen Insel erworben hatte, gegen die spanisch-holländische Flotte unter Ruyter zu schützen. Was er bei dieser Gelegenheit erlebte, wird man in seiner eignen Darstellung lesen.

Nach Toulon zurückgekehrt, schrieb Estienne einen reuevollen Brief, welchem er eine Beschreibung seiner kriegerischen Erlebnisse beilegte, an den Vater, ihn um Verzeihung für seine Fehltritte bittend. Der Vater gewährte sie ihm liebevoll und gab ihm sogar die Mittel noch eine Reise durch Frankreich zu machen. Estienne besuchte daher noch Tarascon, Montpellier, Bordeaux, Amboise, Blois, Orleans. Nach dreijähriger Abwesenheit traf er mit dem Vater in Paris zusammen, um mit ihm gemeinschaftlich die Heimreise nach Metz anzutreten.

Hier trat er in das Geschäft des Vaters ein und vermählte sich am 15. September 1680 mit der Tochter des verstorbnen Samuel Gremecieux. Die Bedrückungen des reformirten Glaubens zwangen ihn aber 1685 mit seiner Familie zur Flucht nach Deutschland. Er ließ sich in Heidelberg als Universitätsbuch-

binder nieder, begab sich aber, als er sah, daß die Papisten sich durch die Gunst des Pfalzgrafen vermehrten, und ein Schwarm von Mönchen und besonders von Jesuiten am Hofe erschien, nach Kassel.

Sein Geschäft wuchs, namentlich blühte sein Papierhandel. Damals 1688 faßte er den Plan, die Ereignisse seines Lebens seinen Nachkommen zu schildern. Er that dies noch in demselben Jahre. Von 1689 an schrieb er Jahr für Jahr die wichtigen Vorkommnisse auf und verband sie mit dem Vorhergehenden. 13 Kinder wurden ihm geboren, die Kinder verlassen ihn, um in die Fremde zu gehen, mancher stirbt oder verdirbt. Enkel wachsen auf zu seiner Freude und manches theure Familienglied hilft er begraben. Es ist ein einfach schlichtes arbeitsames Bürgerleben, reich an Freude, reich aber auch an Leid, welches jene einfachen Zeilen schildern, und rührend spricht die tiefe Frömmigkeit des Mannes oft zu unserm Herzen, der um seines Glaubens willen Haus und Hof und Vaterland verließ.

1723 trat Estienne sein Geschäft an seinen Sohn Johann Samuel ab, blieb aber im Hause des Sohnes wohnen. Gewissenhaft zeichnet er weiter Jahr für Jahr die Familienereignisse auf. Glücklich konnte er im Jahre 1730 sein goldnes Ehejubiläum feiern und einen Theil der Seinigen um sich versammelt sehen. Kurze Zeit darauf, am 18. März 1732 schloß er die müden Augen. Seine Gattin überlebte ihn nur um wenige Monate.

Johann Samuel, der die letzten Tage seiner Eltern beschrieben hat, machte den Versuch die Denkwürdigkeiten fortzusetzen. Wir finden von ihm einige kurze Bemerkungen bis zum Jahre 1736, in welchem er sich mit Demoiselle Louise Artemise Charlotte Houel verheiratete. Dann folgt eine Lücke bis 1750.

Unter diesem Jahre ist nur folgende Bemerkung eingetragen: „Es hat Gott gefallen, den 23. Dec. 4 Uhr Nachmittags, meinen theuren Ehemann Johann Samuel Estienne, nach einer kurzen viertägigen Krankheit, der Brustentzündung, in sein heiliges Reich aufzunehmen. Er ist am 28. wie sein Vater und seine Mutter beerdigt worden. Eine traurige Trennung, welche mich so lebhaft den Verlust dieses theuren Freundes fühlen läßt. Aber, o Gott! Du bist es, der mich schlägt, ich lege schweigend den Finger auf den Mund."

Damit endet das Manuscript, welches Estiennes Denkwürdigkeiten enthält.

Welchen Plan der Verfasser verfolgte und wie er die Glaubwürdigkeit seiner Erzählung angesehen wissen wollte, darüber hat er sich in der Einleitung, die er an seine Kinder richtet, selbst ausgesprochen: „Da es Gott gefiel, mich seit meiner Geburt mehrere merkwürdige Ereignisse, sowohl die Kirche als den Staat betreffend, sehen zu lassen und da ich wie so mancher andere vielen Gefahren ausgesetzt war, aus denen zu retten es dem guten Gotte gefiel, so habe ich einige

Stunden meiner Muße dazu verwendet, diese Denkwürdigkeiten aufzuzeichnen Sie enthalten nur Wahrheit, denn in den Begebenheiten, die mich betreffen, ist nichts so wunderbar, daß es bezweifelt werden könne, und bei den andern, die ich erzähle, bin ich entweder Augenzeuge gewesen, oder sie sind sonnenklar. Also, liebe Kinder, für die ich schreibe, werdet Ihr in einigen die Gerechtigkeit Gottes bewundern, welcher viele zahlreiche Heerden wegen ihrer Hartnäckigkeit zerstreut, aber über einen Theil derselben mit Erbarmen gewacht hat, indem er viele aus schrecklicher Trostlosigkeit erlöste. Auch werdet ihr in dem, was mich anbetrifft, bemerken, daß, da mein Betragen gegen Gott und diejenigen, welche mir das Dasein gaben, meinen Pflichten nicht entsprach, ich öfter für meine Fehler gezüchtigt wurde. Während der Vater der Barmherzigkeit mich niemals gänzlich verlassen hat, so sind diese Zurechtweisungen mir heilsam geworden und haben dazu gedient, mich auf den rechten Weg zurückzuführen."

In der That haben wir an dem, was Estienne uns erzählt, nicht zu zweifeln. Die zwei wichtigsten Ereignisse seines Lebens, welche wir hier mitzutheilen gedenken, der Krieg in Sicilien und die Flucht aus Frankreich, standen noch frisch in seinem Gedächtniß. Ueber seine Kriegserlebnisse hatte er noch während der Seefahrt ein Schriftchen abgefaßt. Es ist vielleicht dasselbe, welches er bei seiner Rückkehr nach Toulon zugleich mit einem demüthigen Briefe an seinen Vater sandte. Möglich, daß es ihm bei der Abfassung seiner Memoiren noch vorlag. Aber wenn auch jene Aufzeichnungen verloren gingen, so war der Verlust von geringer Bedeutung. Estienne erzählt aus seinen Fahrten einzelne Abenteuer, wie sie der Mensch, der sie erlebt, nie wieder vergißt. Einzelne Irrthümer sind mit untergelaufen. Das Treffen von Agosta setzt Estienne auf den 29. April anstatt auf den 22. Auch der Todestag Ruyters ist falsch angegeben, und den Kampf von Palermo läßt er am 21. Mai anstatt am 2. Juni stattfinden. Merkwürdig ist auch, daß von der Schlacht bei Stromboli, in welcher du Quesne am 8. Januar 1676 gegen Ruyter focht, gar nicht die Rede ist.

Leider liegt uns die Originalhandschrift Estiennes nicht vor. Dieselbe soll noch vorhanden sein, war aber trotz aller Bemühungen nicht zu erhalten. Es ist dies umsomehr zu bedauern, als das französische Original, einer Bemerkung auf dem Umschlage unsers Manuscripts zufolge, ausführlicher war als die von uns gebrauchte Uebersetzung, und die letztere, welche nach der französischen Abschrift Matthieu Charles Frédéric Estiennes von 1786 F. L. Voget, später Doctor der Rechte in Bremen, im Jahre 1815 verfaßte, überaus ungeschickt und an vielen Stellen geradezu falsch ist.

Da ein diplomatisch genauer Abdruck uns hier nicht nothwendig erschien, so haben wir an einigen wenigen Stellen offenbare Uebersetzungsfehler beseitigt,

ohne es besonders zu bemerken, an einigen andern die Worte sinngemäß umgestellt, endlich die Orthographie unsrer Tage angewendet.

1. Der Krieg in Sicilien 1675—76.

In Marseille machte Estienne eine eigenthümliche Bekanntschaft, welche auf die Gestaltung seiner nächsten Schicksale nicht ohne Einfluß blieb. Lassen wir ihn selbst dies erzählen: „Meine Neugierde trieb mich an, mich auf einige Galeeren zu begeben. Ich war erstaunt, daselbst 150—200 Sträflinge an Bänke geschmiedet zu sehen, die ihnen des Tags zu Sitzen und bei Nacht zu Betten dienen. Diese Menge von Galeerensträflingen besteht aus Franzosen, welche wegen ihrer Verbrechen hier sind, einige auf Zeit ihres Lebens, andere auf bestimmte Zeit, und aus Türken und Afrikanern, welche auf dem Meere zu Gefangnen gemacht und als Sclaven verkauft worden sind. Sie sind durch einander gemischt, um alle Meuterei zu verhindern. Einige rauchen, trinken oder spielen, andere singen oder fluchen. Die arbeitsamsten stricken allerliebste Sachen von Baumwolle, welches ihnen einigen Nutzen einbringt, wovon sie sich was in ihrem Elende zu gute thun. Der König giebt Jedem von ihnen eine Mütze und Wamms von rothem Tuche und eine Hose von Leinen. Dies ist ihr ganzer Anzug. Alle haben geschorene Köpfe, ausgenommen die Edelleute. Ihr Unterhalt besteht aus Brot, Wasser und einigen Gemüsearten. Indem ich hier herumspazierte, sah ich einen Galeerensclaven von sehr gutem Ansehen, welcher das Haar lang trug und weiße Wäsche hatte. Er hielt mich sehr höflich an, und wir ließen uns in eine Unterhaltung ein. Da er hörte, daß ich von Metz war, so erzählte er mir seinerseits, daß Madame de la Valette, Aebtissin von St. Glossinde (?), einer berühmten Frauenabtei in dieser Stadt, seine Muhme sei, und er selbst Chevalier de la Valette heiße, wie auch, daß er hier schon seit zwölf Jahren gefangen gehalten werde, weil er in einen Streit verwickelt gewesen, wobei Blut geflossen, und daß seine Gegner so mächtig seien, daß, obgleich die Zeit seiner Strafe schon zweimal abgelaufen, er dennoch seine Loslassung nicht erhalten könne.

Ich sah, indem ich mit ihm umging, daß er weit bequemer lebte wie die andern, da er einen Briefwechsel mit mehreren vornehmen Damen der Stadt unterhielt, welche ihm in Ueberfluß zu leben verschafften, indem sie ihm sehr oft Getränk und schmackhafte Speisen schickten. Er war sehr wohl gestaltet, schrieb artig und zeichnete sehr gut."

Estienne hatte selbst Gelegenheit, zu erproben, in welchem Ansehen jener Galeerensträfling stand. Denn auf seine Empfehlung an den Platzmajor wurde es ihm erlaubt, die Citadelle zu besichtigen, zu welcher den Zutritt zu erhalten schwer war, und als Estienne, der in Marseille Arbeit gefunden hatte, mit seinem

mürrischen Meister unzufrieden wurde, und in ihm der Gedanke erwachte, sich in der Welt ein wenig umzusehen, gab ihm sein gefangner Freund Empfehlungsschreiben an Frauen angesehener Offiziere, damit er auf einem Kriegsschiffe Aufnahme finden und die Expedition nach Sicilien mitmachen könne. In der That glückte es Estienne auf diese Empfehlungen hin, bei der königlichen Flotte in Toulon angeworben zu werden und eine angenehme Stellung auf einem Schiffe zu erhalten. Hören wir ihn weiter. „Der Schiffscapitän, Herr de la Mothe, empfing mich sehr artig und schickte mich an Bord, indem er mich seinem Lieutenant, Chevalier de Digoine, empfahl, welcher für die Bewaffnung Sorge trug. Auch er nahm mich sehr freundschaftlich auf, und als er sah, daß ich den Dienst und die Handhabung der Waffen verstand, so gebrauchte er mich sogleich dazu, 25 bis 30 Rekruten, welche mein Capitän zu Valence in der Dauphiné geworben hatte, darin zu unterrichten. Dies gab mir Gelegenheit, meine Geduld zu üben. Jedoch um mich diese Anstrengung vergnügter ertragen zu lassen, gab er mir Sergeanten-Löhnung, welches mir einen kleinen Ruhm verschaffte, worauf sich meine Eitelkeit nicht wenig zu gute that. Ich hätte mich auf diesem Fuße halten können, wenn ich mehr Lebensart und Erfahrung gehabt hätte, denn ich war in sehr gute Hände gerathen. Mein Capitän war der angenehmste und beste Einäugige (?), den ich in meinem Leben gekannt habe, und sein Lieutenant ein sehr kluger und im Seewesen sehr geschickter Edelmann. Da unsere aus acht schönen Schiffen und drei Brandern bestehende Escadre bereit war in See zu gehen, so begab sich unser Capitän an Bord des Schiffes „der Ungestüme," von 46 Kanonen und 250 Mann. Kurz nachher kam auch ein Marinekommissär, um Revue zu halten und uns mit erhobener Rechten den Eid ablegen zu lassen, dem Könige gut und treu zu dienen, welches von der Mannschaft mit einem dreifachen „Es lebe der König" beendigt wurde. Nachdem sich Herr d'Almeras, Chef der Escadre, und bestimmt dieselbe zu befehligen, gegen Ende Mai 1675 an Bord seines Schiffes begeben hatte, ließ er daselbst seine Flagge aufhissen, welches durch jedes Schiff mit 13 Kanonenschüssen begrüßt wurde, die er einem jeden mit 11 erwiederte. Bald nachher wurde der Schuß zur Abfahrt gegeben, wir verließen das Gestade von Toulon und nahmen unsern Cours nach Messina."

Die Fahrt verlief ohne ein bemerkenswerthes Ereigniß. „Endlich kamen wir zu Messina nach zehn- bis zwölftägiger Fahrt an und salutirten die Flaggen der Schiffe und Galeeren. Nachdem unser Gruß erwiedert worden war, fuhren wir in den Hafen, welcher schön und geräumig genug ist, 100 Schiffe zu bergen. Der Eingang ist sehr eng und von der einen Seite durch das Schloß St. Salvador, von der andern durch das Castell der Kgl. Pforte gesperrt. Wir fanden hier die Escadre des Chevaliers de Valbelle von neun Schiffen und

ebenso viel Galeeren. Beinahe drei Monate blieben wir in diesem Hafen, wo ich denn Zeit genug hatte in der Stadt und ihren Umgebungen spazieren zu gehen. Es ist eine schöne große handeltreibende und wohlbevölkerte Stadt und wird von fünf oder sechs Castellen in Gehorsam gehalten, welche die spanischen Garnisonen vor der Revolution besetzt hielten. Nachher hatten die Franzosen die Spanier aus den Castellen und Basteien verjagt und französische Garnison hineingelegt. Sie besaßen nur diese einzige Stadt und waren ungefähr 8000 Mann stark. So standen die Sachen. Die Straßen dieser Stadt sind gerade und breit, die Gebäude schön und von Stein wohl gebaut. Der Marmor ist daran nicht gespart, besonders in den Kirchen, welche größtentheils sehr reich sind. Der Dom ist ein altes Gebäude, unsrer lieben Frau gewidmet. Unwissenheit im wahren Christenthum und Aberglaube herrschen hier, alle Laster werden geduldet, besonders die Rache, welche sich in Familien Jahrhunderte erhält, indem sie mit aller Sorgfalt Gelegenheit suchen, durch Meuchelmord ihrer Feinde sich Genugthuung zu verschaffen. Was jedoch an Reformirten unter uns war, wurde hier wegen der Religion nicht beunruhigt. Die Orangenbäume stehen hier im freien in so großer Menge, daß man nach Gefallen sich in ihrer Blüthe wälzen kann, welche aufzusammeln man der Mühe nicht werth hält. Die Berge sind mit Oliven- und Maulbeerbäumen bedeckt, zur Nahrung des Seidenwurmes, womit sowohl wie mit Oele auf dieser Insel ein starker Handel getrieben wird.

Da gegen Monat September Herr de Vivonne sich durch unsre Escadre und durch die Galeeren, deren General er war, verstärkt sah, so beschloß er, um ein wenig weiter in die offene See zu kommen, irgend eine Unternehmung zu machen. Er schiffte sich zu diesem Ende mit einigen Truppen auf der Flotte ein, welche, nachdem sie unter Segel gegangen war, nach einigen Tagen Agosta vor Augen hatte, eine kleine nicht weit von Syracus entfernte Stadt, die einen ziemlich großen Hafen hat, dessen Eingang durch mehrere Schanzen und auf Felsen im Meere erbaute Thürme vertheidigt wird. Die Stadt selbst wurde durch ein ziemlich gutes Castell beschützt. Alle diese Punkte waren von einer spanischen, wiewohl nicht starken Garnison besetzt. Man beschloß alle diese auf einmal zu bestürmen. Man setzte Truppen an das Land, und die Schiffe und Galeeren fügten einige Bataillone ihrer Soldaten hinzu. Während wir offen und frei gerade auf die Stadt losgingen, beschossen unsre Schiffe und Galeeren das Castell, die Schanzen und Thürme, alles auf einmal weniger als eine halbe Stunde lang. Alle ihre Batterien wurden zum Schweigen gebracht. Die Spanier verließen alle ihre Stellungen und liefen davon. Da dieses die Einwohner sahen, so schickten sie uns zwei Kapuziner entgegen, um die Gnade des Nicht-Plünderns von uns zu erbitten, welches ihnen bewilligt wurde. Nachdem die Landtruppen

sich aller Punkte bemächtigt hatten, so marschirten wir in Schlachtordnung in die Stadt, deren Einwohner uns mit vielen Höflichkeiten empfingen, wodurch sie uns zu einer gelinden Behandlung bewegen wollten. Diese Eroberung kostete uns nur zwei Stunden Zeit und ungefähr 8—10 Menschen. Wir wurden hier gut behandelt und fanden Lebensmittel in Ueberfluß. Als die Breschen wieder hergestellt waren, ließ man Garnison darin zurück und schiffte die übrige Mannschaft nach Messina ein, wo man nach Verlauf einiger Tage glücklich, jedoch mit einer großen Anzahl Kranker ankam. Unser Schiff allein hatte davon am wenigsten und doch über 30 am Bord, worunter auch ich mich befand. Man bestimmte ein großes schönes Haus für die Kranken, jedes Schiff erhielt seine eigene Stube. Ich wurde durch ein Paar meiner Kameraden dahin geführt, mit vieler Mühe, besonders bei Ersteigung einer schönen Treppe von mehr als 50 Stufen, ehe wir in unsrer Stube ankamen. Da ich müde und schwach war, so brachte man mich gleich in ein Bett und in Tücher, worin so eben Einer gestorben war, aber ich durfte in meiner Lage weder Widerwillen noch Delikatesse zeigen. Mehrere meiner Gefährten waren schon in ebenso schmutzige und schlechte Betten wie das meinige gebracht. Da es schon spät war, so schloß man uns, um unser Unglück voll zu machen, ein, ohne Aufsicht, ohne Licht und ohne Wasser, um unseren brennenden Fieberdurst zu löschen. Wir durchlebten die schrecklichste Nacht, die sich denken läßt. Am andern Tag gab man uns einen Krankenwärter. Der Wundarzt untersuchte uns, verordnete Arznei und ließ uns zu trinken geben. Da wir aber bösartiges Fleckfieber mit Verstandsverrückung hatten, so starben viele. Andre wollten sich aus den Fenstern oder die Treppe hinunterstürzen, so daß unsre Aufwärter viel Mühe hatten, sie überall zurückzuhalten. Zu Mittag fand man viele so steif wie Holz unter ihren Betten liegen, wo sie auf den Fliesen, womit unsre Stube belegt war, Kühlung gesucht hatten. Endlich war einem Theile von Würmern die Brust durchbohrt. Obgleich ich sterbenskrank war, so bewahrte ich doch immer ein gänzliches Bewußtsein, und da ich gefühlt hatte, daß mich etwas im Magen stach, so benachrichtigte ich frühzeitig den Wundarzt davon, welcher mir einen Trank verordnete, der mir die ganze Nacht keine Ruhe ließ. Am Morgen fühlte ich etwas im Halse, welches ich mit den Fingern suchte, und ich hatte den Muth selbst, einen todten armlangen, mehr als Federkiel dicken Wurm herauszuziehen. Ich zeigte ihn dem Wundarzte, welcher darüber erstaunte. Dies hat mich nächst Gott davon errettet, daß mir wie so vielen andern die Brust durchlöchert wurde.

Hierdurch fing meine Krankheit an sich zu verringern, jedoch gebrauchte ich wohl noch sechs Wochen, ehe ich ausgehen konnte. Urtheilt, meine lieben Kinder, welche schmerzlichen Betrachtungen ich während einer so langen und traurigen

Krankheit zu machen Zeit hatte, entfernt von einem guten Vater und meiner guten Mutter, welche mich liebten, und der Tröstungen und Hilfe beraubt, die sie mir so gerne gewährt hätten, wenn ich bei ihnen gewesen wäre.

Ich war besonders betrübt, keinen Trost von einem guten Prediger zu haben, indem ich in dem ganzen Lande keinen kannte. Ich hatte übrigens große Reue über meine Fehler und tröstete mich in Gott mit Hilfe meines neuen Testaments und eines guten Gebetbuchs, welche ich Sorge getragen hatte, mit mir zu führen. Immer lagen sie unter meinem Kopfkissen und, sobald es mir mein Uebel gestattete, bediente ich mich ihrer mit Nutzen. Lernet hieraus, immer mit diesen vortrefflichen Büchern versehen zu sein, welche Nahrung für die Seele sind! Lernet sie mit Aufmerksamkeit lesen, ihre möget nun gesund oder krank, ruhig zu Hause oder auf Reisen sein!

In den guten Augenblicken am Ende meiner Krankheit fing ich an, einige Schritte in meiner Stube zu gehen. Da ich mich eines Tages einem Fenster genähert hatte, welches nach dem Kirchhofe hinausging, wo man die Todten unsres Krankenhauses beerdigte, so brachte man gerade einen auf einer Art von Bahre, ohne Sarg, in bloßem Hemde, ohne alle andre Begleitung, als die seiner Träger. Da diese einen Stein aufgehoben hatten, welcher ein großes Loch bedeckte, nahmen sie ihm sein Hemde, faßten ihn bei den Füßen und warfen ihn, ganz nackend, den Kopf voraus, in dieses abscheuliche Loch, welches ein so tiefer Keller war, daß der fallende Körper ein so großes Geräusch verursachte, daß ich an dem Orte, wo ich mich befand, es genau hörte. Als ich mein Entsetzen hierüber meinen Gefährten bezeugt hatte, welche Papisten waren, sagten sie mir, indem sie sich rühmten, daß, wenn ich stürbe, die Ehre, dorthin gebracht zu werden, mir nicht erzeigt werden würde, weil ich ein Ketzer sei, sondern daß ich in einer Bastei mein Grab finden würde. Ich bezeugte ihnen, daß dieser letztere Ort mir besser gefalle, als jenes stinkende Loch.

Unser Schiffsprediger, ein Priester aus der Provence, aber dennoch ein guter Mann, kam zuweilen, um die Kranken zu besuchen, auf unser Zimmer. Eines Tages näherte er sich meinem Bette und nachdem er sich nach meiner Gesundheit erkundigt hatte, fragte er mich, ob ich in meiner Religion sterben wolle. Als ich ihm meinen Willen gesagt hatte, feuerte er mich an, einen guten Gebrauch von meinen letzten Augenblicken zu machen. Ich dankte ihm dafür und bezeigte ihm zugleich meine Unruhe darüber, daß, da er den Kranken jetzt das heilige Abendmahl reichen werde, ich fürchtete, man möge mir eine Schmach anthun, indem man mich zu irgend einer Handlung gegen mein Gewissen nöthigte. „Nein,“ sagte er, „bleiben Sie ruhig in Ihrem Bette, und man wird Ihnen nicht das geringste sagen.“ Es kam ebenso, wie er vorhergesagt hatte. Nachdem ich

ein wenig in der Stube herumspaziert war, merkte ich, daß man dergleichen vorhabe. Ich warf mich also geschwind in mein Bette und hier ließ man mich in Ruhe.

Sobald meine Kräfte es mir erlaubten, verließ ich die ungesunde Luft dieses Krankenhauses und begab mich aufs Schiff, wo Gott mir in kurzer Zeit meine Gesundheit wieder gab. Im Anfange Januar 1676 kam du Quesne mit einer Escadre von 13 Kriegsschiffen von Frankreich an und übernahm als Generallieutenant des Admirals von Frankreich das Commando der ganzen Flotte. In diesem Monate bewirthete mein Capitän mehrere vornehme Personen auf seinem Schiffe, und ich bemerkte, daß die Schüsseln alle mit Blumen umkränzt waren, welches man in Frankreich kaum im April findet. Dies bezeichnet deutlich die Wärme dieses Klimas, wo man im Winter weder einheizt, noch Eis zu sehen bekommt.

Kurz nachher hatte der große Ruyter mit der spanischen Flotte die seinige vereinigt, welche er von Holland ihr zu Hilfe geführt hatte, und war jetzt 40 Linienschiffe und 12—15 Galeeren stark. Er näherte sich jetzt Messina, um uns die Stirn zu bieten und uns eingeschlossen zu halten.

Währenddessen setzten die vereinigten Kräfte der Spanier von der Landseite der Stadt sehr hart zu und bemächtigten sich mehrerer Punkte in der Umgebung. Sie hatten sogar Einverständnisse in der Stadt mit den Großen und Geistlichen, welche im Herzen auf ihrer Seite waren. Unsere Ruderschiffe waren nach Frankreich abgefahren, um daselbst zu überwintern, und wir hatten in allem nur 30 Linienschiffe. Dies setzte unsern Vicekönig, den Herrn von Vivonne, in sehr große Verlegenheit, und er würde sich wahrscheinlich besser aus einer Schwelgereiangelegenheit gezogen haben, als aus dieser schwierigen Lage. Wir hatten noch eine Menge Kranker, unsre Landtruppen hatten genug zu thun, unsre Posten gegen die äußern und innern Feinde zu bewachen, denn eine Volksmasse von 15 000 wohlbewaffneten Männern, deren wir nicht ganz sicher waren, hielt uns so ziemlich in Furcht. Dazu waren wir gezwungen, alle Abende 2000 Mann aus den Schiffen abzugeben, die um der Sicherheit des Herrn von Vivonne willen im Bivouak am Hafen liegen mußten, und alle Schaluppen zum Wiedereinschiffen bereit zu halten, wenn man dazu gezwungen würde. Währenddessen bot uns die feindliche Flotte oft die Stirn, um uns zum Verlassen des Hafens zu bewegen, aber wir hielten uns eingeschlossen und gedeckt.

Während Wind und Wetter die feindliche Flotte ein wenig entfernt hatten, berief Herr von Vivonne die Häupter der Bürgerschaft, wohl wissend, daß sie großes Interesse daran hätten, nicht wieder unter spanische Herrschaft zu kommen. Er stellte ihnen die Nothwendigkeit vor, während der Ruhe zur See auf dem Lande die Kräfte anzustrengen. Sie erboten sich zugleich zu einem großen Aus-

fall, wenn man ihnen einige Landtruppen zu Hilfe geben wolle und sie mit einigen Schiffen längs dem Strande, wo in den Vorstädten Spanier lagen, unterstütze, welches ihnen bewilligt wurde. Den 10. April des Morgens mußten also das prächtige vom Marquis d'Amfreville geführte Schiff von 80 Kanonen und das unsrige den Hafen verlassen und ganz nahe bei einem großen Kloster, wo der Feind seinen Hauptposten hatte, die Anker werfen. Nachdem wir sie mit großem Erfolg eine halbe Stunde beschossen hatten, waren sie genöthigt, es zu verlassen. Wir sahen ein Regiment Cavallerie mit der größten Schnelligkeit sich ins Gebirge flüchten, um dort sicher zu sein.

Unterdessen hatten die Messinaer, 10 000 an der Zahl, unterstützt von einigen unsrer Truppen, einen Ausfall gemacht und die Spanier in allen ihren Stellungen mit so viel Tapferkeit angegriffen, daß sie aus denselben verjagt wurden. Da die spanische Flotte, welche uns immer gleichsam blockirt hielt, durch diesen schlechten Ausgang sah, daß uns nichts anzuhaben war, so ging sie nach Syrakus unter Segel, wo sie den Vorsatz hatte, es mit Agosta, unsrer Eroberung, zu versuchen, deren Besatzung, wie man wußte, schwach war.

Unsre Generale durchschauten jedoch ihre Absicht und beschlossen, sich ihr entgegenzustellen. Man setzte die Flotte in den bestmöglichen Zustand und ging kurz nachher in See. Sie war 30 Linienschiffe und mehrere Brander stark, in drei Escadres geführt. Herr du Quesne führte das Haupttreffen, d'Almeras die Avantgarde und de Gabaret die Arrièregarde. In dieser Ordnung folgten wir den Feinden, welche Agosta bei unsrer Annäherung verließen.

Morgens den 29. dieses Monats erblickten wir den Feind auf der Höhe der Stadt, 40 Linienschiffe, 10—12 Galeeren und mehrere Brander stark. Der berühmte Ruyter befehligte die Avantgarde, welche aus einem Theile der holländischen Schiffe bestand. Der Admiral von Spanien war bei dem Mitteltreffen mit allen Schiffen und Galeeren dieser Nation und der Vice-Admiral der Holländer befehligte die Arrièregarde, aus den Schiffen dieser Nation bestehend. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß die Anführer dieser beiden Flotten die größten Seehelden waren, die es damals auf der Welt gab.

Sie strengten fast den ganzen Tag über alle Kräfte an, um den Wind für sich zu gewinnen, jedoch ohne dahin zu gelangen. Endlich da sie sich gegen 3 Uhr sehr nahe gekommen waren, fing der Kampf zwischen den Avantgarden mit großer Hitze an. Hier that der große unerschrockne Ruyter Wunder und brachte Unordnung in unsre Reihen. Das Schiff, welches Almeras führte, wurde von de Ruyter übel mitgenommen, besonders als sein Befehlshaber, indem er Wunder der Tapferkeit that, um sich zu vertheidigen, sein Leben glorreich durch einen Kanonenschuß endete.

Dieser Verlust war groß für uns. Aber auch unsre Feinde erlitten einen unersetzlichen Verlust in der Person ihres Chefs, welcher, nachdem er am Ende des Gefechts von einer Flintenkugel im Bein verwundet worden, so unglücklich fiel, daß er sich den Kopf gefährlich verwundete und zwei Tage nachher in Syrakus, wohin sich seine Flotte nach dem Gefechte zurückzog, starb. Die beiden Corps de Bataille näherten sich beinahe gar nicht wegen der Feigheit der Spanier, welche sich immer zu sehr entfernt hielten. Die Arrière-Garde aber näherte sich tapfer der unsrigen, da wo sich unser Schiff befand. Wir empfingen sie nicht weniger muthig mit Flinten und Kanonendonner und fochten tapfer, bis die Nacht uns trennte. Am andern Morgen näherten wir uns Syrakus, um unsern Feinden die Stirn zu bieten und sie aufzufordern, das Gefecht des vorigen Abends durch ein neues zu entscheiden. Aber die Verwundung ihres Chefs ließ sie in Unthätigkeit beharren. So starb Ruyter, dieser Held des Meeres, welcher sich durch tausend ruhmreiche Thaten von der untersten Stufe in der Flotte zur Würde eines Admirallieutenants von Holland aufgeschwungen hatte. Der sein Leben so oft den blutigsten Schlachten preisgegeben hatte, endete sein Leben bei einem Gefechte von 4—5 Stunden. Es wäre ihm angemessener gewesen, wenn er direct mit dem großen du Quesne zu thun gehabt hätte, welcher selbst ein großer Seeheld und allein würdig war, es mit ihm aufzunehmen.

Da wir alles, was wir thun wollten, gethan hatten, so segelten wir nach Messina. Allein ein fürchterlicher Sturm zerstreute alle unsre Schiffe. Das unsrige befand sich allein. Es hatte im letzten Gefechte mehrere Kanonenschüsse in den unter dem Wasserspiegel befindlichen Theil erhalten und lief Gefahr unterzugehen. Um dieses zu verhindern, mußte beständig an zwei Pumpen gearbeitet werden. Das noch immer ungestüme Meer gewährte uns weder die Zeit noch die Möglichkeit die Lecks zu verstopfen und hatte unsre Matrosen gänzlich abgemattet. Ein fürchterlicher Windstoß zerbrach zwei unsrer Masten auf einmal, so daß unser Schiff sich bedenklich neigte und wir in große Gefahr versetzt wurden. Gott erlöste uns daraus durch die Schnelligkeit unsrer Matrosen beim Zerhauen des Takelwerks. Während der ganzen Nacht mußte mit pumpen fortgefahren und an der Errichtung neuer Masten gearbeitet werden, welches den andern Morgen vollbracht wurde.

Endlich langten wir zu Messina an, wo unsre Flotte sich schon versammelt hatte. Man arbeitete sogleich an Wiederherstellung der Schiffe. Auch unsre Galeeren, 24 an der Zahl, langten von Frankreich an. Da unsre Generäle erfahren hatten, daß die Feinde sich nach Palermo zurückgezogen hätten, so beschlossen sie nach einer großen Berathung, sie daselbst aufzusuchen, um sie in Furcht zu setzen. Herr de Vivonne bestieg selbst die Flotte, welche 29 Linien-

schiffe, 7 Brander und mehrere Galeeren stark war. Mit einem günstigen Winde ging man in See und bekam den 20. Mai Palermo in Sicht. Man feuerte mehrere Breitseiten auf die Feinde ab, um sie zum Weggehen zu nöthigen. Man war ihnen ganz nahe; allein sie wichen nicht, sondern blieben unter den Kanonen der Schanzen und der Stadt vor Anker. Dies nöthigte unsre Generäle einen neuen Kriegsrath zu halten, wo denn beschlossen wurde, sie in ihrer Stellung anzugreifen. Alle Anstalten hierzu wurden getroffen und den Capitäns der Befehl zur Schlacht zugeschickt. Unser Schiff mit sieben andern wurde zur Avantgarde befehligt und sollte den Angriff machen.

Endlich erschien der 21. Mai mit einem für uns günstigen Winde. Die ganze Flotte machte sich segelfertig, um den Feind anzugreifen, welcher uns in einer ziemlich stolzen Haltung vor Anker erwartete. Wir näherten uns ihnen auf Flintenschußnähe, ohne auch nur eine Kanone zu lösen und hielten das Feuer aller ihrer Schiffe aus. Als wir uns in obiger Entfernung befanden, ankerten wir und boten ihnen die Flanke, indem wir sie kraftvoll beschossen. Unsre Brander hatten sich unter dem Schutze des Pulverdampfes zwischen uns durchgeschlichen und enterten mit bewundernswürdiger Tapferkeit und Unerschrockenheit die feindlichen Schiffe, so daß sie in weniger als zwei Stunden in gänzliche Unordnung gebracht waren.

Wir verbrannten ihnen acht oder zehn ihrer größten Schiffe, ohne daß sie uns irgend einen größern Schaden zufügen konnten, dadurch sowohl, weil wir den Vortheil des Windes über sie hatten, als auch weil sie dem Lande zu nahe waren und sich also nicht zurückziehen konnten, ohne auf den Strand zu gerathen, welches auch einige thaten. Andere retirirten in Unordnung in den Hafen.

Niemals ist ein zu gleicher Zeit so schönes, schreckliches und trauriges Schauspiel gesehen worden. Schön für uns durch den ruhmvollen Sieg, welchen wir davontrugen, durch das vortreffliche Wetter und die wenige Gefahr, welche wir dabei bloß während einer Stunde liefen. Nachher konnten wir ruhig von unsern Schiffen aus die schrecklichen Wirkungen unsrer Brander gegenüber denjenigen unsrer Feinde betrachten. Alle die Schiffe, welche geentert wurden, kamen in Flammen um und theilten sogar das Feuer ihren Nachbarn mit, welche nicht Platz genug hatten, um sich schnell genug aus dieser Gefahr zu entfernen. Diejenigen, welche den Hafen erreichen konnten, vermochten sich dort zu schützen.

Auch „der Admiral von Spanien“, ein sehr schönes Schiff, strengte alle seine Kräfte an, dahin zu gelangen. Da das Schiff einen unserer Brander auf sich zukommen sah, schoß es ihn durch eine Salve von 50 Kanonenschüssen in den Grund, welches es jedoch nicht rettete, weil ein anderer Brander, der dem

ersteren ganz nahe folgte und im Vergleich zu ihm nur eine Schaluppe zu sein schien, es am Hintertheile enterte und augenblicklich in Flamme setzte. Die Mannschaft dieses großen Schiffes, 700 an der Zahl, strengte während einer Stunde alle Kräfte an, diesen Brand zu löschen. Dennoch mußte sie unterliegen.

Da das Feuer die Pulverkammer ergriffen hatte, so sahen wir das Schiff auffliegen. Es war ein trauriges Schauspiel, den Rauch und die Flammen zu sehen, dabei Balken und Bretter, Fässer und Koffer mit Kleidungsstücken und Menschen in die Luft gehoben und durch einander ins Meer zurückfallend, welches davon ganz schwarz wurde.

Wir sahen dieses Schauspiel noch acht bis zehnmal um uns herum. Es ist gewiß, daß die Feinde bei dieser Gelegenheit 3—4000 Mann verloren und wir ungefähr 200. Die Bestürzung war so groß auf ihrer Flotte und sogar in der Stadt, daß das Volk haufenweis hinauslief, um der Gefahr zu entfliehen. Obgleich wir in dem halben Bereiche ihrer Kanonen vor Anker lagen, so ließen sie uns dennoch den ganzen übrigen Theil des Tages und die Nacht in Ruhe. Den andern Tag nahm du Quesne mit den Linienschiffen den Weg nach Frankreich zurück, de Vivonne ging mit den Galeeren nach Messina.

Wir langten nachher bald bei den Hyèrischen-Inseln an, nicht weit entfernt von Toulon. Es war uns befohlen, daselbst und sogar auf den Schiffen zu bleiben und keinen Fuß ans Land zu setzen, um desto geschwinder die Schiffe zu verproviantiren und schleunigst nach Sizilien zurückzukehren. Zu diesem Zwecke brachte man uns alles, was wir nöthig hatten, in Ueberfluß, ja man errichtete sogar auf jedem Schiffe eine Art von Messe, wohin sich mehrere Kaufleute mit allen Arten von Waaren begaben, damit die Schiffe sich ihre verschiednen Bedürfnisse anschaffen konnten."

Als die Auszahlung des rückständigen Soldes erfolgte, machte Estienne die üble Erfahrung, daß er wegen des Vorschusses, den er erhalten hatte, nur noch eine Kleinigkeit beanspruchen konnte. Er war um so übler daran, als sein Anzug ganz zerrissen war und es ihm an der nothwendigsten Wäsche fehlte. Da aber Estienne gute Freunde besaß und besonders sein Capitän ihm günstig gesinnt war, so wurde ihm in Anbetracht dessen, daß er sich als Geschichtschreiber um die Flotte wohl verdient gemacht habe, der Sold eines desertirten Soldaten als Geschenk bewilligt. Der Zahlmeister mochte wohl auf jene Summe sich selbst Hoffnung gemacht haben und verweigerte anfänglich die Auszahlung. Als ihm aber gemessener Befehl zuging, war er so unwillig, daß er das Geld ihm zuwarf und zwar aus Versehen einen Thaler mehr, als der Sold betragen sollte.

Estienne erkannte den Irrthum erst später. Im Augenblicke half ihm wohl

die Noth über alle Bedenken hinweg. Als sich aber sein Gewissen regte, beschwichtigte er es durch die Betrachtung, daß jener Zahlmeister für seine anfängliche Weigerung eine Strafe verdient habe, eine Auslegung, die sein Vorgesetzter lachend billigte. Als später Estienne an die Zurückbehaltung jenes Thalers zurückdachte, muß er doch Zweifel über das rechtmäßige seiner Handlung empfunden haben. „Es soll," so schreibt er, „dieses kleine Unrecht, welches ich mit Bewilligung meines Capitäns that, ja nicht nachgeahmt werden, denn es ist niemals recht, Jemandem etwas zurückzuhalten, wovon man nicht gewiß weiß, daß er es uns schenken wollte." Vor Toulon sollte er noch den Seehelden du Quesne kennen lernen. Er erzählt darüber folgendermaßen:

„Vor unsrer Abfahrt besichtigte du Quesne alle Schiffe, ob sie noch in gutem Zustande seien. Als seine Schaluppe sich dem unsern näherte, wurde sie mit 15 Kanonenschüssen begrüßt. Unsere Offiziere gaben ihm auf der Leiter die Hand. Die Soldaten standen unter den Waffen, die Trommeln wurden gerührt. Indem er, von unsern Offizieren begleitet, um uns herumging, bemerkte er einen unsrer Masten, woran ihm das Mastwerk nicht gefiel. Er fragte ziemlich ungestüm, wer der Dummkopf sei, der das gemacht habe, worauf ihm geantwortet wurde, es sei der Schiffsmeister, welcher der erste unter den Matrosen und der Aufseher über das ganze Takelwerk ist. Nachdem du Quesne ihn zu sich hatte kommen lassen, machte er ihm seinen Fehler bemerklich, nahm ihn beim Kragen und versuchte ihn ins Meer zu werfen. Dieser entschuldigte sich zitternd und versprach seinen Fehler wieder gut zu machen. Du Quesne ließ ihn los und nachdem er ihn noch etwas getadelt, zog er sich zurück mit denselben Feierlichkeiten wie bei seiner Ankunft. Der Meister, der so eben herumgezaust worden war, versammelte alle Matrosen auf den Kastellen und gab mit einer an seinem Halse an einer silbernen Kette befindlichen Pfeife, welche das Zeichen seiner Würde ist, ihnen das dreimalige Zeichen zur Begrüßung des Generals, welche durch ein dreimal wiederholtes „Es lebe der König" geschieht, die gewöhnliche Begrüßungsart der Matrosen.

Ich habe diesen kleinen Umstand bemerkt, um euch zu zeigen, welche Geschicklichkeit und Genauigkeit dieser große Mann in Sachen des Seewesens besaß. Sein Anzug war sehr einfach. Ein Ueberrock von Kamelot war seine Bekleidung. Seine schneeweißen Haare, von einer schwarzsammtnen Mütze bedeckt, sein starkgeröthetes Gesicht, seine hohe und gerade Haltung waren von guter Wirkung und er hätte wohl einem Neptun nicht unähnlich gesehen, wenn er einen Dreizack in der Hand gehabt hätte.

Wir schifften 3—4000 Mann regulärer Truppen ein und gingen unter Segel. Auf der Höhe von Neapel begegneten wir dem noch übrigen Theile der

holländischen Flotte, welche in ihr Vaterland zurückkehrte und den Leichnam ihres Obergenerals mit sich führte. Du Quesne verfolgte seinen Weg, ohne sie anzugreifen, indem seine Befehle lauteten, Messina sobald wie möglich zu Hilfe zu kommen. Die Provenzalen, welche alle Papisten, sehr grob und in großer Anzahl auf unsrer Flotte waren, haßten ihn wegen seiner reformirten Religion, wozu er sich bekannte, und seiner großen Genauigkeit ihm Dienste, wovon er ihnen soeben eine empfindliche Probe gegeben hatte, indem er ihnen nicht erlaubte, ans Land zu gehen, um ihre Frauen und Mätressen zu besuchen, schalten unter sich über ihn. Sie behaupteten, er habe die Holländer entwischen lassen, weil sie Hugenotten seien wie er.

Sein Hauptvorsatz gelang ihm vollkommen. Wir kamen sehr glücklich und geschwind zu Messina an. Die Hilfstruppen wurden gesund und in gutem Zustande ausgeschifft.

Wir hatten nun Zeit uns während zweier Monate zu erholen, da uns die große Hitze nicht erlaubte thätig zu sein. Als das Fest des Heiligen Ludwig herankam, feierten wir es nach altem Brauche.

Die Soldaten der Fregatten und Galeeren wurden auf einer Landzunge, welche den Hafen von der einen Seite schützt, in Schlachtordnung aufgestellt. Die Landtruppen an andern Orten. Als es Nacht war, gaben die Linienschiffe, die Galeeren und die Kapelle drei Salven ihrer Artillerie und alle Truppen ebensoviel mit ihren Musketen ab. Alles erglänzte im Feuer.

Als der Monat September sich näherte, so dachte man ernstlich an irgend eine Expedition. Man ging unter Segel nach der Seite von Catania, worauf es, wie man glaubte, abgesehen war. Alle Soldaten der Linienschiffe und Galeeren wurden ans Land gesetzt, in allem 8 Bataillone, welche sich mit der Landarmee, von 10 bis 12 Bataillonen, vereinigten, wie auch mit einigen Escadrons unter den Befehlen des Marschalls de Vivonne. Unsre Armee, 10000 Mann stark, machte einige Bewegungen, um die der Feinde zum Gefechte zu nöthigen. Da sie aber sah, daß man ein solches zu vermeiden suchte, so näherten wir uns La Scalette, einer kleinen Festung auf einer Bergspitze, nahe dem Meere, deren Zugang wegen der Abgründe, die sie umgeben, sehr schwer ist. Sie ist vier Stunden von Messina entfernt, ist wohl befestigt und hatte eine gute Besatzung. Während einiger Tage wurden wir vom Regen, der die Laufgräben unter Wasser setzte, sehr belästigt. Endlich formirte man zwei Angriffe, einen wirklichen durch die Landtruppen und einen Scheinangriff durch die Seetruppen. Diese Belagerung hatte nichts sehr merkwürdiges. Die Festung ergab sich nach zehn oder zwölf Tagen unter vortheilhaften Bedingungen. Ich sah die Garnison mit allen Ehren abziehen.

Dies war die einzige Frucht unsres Feldzuges, denn, nachdem wir unsre Laufgräben wieder gefüllt hatten, ließen wir hier eine Besatzung und kehrten im November nach Messina zurück, wo wir den Befehl vorfanden, daß 15 Schiffe zum Zwecke der Entwaffnung nach Frankreich zurückzuschicken seien. Denn der Rückzug der Holländer aus diesen Meeren nöthigte nicht mehr dazu so große Streitkräfte zu unterhalten.

Unser Schiff, welches zu dieser Zahl gehörte, segelte mit den übrigen ab. Ich war nicht betrübt darüber, denn ich fing an dieses Lebens müde zu werden, obgleich es mir angenehmer denn je erging. Denn meine Gesundheit war sehr gut und die kleine Commission, so ich über Lebensmittel hatte, verschaffte mir deren hinlänglich und die kleine Erlaubniß, welche mir dies gab, in der Proviantkammer zu schlafen, schützte mich vor einer gewissen Art Ungeziefer, der man auf Schiffen ausgesetzt ist.

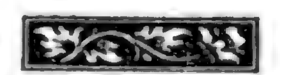
Unsere Fahrt verlief ziemlich glücklich bis wir auf die Höhe von Corsika gelangten, wo uns ein fürchterlicher Sturm überfiel, begleitet von Blitz und Donner, so daß wir Feuer und Wasser zu fürchten hatten. Alle unsre Schiffe wurden zerstreut. Die Annäherung der Nacht, einige Nothschüsse unsrer in Gefahr seienden Schiffe vergrößerten den Schrecken. Aber jeder hatte genug mit sich selbst zu thun. Die Dunkelheit verhinderte uns nicht, das Kap Corsika zu entdecken, welches von Klippen umgeben war und gegen welches der Wind uns mit äußerster Gewalt hintrieb. Da unser Capitän sah, daß es unmöglich war, von der Küste wegzukommen, ohne unterzugehen und daß es kein anderes Heil für uns gebe, als wenn wir das Vorgebirge umsegelten, so ließ er einen Theil der Segel einziehen und hielt sich immer nahe beim Steuermann, um ihn zu ermuthigen, auf seinem Posten fest zu stehen.

Wir kamen so nahe an diesen Klippen vorüber, daß das Meer, welches sich gegen sie brach, mit fürchterlichem Geräusch auf unser Schiff zurückfiel. Nach unerhörter Anstrengung und mit Hilfe der Vorsehung entgingen wir endlich der Gefahr, während eines unsrer Schiffe wenige Augenblicke nachher zu Grunde ging. Der Schrecken ließ uns endlich wieder zu uns kommen und jeder faßte neuen Muth.

Ich blieb während dieses Tumults ruhig an dem Orte, wo ich schlief, und befahl mich dem lieben Gott. Die andern, so unten bei mir waren, stiegen im Hemde in die Höhe, indem sie glaubten, sich besser retten zu können Ich fand es nicht klug, ihrem Beispiele zu folgen, denn ich dachte, daß wenn das Schiff am Sinken sei, ich in dem Verhältnisse, wie das Wasser unten eindringe, immer höher steigen und mich leichter retten könne, als wenn ich mich in der Menge befände.

Nachdem wir diese Gefahr überstanden, hatten wir zwar immer noch schlechtes Wetter. Aber ein günstiger Wind führte uns doch nach Toulon, wo gegen Ende November sich auch alle unsre Schiffe einfanden, mit Ausnahme des einen verunglückten, dessen Mannschaft jedoch auch gerettet war."

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papstthums. Von Ferdinand Gregorovius. Zweite neu umgearbeitete Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1881.

Noch in jener Zeit vor dem Zusammenbruche der weltlichen Papstherrschaft, „wo der Vatican der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens war, da noch die verwitterte und verrottete Stadt der Rost der Jahrhunderte bedeckte und sie noch durchweht war von dem melancholischen Zauber mittelalterlicher Verwilderung, in welcher sich Papst und Cardinäle als traditionelle Charaktergestalten bewegten," hat Gregorovius in Rom gelebt und hier noch den allerletzten Hauch der Geschichtlichkeit jenes mittelalterlichen Rom empfangen, ohne den er, wie er selbst sagt, niemals die Idee zur Geschichte der Stadt im Mittelalter gefaßt haben würde. Die jetzt in zweiter, vollständig umgearbeiteter Auflage vorliegende schöne Schrift „Die Grabdenkmäler der Päpste" war für ihn gleichsam die Orientirungsschrift zu jenem großen Werke. Zur bessern Uebersicht der Zeiten hat er hier Büsten, Sarkophage und Monumente aufgestellt, und wir wandeln gleichsam durch eine Via Appia des Papstthums, welche durch Jahrhunderte hindurch bis auf die jüngste Zeit sich forterstreckt. Zu beiden Seiten stehen, wie an der ehrwürdigen Gräberstraße des alten Rom, zahlreiche Zeugen einer frühern Zeit. Manche Denkmäler sind verfallen, manche der Zeit oder dem Hasse der Menschen erlegen, andre stehen noch in ihrer vollen Wirkung da. Unser kundige Führer aber vergegenwärtigt uns an den Grabdenkmälern der Päpste die wechselvollen Epochen ihrer Geschichte. In unvergleichlich schönen Charakteristiken treten diejenigen Nachfolger auf dem Stuhle Petri, welche belebend oder hemmend in der Geschichte sich einen Namen gemacht haben, hervor, und die Betrachtung der Denkmäler selbst giebt dem Verfasser Gelegenheit zu einer Fülle von feinen Bemerkungen über das geistige Leben und die Kunst der Zeiten, die jene Werke schuf.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Neue Dramen.

Zu den alten Leiden, über welche im Bücher überflutheten Deutschland die Herren Recensenten klagen, gehören die zahllosen jahraus jahrein gedruckten dramatischen Dichtungen von völliger Nichtigkeit und Bedeutungslosigkeit. Sieht man näher zu, so stellt sich freilich heraus, daß die hohe Kritik sich von bezeichneten Leiden nicht allzu schmerzlich berühren läßt. Sie schichtet die Dramen bei den in gleicher Anzahl vorhandnen und fast gleichmäßig ignorirten lyrischen Gedichten auf und läßt die unbesprochnen einer fröhlichen Urständ harren. Aller Jubeljahre einmal ereignet sich dann ein Wunder — durch irgend welche Anstrengungen und Einflüsse gelangt eines der bei Seite geschobnen Dramen (wie in den letzten Jahren Arthur Fitgers Tragödie „Die Hexe") zur erfolgreichen Aufführung und nun beeilt man sich, den poetischen Werth desselben nachträglich festzustellen. Jede Zeit hat ihre eigenthümliche Phraseologie: die unsrige die der Brutalität. Weil es so viel leichter ist, verächtlich alles bei Seite zu schieben, was sich nicht durch absoluten Werth oder durch Zufall und Clique zu besondrer Berücksichtigung verhilft, weil die Mühe, den Spuren wirklichen Talents, lebendiger Gestaltungskraft im Gewirr so vieler hohlen, nichtigen und bis zum kindischen unreifen Producten nachzugehen, keineswegs eine erfreuliche ist, zieht man es vor, die abgebrauchte und längst sinnlos gewordne Unterscheidung von Buchdramen und Bühnendramen dergestalt anzuwenden, daß jedes nicht aufgeführte Werk zum vornherein als werthlos charakterisirt erscheint.

Die „Buchdramen" sind wahrlich nicht die einzige Erscheinung, bei welcher die innern Widersprüche und die Gedankenlosigkeit der zeitgemäßen Kritik zu

Digitized by Google

Tage treten. Aber sie geben ein schlagendes Beispiel, wie unbefangen, um es nicht schlimmer zu benennen, die Beherrscher der Tageskritik gewisse Schlagworte weitergeben. Unter Buchdramen hat man von Haus aus nichts andres verstehen können, als jene zahlreichen, formlosen Gebilde, welche sich lediglich als eine Folge unzusammenhängender Scenen, epischer oder lyrisch-rhetorischer Bruchstücke darstellen und freilich jeder Möglichkeit einer theatralischen Vorführung spotten. Im Laufe der Zeit jedoch hat sich ein Sprachgebrauch herausgebildet, wonach als Buchdrama nicht nur jedes (auch das bühnengerechteste) Werk gilt, welches nicht auf die Bretter gelangt und dennoch im Drucke erscheint, und in letzter Instanz jeder dramatische Versuch, der sich über das Niveau des zeitgemäßen Theaterstücks erhebt, respective zu erheben sucht. Im Jargon der witzelnden Feuilletonkritik sind die liederlichsten, dramatisch nichtigsten, ohne Handlung wie ohne Charakteristik zusammengestoppelten, aber mit einer Chargerolle und obligater Ausstattung gangbar gemachten Situationspossen und Romandramatisirungen — dramatisch brauchbare, ja werthvolle Werke, die poetischen Arbeiten zahlreicher jüngrer Dramatiker, selbst wenn sie einen wirklich dramatischen Kern, dramatische Steigerung und Schlagkraft aufweisen — Buchdramen. Ueberall wird mit doppelten und mannichfaltigsten Maßstäben gemessen und Schillers derbkräftiges Wort: „ich weiß nichts Impertinenteres, als von einer Seite dem Erbärmlichen nachzulaufen und dann, wenn jemand demselben zu Leibe geht, zu thun, als ob man es bloß geduldet hätte; erst es dem Guten entgegenzusetzen, und dann sich zu stellen, als ob es grausam wäre, es mit demselben vergleichen zu wollen", könnte als Motto über diesem ganzen Treiben stehen. Dem ernststrebenden Dramatiker wird unter Hohn bewiesen, daß er weder Shakespeare noch Schiller, sondern eben nur Paul Heyse, Wilbrandt oder wie er sich sonst nennen mag, sei.

Der poetische Keime und gute Ansätze zu Handlung und Charakterdarstellung enthaltende Versuch des Anfängers wird wegen mangelnder Bühnentechnik, Nichtverständniß des eigentlich Dramatischen geringschätzig abgefertigt. Die gangbare theatralische Waare, in der zumeist alle Elemente zu finden sind, nur keine dramatischen, wird mit den üblichen Prädicaten des „Originellen," „Pikanten," „Unterhaltenden," „Amusanten," „Hochspannenden," „Effectreichen," „Ueberraschenden," „Fascinirenden," und „Fortreißenden" in allen Tonarten anempfohlen. Nimmt sich dann irgendwer die Mühe, den Bettel als Bettel zu charakterisiren, die Abwesenheit jedes dramatischen Interesses und auch nur des Ansatzes zu einer wirklichen Menschendarstellung nachzuweisen und geist-, gemüths- und selbst witzleere Flachheit solcher Tageswaare festzustellen, so beginnt groß Wehklagen, ob der Unbilligkeit, von theatralischen auf die Bedürfnisse der Direction, auf die leichteste Unterhaltung eines bei schwerer Tagesarbeit ermüdeten Publicums be-

rechneten Arbeiten irgend etwas zu begehren. Mit einemmale kommt zu Tage, daß für die „beliebten" Stücke ein kritischer Maßstab von liliputmäßiger Kürze angewandt wird. Vorher freilich hat es geklungen, als ob alle die Possendichter und Versationsstückfabrikanten kühnlich mit Molière und Holberg in die Schranken treten könnten!

Wer diese Verhältnisse betrachtet, ohne die unglaubliche Lust der Deutschen an und zu einer gefährdeten Sache in Anschlag zu bringen, der muß allerdings des Glaubens leben, daß wir einem Zustand wie in England entgegengehen, wo eine dramatische Literatur im engeren Sinne nicht mehr existirt, die alten Spielmacher in modern unerfreulicher Gestalt aufgetaucht sind: Bühnenlieferanten, welche der Literatur, ihrem Bildungsstand, ihren Bestrebungen und Ehren gänzlich fremd bleiben. Für die eigentlichen Dichter und Schriftsteller ist dort die gelegentliche Anwendung der dramatischen Form etwas rein Zufälliges. Es giebt einzelne Stücke von Bulwer, Kingsley, Tennyson, Browning — niemand wird sagen, daß sie eine dramatische Literatur repräsentiren und an die „reale Bühne" vollends scheint bei ihnen nicht gedacht worden zu sein. Daß wir noch nicht dahin gelangt sind, daß das Verhältniß der Literatur zum Theater noch nicht völlig gelöst ist und als hoffnungslos angesehen wird, dafür bürgt die Masse der dramatischen Werke, Anläufe, Versuche oder wie man sie sonst nennen will, von denen wenigstens ein guter Theil die Bühne im Auge hat, eines und das andre sich sicher zur Aufführung empfiehlt. Wie die Dinge liegen, vermag die Kritik nicht vielmehr zu thun, als das Bessere, innere Selbstständigkeit und ein eignes Gepräge Zeigende herauszuheben und vom Stammeln des Dilettantismus zu trennen. Und sie darf gelegentlich auf ganz verfehlte Experimente, anmuthige und unanmuthige Gräuel des Dilettantismus hinweisen, nicht um der dramatischen Bestrebungen und des Ringens nach dramatischer Gestaltung auch unsres Lebens und Empfindens zu spotten, sondern um in dem spärlichen Publicum, das die Literatur allenfalls noch hat, das Gefühl, daß es Unterschiede giebt, nicht vollends verloren gehen zu lassen.

Die zahlreichen dramatischen Dichtungen, die uns heute vorliegen, sind ihrer Mehrzahl nach Tragödien und sprechen, wie die Dinge liegen, schon mit dem Titel ihre Unaufführbarkeit aus. Unsere darniederliegende Schauspielkunst vermag dem Dichter, wo ihm etwas Menschliches passirt ist, schon längst nicht mehr zu Hilfe zu kommen. In allen Aufführungen neuerer Tragödien, die wir erlebt, (die einzige Tragödie „Die Bluthochzeit" von Albert Lindner durch die Meininger ausgenommen) blieben die Darstellungen weit hinter den Dichtungen zurück, so wenig dieselben Meisterwerke waren. Keine der Tragödien aber, die wir heute anzuzeigen haben, enthält so starkes Leben, so mächtige Charaktere und ergreifende

Situationen, daß sie selbst aus einer mittelmäßigen conventionellen Darstellung heraus ergreifend zu wirken vermöchten. In der Stoffwahl begegnen wir buntester Mannichfaltigkeit. Aus der germanischen Geschichte des frühesten Mittelalters sind die Tragödien „König Roderich“ von C. G. Ritter (Verlag von C. G. Naumann in Leipzig) und „Die Tochter Theodorichs“, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Carl Caro (Wien, Verlag von L. Rosner) geschöpft. Die letztre, eine dunkle Episode der Ostgothengeschichte gestaltend, schließt sich in ihrem Aufbau und ihrem Stil der giltigen Jambentragödie an, enthält einzelne energische und interessante Scenen und wäre jedenfalls um der Gestalt der Amalasunth willen des Versuchs einer Vorführung werth. Die erstre behandelt den Untergang des letzten Westgothenkönigs und den vielbenutzten Verrath des Grafen Julian. Das Motiv der Handlung ist hier insofern neu, als König Roderich als phantastisch willkürlicher Phantasiekönig dargestellt wird, der unfähig ist, seine persönlichen Launen und Neigungen zum Besten des Staates und Volkes, das er lenkt, zu beschränken. Was uns an den Figuren und dem Verlauf der Handlung interessiren kann, wird durch die sprachliche Form freilich wieder in Frage gestellt. Der Verfasser will mit den fünffüßigen Jamben auf unsrer Bühne brechen. Er hat seine Gründe hierfür in einer eignen Schrift, „Theorie des deutschen Trauerspiels“ entwickelt und manches beherzigenswerthe gesagt. Aber freilich, „König Roderich“ überzeugt nicht, es ist eine seltsame Unruhe, Sprunghaftigkeit und Willkürlichkeit im Ausdruck dieser Tagödie, welche den Gewinn bewegterer und mannichfaltigerer Form zunächst als sehr zweifelhaft erscheinen läßt.

Einen oft gewählten, nie mit sonderlichem Glück gestalteten und dennoch immer wieder anziehenden Stoff behandelt Hans Herrig in seinem Trauerspiel „Konradin“ (Berlin, Fr. Luckhardt). Die dramatische Erfindung und der Aufbau lassen hier manches zu wünschen übrig, aber es ist poetische Stimmung in dem Ganzen, deren Werth wir nicht gering anschlagen wollen. Der Dichter hat sich bei reicher Phantasie und lyrischer Begabung vor jener lyrischen Fülle zu hüten, die dem Drama einen Reiz nimmt, statt ihm einen solchen zu geben, die Empfindungen des Schmerzes und der Liebe sind selten so wortreich, wie in dem Abschied zwischen Maria und Konradin im zweiten Act.

Der spätern deutschen Geschichte gehört das Trauerspiel „Dietmar von Lewen“ von Max Lündner (Bühnenmanuscript) an. Was in andern neuern Tragödien des Guten zu wenig gethan ist, erscheint hier zu viel gethan. Ein Rache- und Ehrgeizmotiv, mit welchem Dietmar von Lewen, der Kanzler des Herzogs Bogislaw von Pommern, von Verbrechen zu Verbrechen schreitet, um am Ende seinen Fürsten, dessen Haus und sich selbst zu verderben, entbehrt nicht einer gewissen Kraft und Einfachheit. Aber die Fäden, an denen Dietmar von

Lewen alle seine Umgebungen lenkt, sind doch Stricke, die auch dem blödesten Auge sichtbar werden müssen, und das Bündniß, welches der Bischof von Cussalin Marino de Forgeno und der Kanzler mit einander schließen, sammt den obligaten Folter- und Vergiftungsscenen, schmeckt etwas nach Schauerromantik und der Ueberlieferung, die jedem intriguirenden Priester die ruchlose Energie Papst Alexanders VI. beimißt. Indeß ist unzweifelhaft Talent, namentlich eine gewisse Kraft der Situationsdarstellung in dieser Dichtung, die sich mit reiferm Geschmacke wohl zu erfreulichen Wirkungen verbinden mag.

In der neuern Geschichte ziehen, wie billig, die Charaktere und Ereignisse der großen englischen und der französischen Revolution noch immer die Dramatiker an. Zu rühmen ist freilich an den neuesten Versuchen dieser Art nicht viel. Ein „Cromwell," Drama in fünf Aufzügen von H. Josefowitz (Berlin, Verlag der Stuhrschen Buchhandlung), zeichnet sich nur durch die wunderliche Unbefangenheit aus, mit welcher hier den Staatsmännern des langen Parlaments, den Zeitgenossen des großen Protectors eine moderne Ausdrucksweise geliehen ist, die wohl realistisch sein soll. Daß die Heiligen Zorobabel, Habakuk und Preisgott Barebone vor König Karl eine Sprache reden, etwa wie Judenjungen, denen ein Straßenräuber ihren Bändelkram abgejagt hat (nebenbei gesagt ist es mehr als poetische Licenz, eine Deputation der „Heiligen" vor Karl II. im Exil erscheinen zu lassen), reicht noch nicht an die Kühnheit einiger andrer zeitgemäßer Charaktere heran. Secretär Thurlow z. E. eröffnet seine Gedanken über Cromwells Politik wörtlich so:

„Er ist mir zu hitzig, zu hitzig. Da liegen nun z. B. da hinten im stillen Meer ein paar Inselchen, kleine Dinger, gar nicht erst der Rede werth, kupferrothe Wilde drauf, der Spanier hat nun mal Appetit für die Rasse, hat sich ein paar gekapert. Was ists nun weiter? (gestikulirend). Was willst Du nun von den Leuten? Laß doch die armen Vieher in Ruh. Um Gotteswillen! Sie haben Dir doch nichts zu Leide gethan! Aber nein! Grade nicht! Da giebt er dem Penn Ordre — er soll die Inseln annectiren, und mein Penn natürlich nicht faul — denn das ist gerade so ein Bissen für ihn — schießt gleich ein Dutzend Spanier mit todt, zum Frühstück. Und der Spanier wieder mit dem langen Hals — denn warum nicht? macht gleich ein großes Geschrei."

Und so weiter, mit Grazie in infinitum. Uns will bedünken, daß dies ein mißlicher Weg sei, sich dem Conventionellen im dramatischen Stil zu entziehen. — Ganz unerquicklich und dabei unberechtigt prätentiös erscheint ein „Danton," Trauerspiel in fünf Aufzügen von Max Bewer (Hamburg, Johannes Kriebel). Derselbe unterscheidet sich von Büchners genialem Fragment dadurch, daß er laut Vorrede sich im „Lichtkreise des Gefühls" hält und in Danton eine durchaus

heroische und edle Natur verherrlicht. Die ganze Tragödie läuft auf eine so alberne und widerwärtig phrasenhafte Verherrlichung der dümmsten Greuel und albernsten Brutalitäten der glorreichen französischen Schreckenszeit hinaus, daß man sich um ein halbes Jahrhundert zurückversetzt fühlt. Obschon der Verfasser der moralischen Charakteristik Büchners seine idealisirende entegegensetzt, hat er es sich nicht versagen können, ihn zu Anfang des zweiten Actes in seiner Wohnung zu Paris im prunkvoll ausgestatteten Saale, an reich gedeckter Tafel und mit einer „Schaar Freudenmädchen" vorzuführen und damit freilich in die Büchnersche Auffassung zu verfallen. Ein wunderlich phantastisches Werk, eines von jenen, auf welche sich die Theater wohl berufen können, wenn sie von Unmöglichkeiten reden, die ihnen angesonnen worden, „Geist und Purpur" von Percy Andreä (Bühnenmanuscript) spielt gleichfalls im 18. Jahrhundert, hat aber keinen irgend erkennbaren historischen Hintergrund, entbehrt in seiner Anlage und Durchführung aller Klarheit und in den unbestimmten Charakteren (der König, der Dichter, der Graf, der Baron u. s. w.) jedes tiefern Lebens. Doch ist ein jugendlicher Pathos in der Tragödie, dem man wohl eine Klärung und den Anschluß an eine glaubhafte, innerlich nothwendige Handlung wünschen möchte.

Bedeutend über die vorgenannten erhebt sich ein dramatisches Gedicht „Napoleon" von Otto Harnack (Dorpat, Karows Universitätsbuchhandlung), welches den Versuch macht, Schicksale und den Sturz des Imperators auf wenige große Gruppen zurückzuführen. Es ist eine energische und in gewissem Sinne bewunderns-werthe Concentrationsfähigkeit in dieser Erstlingsarbeit, deren Handlung mit der Scheidung Napoleons von Josefine beginnt, welche der Dichter als Schuld seines Helden, als den Abfall Napoleons von sich selbst auffaßt, und mit der Abschiedsscene von Fontainebleau endet. Ihre Schwäche liegt in einem Schwanken zwischen realistischem und abstract idealistischem Stil, das natürlich zur Folge hat, daß dem Dichter nur die Beseelung einzelner Scenen, diese allerdings vorzüglich, nicht aber der ganzen Erfindung gelingt.

Während bei diesem „Napoleon" auch den besten Willen und das weiteste Entgegenkommen der realen Bühne vorausgesetzt, an eine Darstellung schwerlich zu denken ist, wenden sich zwei Schauspiele mit deutsch-historischem Hintergrund so direct und unmittelbar an eben diese Bühne, daß es nur in den Verhältnissen seine Erklärung findet, wenn eben diese Werke doch nur vereinzelte Aufführungen erlebten. Namentlich bedauern wir dies für das prächtig frische und bewegte Schauspiel „Die Weiber von Schorndorf" von Paul Heyse (Berlin, Besser), welches einen erneuten Beweis giebt, daß der Dichter wohlgethan sich nicht, wie ihm einzelne Kritiker beständig rathen, auf seine „Specialität" die Novelle einzuschränken. Die bekannte lustige Erzählung von den heroischen Thaten der

Frauen von Schorndorf ist hier mit spannendem Verlauf, mit frischem Leben, ohne possenhafte Auffassung, ja wie uns scheint, an ein paar Stellen mit allzuscharfer Betonung des tragischen Conflicts, der in ihr liegt, zu einem trefflich gesteigerten, rasch verlaufenden Schauspiel gestaltet, bei dem, wie billig, die Erfindung des Dichters das beste gethan hat. Nicht gleich hoch können wir das vaterländische Schauspiel „Prinz Eugen" von Martin Greif (Cassel, Verlag von Theodor Kay) stellen. Es ist ohne Zweifel das Werk eines Poeten, bezeugt einen Drang zu großer Gestaltung und patriotischem Pathos, zeigt sich aber andrerseits von gewissen Ueberlieferungen des Theaters, Rollenschablonen und rhetorischen Exercitien in einer Weise abhängig, die bei guter Darstellung nicht zum Bewußtsein kommen mag, aber dem Leser deutlich wird.

Verwunderlich bleibt so vielen Versuchen und Anläufen gegenüber eine Thatsache. Jahraus, jahrein versichert unsre reale Bühne, daß sie eine deutsche Komödie, ein Schauspiel aus unsern Sitten, Zuständen und Empfindungen heraus nöthig habe und von der kritischen Hochwacht schauen zahlreiche Späher und Seher nach einem „deutschen Sardou", nebenbei gesagt ein Wider- und Unsinn, aus. Nun wissen wir recht gut, daß, wo sich ein Poet auf diesen Pfad begiebt, ihm dieselbe kalte Gleichgiltigkeit oder dieselbe Ueberreizung der Forderungen begegnet, die „epochemachende," „phänomenale" Schöpfungen begehrt und sich schließlich mit dem „sensationellen" Erfolg eines theatralischen Effectes begnügt. Aber die Forderung bleibt nichtsdestoweniger in ihrem Recht. Und da unsre dramatischen Poeten so tapfer fortfahren, ihrem Drange zu genügen, um Gunst und Ungunst des Theaters unbekümmert, so sollten sie wirklich ihren Blick auch der modernen Welt zuwenden und es nicht einem geistesfrischen Veteranen wie dem alten Bauernfeld ganz allein überlassen „Aus der Gesellschaft" zu dichten. Uns dünkt das Leben der Gegenwart biete Handlungen, Conflicte, Gestalten in reichster Fülle und wenn es einmal nicht auf die Darstellung ankommt und wir dem Zetern über Buchdramen doch wieder und wieder Trotz bieten, wäre es vielleicht ersprießlich, wenn sich diesem Leben Blicke und gestaltende Kräfte zuwenden wollten. Hier wäre auch am ehesten Aussicht, die Kluft zwischen dramatischer Production und Bühne doch noch zu füllen und wenn nicht heute so morgen der Schauspielkunst Aufgaben zu stellen, bei denen sie realistisch bleiben und sich doch über die naturalistische Verwilderung des Augenblicks erheben kann. Fromme Wünsche ohne Zweifel — aber warum sollen alle fromme Wünsche den Herren Directoren und Regisseuren zu Liebe verpönt sein?!

Aus den Denkwürdigkeiten Jakob Estiennes.

(Schluß.)

2. Aufhebung des Edicts von Nantes und Flucht aus Frankreich 1685.

Nachdem Estienne von seinen Irrfahrten glücklich in das väterliche Haus zurückgekehrt war, begann er auch seine Arbeit im Geschäfte des Vaters wieder aufzunehmen. Bald aber entschied sich der Vater dafür, dem Sohne ein eignes Geschäft zu gründen, denn noch war Jakob unverheiratet und zu einem lockern Leben immer aufgelegt. Mit der Selbständigkeit, so hoffte der Vater, werde wohl ein größrer Ernst sich einstellen. Indessen scheiterte dieser Plan an den religiösen Streitigkeiten. Die katholischen Meister schlugen nämlich das Gesuch Jakobs ab, und als es der Lieutenant des Landrichters bewilligte, wandten sich die Meister der Zunft an das Parlament zu Metz. Trotzdem ein tüchtiger Advocat die Sache Estiennes führte, wurde er hier hauptsächlich auf Antrieb des Bischofs von Metz zurückgewiesen. Zwei Auswege gab es noch, um das Ziel trotzdem zu erreichen, katholisch zu werden oder sich an den König zu wenden. Im erstern Falle sollte, so erklärte man, Estienne keine Schwierigkeiten finden. Dieser begab sich aber, um einen letzten Versuch zu wagen, mit seinem Vater nach Paris. Wohl bot er hier 50 Pistolen, um einen directen Befehl des Königs gegen den Beschluß des Metzer Parlaments zu erhalten. Vergebens, „denn der Entschluß, unsre Religion zu vertilgen, war einmal gefaßt, und es war also keine Gnade mehr für die Bekenner derselben zu hoffen.“

Schon damals hatte Jakob Estienne die Absicht, Frankreich für immer zu verlassen und in Holland oder Deutschland sich eine neue Heimat zu gründen, aber die Rücksicht auf seine Eltern, denen der Gedanke einer Trennung von ihrem ältesten Sohne sehr schwer fiel, bewog ihn endlich doch in Metz zu bleiben. Er errichtete nun hier eine Handlung mit Kurzwaaren. Bald darauf verheiratete er sich. Die Furcht, daß der König endlich den reformirten Glauben ausrotten werde, worauf viele Maßregeln hindeuteten, ließ ihn wenige Jahre darauf auf seinen ursprünglichen Plan zurückkommen. Er erzählt darüber folgendes:

„Unterdessen waren die armen Reformirten in Frankreich immer der Gegenstand der Wuth der Klerisei, welche ihnen keine Ruhe ließ; alle Tage neue Edicte, das eine gegen die vorgeblichen Abtrünnigen, ein andres, um den reformirten Kindern zu erlauben, gegen den Willen ihrer Väter in einem Alter von sieben Jahren die römische Religion anzunehmen, ein drittes, um den reformirten

Hebammen die Ausübung ihrer Profession zu verbieten. Andererseits mißhandelte man alle unsre armen Brüder in allen Provinzen des Königreichs. Der größte Theil der Kirchen war niedergerissen, die Prediger irrten umher ohne Gemeinden, und die Gemeinden ohne Prediger, allen Beschimpfungen der Bigotten ausgesetzt und von Missionären gequält. Und alles dies geschah mit Unterstützung des Königs, wie die Bischöfe und Intendanten betonten. Denn ihre Antwort war, wenn man sich bei ihnen beklagte: Der König will es."

Als die Bedrückungen der Reformirten immer härter wurden und auch die Auswanderung bei Galeerenstrafe für die Männer und lebenslängliche Gefangenschaft für die Frauen verboten wurde, entschloß sich Estienne um des Glaubens willen Frankreich zu verlassen. Die Erzählung seiner Erlebnisse auf der Flucht möge hier in seinen eignen Worten folgen:

„Wir traten also in das Jahr 1685, wo sich unsre Unruhe verdoppelte durch die traurigen Nachrichten, welche von allen Seiten einliefen, wodurch endlich mein Vater dazu bestimmt wurde, mich um Ostern nach der Frankfurter Messe ziehen zu lassen, um unter diesem Vorwande uns einen Zufluchtsort auszuwirken. Ich führte ein großes Pack Bücher mit mir, worinnen tausend Stück Louisd'or waren, die meinem Vater gehörten. Ich ließ diesen Ballen bei einem Freunde in Frankfurt und begab mich von da nach Heidelberg, wo der Kurfürst Karl noch lebte. Von diesem guten Fürsten erhielt ich alles, was ich von ihm verlangte zu meinem Etablissement, durch Hilfe des Herrn Dr. Fabrice, Rectors der Universität, und des Herrn Dr. Mieg, sehr berühmten Professors der Theologie.

Nachdem ich diese Angelegenheit beendigt hatte, kehrte ich nach Metz zurück, in der Absicht, so bald wie möglich von der Gunst dieses großen Fürsten Gebrauch zu machen. Meine Eltern sprachen noch dagegen und hatten unsre Pastoren auf ihrer Seite, welche immer hofften, wir würden verschont bleiben, weil wir an der Grenze wohnten; auch stellte man mir das strenge Verbot des Auswanderns ohne Erlaubniß vor, welches mich bewog, an Herrn de Louvois darum zu schreiben, worauf ich keine Antwort erhielt. So blieb ich also bei den andern, welche, da sie nicht besser wie unsre armen Brüder, auch nicht mehr als sie verschont wurden.

Zwei Begebenheiten, welche sich um diese Zeit zutrugen, bestimmten den König, den letzten Schlag gegen uns zu thun, nicht allein in Frankreich, sondern in allen Ländern, wohin er seine Gewalt ausdehnen konnte. Die eine war der Tod Karls II. von England, welcher, obgleich er ein schlechter Protestant war und nur äußerlich zum Evangelium sich bekannte, doch zu sehr seine Vergnügungen liebte, um in so große Vorhaben einzugehn. Da er also nicht das Machwerk der Jesuiten war, welche immer bereit sind, uns Schaden zuzufügen,

so fanden sie, wie man allgemein glaubt, Mittel, sich seiner zu entledigen. Der Herzog von York, sein Bruder, ein übertriebner Papist, sehr gehorsamer Sohn der Societät, schien ihnen besser zu ihren verderblichen Anschlägen geeignet. Er folgte also seinem Bruder in der Regierung unter dem Namen Jakob II., obgleich er sich zu den Papisten bekannt hatte. Die Engländer zeigten hierdurch, daß die Reformation einen Fürsten nicht hindert, die Krone zu tragen, wenngleich seine Religion derjenigen des Staats entgegen ist. Dieser bigotte Fürst war also seit langer Zeit in dem Interesse Frankreichs und in seinen Gesinnungen für die Sache des Bekehrens, und also ein sehr geeignetes Werkzeug zu dem großen Werke unsrer Zerstörung. — Die andre Begebenheit, welche er zu seinem Vorhaben günstig glaubte, war der Tod des Kurfürsten von der Pfalz Karl, eines guten protestantischen Fürsten, dessen Nachfolger, der Herzog von Neuburg, ein eifriger Papist war. Jetzt hatte Frankreich keine Gnade mehr mit seinen armen protestantischen Unterthanen.

Das Edict von Nantes und alle übrigen zu ihren Gunsten erlassne wurden durch ein Edict des Königs im Monat October widerrufen. Der zornige Eifer und der Geist des Betrugs derjenigen, die es dictirten, compromittirten auf eine schimpfliche Weise die Ehre und das Wort des Königs. Denn nachdem er alle seine Edicte widerrufen, die Zerstörung der noch stehenden Kirchen befohlen und die Prediger, welche nicht Papisten werden wollten, bei Lebensstrafe des Landes verwiesen hatte, — jedoch mußten sie ihre Kinder unter sieben Jahren und alle ihre Güter zurücklassen, — so versprach er allen andern Reformirten, welche in Ruhe zurückblieben, daß man sie auf keine Art wegen ihrer Religion beunruhigen würde, wenn sie nur keine öffentlichen Versammlungen anstellten.

Während man ihnen dieses Versprechen machte, überhäufte man sie mit außerordentlichen Bequartierungen von Soldaten, welche Befehl hatten, bei ihnen flott zu leben und sie auf alle Weise zu quälen, bis sie eine Abschwörung ihrer Religion unterzeichnet hätten. Wie viele hat man nicht mit Gewalt gegen die Ueberzeugung ihrer Seele zum Communiciren gezwungen, und ließ sie also eine Entheiligung begehen!

Die Männer, welche Festigkeit genug hatten, die Geduld dieser Henker zu ermüden, wurden in die untersten Kerker auf die Galeeren oder nach Amerika und ihre Frauen in die Klöster gebracht. Es ist wahr, daß diese barbarischen und unmenschlichen Maßregeln, durchaus eines christlichen Fürsten unwürdig, von dem größten Theile der vernünftigen Katholiken mißbilligt wurden, und daß sie darüber seufzten. Aber die Jesuiten, welche sie billigten, waren darüber auf dem Gipfel ihrer Freude.

Die Nachrichten der Widerrufung kamen Sonnabend den 20. October in

Metz an, und zu gleicher Zeit auch die Befehle, unsre Kirche zu zerstören. Der Intendant ließ selbigen Abends die Schlüssel derselben holen und verbot, sich am andern Tage darin zu versammeln. Da sich diese Nachricht verbreitet hatte, versetzte sie unsre arme Gemeinde in die äußerste Trostlosigkeit. Ich befand mich in diesem Augenblicke bei meinem Vater, welcher, nachdem er sich sehr mit einem auch gerade anwesenden Gevatter betrübt hatte, mir mehrere Auswege vorschlug, welche mir nicht so wohl gefielen als derjenige, den ich im Sinne hatte. Ich wünschte ihm also gute Nacht. Als ich hierauf mit meiner Frau hierüber gesprochen, welche ganz meiner Gesinnung war, d. h. entschlossen, alle unsre Güter zu verlassen, um ein ruhiges Gewissen zu behalten, so legten wir uns mit diesem Entschlusse schlafen und nahmen früh am Sonntag Morgen unsre beiden sehr einfach gekleideten Kinder an die Hand und begaben uns nach einem Thore der Stadt, um von da nach St. Julien zu gehen, welches gleichsam die Vorstadt ist und wo meine Schwiegermutter ein Landhaus besaß. Wir erfuhren unterwegs die Neckereien mehrerer Papisten, welche schon unsers Unglücks spotteten. Sobald wir in dieses Haus kamen, ließ ich daselbst meine Frau und Kinder und kehrte zur Stadt zurück, um ihnen durch meine Magd unser Silbergeschirr und ein wenig Leinenzeug zu schicken, weil ich nicht wagte, viel davon zu schicken aus Furcht bemerkt und angehalten zu werden. Vater, Mutter und Schwiegermutter thaten alles mögliche, um mich zurückzuhalten, indem sie mir vorstellten, daß ich, wenn trotz dem Verbote bei der Auswanderung ergriffen, nach den Galeeren und meine Frau in ein Kloster geschickt würde, von dessen Wahrheit ich auch überzeugt war.

Gott gab mir jedoch die nöthige Festigkeit, um diesen Stürmen zu widerstehen. Da dies mein Vater sah, sagte er mir: Wohlan, mein Sohn, ich bitte Gott, daß er dich begleite, und dich, daß du deinen kleinen Bruder mit dir nehmen und Sorge für ihn tragen mögest, welches ich mit Vergnügen annahm. Dies war das kleinste seiner Kinder und ungefähr elf Jahre alt; man führte ihn dahin, wo sich meine Frau befand, und nachdem ich alles zu mir genommen hatte, was ich an Gelde zu Hause hatte, folgte auch ich ihm dahin. Ich fand daselbst auch meinen Schwager Blancbois, seine Frau und ihre vier Kinder. Derselbe hatte einen Wagen holen lassen, wohinein wir unsre Frauen und Kinder setzten. Darauf machten wir uns fertig, ihnen zu Fuße zu folgen.

Da der Meier meiner Schwiegermutter sah, daß es ernst war, so gab er uns sein Erstaunen zu erkennen über unsern Entschluß, alles zu verlassen und uns selbst so auszusetzen, denn er war Papist, jedoch ein guter Mann. Wir erklärten ihm aber, daß wir unsern Entschluß nicht ändern würden, und als wir ihm Adieu gesagt hatten, nahmen wir unsern Weg nach Courcelles, einem guten

Dorfe vier Stunden von Metz, von einer Menge Reformirter bewohnt, welche sich doch diesen Tag noch versammelt hatten, um zu Gott zu beten. Wir kamen daselbst beim Eintritt der Nacht an und wurden von diesen guten Leuten, unsern Brüdern, mit wahrhaftig christlicher Liebe empfangen, wie es bei unserm traurigen Zustande und dem ihnen so nahe drohenden nur möglich war.

Während unsre Frauen Sorge für die Kinder trugen, suchten wir einen Wagen, um uns weiter zu bringen, und als wir ein wenig ausgeruht und der Wagen angekommen war, packten wir unsre Familien wieder auf und reisten noch vor Tage ab, während welchem wir ohne irgend einen widrigen Vorfall marschirten. Am Abend kamen wir zu Saarbrücken an, wo wir die Nacht zubrachten, und als wir einen andern Wagen genommen, reisten wir am Morgen weiter und passirten ohne Schwierigkeit die Brücke, weil noch keine Wache an ihr war; wir kamen noch denselben Tag nach Zweibrücken. Den andern Tag ließen wir unsre Familien da und gingen nach Homburg, um den Herrn Intendanten Goupillière zu begrüßen und ihm unsre Lust zu bezeigen, uns hier zu etabliren, welches er billigte, indem er uns seine Fürsprache versicherte, wie auch, daß der König die Absicht habe, jedem die Ausübung seiner Religion frei zu lassen. Gehen Sie, sagte er uns, und führen Sie dreist Ihre Familien und Sachen hierher, Sie werden hier sicher sein.

Nach diesen guten Worten kehrten wir noch desselben Tages nach Zweibrücken zurück und führten Tags darauf unsre Familien nach Homburg, wo wir sie, nachdem wir sie in eine Wohnung gebracht, verließen, um unsre Sachen von Metz zu holen. Ich bemerkte jedoch mit Verdruß, daß die Saarbrücker Brücke bewacht wurde und man von den Hinausgehenden Pässe verlangte; wir setzten jedoch unsern Weg fort. Als wir zu Courcelles ankamen, fanden wir die Kirche zerstört und die armen Leute in einer großen Traurigkeit. Wir kamen den andern Tag, Sonntag den 28. October, zu Metz an, nach einer Abwesenheit von acht Tagen. Auch bemerkten wir, daß hier Bürger an den Thoren waren, um die Auswanderung zu verhindern, welches uns fürchten ließ, dies möchte die Höhle des Löwen für uns sein. Mein Vater empfing mich mit aller möglichen Freude; meine Mutter ließ meine Schwiegermutter zum Abendessen laden. Aber unsre Freude wurde durch die Ankunft Gremecieux, Bruders meiner Frau, unterbrochen, welcher von Paris zurückkam, wo er schon versprochen hatte, seine Religion zu ändern. Er fing an zu weinen wie ein Kalb, ohne auch nur einen guten Grund dafür anzugeben. Seine Mutter nahm ihn mit sich und ich ging nach meinem Hause, um zu schlafen, wo ich meine Sachen in demselben Zustande fand, wie ich sie verlassen. Am andern Tage ging ich mit der größten Zuversicht von der Welt zu denjenigen, welche die Stadt commandirten, um ihnen meine Absicht,

mich in Homburg zu etabliren, mitzutheilen und um einen Paß für mich und meine Sachen zu bitten. Aber ich hatte mich sehr verrechnet, denn sie antworteten mir einstimmig, daß sie es mir verböten, und befahlen mir meine Familie zurückkommen zu lassen.

Jetzt erkannte ich den Fehler, den ich gemacht, mich in den Käfig zu begeben. Ich fand unsre Kirche zerstört und sah unsre lieben Prediger Ancillon, de Combles, Bancelin und Jolly genöthigt, ihre Gemeinde, Kinder und Güter zu verlassen. Sie schifften sich alle vier mit ihren Frauen ein, um sich nach Frankfurt zurückzuziehen, mit einer Standhaftigkeit, welche uns viel Thränen vergießen ließ. Die Thorwache hatte Befehl, ihre Strenge zu verdoppeln, um die Auswanderung der Reformirten zu verhindern, welche keinen Paß hatten. Dies brachte unsre arme Gemeinde zur Verzweiflung, und es waren wenige, welche den Muth zum Auswandern hatten. Ich hatte insbesondre viele Angriffe auszuhalten, denn mein Schwager Gremecieux, ein schwacher und leicht bestimmbarer Mensch von abscheulichem Charakter, zog sich mit seiner Mutter in das Haus der Neubekehrten zurück und erklärte sich für die Papisten. Dieser Schritt verursachte der Mutter großen Verdruß, welche mich bat, mit ihrem Sohne zu sprechen, um ihm seinen Fehler vorzuhalten und zu suchen, ihn mit Sanftmuth zurückzuführen. Ich ging also nach diesem Hause und verlangte ihn zu sprechen, was mir bewilligt wurde. Ich redete bestmöglichst mit ihm, da er aber sehr unwissend war, so blieb er bei seiner Halsstarrigkeit. Er rächte sich an mir, indem er den Jesuiten, seinen Directoren, anzeigte, daß ich meine schwangere Frau weggeschickt habe, damit sie außer dem Königreiche niederkomme. Da dies gegen die neuen Edicte war, so brachten diese Brauseväter ihre Klagen darüber beim Procureur des Königs an. Er gab sogleich den Befehl gegen mich, daß ich persönlich erscheine und so lange mit Arrest belegt werde, bis meine Frau wieder zurück sei.

Da dies aber durch den Criminal-Lieutenant sollte ausgeführt werden, welcher sanftern Geistes und überdies zu meinen Gunsten gewonnen war, durch Herrn Tibergeau, Provinzial-Commissär der Artillerie, einen meiner guten Freunde, so wurde der Befehl milder gehandhabt.

Er sprach sogar mit Herrn Le Roy, dem Platzcommandanten, und benachrichtigte mich mit vieler Güte von allem was er gethan, was mich ein wenig beruhigte. Nachdem ich ihm dafür gedankt hatte, stellte ich ihm den traurigen Zustand vor, in dem sich meine Familie zu Homburg befand, wo sie, wenn man mir nicht die Erlaubniß gäbe, ihr einiges Bettzeug zu schicken, genöthigt sein würde, auf Stroh zu schlafen. „Wenn Sie mich früher davon benachrichtigt hätten, so würde ich schon dafür gesorgt haben, und ich gehe sogleich hin, dafür zu sorgen,“ antwortete er mir.

Er schickte in der That dem Commissär von Homburg Befehl, meiner Frau aus den Magazinen des Königs alles dessen sie bedürfe zu liefern. Sie erhielt sogleich von ihm Matratzen, Betttücher, Decken und Tischzeug, und alles ganz neu. Ich hatte ihr gesagt, von Herrn de la Bréteche, Commandanten zu Homburg, sich ein Certificat geben zu lassen, daß sie und ihre Familie wirklich da seien. Er bewilligte es ihr sogleich ganz artig und bezeigte ihr sogar sein Mitleid über den traurigen Zustand, in dem sie sich befänden. Als ich dieses Certificat erhalten hatte, ging ich damit zu Herrn Le Roy, um ihm zu beweisen, daß ich mit Unrecht beschuldigt wäre, meine Frau aus dem Königreiche geschickt zu haben. „Sieh da, sagte er, das ist sehr gut, ich werde mich bemühen, daß man Sie nicht in Arrest lege. Aber Sie müssen sie ungesäumt zurückkommen lassen. Hierauf bat ich ihn, sie holen zu dürfen. Nein, sagte er aber, schicken Sie einen Ihrer katholischen Freunde. Ich sagte ihm lachend, daß ich meine Frau nicht gerne einem andern anvertraue. Als er meinen Bart bemerkte, den ich seit vierzehn Tagen nicht hatte rasiren lassen, fragte er mich, was ich mit diesem großen Barte thäte. Ich sagte ihm, daß ich ein Gelübde gethan, mich nicht rasiren zu lassen, bevor meine Frau bei mir sei. „Laßt sie doch aufs geschwindeste kommen." Als ich meine Empfehlung gemacht hatte, ging ich zu meinem Hause zurück. Meine Boutike war gewöhnlich offen, ich verkaufte alle Tage etwas und ich benutzte alle Postgelegenheiten, um meiner Frau das am besten tragbare zu schicken. Mein Schwager Blancbois besuchte mich alle Tage, wir überlegten die Mittel, um zu unsern Frauen zu kommen, wobei wir auf große Hindernisse stießen, weil wir uns selbst unsern Nächsten nicht anvertrauten. In diesem traurigen Zustande blieben wir drei Wochen in Metz. Als wir jedoch überlegten, daß hier nichts gutes für uns zu hoffen sei, so legte mir Gott einen festen Entschluß ins Herz, mich und zu gleicher Zeit auch meine Familie zu retten, ungeachtet der Gefahr, welche wir dabei liefen. Ich theilte dies meinem Schwager mit, welcher, nachdem er einige Schwierigkeiten gemacht hatte, meinem Willen beipflichtete, indem er alles meiner Ausführung überließ, da er selbst wenig Fähigkeiten hatte, Auswege zu finden. Als dies beschlossen war, befahl ich meiner Magd, mir ihren Vater zu schicken, welcher ein Winzer war und eine Stunde von der Stadt wohnte. Da er von unsrer Religion war, so glaubte ich ihm vertrauen zu können. Als er also gekommen war, so sagte ich ihm, er möge mir den andern Tag, Sonnabend den 17. November, zwei alte Bauernkleidungen bringen, für meinen Schwager und mich. Da er sie mir in mein Haus gebracht hatte, bezahlte ich ihn und bedankte mich, indem ich ihn noch bat, einen gewissen Mann seines Dorfes zu bewegen, uns zum Führer zu dienen. Hierauf redete ich mit meinem Schwager über den Ort unsrer Verkleidung, denn wir glaubten sie weder

in seinem noch in meinem Hause vornehmen zu dürfen. Ich faßte den Entschluß, unsre Verkleidung bei den Füßen und Beinen anzufangen. Wir kauften daher grobe Strümpfe und Bauerschuh mit Nägeln, und als wir sie angelegt hatten, gingen wir damit durch den Gassenkoth spazieren, um sie recht schmutzig zu machen. Indem wir so spazierten, kam es mir in den Sinn, uns an zwei gute Jungfern zu wenden, deren Väter, die devotesten in unsrer Religion, an einem sehr abgelegnen Orte wohnten. Wir stellten ihnen unsre Absicht vor und baten sie um Erlaubniß, uns bei ihnen verkleiden zu dürfen.

Es fiel nicht so aus, wie ich erwartet hatte, sie sagten uns zitternd, sie dürften es nicht; ich antwortete ihnen hierauf, um sie zu beruhigen, sie möchten so gut sein, es zu überlegen und uns ihren Entschluß in ein paar Tagen sagen zu lassen. Wir zogen uns sehr niedergeschlagen und mein Schwager beinahe muthlos zurück. In diesem Augenblicke gab mir Gott den Gedanken ins Herz, zu einem armen Schuster zu gehen, den ich kannte. Als wir ihm unsern Vorschlag gemacht und hinzugefügt hatten, daß die Kleider, welche wir jetzt auf dem Leibe haben, für ihn sein sollten, so zeigte er uns eine kleine Kammer zu seiten derer, worin er arbeitete. „Sie können, sagte er, Ihre Kleider bringen lassen und sich hier, wenn es Ihnen gefällt, umkleiden, ohne daß ich noch ein andrer etwas davon zu sehen bekommt." Wir gingen ziemlich befriedigt, und als wir zu Hause angekommen, ließ ich die Bauernkleider durch meine Magd in jene kleine Kammer bringen.

Da wir sehr müde und schmutzig waren, aßen wir einen Bissen, um uns ein wenig wiederherzustellen. Nach diesem schrieb ich an meine Frau mit der Post, sie solle Homburg durchaus in keinem Falle verlassen, denn mein Schwager und ich würden uns selbst auf den Weg machen, um sie nach Metz zurückzubringen. Ich gebrauchte diese Vorsicht, damit, wenn wir angehalten würden, dieser Brief uns rechtfertigen könne. Nach diesen Maßregeln verließen wir mein Haus, ohne jemandem, selbst meiner Schwägerin, welche in meinem Laden war, etwas davon zu sagen. Wir begaben uns gegen 4 Uhr zu unserm Schuster und gingen in unsre kleine Stube, woselbst wir unsre Bauerkleidung fanden ohne ihn zu sprechen; wir zogen unsre Kleider ohne Bedauern aus, obgleich sich auf den meinigen ein Besatz silberner Knöpfe von mehr als 30 Thaler Werth befand.

Wir bekleideten uns mit jenen, welche aber in der That sehr knapp und sehr zerrissen und nicht im stande waren, uns vor der strengen Jahreszeit zu schützen. Als wir damit fertig waren, konnten wir uns doch des Lachens nicht enthalten, da wir uns so lächerlich ausstaffirt sahen mit abscheulichen Jacken und zerrissnen Hosen von ganz grobem Tuche, und als Ueberrock einen abscheulichen leinenen Bauernkittel, unsre Köpfe mit Hüten geziert, deren Stücke uns über die

Ohren hingen, eine wirklich geeignete Kleidung, uns zu verbergen. Auch gingen wir sogleich dreist in die Straßen und durchliefen einen Theil der Stadt, um uns nach dem Muzeller Thore zu begeben, woraus wir am ungehindertsten zu gehen glaubten. Als wir nahe beim Thore angekommen waren, näherte sich uns der zur Untersuchung der Hinausgehenden dahingestellte Bürger, ein Papist, und nachdem er uns im Gesichte betrachtet hatte, fragte er: „Wo gehen Sie hin, meine Herren?“ Diese für uns Bauern etwas zu höfliche Frage und die genaue Bekanntschaft, so wir mit dem Frager hatten, welcher uns in unsern gewöhnlichen Kleidern auch sehr genau kannte, brachte uns ein wenig aus der Fassung, weil wir glaubten, er habe uns erkannt, und wir zitterten, er möge uns durch die nahe bei ihm stehende Schildwache arretiren lassen. Ich erholte mich jedoch und antwortete ihm in guter Bauernsprache drauf, daß wir nach Crepy gingen, wo wir wohnten. Er fragte, ob wir einen Paß hätten. Ich sagte ihm dreist: nein! und daß die Bauern keinen bedürften. Er sagte uns hierauf, daß er uns nicht hinaus lassen würde, worauf wir ihn verließen und ihm sagten, wir würden also wieder zu unserm Wirthe gehen und dort schlafen. Sobald wir um die erste Ecke gebogen waren, verdoppelten wir unsre Schritte, aus Furcht, er möchte uns verfolgen lassen, und weil die Nacht herankam. Wir kamen auf großen Umwegen zu dem Thore St. Thibaut, und als wir über das soeben Passirte nachgedacht hatten, so beschloß ich, es an diesem Thore auf eine andre Art zu versuchen. Ich benachrichtigte meinen Schwager, er möchte sich nicht wundern über die Person, welche ich vorstellen würde. Ich fing an, von einer Seite nach der andern zu schwanken, und sobald ich das Thor von ferne sah, machte ich M-Striche von einer Seite der Straße zur andern und begleitete dies mit Freudengeschrei, wie die besoffnen Bauern zu thun pflegen. Ich stellte diese Person so gut vor, daß alles bei meiner Annäherung entfloh; mein Schwager stellte sich, als wollte er mich unterstützen und ich stieß ihn zurück.

Sobald ich den untersuchenden Bürger am Thore erblickte, verdoppelte ich meine Sprünge und ließ mich gerade auf ihn losstürzen. Aus Furcht, gestoßen zu werden, zog er sich an die Häuser zurück, wir kamen also sehr glücklich bei ihm vorbei. Als wir zwischen den beiden Pforten waren, sah ich von ferne einen Winzer meiner Schwiegermutter mit Frau und Kindern von seinem Weinberge zurückkommen, welcher uns genau kannte, so daß mein Schwager uns verloren glaubte. Ich faßte sogleich meinen Entschluß, verdoppelte mein Geschrei und Geberden und warf mich mitten in die arme Familie, welche aus Furcht sich rechts und links zerstreute, ohne sich einfallen zu lassen, uns zu betrachten. So befanden wir uns also glücklich außerhalb der Stadt, deren Thore man gleich nachher schloß.

Wir gingen nun längs den Mauern, um den Weg nach Deutschland zu erreichen. Während diesem kam die Nacht heran, und kaum hatten wir jenen Weg erreicht, als wir hinter uns galoppiren hörten; wir versteckten uns eiligst hinter Gebüsch und bemerkten, daß es die gewöhnliche reitende Post von Homburg sei, welche obigen Brief an meine Frau trug. Wir gingen weiter und kamen ganz müde und ermattet bei dem Vater meiner Magd an, welcher uns die Kleider verschafft hatte, wir setzten uns sogleich nahe an sein Feuer und baten ihn um etwas zu trinken; er brachte uns ganz jungen Wein, weil er keinen andern hatte, und einige Nüsse, deren wir so zu genießen anfingen, als Madame Varnier mit ihren Töchtern und jüngern Nichten auch hier ankam. Verkleidet hatten sie wie wir das Mittel gefunden, aus der Stadt zu entkommen. Sie kannten uns damals noch nicht und hielten uns für das, was wir schienen, setzten sich auch dreist auf unsre Plätze, und die gute Frau Varnier schlug uns sogar vor, gegen gute Bezahlung die beiden jüngsten Mädchen zu tragen. Wir hatten Mühe genug uns selbst zu tragen, um ihr Gesuch abzuschlagen. Als wir uns also entschuldigt hatten, gingen wir hinaus, um an unsre Angelegenheit zu denken. Kaum waren wir draußen, als eine gute Frau von Metz, welche mit dieser Gesellschaft gekommen war und uns trotz unsrer Verkleidung erkannt hatte, zu uns kam und um Erlaubniß bat, uns folgen zu dürfen. Als wir ihr dies bewilligt hatten, und unser Wegweiser angekommen war, machten wir uns auf den Weg. Der Mond war aufgegangen und begünstigte unsre Reise. Es ergriff mich bald ein heftiger Schmerz mitten im Körper, daß ich gezwungen wurde, mich platt an die Erde zu legen, welches ich kaum gethan hatte, als auch Gott mich wieder in den stand setzte, meine Reise fortzusetzen.

Den übrigen Theil der Nacht marschirten wir glücklich. Am Anfange des Tags begegneten uns in einem Gehölze mehrere Bauern, welche nach einem benachbarten Dorfe zur Messe gingen, und da wir ihnen verdächtig vorkamen, schimpften sie auf uns, wagten jedoch nicht, sich uns zu nähern. Nachmittags um 2 Uhr kamen wir glücklich zu Loudwiller an, einem kleinen Orte, wo unsre Religion noch ausgeübt wurde, zu der sich fast der ganze Ort bekannte. Die guten Leute kamen aus der Kirche, wo sie soeben den Sonntag gefeiert hatten. Einer dieser Brüder nahm uns in sein Haus auf, woselbst, nachdem wir unsere Körper wieder ausgefüttert hatten, denen es sehr nöthig that, wir diesen heiligen Tag mit Singen des Lobes Gottes, besonders des für uns so paßlichen 74. Psalmen, zubrachten. Den andern Morgen um 2 Uhr setzten wir unsern Weg fort, mein Schwager, ich und unser Wegweiser, um uns nach Saarbrücken zu begeben. Da wir aber wußten, daß die dortige Brücke genau bewacht wurde, so fanden wir für gut, ein Haus zu suchen, wo wir uns so lange verbergen

konnten, bis sich uns eine günstige Gelegenheit zur Passirung des Flusses darböte.

Zu diesem Zwecke wandte ich mich an den Vater eines Mädchens, welches bei mir gedient hatte, einen Lutheraner. Wir kamen mit Tagesanbruch bei ihm an; aber der gute Mann erschrak über die Gefahr, welche mit unserer Verbergung verbunden, und weigerte sich, uns aufzunehmen. Da dies seine Tochter sah, so führte sie uns nach einem Meierhofe außerhalb der Stadt, welcher dem Grafen gehörte und von guten Wallonen bewohnt wurde. Diese empfingen uns mit Vergnügen und gaben uns eine gute Stube und Frühstück. Hierauf ließ ich ein Pferd für unsern Wegweiser holen, welchen ich nach Homburg schicken wollte, um unsre Frauen von unserm Aufenthaltsorte zu benachrichtigen und daß es Zeit sei, sich davon zu machen. Ich gab ihm hierzu ein Beglaubigungsschreiben an meine Frau, wie auch unsre mündlichen Instructionen, worauf er uns verließ und dreist über die Brücke passirte. Da er sehr gut deutsch sprach, so wurde er von den Wachen für einen Landsmann gehalten. Als er in Homburg angekommen war, wagte er nicht, weil er ein armer Teufel war, unsre Frauen in dem ihm von uns angezeigten Hause aufzusuchen, sondern als er mitten durch die Stadt ging, begab er sich in ein Wirthshaus, welches außer dem Thore von Deutschland war. Als er hier war, erkundigte er sich, ob nicht solche Frauen in der Stadt wären und sagte, daß er sie gerne sprechen möchte. Es befand sich da gerade eine Frau, welche sie kannte und sie sogleich davon benachrichtigte. Hierauf nahmen sie ihre sieben Kinder, nämlich vier meines Schwagers, zwei von mir und meinen kleinen Bruder mit sich und verfügten sich ins Wirthshaus, wo dieser Wegweiser meiner Frau das Beglaubigungsschreiben überreichte, welches sie sogleich erkannte. Als er ihnen hierauf seine Aufträge bestellt hatte, befanden sie sich ein wenig wegen des Briefes in Verlegenheit, den ich bei meiner Abreise von Metz geschrieben.

Da sie jedoch eben so viel Lust hatte wieder bei mir zu sein, als ich bei ihr zu sein, so faßte sie sogleich ihren Entschluß, nämlich meiner letzten Nachricht zu folgen, und brachte auch ihre Schwester hiezu. Unterdeß wurde es Nacht, die Thore wurden geschlossen, und ein Sergeant der Garde brachte ihnen den Befehl, in die Stadt zurückzukehren. Sie mußten gehorchen, wohl ohne Widerrede, aber mit vielem Verdrusse. Einige Maßregeln jedoch, welche ich schon in Metz mit einem Freunde in der Pfalz ergriffen hatte, begünstigten ihre Entweichung, denn am andern Morgen ließ er ihnen sagen, daß in einiger Entfernung vom Thore ein Wagen sei, um sie zu entführen. Sie fragten einige dortige Freunde um Rath, welche ihnen riethen, von dieser Gelegenheit Gebrauch zu machen, und mit Hilfe zweier guten Frauen schickten sie ihre Kinder und ihr sehr kleines

Gepäck voraus, beluden sich dann mit dem übrigen und alles kam glücklich durchs Thor.

Hierauf begaben sie sich spazirend nach dem Wagen, stiegen ein und wurden entführt. Unser Führer kam zu uns zurück und versicherte uns des guten Zustandes, worin er unsre Frauen den Abend vor ihrer Abreise verlassen hatte. Auch wir hatten während seiner Abwesenheit keine Zeit verloren. Wir hatten mit einem Metzer Fischer Bekanntschaft gemacht, welcher in der Stadt wohnte und uns wohl besuchte. Als wir ihm die Verlegenheit, in der wir uns befänden, entdeckt hatten, so versprach er, uns zu helfen, ungeachtet des Verbots. Als daher unser Führer zurück war und wir also mit einander zu Mittag gegessen hatten, sagte er uns Adieu, um die Sachen zu bewerkstelligen. Wir unsrerseits befriedigten unsern Wirth und reisten, immer noch in unsern Bauerkleidern, weiter. Wir kamen am Ufer der Saar an, als es schon anfing dunkel zu werden, fanden aber doch unter dem Schutze eines kleinen Gesträuchs und an unsrer Seite den kleinen Kahn, welchen unser Schiffer uns versprochen. Wir stiegen ein und fuhren über den Fluß.

Als wir am andern Ufer angekommen waren, wollte ich ans Land springen, glitt aber aus, so daß ich ins Wasser fiel und bis an die Schultern naß wurde. Da ich jung und kräftig war, arbeitete ich mich bald wieder heraus, kaum stand ich aber aufrecht, als mir dasselbe noch einmal passirte; als ich mich also noch einmal herausgebracht hatte und bis aufs Hemde naß war, fing ich mit meinen Kameraden wüthend an zu laufen in der Dunkelheit oder vielmehr tappend im dunkeln. — Währenddessen waren unsre Frauen den übrigen Theil des Tags vorwärts geeilt. Beim Anbruche der Nacht setzten sie sich auf einen andern Wagen, welchen sie fanden, begleitet von unserm Freunde, dem Jäger des Pfalzgrafen, mit fünf bis sechs wohlbewaffneten Dienern, welcher sie während eines Theils der Nacht in sein Haus führte, woselbst sie bis zur folgenden Nacht verborgen gehalten wurden. Als sie wieder im Wagen waren, begleitete er sie weiter bis Kaiserslautern, der ersten Stadt der Pfalz, wo sie am Morgen ankamen.

Unterdessen setzten wir unsern Weg fort, so gut es bei der Dunkelheit möglich war, auf Kosten unsrer Füße, welche wir oft an Steine oder Baumstämme stießen. Wir standen viel Furcht aus, als wir durch ein Dorf kamen, welches sehr erleuchtet und in dessen Wirthshaus viel Lärmens war. Da wir fürchteten, dies möchten Häscher sein, die es auf allen Wegen gab, um die armen Flüchtlinge anzuhalten, so schlichen wir einer nach dem andern so sachte wie möglich durch, und als wir in einem kleinen Gehölz angekommen waren, wurde beschlossen, Halt zu machen, um uns mit einigen Lebensmitteln, die wir bei uns trugen, zu erfrischen.

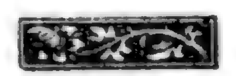
Als dies geschehen und wir neue Kraft erhalten hatten, marschirten wir bis nach dem Dorfe Blisbach, eine Stunde von Homburg. Es war so dunkel, daß wir wohl die Blise hörten, aber doch keine Brücke sahen, um hinüber zu kommen. Da wir sahen, daß unser armer Wegweiser ganz verwirrt war, so legten wir uns auf die Kniee und suchten diese elende, aus zwei Brettern zusammengesetzte Brücke. Endlich fanden wir sie mit den Händen, und als wir aufgestanden waren, kamen wir zitternd, doch glücklich hinüber. Wir gingen quer durchs Dorf, wo fast alles schon aufgestanden war und sich mit Korndreschen beschäftigte, dessen Geräusch uns günstig war.

Wir fuhren fort zu gehen bis es Tag wurde und wir müde und ermattet ein Haus erblickten, wohin wir uns zurückzogen, und an den Reden erfuhren, daß wir uns auf bekanntem Boden befänden. Sie vermutheten, daß wir die Männer von den Frauen wären, welche diese Nacht hier abgereist waren. Dies sagten sie uns, und zugleich auch, daß sie wegen der Häscher, die hier umhergeschweist, in Sorge wären. Dies versetzte uns in Kummer, besonders meinen Schwager. Ich verlor jedoch den Muth nicht, sondern überlegte, daß nach einem Marsche von mehr als zwölf Stunden wir Nahrungsmittel und Ruhe bedürften. Ich bat daher um ein Frühstück, und als ich meiner Gesellschaft wieder Muth eingesprochen hatte, machten wir eine gute Mahlzeit. Darauf warfen wir uns in einer abgelegnen Kammer aufs Stroh und meine auf dem Leibe trocken gewordnen Kleider hinderten mich nicht, fest einzuschlafen. Die andern thaten desgleichen bis 1 oder 2 Uhr Nachmittags. Ich wurde von einem Diener unsers Jägers geweckt, der mich versicherte, unsre Frauen sein glücklich diesen Morgen zu Kaiserslautern angekommen, sein Herr würde uns dieses bald selbst bestätigen; ich schenkte ihm einen halben Louisd'or für seine gute Nachricht. Hier bezahlten wir unsern Wegweiser und schickten ihn zurück; eine Stunde nachher sahen wir den Herrn des Hauses ankommen, welcher uns umarmte und die Nachricht seines Dienes bestätigte. Als wir wegen der Möglichkeit, zu unsern Frauen zu kommen und wegen der Sicherheit unsrer Personen besorgt waren, versicherte er uns, daß wir nichts zu befürchten hätten und daß er uns diesen Abend mit seinem auch noch kommenden Freunde bewirthen werde, daß wir hierauf uns ausruhen könnten, bis er uns wecke, und daß er und sein Freund uns noch vor Tage zu unsern Frauen führen würden. Nachdem wir also den Abend wohl gegessen hatten, legten wir uns zur Ruhe und wurden dann nach einer Stunde wieder aufgeweckt. Unsre Pferde waren bereit und wir reisten ab, unser Wirth und sein Freund wohl bewaffnet und wir in unsern Lumpen, unser Wirth voran, dann wir und der Freund hinterdrein, immer im Galopp und im dunkeln. Beim Anbruche des Tages kamen wir vor den Thoren von Kaiserslautern an, wo wir beinahe eine Stunde blieben,

ehe sie geöffnet wurden, zitternd vor Kälte und aus Furcht, man möge uns auch hier noch anhalten. Endlich hörte unsre Besorgniß auf; als wir hinein waren, führte uns unser großmüthiger Wirth zu dem Freunde, wohin er unsre Frauen und Kinder gebracht, welche wir noch im Bette fanden, Donnerstag den 22. November. Urtheilt über die Freude, welche wir hatten, uns wieder vereinigt zu sehen!“

Mit der Ankunft in Kaiserslautern war Estienne mit seiner Familie glücklich allen Gefahren, in denen er bisher geschwebt hatte, entgangen. Hier traf er eine Anzahl von Auswanderern, mit denen er sich zunächst nach Mannheim, dann nach Heidelberg wandte. Da der neue Pfalzgraf Philipp Wilhelm ihm alles bestätigte, was der verstorbene Kurfürst Karl bewilligt hatte, so entschloß er sich, um nicht allzuweit von seinem Vater entfernt zu sein, in Heidelberg zu bleiben, wo er zunächst seinen Erwerb als Universitätsbuchbinder fand.

Seine spätern Schicksale haben wir auf Grund von Estiennes Aufzeichnungen in der Einleitung zu diesen Mittheilungen kurz geschildert.



Spanien und das Haus Oesterreich.

Déclarez-vous en toute occasion pour la vertu contre le vice; n'ayez jamais d'attachement pour personne; aimez votre femme, vivez bien avec elle; demandez-en une à Dieu qui vous convienne; je ne crois pas que vous deviez prendre une Autrichienne.*)

So rieth einst Ludwig XIV. seinem Enkel Philipp von Anjou in einer längern schriftlichen Instruction, die dem jungen Prinzen ein Leitstern auf der dornenvollen Bahn eines Königs von Spanien sein sollte. Seltsam! Alfonso ist der erste bourbonische König dieses Landes, welcher wieder eine Habsburgerin auf den Thron geführt hat. Seitdem 1649, also vor 230 Jahren, Philipp IV. eine Oesterreicherin geheiratet, ist keine Prinzessin aus diesem Lande Königin von Spanien gewesen.

Die Zeit, in der eine solche Verbindung für das übrige Europa bedrohlich war, ist längst vorüber; wir können daher die junge Erzherzogin ruhig auf dem

*) Capefigue Louis XIV. II. p. 182.

spanischen Throne wissen — wir hätten höchstens für sie selbst zu fürchten, da sie die Krone eines jener unberechenbaren Länder trägt, wo aus dem Herrscher so bald ein Landflüchtiger werden kann.

Auch die Mehrzahl der Spanier hat gewiß die Anschauung gehabt, daß diese Heirat für die Politik des Landes keine besondern Folgen haben werde. Und doch wurde seiner Zeit bekanntlich in den Cortes die Frage gestellt, ob die Regierung sich durch jenes Familienereigniß irgendwie gebunden habe. Die Antwort fiel, wie zu erwarten stand, verneinend aus. Trotzdem wäre es nicht unmöglich, daß Alfonsos Wahl bei einem Theile des Volkes Mißbilligung erfahren hat. Denn die Anschauung, daß das Haus Oesterreich Spanien großen Schaden gebracht, beherrscht allenthalben die spanische Geschichtschreibung. Mit voller Schärfe vertrat erst neuerdings diesen Standpunkt das Buch des Pedregal y Cañedo (Studien über das allmähliche Wachsthum und den Verfall Spaniens.*) Dies Werk, das ja „nach berühmtem Muster" geschrieben ist, behandelt in vierzehn Capiteln die Gründe, aus denen sich die steigende Größe Spaniens, die Blüthe, der Verfall und die Ursachen des letztern erklären.

Der Hauptzweck des Buches ist: nachzuweisen, daß Spanien, so lange es von einheimischen Königen regiert worden sei, glücklich und kräftig gewesen, daß aber das Bündniß, welches unter fremden Herrschern zwischen „Thron und Altar" geschlossen worden, den Verfall herbeigeführt habe.

Die höchste Blüthe wird dabei in die Zeiten der katholischen Könige, Ferdinands und Isabellas, gesetzt: die Vereinigung der beiden Hauptreiche, die glückliche Beendigung der Maurenkriege, der Beginn der großartigen Entdeckungen trugen im Verein mit dem allgemein europäischen Fortschritte, den die Renaissance und die Erfindungen des 15. Jahrhunderts gebracht hatten, hauptsächlich dazu bei Spaniens Macht zu heben.

Die Größe war aber schon früher vorbereitet worden: der Jahrhunderte dauernde Kampf gegen die Mauren, während dessen die wahre Actionsfreiheit der spanischen Nation sich entwickelt, hatte namentlich zur Kräftigung des Volkes beigetragen. Ueberall wuchs mit der Rückeroberung des Landes die municipale Freiheit desselben; durch diese, welche besonders in Aragonien so auffällig frühzeitig sich entwickelt, ferner durch die Begabung der Cortes mit so vielen schätzbaren Rechten wurde die Blüthe Spaniens gefördert.

Bald zeigte sich auch Spaniens Uebergewicht in der äußern Politik. Es entschied in Italien durch seine Waffen die Fragen des Erdtheils. Durch die gemeinsamen Siege, durch den gemeinsamen Ruhm, durch die gemeinsame Gefahr

*) Estudios sobre el engrandecimiento y la decadencia de España por Manuel Pedregal y Cañedo. Madrid.

gegenüber dem Auslande entstand ein Nationalgefühl, wie wir es in den frühern einzelnen Königreichen vergeblich suchen.

War nun um das Jahr 1500 Spanien im Bezug auf freiheitliche Verfassung, im Bezug auf politische Macht allen Staaten Europas überlegen, wie erklärt sich, daß es am Ende des 16. Jahrhunderts bereits so stark in Verfall gerathen konnte?

Pedregal ist ehrlich genug, zuzugeben, daß der Verfall bereits in der Blüthezeit der spanischen Macht, d. h. in der Regierung der Reyes Catolicos, vorbereitet worden sei

Die Religionskriege hatten wesentlich zur Machtentfaltung der Nation beigetragen: sie wurden aber verderblich durch den allzu großen Einfluß und Reichthum, den die Geistlichkeit nach und nach gewann, und durch den Geist der Intoleranz, der dadurch groß gezogen wurde.

Von letzterm gab schon Ferdinand zwei traurige Beispiele: die Judenverfolgung und die Reactivirung der Inquisition. Die Juden waren nach Pedregal ein wahres Glück für Spanien, denn im Verein mit den Mauren hatten sie Handel und Industrie in hervorragender Weise belebt. Ihre Vertreibung brachte, wie der Verfasser sagt, Spanien mehr Schaden, als ihnen selbst. Noch entsetzlicher war für das unglückliche Land die Inquisition.

Pedregal ist nun bemüht, die Schuld dafür, daß diese Institution dem Spanien der folgenden Jahrhunderte ein ganz bestimmtes Gepräge gegeben, lediglich den Herrschern und namentlich den Nachfolgern Ferdinands zuzuschieben. Allerdings hat das Volk verschiedner Landestheile sich seiner Zeit der Einführung des Glaubensgerichtes widersetzt, aber nach kurzer Zeit war, wie Pedregal selbst zugesteht, der populare Fanatismus ein unaufhaltsamer Strom geworden. Die Schuld ist also wohl nicht bloß auf Seiten der Herrschenden. Denn die Deutschen des Mittelalters und die Niederländer des 16. Jahrhunderts verstanden es doch auch, diese ihnen unliebsame Institution zu beseitigen. Von der Thatkraft der Spanier jener Zeiten können wir auch keinen allzu hohen Begriff erhalten, wenn uns der Schriftsteller des öftern erklärt, daß durch Juden und Mauren Handel, Gewerbe und Ackerbau auf eine hohe Stufe der Entwicklung gebracht worden und daß alles nach der Vertreibung dieser Völkerstämme zurückgegangen sei.

Doch zurück zu Ferdinand. Ein weitrer Fehler war sein Ehrgeiz und seine Ländersucht, die ihn trieben, sich nicht nur in Europa in viele Kriege zu stürzen, sondern auch die neugewonnenen überseeischen Territorien so schnell als möglich auszusaugen.

Die unglückselige Colonialpolitik Spaniens ist durch jenen Herrscher inaugurirt worden.

Wenn wir nun also sehen, daß Intoleranz, allzu kriegerische und daher

kostspielige Politik, verhängnißvolle Behandlung des überseeischen Spaniens bereits in der Blüthezeit des Landes stark in Entwicklung begriffen waren, so werden wir nicht mit Pedregal übereinstimmen, wenn er behauptet, die Fürsten fremder Dynastie allein hätten, indem sie alle jene Fehler in noch stärkerm Maße als Ferdinand besaßen, den Verfall des Landes verschuldet. Er behauptet dies aber um so mehr, als diese Fürsten ja auch die freiheitlichen Rechte der Spanier nach und nach unterdrückt oder wenigstens gar nicht beachtet hätten. Dieser Vorwurf ist gerecht: allerdings haben die Cortes seit Carl V. immer mehr an Bedeutung eingebüßt; aber wer die Geschichte Spaniens im 15. Jahrhundert bei Lafuente gelesen, der wird wissen, daß die Bedeutung dieser Versammlung schon unter Heinrich IV. von Castilien zu schwinden begann. Auch war der Gang der Dinge bei der Umwandlung des mittelalterlichen Staates in den modernen ein ganz natürlicher. Ferdinand und Isabella brachen die Uebermacht der Großen, zum Theil unterstützt durch die Cortes. Carl und Philipp bedienten sich des Adels, um die Städtevertretung zu schwächen. Dieser verhängnißvolle Fehler, der jener denkwürdigen Versammlung nur das Recht ließ, Bittschriften an den Herrscher zu richten, hat sich schwer gerächt; denn die vielen Peticiones, welche die Cortes an Philipp II. gerichtet haben, beweisen, daß manches in Spanien gewiß besser gewesen wäre, wenn jene Männer größern Einfluß gehabt hätten. Die finanziellen Verhältnisse würden sich gehoben haben, die Inquisition hätte nicht solche Macht erlangen können, wenn Philipp II. die oft so heilsamen Vorschläge der Cortes befolgt hätte. So aber antwortete er nur in starrer Verblendung kurz: A esto vos respondemos, que no conviene hacer novedad!

Mit Recht wird denn auch Philipp II. von Pedregal als derjenige hingestellt, der am meisten geschadet. Aber wir fragen: schadete er, weil er als Fürst aus fremder burgundisch-deutscher Dynastie sein Volk und dessen Bedürfnisse nicht verstand oder weil er als glaubensstolzer, intoleranter Spanier sich alles, die Körper wie die Geister seiner Unterthanen unterwerfen wollte? Wir ersparen uns die Antwort.

Wenn wir also Pedregal darin Recht geben, daß der Verfall, dessen Anfänge schon in Ferdinands Zeiten zu finden sind, durch die innere und äußere Politik Carls und Philipps mächtig gefördert worden ist, so müssen wir doch dabei beharren: die beiden letzten Fürsten sind im wesentlichen dieselben Pfade gewandelt wie jener treulose Aragonier, haben also nur da weiter gebaut, wo jener aufgehört; ferner können Philipp II. und seine Nachfolger nicht mehr als in Spanien fremde Fürsten angesehen werden; außerdem trägt das Volk am Verfall seine Schuld. Wenn es so gut und tüchtig war, wie Pedregal es schildert, dann mußte es nach Vertreibung der Juden und Mauren im stande sein, deren

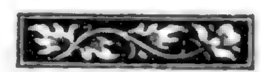
Stelle auszufüllen, dann mußte es ihm möglich sein, sich der Geistestyrannei wenigstens einigermaßen zu erwehren. So blieb es aber fast unberührt von der Geistesbefreiung, die die Reformation einem guten Theile Europas brachte — ein Umstand, den Pedregal offen beklagt. Ebenso schlimm war es, daß die Abenteuerlust, die Sucht und die Möglichkeit schnell reich zu werden, den sittlichen Kern des Volkes anfraß, die Arbeit lästig, sogar verachtet machte. „Spanien, sagt Pedregal, starb in den Armen der Inquisition und des monarchischen Despotismus, welcher seine Klauen in den Boden dieses Landes beim Antritt einer fremden Dynastie einschlug.“ Hätte dies Land sich (um mit Montesquieu, Pedregals Vorbild, zu reden) „der unerschöpflichen Hilfsquellen, Tugend, Standhaftigkeit, Stärke und Entsagung bedient,“ so wäre es ihm vielleicht gelungen, sich jener tödtlichen Umarmung länger oder vielleicht ganz zu erwehren.

Noch eins sei aus Pedregals Buche erwähnt: Dem Geistestyrannen Philipp II. kann er nur eine richtige und für Spanien vortheilhafte Handlung nachrühmen: die Einverleibung Portugals. Wir freilich wissen, welch unsägliche Opfer Spanien diese Vergewaltigung gekostet, können also dieser Anschauung kaum zustimmen. Da Pedregals Meinung aber dahin geht, daß aus der Vereinigung mit Portugal für Spanien eine heilsame Wiederbelebung entspringen werde, verstehen wir jene Anschauung vollkommen.

Wir übergehen die interessanten Capitel (Los tributos y la industria en los siglos XVI. y XVII. — La despoblacion de España y la propiedad territorial. — Costumbres y literatura.) die sich mit der entsetzlichen Mißwirthschaft der spanischen Regierung im Mutterland und in den Colonien beschäftigen. Vieles von dem ist in Rankes „Die Osmanen und die spanische Monarchie im 16. und 17. Jahrhundert“, dem Pedregal auch seine Anerkennung zollt, und in Lafuente enthalten.

Nur eine Hauptverschiedenheit in den Anschauungen Rankes und Pedregals sei erwähnt. Ersterer ist der Meinung, daß der große spanisch-österreichische Ländercomplex im 18. Jahrhundert deshalb von so gewaltiger Bedeutung gewesen sei, weil die gemeinsamen Herrscher der Familie Habsburg im damaligen Europa allein im Stande gewesen seien, den Türken mit Erfolg in Ungarn und im Mittelmeere entgegenzutreten. Und in Wahrheit, Spanien sicherte für einige Zeit den Handelsverkehr auf dem Mittelmeer einigermaßen; es rettete, wenn auch spät und langsam, so doch noch glücklich Malta 1565; es siegte unter Juan d'Austria im östlichen Mittelmeer über die Flotte der Osmanen. Pedregal jedoch erscheint der Schaden, den die allzugroße Macht, in einer Hand vereinigt, hervorgebracht, größer als der Nutzen, den die Vertheidigung der Christenheit gegen die Türken in sich getragen hat.

Das ohne Zweifel anregende Buch unsers Autors hinterläßt fast einen peinlichen Eindruck. Denn der Verfasser bemüht sich, die Schuld des Unglücks seines Vaterlandes nur andern zuzuschieben und die Vorväter der Volksgenossen möglichst freizusprechen. Die Heilmittel, um Spanien wieder zu heben, sind unberührt gelassen. Nur die allgemeine Phrase, daß „die Freiheit“ das Verlorne wieder bringen werde, begegnet uns öfter.



Ein Jugendfreund Goethes.

Ernst Wolfgang Behrisch (1738—1809).

Von W. Hosäus.

(Schluß.)

Den Umfang der literarischen Thätigkeit Behrischs hat man bis jetzt kaum geahnt. Selbst das von K. Elze mit großem Fleiße zusammengestellte Verzeichniß seiner literarischen Arbeiten bleibt weit hinter dem zurück, was wir gegenwärtig als von ihm herrührend bezeichnen können. Vieles davon ist freilich verschwunden, nur weniges überhaupt gedruckt worden — man kennt ja Behrischs Abneigung gegen die Presse. Wir lassen in nachstehendem ein Verzeichniß seiner Arbeiten nebst einigen Proben folgen und schließen mit einigen kritischen Bemerkungen.

Die dichterischen Arbeiten theilen wir der Uebersicht wegen in vier Klassen: Dichtungen, welche ihren Zweck in sich tragen; Gelegenheitsgedichte zur Feier bestimmter Ereignisse; Gedichte an Berenhorst und Inschriften.

Von den Gedichten der ersten Klasse ist wenig mehr vorhanden. Wahrscheinlich schrieb Behrisch den Text zu dem von F. W. Rust componirten Monodrama „Kolma“ (1779) und zwei Schauspiele: „Fingal in Lochlin“ und „Inamorula“ (Dessau 1782, auf Kosten der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler und zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten),*) zu welchen letzten beiden Schauspielen Rust ebenfalls die Musik schrieb. Die drei Dichtungen lehnen sich an Ossian an, die Worte zu

*) Auf diese Arbeiten scheint sich Behrisch zu beziehen, wenn er in einem Gedichte vom Jahre 1793 schreibt:

„Mich reizte des Cothurnus feyerlicher Gang,
Mich oft der hohen Tuba Klang.“

Kolma entsprechen größtentheils der Goethischen Fassung in Werthers Leiden. Von „Fingal in Lochlin“ und „Inamorula“ sind bis jetzt nur die eingelegten Gesänge zu finden gewesen. Besonders gerühmt wird die Musik zu dem in tiefen Schmerz getauchten Monolog der gefesselten Kombana: „Torkul, mit Locken des Alters,“ die Dr. W. Rust ein Meisterstück declamatorischen Gesanges nennt, das in seiner ernsten, fast rauhen und finstern Weise die Poesie des Nordens in unübertrefflicher Weise wiedergiebt. Man wird kaum irren, wenn man die damalige Vorliebe der dichterischen und musikalischen Production in Dessau für Ossian mit Goethes Besuchen (1776, 1778, 1781) zusammenbringt; hatte schon die Lectüre von Werthers Leiden überall für Ossian begeistert, wie mußte es die persönliche Erscheinung des Dichters selbst. Erwägt man die Beziehungen Goethes zu Behrisch und durch diesen zu Rust, der u. a. auch zuerst Goethes „Der du vom Himmel bist“ in Musik setzte, so ist der Gedanke, daß Goethe selbst den genannten theatralischen Werken nicht fern gestanden, durchaus nicht schlechthin abzuweisen.

Um diese Zeit der erwachenden Poesie in Dessau mag es auch gewesen sein, daß Behrisch der Fürstin eine Auswahl seiner Lieder überreichte. Das Geschenk selbst ist bis jetzt nicht aufzufinden gewesen, doch besitzen wir noch in Behrischs Handschrift das Widmungsgedicht.

An
meine Lieder
als sie
Ihro der Fürstin Hoheit
überreicht werden sollten.

Was fürchtet ihr, ihr kleinen Lieder?
Geht nur getrost auf euren Ruf
Und glaubt, mit Lächeln blickt auf euch die Fürstin nieder,
Aus deren Worten ich einst euer bestes schuf*)
Ja, Ihre Huld und Ihres Gatten Güte
Entwölkte das von Gram benebelte Gemüthe,
Goß Leben und Gefühl in mein erstorbnes Herz;
Der es verschlossen hielt, entfloh, — der stumme Schmerz**)
Ich lernte wiederum empfinden,
Und zu Empfindungen bald wieder Töne finden.
So treibt mit sanfter Macht die milde Frühlingssonne
Den Winter von der Flur,
Und wekket zu Gefühl und Wonne
Die schlummernde Natur.
Dann duftet wiederum die Rose,
Dann rauschet uns der Wasserfall,
Dann horchen wir auf zartem Moose
Dem Liede einer Nachtigall.

*) Das Hirtenlied, welches bei einem reizzenden ländlichen Feste gesungen ward, das Ihre Hoheit für Ihren Gemahl in Wörlitz anstellten.

**) Den Schmerz über die Vernichtung einiger gegründeter Hofnungen und manchen einem empfindlichen Herzen wichtigen Verlust.

Dann singet in des Waldes Nacht
Ein Dichter mit berauschten Sinnen
Vom Zauber der Natur, der ihm entgegen lacht; —
Wird sein Gesang, wird Philomelens Lied gewinnen?
Wie hoch steigt sein Gesang! Wie schmelzend ist ihr Lied!
Verwegen spräche nur, wer diesen Streit entschied. —
O dürft' ich hohen Stoff mir wählen,
Und wüßte kühner Töne Gang,
Dann wären nur die schönen Seelen,
Franz und Louise mein Gesang.

An dieses Gedicht schließe sich ein andres an, daß von F. W. Rust componirt sich unter dessen Oden und Liedern (2. Sammlung, Leipzig bei Grieshammer, 1796) befindet und zu den wenigen gehört, die bei Lebzeiten des Dichters unter dem Namen desselben gedruckt worden sind.

Gesellschaftslied.

Unser Leben, sagen Weise,
Sey ein kurzer Morgentraum;
Andre sagen, eine Reise,
Ja nur einer Welle Schaum.

Ist es leichter Schaum der Welle,
Die der Zeiten Lauf verschlingt,
Sey Champagner-Wein die Quelle,
Der sich dieser Schaum entschwingt.

Ist das Leben eine Reise,
Nehmt die leicht'sten Wagen nur,
Folget auf dem flachsten Gleise
Immer des Vergnügens Spur.

In der Lieb' und Freundschaft Armen
Träumt des Lebens kurzen Traum;
Glückt es euch so zu erwarmen,
Seel'ger ist das Wachen kaum.

Traum und Reise, flücht'ge Welle,
Laßt, was auch das Leben sey,
Ungenuzt auf alle Fälle,
Ungenossen nicht vorbey.

Stärker durch den Saft der Reben
Fliehet Trägheit und Verdruß;
Eilet Freunde, eilt zu leben,
Eilt zur That und zum Genuß.

Behrisch.

Aus dem Jahre 1785 erwähnt K. Elze einer in Handschrift vorhandnen Erzählung Behrischs, welche derselbe zur Feier eines Geburtsfestes im Walderseeischen Hause (natürlich einige Jahre später) vorlas. Am Schlusse dieses, nach K. Elze

übrigens unbedeutenden und durchaus gelegentlichen Productes heißt es: „Dessau hat vielleicht noch nie einen Cirkel gesehen, der so viel Anmuth, Talente, Kenntnisse und Geschmack in sich faßte und sich so lebhaft und so schuldlos zugleich vergnügte. Vielleicht duldet's ihn auch nicht lange. Dann darf ich, der zuweilen eine Lücke desselben ausfüllte, doch sagen: Auch ich war in Arkadien!"

Mittwoch, den 26. December (Vorabend des Geburtstages des Erbprinzen Friedrich) 1798 wurde auf dem neuen Hof-Theater zum ersten Male aufgeführt: „Bathmendi, Oper in drei Aufzügen vom Hofrath Behrisch, Musik vom Freiherrn von Lichtenstein." Vor der Aufführung wurde zur Einweihung der Bühne ein Prolog von Madame Mittel gesprochen; ob Behrisch auch diesen Prolog geschrieben, ist nicht nachzuweisen. Die Dichtung Bathmendi, welche mit der Musik Lichtensteins in Dessau wiederholt zur Aufführung gelangte und auch in Leipzig und Wien dem Publicum vorgeführt wurde, dürfte Behrischs umfangreichste Arbeit gewesen sein. Den Stoff hatte der Dichter einer Erzählung Florians (Bathmendi, nouvelle persane) entlehnt, denselben jedoch frei behandelt. Da Bathmendi eine Oper mit Dialog war und nur noch ein auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindliches „Arienbuch" davon vorhanden zu sein scheint, so ist es gewagt, über den Werth des ganzen Werkes des Dichters zu urtheilen. Ein Correspondent schreibt darüber im „Teutschen Merkur" (1801, II, 228 ff.) nach der Aufführung in Wien (Mai 1801), nachdem er hervorgehoben, wie schwer es einem Componisten sei, dort neben Gluck, Salieri, Mozart, Winter und andern großen Meistern mit Erfolg aufzutreten: „Hiezu kommen noch Eigenschaften des Stückes, die nie verstatten werden, daß es hier bedeutendes Glück machen kann. Man will hier durchaus viel und überraschende Handlung; das Sujet ist aber leer daran und etwas schleppend. Man will durchaus, daß die Stadttheater (ganz verschieden von den Vorstädten) Anstand und Geschmack nicht verletzen, und Manches in dieser Oper, besonders die Scene, wo die Schulknaben vom Schulmeister umhergetrieben werden, lief ein wenig stark dagegen an." Den jüngsten von vier Brüdern, welche der Dichter auftreten läßt, den Dichter Sadder, behandelt er als lustige Person, die allerhand literarische Seitenhiebe auszutheilen hat. Wir theilen nachstehend eine „Arie" mit, die uns an Behrischs Abneigung gegen das Geniewesen erinnert.

Das Genie erblicket Dinge,
Die kein andres Auge sieht.
Eine Feder ist die Klinge,
Die es im Gefechte zieht;
Tintenströme läßt es fließen,
Aber wo sie sich ergießen,
Da genießt das Publicum.

Rasend steigt es in der Ode
Bis zum Göttersitz hinauf,
Und bei eines Hündchens Tode
Löst es sich in Thränen auf.

Mischt im Drama Fluch und Segen
Wunderbar der Wirkung wegen;
Solche Mischung thut Effect.

Ueber die Natur erhaben
Commandirt es das Gefühl;
Solches wie die Menschen haben,
Ist ihm noch zu schwach, zu kühl.
Es erfindet die Empfindung,
Jubel lohnet der Erfindung
Und verbreitet seinen Ruhm (u. s. w.)

Die Moral des Stückes wird im Schlußchor ausgesprochen:

Freue sich doch, wer Bathmendi gefunden;
Sie ist die Schöpferin seliger Stunden,
Zaubert den Himmel in menschliche Brust.
Doch sie erscheint nur bescheidenen Herzen,
Habsucht und Stolz überläßt sie den Schmerzen;
Thoren verkennen die Freundin der Lust.
Hoheit und Ansehn, begleitet von Schätzen,
Können den Frieden uns nimmer ersetzen,
Den uns die Tochter des Himmels gewährt.
Laßt uns Bathmendi mit Treue verehren!
Horchet auf ihre beglückende Lehren:
Unschuld und Frohsinn ist, was sie uns lehrt.

(Vgl. über Karl August von Lichtenstein — 1767 bis 1845 — Mendel-Reißmann, Mus. Conv. Lex. VI., 315. 316. Der Theaterzettel zur ersten Aufführung ist abgedruckt in L. Würdigs Chronik der Stadt Dessau, 1876, S. 606. Näheres über das Schicksal der Oper bei K. Elze, dem auch die oben gegebnen Proben entnommen sind.)

Als Gelegenheitsgedichte zur Feier bestimmter Tage haben wir Behrisch mit höchster Wahrscheinlichkeit eine Cantate zum Geburtstage der Prinzessin Kasimire (geboren 19. Januar 1749) Schwester des Fürsten, nachmalige Gräfin von Lippe-Detmold (1769) und die Festcantate zur Einweihung des fürstlichen Schlosses zu Wörlitz (1773) zuzuschreiben. Da die höhere Bedeutung dieser Cantaten in der von F. W. Rust geschriebnen Musik ruht, so werden wir die Worte an andrer Stelle mittheilen.

Einen höhern poetischen Werth haben wir dem Hochzeitsgedichte zuzuschreiben, welches Behrisch seinem Freunde und Mitarbeiter, dem Musikdirektor F. W. Rust zu dessen Verheiratung mit der Sängerin Henriette Niedhardt widmete. Es ist vom fürstl. Kammermusiker J. G. Keller komponirt und wurde am 9. Mai 1775, dem Vorabend der Hochzeit, aufgeführt: „Der Streit Amors und der Göttin der Tonkunst vor der Brautkammer des Herrn Musikdirector Rust; von E. W. Behrisch und J. G. Keller."

Im Jahre 1777 schrieb Behrisch einen (wahrscheinlich von Rust in Musik gesetzten) Festgesang zum 10. Jahrestage der Vermählung des Fürsten. Der Gesang

wurde, von Blasinstrumenten begleitet, auf dem Drehberge bei Wörlitz aufgeführt. Der in der 3. Strophe angeredete Prinz ist Prinz Hans Jürge, Bruder des Fürsten, damals preuß. General der Infanterie und in Stettin wohnhaft. Die Dichtung findet sich bei K. Elze.

In demselben Jahre (1777) war das neue Theater auf dem fürstlichen Schlosse eingeweiht und daselbst „Ariadne auf Naxos" (von Benda) zweimal vor hohen Gästen, dem Markgrafen Heinrich von Brandenburg-Schwedt und dem Prinzen Hans Jürge, mit Prologen aufgeführt worden. Die Prologe sind mit der dazu gehörigen Musik (drei Nummern, componirt von Rust) leider verloren; ohne Zweifel waren sie von Behrisch gedichtet.

Im Januar des nächstfolgenden Jahres (1778) verunglückte beim Eisen der dreiunddreißigjährige Metzner der fürstlichen Mühle, Johann Christian Mohsdorf. Behrisch veröffentlichte als fliegendes Blatt ein Gedicht auf denselben (vgl. Schmidt, Anhalt. Schriftsteller-Lex.), das in der Anhalt. Krit. Bibl. (Wittenberg und Zerbst 1781. I., 61 ff.) ausführlich besprochen wird. Es scheint „eine Art Lied vom braven Mann" gewesen zu sein. Bis jetzt ist kein Exemplar davon aufzufinden gewesen.

Als im Jahre 1787 König Friedrich Wilhelm II. von Preußen in Dessau weilte, dichtete Behrisch einen „Nymphengesang", der von Rust in Musik gesetzt am 4. October auf dem Sieglitzer Berge von Frauenstimmen mit Begleitung von 2 Klarinetten, 2 Waldhörnern und Basson aufgeführt wurde.

Im Jahre 1792 vermählte sich der Erbprinz Friedrich, Behrischs ehemaliger Zögling, und Behrisch mochte sich diesmal ganz besonders angeregt fühlen, als Festdichter aufzutreten. Er schrieb einen Gesang zur Feier der Ankunft „der Durchlauchtigsten Erbprinzessin von Anhalt-Dessau, von einem Chor der Priesterinnen der Fortuna gesungen, den 28. Juni 1792." (K. Elze.)

Endlich berichtet noch die „Zeitung für die elegante Welt" (1801, Nr. 103), daß Behrisch den aus dem Bade heimkehrenden Fürsten zum 62. Geburtstage (10. August 1801) mit einem Festgedichte empfangen haben. Auch existiren noch einige andre Gelegenheitsgedichte von Behrisch, eins früher im Besitz des Herrn Dr. Salomon Hirzel, ein andres im Besitz des Herrn Prof. Dr. K. Elze, beide jedoch nach K. Elze unbedeutend.

Zu den Ereignissen des Hoflebens, welche die Poesie herausforderten, gehörten damals auch die weitberühmten Parforcejagden, Hirsch- und Eberjagden, mit den sich an sie anschließenden festlichen Gastmählern. Auch für sie dichtete Behrisch einige Lieder, die von der Gesellschaft während des Jagddiners meist nach bekannten Jagdmelodien bei Hofe gesungen wurden.

Wie sehr sich Behrisch für Jagd überhaupt interessirte, beweist beiläufig bemerkt das von ihm geschriebene „Teutsch-französische Wörterbuch der Jägersprache," welches besonders die bei der Hirschjagd gebräuchlichsten Ausdrücke enthält und den zweiten Anhang zu Herrn von Winckells Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber (Lpz. 1822, 2. Aufl. III., 661—684) bildet. Behrisch hatte es

ursprünglich zum Privatgebrauch der Herren und Damen am Dessauischen Hofe bestimmt, aber später den Abdruck unter der Bedingung, daß auch sein Vorbericht wörtlich mit abgedruckt werde, gestattet. Jener Vorbericht trägt das Datum Dessau den 1. September 1802.

Die dritte Reihe poetischer Productionen Behrischs, nämlich seine poetischen Episteln an Berenhorst, umfaßt meist Geburtstagsgedichte. In frühern Jahren war es Behrisch eine angenehme Gewohnheit, Berenhorsts Geburtstag (den 26. October) jedesmal mit einigen Versen zu feiern und die Beobachtung dieser Gewohnheit sah er später als Pflicht an. Er wollte lieber dem Freunde einmal ein schwaches Opfer bringen, als untreu scheinen. Wir geben einige Proben dieser Gedichte.

Als im Jahre 1781 die deutsche Uebersetzung der Odyssee von Voß erschienen war, schickte sie Behrisch dem Freunde mit einer poetischen Epistel zu, in der er Homer humoristisch mit dem poetischen Stümper Hansen in Köthen, einem Bekannten Berenhorsts, vergleicht. Wir theilen das Gedicht mit, weil es Behrisch zugleich von der kritischen Seite zeigt.

D. d. 20. Dec. 1781.

Empfange hier nebst meinem Gutenmorgen
Die längst gewünschte Odüssee,
Womit Herr Voß nach langem Borgen
Uns nun bezahlt. Sie wird fürs Magenweh
Dir gute Dienste thun. Denn lange lagen
Die harten Verse jenes Reimers,
Die Sinngedichte eines Wörter-Leimers
Aus unserm nachbarlichen Cöthen,
(Wo man nichts besser kann, als löthen)
Dir unverdaut im kranken Magen,
Erzeugten Kopfweh, Schwindel, Uebelkeit.
Mir, leyder! Freund, ich muß es klagen —
Mir gaben sie den Ohrenzwang
Noch oben drein durch ihre Rauhigkeit.
Von diesem allen soll uns der Gesang
Des göttlichen Homäros heilen.
Dann wollst du aus Barmherzigkeit
Die Lesung des Gesangs mit unserm Hansen theilen.
Vielleicht bekömmt er Licht,
Und sieht, man schaffe ein Gedicht
Aus Wörterschwall und Reimen nicht allein,
Es müßten auch Gedanken, Malereyen,
Wozu die Musen selten nur die Farben leyhen,
Und scharf gemeßner, und doch freyer Gang,
Und nichts zu kurz, und nichts zu lang
In unsern Liedern seyn.
Vielleicht ersieht er es, und trägt uns seltner auf:
Ich wette, seine Ruh' hemmt nicht der Künste Lauf.

In dem Gedichte vom 26. October 1789 gedenkt der Verfasser seiner Schuld gegen Berenhorst, der ihm im Frühjahre mit einem Gedichte (wahrscheinlich zu Behrischs

Geburtstage) gefeiert hatte. Behrischs Festepistel ist durchaus der Mittheilung werth, doch dürfen wir nicht zu viel Raum in Anspruch nehmen und geben deshalb bloß den Anfang.

Sechsmal betrat der Mond mit neuem Licht die Bahn
Und sah beschämend mich, den bösen Schuldner, an.
Es tönt wie Flötenton noch jetzt in meinen Ohren
Das Lied von deiner Huld im Lenz für mich geboren:
Noch eh' die Nachtigall von ihrer Liebe sang
Entströmte deinem Spiel gedankenreicher Klang;
Nun ist die Schwalbe fort, ihr Flüstern schon verklungen,
Ich, ganz des Dankes voll, hab' ihn noch nicht gesungen.
So ist des Jünglings Mund beredter Worte voll,
Die, schön geordnet, nun die Göttin hören soll,
Er sieht die Wirkung schon, eilt mit den süßen Klagen
Vor ihrem Blicke hin, um — nichts davon zu sagen.
So, wenn auf dein Gedicht mein frohes Auge fiel,
Ergriff die kühne Faust geschwind das Saitenspiel:
Doch wollte bald der Ton nicht zur Empfindung passen,
Und bald das Silbenmaß nicht den Gedanken fassen.
Nur heute, es blühte noch das Morgenroth empor,
Sang mir die Muse selbst die reinsten Töne vor.

Charakteristisch für das Gemüth und die Denkweise Behrischs erscheint sein Geburtstagsgedicht an Berenhorst vom Jahre 1792, dessen Anfang und Schluß wir folgen lassen. Die Verse zeigen, daß Behrisch zwischen Dichten und Reimen sehr klar unterschied und ehrlich eingesteht, daß die Zeit lebendig sprudelnder Lieder für ihn vorbei sei. Gerade aber die Wärme, mit der er dies empfindet, und die Aufrichtigkeit, mit der er dieser Empfindung Ausdruck giebt, erheben wieder seine Verse und geben ihnen einen poetischen Hauch.

Hör' auf zu singen, alter Sänger,
So predigt mir so manches Dichters Lauf;
Hör' auf, ruft die Kritik, und strenger
Ruft eigenes Gefühl: Hör' auf.
Denn kälter wird das Herz, wie jenes Sees Welle,
Die, bald vom Frost gehemmt, nicht mehr gekräuselt fließt,
Und doch ist jenes nur die Quelle,
Aus der in den Gesang das Leben sich ergießt.
Erfindung, sie, die erste Tugend
Des Dichters, der sich Kränze pflückt,
Begleitet ihn, so lang ihn Jugend schmückt,
Und ewig jung entflieht sie mit der Jugend.
Die reiche Göttin Phantasie,
Die dem geweihten Blick die schönsten Bilder webet,
So wenig seh' ich sie,
Als jetzt den Schmetterling, der um die Blüthe schwebet.
Ich reime nur, ich dichte nicht. —

Warum versuch' ich denn noch immer ein Gedicht?
Warum, da inn'rer Trieb mir fehlet,
Und selbst das Reimen mich oft quälet,
Ist denn mein Saitenspiel nicht still?
. . . .

Auch über Weise herrscht Gewohnheit als Tyrann,
Der selbst ein kleines Lied nicht wohl vermissen kann.
Vielleicht, daß Ihr ein schlechtes eher mir verzeihet,
Und denket: Er wird schwach;
Es ist doch gut gemeint; der Schwäche sieht man nach.

Mit solcher Hoffnung sey auch dieses dir geweihet.
Nimm nun den Wunsch, den ich in meinem Garten,
Wo noch die Rosen blüh'n, für dich gethan,
„Daß deiner lange noch der Freude Rosen warten,"
Als Freund vom alten Sänger an.

Zum Schluß stehe hier noch Behrischs Geburtstagsgedicht aus dem Jahre 1797 mit den Anmerkungen, die er selbst hinzugefügt hat.

Wenn ich, wie unser Oberalter Gleim,
In Versen fühlt' und dächte*),
Wenn mir der leichtgesundne Reim
Auch Bild und Ausdruck brächte,
Du sähest heute ein Gedicht
Von nicht gemeiner Länge,
Und thäts der Verse Güte nicht,
So ehrte deinen Tag doch mind'stens ihre Menge.

Ritt ich so leicht und kühn wie unser Voß**)
Wenn er den Pegasus beschreitet,
Und an des Freundes Tag' ihm frisch entgegen reitet,
Und holte mir das edle Flügelroß
Die Verse, so wie ihm, sogleich zu ganzen Schocken
Ich würde heute nicht im Singen zaghaft stocken;
Ein solches Tischlied säng' ich deinen Kindern vor,
Sie sängen's dir, und gern vernähm's das Vaterohr.

---

*) Der achtzigjährige Dichter in Halberstadt versifizirt immer noch. Es soll ihm Bedürfniß seyn, jeden Morgen wenigstens ein Stück Verse zu schreiben. Man merkt aber an ihnen die Menge der Winter, die der würdige Greis erlebt hat.

**) Herr Hofrath Voß hat abermals einen Musenalmanach für 1798 herausgegeben, worinnen (die Uebersetzungen mitgezählt) 21 Stück von seiner Arbeit sind. Davon sind neun Stück eigentliche Lieder, welche aber mit seinen frühern verglichen, sehr viel verlieren. Auf der 98. Seite findet man ein Tischlied an des Freundes Geburtstage von 10 sechszeiligen Strophen, welches doch wohl etwas zu lang ist. Dazu werden noch jedes mal die beiden letzten Verse der Strophen im Chor wiederholt, ohne daß man eben die Ursache diese Wiederholung einsieht.

Gelänge mir der Epos so wie Göthen*),
Der unnachahmlich schön die wackern Bürger malt,
Den Vieweg, ehe dann die andern mehr noch böten,
Für jeden Pinselstrich des Thalers Hälfte zahlt;
Ich eilte gleich mit meinen Kinde
Entzückt zu dir, und stolz auf solches Angebinde.

Entschwänge sich, wie Klopstocks Genius**),
Mein Geist dem niedern Wolkenkreise,
Und streifte bald den Syrius
Und bald den großen Bär auf ungebrochnem Gleise,
Ich wagte heute noch die Reise,
Und eine Ode wäre dein.
Wo nach des Meisters Weise
Metaphern kühn sich an Metaphern reih'n,
Und die Allegorie zum heil'gen Räthsel weih'n,
Das, von der Wortfügung verworr'nem Garn enthüllet,
Die Seele mit Bewund'rung füllet.

Ich aber hebe mich nur schwer,
Und Schwindel faßt mich in der Höhe.
Wenn in der Einbildung ich mich nur schwebend sehe,
Erscheint mir Icarus und sein fatales Meer.
Auch taug' ich nicht zum Maler der Geschichte;
Den Menschen treu zu schildern, welche Kunst!
Ein Thierstück allenfalls — zu dieser Art Gedichte
Verleiht die Muse mir vielleicht ein wenig Gunst.
Doch sollte mir auch jetzt ein solches Stück gelingen,
Ich dürft' es heuer dir nicht bringen;
Denn eben, denk' ich, ists ein Jahr,
Daß ich den Pfau, die Aelster, und den Staar
Auf einem Stück zusammenbrachte,
Und dir des Schwätzers Bild zum Festgeschenke machte.

So mag dann, ohne mehr zu reimen,
Für heute die Empfindung keimen,

*) Der Geheimderath von Göthe schrieb jüngst eine bürgerliche Epopee: Hermann und Dorothea betitelt, und gab sie einem Freunde, der nach Berlin reiste, mit dem Auftrage, sie einem Buchhändler zu zeigen, und dessen Gebot zu erwarten. Zugleich gab er ihm einen versiegelten Zettel, welcher den Preis enthielt, für den das Manuscript sogleich erlassen werden sollte, und bat, ihn nicht eher, als nach angehörtem Gebote des Buchhändlers zu eröfnen. Herr Vieweg bot dem Freunde 1000 Rthlr. in Gold; der Freund öfnete den Zettel, fand darinnen die Summe von tausend Rthlrn. als Kaufpreis bestimmt, und überlieferte dem Buchhändler das Manuscript. Dieses enthält 2000 Verse. Es kömmt also auf jeden Vers ein halber Thaler, ohne das große Agio des Goldes in Anschlag zu bringen.

**) Der Buchhändler Göschen in Leipzig ist gesonnen, Klopstocks Schriften ebenso prächtig gedruckt als Wielands Werke herauszugeben, verlangt aber, daß W. Klopstock die Dunkelheiten, die in einigen seiner Oden obwalten, durch einen Commentar aufhellen soll, wovon der Dichter die Nothwendigkeit nicht eingestehen will.

Sie macht sich ohne Reime Lust;
Sie ists, die ungekünstelt ruft:
So, wie du jetzo lebst, so werde noch viel älter,
Nie an Gefühl, und nie an Lust zur Arbeit kälter,
Und niemals kälter gegen mich,
Der jetzt den Dichterschweiß von müder Stirne strich!

Die vierte Reihe der poetischen Productionen Behrischs umfaßt die Inschriften, die er theils zum Schmuck der vom Fürsten und dessen Bruder, dem Prinzen Hans Jürge, geschaffnen Parkanlagen, theils für Grabdenkmäler verfaßte. Sie sind meist in Distichen geschrieben und zeigen, daß sich Behrisch auch in dieser schwierigen Form geschickt bewegte.

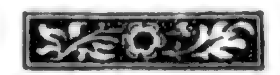
Uebersehen wir Behrischs poetische Thätigkeit, so werden wir freilich bald gewahr, daß er nicht ein Dichter im vollen Sinne des Wortes war: dazu fehlte ihm Unmittelbarkeit, Schwung, Tiefe, Reichthum und Umfang des Geistes; ebenso aber müssen wir einräumen, daß er unter den Dichtern durchaus nicht zu den Mindest-Befähigten gehört. Was Rode an Knebel schreibt, trifft vollkommen zu: wir finden in der That unter Behrischs Gedichten „viel artige, witzige Sachen"; ja wir finden noch mehr darin. Besonders anzuerkennen ist, was die äußre Form betrifft, die durchgängige Correctheit der Sprache und der Wohlklang der Verse.

Fern von allem falsch Akademischen, was wenigstens in seinen spätern Jahren rings um ihn her grassirte, giebt er uns stets seine Auffassung, seine innerste Stimmung, und zwar so ungeschminkt, so ehrlich, daß er uns in jedem Gedichte als eine lebendige Gestalt, mit den Vorzügen und Mängeln, die an ihm hafteten, vor die Seele tritt. Wäre Behrisch nicht eine so harmlose Natur gewesen, die bei allen eignen Sonderbarkeiten auch gern jeden andern gewähren ließ, so hätte er wohl ein geschickter Satiriker werden können. Den Blick für die Eigenthümlichkeiten und Lächerlichkeiten der Menschen hatte er vollauf und an feiner witziger Wiedergabe seiner Gedanken fehlte es ihm auch nicht.

Seine kritische Befähigung war jedenfalls nicht unbedeutend. Daß er des jungen Goethe von Anfang an sich so hingebend annahm und in den schwachen Anfängen desselben sofort das Neue, Lebendige, Poetische erkannte, muß uns für seine Begabung und sein Urtheil um so mehr einnehmen, als er sich sonst der dichterischen Production seiner Zeit gegenüber im allgemeinen abweisend verhielt.

So stellt sich uns das Bild jenes ersten Führers Goethes auf dem Gebiete der Poesie immer deutlicher und achtunggebietender dar und wir würden es nur für Erfüllung einer ihm längst schuldigen Pflicht ansehen, wenn Literaturgeschichten und speciell auch Goethe-Biographien demselben eine gleiche Stellung für Goethes Leipziger Zeit anwiesen, wie man sich längst gewöhnt hat, sie Merck für die spätere rheinische Zeit anzuweisen. Beherzigt man, was Goethe selbst über Behrischs Einfluß bemerkt, so ist das wahrlich schon bedeutend genug, Behrisch eine wichtige Stelle in Goethes erster Entwicklung zu vindiciren: Natürlichkeit, Klarheit, Sach-

lichkeit bei Vermeidung alles Leeren, Phrasenhaften, Uncharakteristischen — liegt darin nicht der Grundaccord einer ganzen poetischen Richtung? Und Goethe schrieb dies spät, als er bei seiner schnellen Entwicklung und dem bald folgenden hochgehenden Fluge seiner Poesie gewiß längst vergessen hatte, zu wie vielen Anregungen und Förderungen im einzelnen er Behrisch verpflichtet war.



Literatur.

Dichtungen von Alfred Meißner. Liebhaberausgabe. Vier Bände. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1879—80.

Die Dichtungen Alfred Meißners gehören bekanntlich zur einen Hälfte der vormärzlichen Periode unsrer poetischen Literatur und der damals herrschenden Neigung zu dem an, was man politische Lyrik taufte, zur andern Hälfte der Entwicklung nach 1848 und der Gegenwart. Soviel wir übersehen können, umfaßt die vorliegende, in ungewöhnlich reicher und stilvoller typographischer Ausstattung erschienene Gesammtausgabe Gedichte, welche den ersten vierziger und solche, die den allerletzten Jahren entstammen, repräsentirt sonach die ganze poetische Entwicklung Alfred Meißners, soweit dieselbe auf dem lyrischen und lyrisch-epischen Gebiete stattgefunden. Neben den sämmtlichen lyrischen Dichtungen des deutsch-österreichischen Poeten gehören ihr der „Ziska“ (in 13. Auflage des Gedichts), die erzählenden Dichtungen „Werinher“ und „König Sadal“ an, von denen die letztere, wenigstens dem Referenten, völlig neu ist. Die Gedichte von der „Communion,“ welche die Jahreszahl 1840 trägt, bis zu den „Herbstblumen,“ überschriebenen Schlußliedern des vierten Bandes, die in tieferschütternden innigen Weisen um den frühen Tod der jungen Gattin des Dichters klagen, sind Erinnerungen eines reichen, zu Zeiten wildbewegten Lebens, ihr Grundzug ein düster elegischer, fast pessimistischer. Der Goethischen Forderung, daß die Poesie als weltliches Evangelium Heiterkeit wecken solle, entsprechen sie selten, aber auch der Dichter des „Faust“ hat erfahren müssen, daß es nicht überall im Willen des Sterblichen liegt, glücklich zu sein. Freilich wird selbst bei gleichartigen Lebensschicksalen immer die ursprüngliche Naturanlage eines Dichters und der Zug gewisser Zeiten, den einen zu milder Versöhnung, den andern nur zu herber Resignation gelangen lassen. Meißner, welcher die Sammlung seiner Jugendgedichte im Jahre 1857 mit den Worten hinausgesandt:

Spiegelt meines Stromes Welle
Wieder einen hellern Tag —
Wisset auch, wie seine Quelle
Düster zwischen Felsen lag.

hat nach allem, was ihm inzwischen das Leben gebracht und genommen, sich ein wild pessimistisches Schlußwort nicht versagen mögen, das er „Eingang und Ausgang“ überschreibt:

Am Lebenseingang steht geschrieben:
Alles steht in höherer Hut,
Du sollst glücklich sein, sollst lieben.
Ehre die Menschen, die meisten sind gut!

Am Ausgang erst erfahren die Alten,
Wie wenig die Inschrift Wort gehalten.

Doch unablässig von Thor zu Thore
Wandelt der Erdgeborenen Zug.
Dort mit dem Banner, hier mit dem Flore,
Düster belebend den uralten Trug.
Und die Blicke zu Boden gekehrt,
Haben die Jugend noch nie belehrt.

Darüber läßt sich nun eben nicht rechten — der Ausdruck auch der herbsten Schmerzen und finstersten Stimmungen Meißners ist immer edel, meist wahrhaft schön, die Gesammtzahl seiner lyrischen Gedichte, trotz des wieder und wieder erklingenden Grundtons, von großer Mannichfaltigkeit nicht nur der Formen und Rythmen. Der größere Theil dieser Dichtungen ist denn auch längst geistiges Eigenthum weiter Kreise geworden und die vervollständigte Gesammtausgabe wird sicher nicht nur diesen Kreisen zur Befriedigung gereichen, sondern dem Dichter auch neue Theilnahme gewinnen. Ein Kritiker, welcher einem modernen Poeten so voll und ganz gerecht würde, wie einem Dichter entschwundener Generationen, welcher mit Aufgebot aller Nachempfindung und ausgebreiteter Literaturkenntniß die Gedichte Alfred Meißners prüfte und bespräche, würde eine ganze Reihe interessanter Fragen zu berühren haben. Das Verhältniß des naivpoetischen Talents nicht nur zu den politischen Leidenschaften und Empfindungen bewegter Tage, sondern auch zu den philosophischen Richtungen unsrer Zeit, die Wechselwirkung zwischen einer ursprünglichen, durch ein eignes erlebnißreiches Dasein genährten Anlage und dem Einfluß zeitgenössischer Dichter (Byron, Lenau, Heine) auf eine empfängliche Natur, die Untersuchung, wie weit das rhetorische Element in gewissen Gattungen der lyrischen Poesie und für bestimmte Aufgaben seine Berechtigung habe und wo dasselbe die lyrische Stimmung und den Eindruck des Gedichts aufzuheben droht, müßten sich an eine Beurtheilung dieser Gedichte knüpfen, die auf alle Einzelheiten derselben einginge. Wir begnügen uns mit der Hervorhebung eines Gesammteindrucks, zu dem sich am Ende auch jener Kritiker bekennen müßte. Eine ernste Begabung, von reicher Phantasie, die vor allem in den epischen Dichtungen (in den eigentlich erzählenden Gesängen des „Ziska", in „Werinher", in „König Sadal", in den kleinern erzählenden Gedichten „Die Jüdin", „Ein Passahfest", „Walid", „Saumroßleute in alter Zeit" u. a.) zu Tag tritt, eine leidenschaftliche Natur, die in allen Stürmen und Irrungen ihren innern Adel gewahrt und in Kämpfen und Leiden dem großen Vaterlande und dem eignen Volke in unbeirrter Treue verbunden ist, ein Schilderer ersten Ranges, der es nie vergessen, daß die farbenreichste Schilderung erst im Lichte einer Empfindung und Stimmung Poesie wird, ein Dichter, dessen reinste und beste Gedichte leben und wirken würden, auch wo man nichts von den Schmerzen und Hoffnungen unsrer Zeit wüßte und dessen mindest gelungne interessante Zeugnisse für die Gährung eben dieser Zeit bleiben, so tritt Alfred Meißner in der schönen Neuausgabe seiner Dichtungen vor uns. Da der Dichter keiner Empfehlung bedarf, so sei die Ausgabe bestens empfohlen.

Die Josephinischen Ideen und ihr Erfolg. Festrede zur hundertjährigen Gedenkfeier des Regierungsantritts Kaiser Joseph des Zweiten, gehalten in der Aula der Universität zu Wien am 29. November 1880 von Prof. Dr. W. Lustkandl. Wien, Carl Konegen, 1881.

Der Ausschuß des deutsch-österreichischen Lesevereins der Wiener Hochschulen, welcher die Theilnahme der Universität an der Feier zur Erinnerung an dem vor

hundert Jahren stattgefundnen Regierungsantritt Kaiser Josephs II. veranstaltete, hatte Herrn Professor Lustkandl gebeten, die Festrede in der Aula der Universität zu übernehmen. Der Redner glaubte, „den Geist Josephs unmittelbar zum Thema wählen und aus den Blättern des Josephinischen Ruhmes einen Kranz flechten zu sollen.“ Ueber die Bestrebungen des Kaisers spricht er sich auf Seite 83 in der Kürze folgendermaßen aus: „Die Früchte des Nationalismus im Recht, die Besiegung des Feudalismus und des Ultramontanismus in der Politik, die Duldung des Jansenismus und Begünstigung des Febronianismus (unter dem Namen Justinus Febronius hatte der Weihbischof des Erzbisthums Trier, Joh. Nik. von Hontheim, ein Werk: De statu ecclesiae et legitima potestate romani pontificis lib. sing. publicirt, worin er die Macht des Papstes selbst kirchlich zu beschränken, die höhere Macht des Concils einerseits und eine ebenso selbständige Stellung der Bischöfe wie die des Papstes andrerseits zu erweisen suchte: daher der Name) in der katholischen Kirche, die Duldung des Protestantismus in der Religion, die Gewährung des Bürgerrechts auch für die Juden, die Verwendung des Physiokratismus in der Grundwirthschaft, des Merkantilismus im Gewerbe und Handel, der Populationistik in der Polizei und über allen diesen die allgemein gleiche Gerechtigkeit und der die Menschen schützende Humanismus, und alles dies angebahnt, in Versöhnung gedacht und fruchtbar gemacht durch den einheitlichen Staat, deutsch regiert, vermittelt durch deutsche Bildung und Gesittung, das sind die Josephinischen Ideen!“

Wir schätzen gewiß Kaiser Joseph hoch und sind weit entfernt, seinen wohlverdienten Ruhm zu beeinträchtigen, müssen aber doch dagegen appelliren, daß der Verfasser jene Ideen ohne weiteres josephinische Ideen nennt und die Priorität derselben damit dem Sohne der Maria Theresia zuspricht. Finden wir nicht jene Bestrebungen, die auf die Selbständigkeit des Staates, auf das Zusammenfassen des Staates zur Einheit, auf die Vernichtung jeder exempten Gewalt, d. h. der Kirchenansprüche, der provinzial-ständischen wie feudal-patrimonialen Herrschaften, endlich auf eine Hebung des Rechts und des Unterrichts, Beseitigung der Leibeigenschaft und Herstellung eines gesicherten Besitzstandes gerichtet sind, nicht auch anderswo? Hat Kaiser Joseph denn nicht für die meisten seiner Reformen Vorgänger gehabt? Friedrich der Große wird nur beiläufig erwähnt. Er war kein so guter Menschenfreund wie Joseph, so heißt es von ihm. Das hatte wohl seinen guten Grund. Friedrich kannte die Menschen, cette maudite race, eben besser als Joseph, und Oesterreichs Herrscher hat dies später zu eignem Schmerze empfinden müssen.

Die Josephinischen Reformen sind übrigens übersichtlich und ansprechend dargestellt, doch können wir die Bemerkung nicht unterlassen, daß der warme, gehobene Ton und die superlative Ausdrucksweise der Festrede stark mit dem später eingefügten wissenschaftlichen Material und den Gesetzesparagraphen contrastirt, und diese Vermischung auf den Leser störend wirken muß.

C. Julii Caesaris commentarii de bello Gallico. Zum Schulgebrauch mit Anmerkungen herausgegeben von Hermann Rheinhard, Professor am K. Realgymnasium in Stuttgart. Mit einem geographischen und sachlichen Register, einer Karte von Gallien, 10 Tafeln Illustrationen und 15 Schlachtenplänen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart, Paul Neff, 1881.

Wenn man daran gewöhnt ist, unsre griechischen und römischen Schulautoren in sehr dürftigem Gewande zu sehen, so muß uns die vorliegende Cäsar-Ausgabe schon durch ihre äußere Ausstattung, durch gutes Papier und saubern Druck freudig

überraschen. Einen andern Vorzug hat die Ausgabe vor allen ihren Vorgängerinnen dadurch, daß sie die wichtigern Schlachten Cäsars durch Pläne verdeutlicht, welche das Terrain und die Aufstellung der kämpfenden Truppen treu wiedergeben. Ganz angenehm sind auch die beigegebnen Illustrationen, welche bestimmt sind, die verschiedensten Vorgänge aus dem Kriegsleben zu veranschaulichen. Die Wahl der Bilder, für welche die Motive von der für die Darstellung des römischen Kriegswesens eine reiche Ausbeute liefernden Trajanssäule zu freier Composition benutzt sind, scheint uns zwar nicht immer richtig. Die Zeichnungen, welche das Fouragiren, Wasser- und Holzholen, die chirurgische Behandlung Verwundeter, das Einbringen von Gefangnen, ein Opfer im Lager, endlich einen Seehafen mit Kriegs- und Transportschiffen zur Anschauung bringen sollen, sind unsrer Meinung nach überflüssig. Dagegen halten wir es für dringend geboten, einige taktische Bewegungen, z. B. den Uebergang vom Marsch zur Gefechtsstellung oder den Marsch durch ein Defilé durch Zeichnungen zu erläutern. Indessen wollen wir diesen Mangel nicht allzu stark betonen. Bei einer neuen Auflage kann ihm ja leicht abgeholfen werden. In jedem Falle ist der Versuch, Cäsars Commentarien mit Illustrationen und Schlachtenplänen zu versehen, mit Freuden zu begrüßen. Wie traurig sah es doch in dieser Hinsicht mit den bisherigen Ausgaben aus! Eine Karte von Gallien war alles, was dem Text des Schriftstellers und den Anmerkungen beigegeben wurde. Für die Schlachten bediente sich wohl der Lehrer der Napoleonischen Karten, der Schüler aber war auf das von Kampensche Kartenwerk angewiesen. An sich waren zwar die Kampenschen Karten recht gut zu benützen, aber sie veranlaßten den Schüler zu einer neuen Geldausgabe und waren, da er sie umbrechen mußte, um sie in das Buch legen zu können, außerordentlich vergänglich.

Einen weitern Vorzug der Rheinhardschen Cäsarausgabe finden wir darin, daß die beigegebnen Anmerkungen in überwiegender Mehrzahl sachlicher Natur sind. Nur an einigen wenigen Stellen, wo es das Verständniß des Schülers zu erfordern schien, hat der Herausgeber zu grammatischen Erläuterungen gegriffen. Die Zeiten, in denen man dem Schüler die Geheimnisse der lateinischen Syntax an Cäsars Schlachtbulletins beibrachte, sind glücklicher Weise vorüber, und während man früher zwei Jahre lang über zwei bis drei Bücher Cäsars heruminterpretirte, gilt jetzt glücklicher Weise der Satz, daß die Commentarien ganz durchgelesen werden müssen. Dadurch sind die vielen grammatischen Anmerkungen, wie wir sie in den ältern Ausgaben, vor allem in der neben der guten Kranerschen Ausgabe viel benützten, aber wenig genügenden Doberenzschen aufgespeichert finden, überflüssig geworden.

Zum Schlusse wünschen wir der neuen Ausgabe ein weniger plakatartiges Titelblatt und einen festern Einband. Der jetzige dürfte den Kraftübungen einer Tertianerhand kaum erfolgreichen Widerstand entgegensetzen.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Max Maria von Weber.

Es war an einem Sonntagabend zu Ausgang des April oder Anfang Mai des verhängniß- und glorreichen Jahres 1870, als sich in einem kleinen, von Gärten umgebnen vorstädtischen Hause zu Dresden, wie an vielen Sonntagabenden zuvor, eine so bunte als geistig belebte Gesellschaft vereinigte, um in den allen liebgewordnen engen und doch elegant-behaglichen Räumen gute Musik zu hören und in heiterster Geselligkeit die Abend- und einen Theil der Nachtstunden zu verbringen. Die Musik war denn auch an diesem Abend vortrefflicher als jemals, die gastliche Tafel, um die man sich nach manchem künstlerischen Genuß reihte und die duftige Maiweinbowle lockend genug und doch wollte weder bei den liebenswürdigen Wirthen noch bei den befreundeten Gästen die sonst gewohnte Stimmung echter Fröhlichkeit, ja lachenden Uebermuthes aufkommen. Wir alle, die wir zwischen dem Hausherrn und seiner Gattin gereiht saßen, empfanden es, daß an diesem Abend die letzten Töne im Weberschen Hause zu Dresden erklungen waren, wir alle wußten, daß der Herr dieses Hauses in wenigen Tagen die ihm, mehr als er selbst ahnte, ans Herz gewachsne Heimat verlassen und auf der Höhe seines Lebens eine neue Thätigkeit in fremden Verhältnissen und Zuständen in Wien suchen sollte. Max Maria von Weber, der einzige überlebende Sohn des großen Tondichters des „Freischütz" und der „Euryanthe", glaubte sich damals durch eine neue Organisation der technischen Oberbehörde, der er angehört hatte (der Generaldirection der sächsischen Staatseisenbahnen), in seiner besten Leistungsfähigkeit gelähmt und zum Verlassen des Bodens gedrungen, auf dem er von Jugend auf wirksam gewesen. Und wenn hierbei, wie uns scheinen will, ein

Digitized by Google

Irrthum seines Urtheils und seiner Empfindung mit unterlief, so fühlten wir Gäste an jenem letzten Abend in dem allzeit gastlichen Hause doch vor allem nur die Schwere des gefaßten Entschlusses und die Wehmuth eines Scheidens, das keine andre Satisfaction bot, als eben unser Bedauern. Wohl durfte man dem stattlichen, in der Fülle der Kraft und in ungebrochner geistiger Frische stehenden Manne, der selbst tiefbewegt uns andren über den Ernst der Stunde hinwegzuhelfen suchte, noch ein langes thätiges Leben voraussagen, durfte die besten Hoffnungen für ihn hegen. Aber es blieb nichts desto weniger gewiß, daß es ihn hart ankam sich von seiner Vergangenheit zu trennen. Und so waren wir sämmtlich im Begriff düster und schweigsam zu werden, kein gutes, kräftiges Wort wollte die trübe Stimmung, die uns beschlich, durchbrechen, jene unheimliche Macht war über uns, die uns zwingt auch beim Rückblick in das Vergangne gerade auf die düstern, freudlosen Momente, auf herbe Erfahrungen und Enttäuschungen hinzustarren. Da mit einem male erklangen von fern und durch die nachtstillen Gärten rauschende, stärker heranfluthende Töne, aus denen wir alsbald mit dem auflauschenden Hausherrn zugleich, den türkischen Marsch aus Carl Maria von Webers „Oberon“ erkannten. Die dunkle Straße füllte sich mit rothem Fackellicht und mit Schaaren kräftiger Gestalten, die im Geheimniß befindliche Hausfrau aber sagte lächelnd ihrem Gatten: „Es sind die Locomotivführer, Max!“ Dem Gefeierten, dem der Fackelzug der schlichten Männer galt, welche sich, soviel ihrer an diesem Abend nicht im schweren, verantwortungsvollen Dienst beschäftigt waren, von allen Staatsbahnen des Königreichs Sachsen vereinigt hatten, stürzten die Thränen aus den Augen. In dieser Stunde, gegenüber der Liebe und treuen Anhänglichkeit dieser Untergebnen, für die er immer ein Herz gehabt und für die er eingetreten war, wo er mußte und konnte, gegenüber den rührenden Worten und Zeichen ihrer Dankbarkeit, mußte es Max Maria von Weber vor die Seele treten, daß auf jeden Fall sein Wirken in der Heimat kein vergebliches gewesen, daß er Liebe gesät und geerntet, bei hunderten die Freudigkeit zum mühevollen Beruf geweckt und erhalten habe, daß sein Andenken gesegnet bleiben werde. Wir alle, die wir die lösende, erhebende Freude jener Stunde theilten, in der die wackre Schaar den frischbelaubten Garten des kleinen Hauses dicht anfüllte, Weber zwischen ihren Reihen auf- und abschritt und die anwesenden Damen umhereilten, ja flogen, um die rauhen, ernsten und in ihrer Art tiefbewegten Männer mit einem goldnen Trunk zu erquicken, faßten plötzlich Hoffnung auf Heimkehr des eben Scheidenden. Freilich eine andre Heimkehr träumten wir, als die nun gekommen ist, wo erst, nach wenigen Jahren, der Ueberlebende die treue Gattin zur letzten Ruhe an der Seite des berühmten Vaters in Dresden zu betten hatte und wo nun, nach genau einem Jahrzehnt, er selbst in der

Weberschen Familiengruft auf dem katholischen Friedhofe zu Friedrichstadt-Dresden von vielen Wanderzügen rastet. Aber da es, wie der Volksmund in schlichter Gottergebung sagt „nicht hat sein sollen,“ wollen wir uns darum den gewissen Eindruck jener Stunde nicht verkümmern und uns erinnern, daß es, wenn nicht immer ein glückliches doch ein großes, reichbewegtes, reichthätiges und nicht fruchtloses Leben war, welches der Sohn des berühmten Carl Maria von Weber geführt und nun beschlossen hat.

Max Maria von Weber war am 25. April 1822 zu Dresden, nicht ganz ein Jahr nach dem Triumphe, den seines Vaters „Freischütz“ in Berlin gefeiert, geboren und auf den Namen des Titelhelden dieser volksthümlichsten deutschen Oper getauft. Er verlor in früher Kindheit den geistvollen Vater, doch erinnerte er sich seiner aus bestimmten Momenten seiner Kinderjahre, bei denen ihm die Erinnerungen andrer nicht zu Hilfe kamen. In seinem „Ausflug nach Nordafrika“ berichtet er: „Wenn mir Wilhelmine Schröder-Devrient von meines Vaters Tactstock und dem unheimlichen Glühen seiner Brille erzählte, da stand ich wieder als Knabe neben dem Souffleurkasten des Hoftheaters zu Dresden, wohin ich oft während der Proben zur „Euryanthe“ gehoben wurde, neben mir saß wieder des Vaters großer Jagdhund, der mit mir zuweilen gleiche Vergünstigung genoß und vor mir bewegte sich die glanzlose Probescenerie. — Dann sah ich wieder Ludwig Tieck, das gewaltige Antlitz ernst gefaltet, seinen Platz in der Gitterloge einnehmen. — Und dann gingen die beiden Meister zusammen heim, der Musiker, kleiner Gestalt, wankenden Schritts, im grauen Ueberrock, mich an der Hand führend, der große Dichter, von der Gicht schon gebeugt, im dunkeln langen Sürtout, und oft standen sie still und sahen sich im Gespräch an und des einen Brillengläser blitzten in der Mittagssonne, während des andern große, dunkle Augen in dem Schatten seines breitkrämpigen Hutes glühten.“ — Wenig über ein Jahr nach dieser zum Jahre 1825 zurückreichenden Erinnerung traf Max der Verlust seines Vaters. Während C. M. von Weber im fernen London den letzten Hauch seines Lebens und seiner Kraft an die Gewinnung eines kleinen Vermögens für seine geliebte Familie setzte, weilte seine Gattin Caroline geb. Brandt (einst die gefeierte Soubrette der Prager Opernbühne) mit ihren beiden Knaben in dem Winzerhäuschen zu Hosterwitz, wo sie manchen glücklichen Sommer mit dem Gemahl verlebt. Dorthin flog die schmerzliche Botschaft vom Tode des Meisters und von dorther stammte auch eine der frühesten Erinnerungen Webers. Frau von Weber, schon von den schlimmsten Befürchtungen um den kranken fernen Gatten gequält, sieht eine Freundin aus Dresden plötzlich im Dorfe ankommen und zu Webers Freund, dem Kammermusikus Roth, anstatt zu ihr eilen. „Die schrecklichste Ahnung faßt sie, sie fliegt mehr, als sie geht nach jenem Hause —

sieht die beiden im Garten weinend, händeringend stehen — da weiß sie alles und liegt im Augenblick bewußtlos zu ihren Füßen. Das vierjährige Söhnchen Max war ihr nachgelaufen. Fast vierzig Jahre sind seitdem vergangen, aber in seinem Ohr gellt heute noch der Schrei, mit dem ihn die Mutter umklammerte, als sie aus todtenähnlicher Ohnmacht auf dem Rasen liegend erwachte und das thränenbeströmte Kindergesicht über sich gebeugt sah." — — Trotz dieses frühen Verlustes empfand der heranwachsende Knabe alle Segnungen, die es bringen kann von großen, guten, weitgekannten und allgeliebten Menschen abzustammen. Carl Maria von Weber hatte zahlreiche Freunde, thätige, wackre, einflußreiche, hinterlassen. Längst ehe der Name seines Vaters für den jungen Max Maria eine Art Freibrief an das Interesse und die Theilnahme weiter Kreise werden konnte, erachteten es einzelne dieser Freunde (unter ihnen namentlich der Zoolog Lichtenstein in Berlin) als eine heilige Pflicht, der Wittwe des Componisten in der Erziehung und Förderung ihrer Söhne und namentlich des begabten Max Maria (der jüngre Bruder Alexander starb in frühem Lebensalter im Jahre 1844) beizustehen. Nachdem er das Gymnasium absolvirt, entschied sich Weber für die Laufbahn des Technikers und Ingenieurs, die zu Ausgang der dreißiger Jahre in Deutschland eine völlig neue war und über deren beste Vorbedingungen und Bildungsziele noch die wunderlichsten Anschauungen herrschten. Der junge Ingenieur gehörte zu den wenigen, denen die herrschende Gährung und wilde Waldfreiheit, welche im gleichen Beruf Männer der verschiedensten Art vereinigte, in der Hauptsache zu gute kam. Er besuchte die neuerrichtete Dresdner technische Bildungsanstalt, damals noch weit von der spätern Organisation und Ausstattung als Hochschule entfernt, aber den einen Vortheil bietend, daß ihre sogenannte „obere Abtheilung", in der bereits die volle wissenschaftliche Durchbildung von Technikern erstrebt wurde, gegenüber der von hundert Schülern besuchten untern Abtheilung nur 13 Studirende zählte, denen die immerhin schon vorhandnen vorzüglichen Lehrkräfte eingehende Theilnahme widmen konnten. Da man aber noch voraussetzte, daß die praktische Ausbildung der wissenschaftlichen nicht zu folgen habe, sondern mit ihr Hand in Hand gehen müsse, ward diese praktische Ausbildung für den jungen Techniker in den großen Verhältnissen der Borsigschen Maschinenwerkstätten in Berlin gesucht. Und hier waren es nun wieder die Vortheile seiner socialen Lage, die Empfehlungen, die Weber in seinem Namen und in der Theilnahme vieler besaß, welche den großen Tondichter gekannt, die den jungen Ingenieur davor bewahrten in der Einseitigkeit einer Fachbildung aufzugehen, von der man in jener Zeit gelegentlich noch annahm, daß sie die geistige Theilnahme an außertechnischen Dingen und die gesellige Bildung ziemlich ausschließe. Weber bezog gleichzeitig die Universität und hörte nicht bloß eine Reihe von Vorlesungen, sondern studirte

im eigentlichsten Sinne des Worts. Dann ging er nach Belgien und England, wo man die Techniker in der Weise der alten Künstler dadurch zu bilden suchte, daß sich die jüngern Befähigungen und Kräfte an die Meister der neuen geistigen Weltmacht anschlossen, in den Bureaus und bei den Unternehmungen der großen und namhaften Ingenieure mit arbeiteten. Max Maria von Weber fand Aufnahme bei Isambert Brunel, der den Themsetunnel, die Great-Western-Eisenbahn (von London nach Bristol), die Kettenbrücke von Hungerford und die riesigen Docks von Cardiff und Sunderland geschaffen und zu Anfang der vierziger Jahre die zahlreichsten und größten Aufträge nächst Stephenson hatte. Die Vortheile, welche ihm sein Aufenthalt in England gebracht, schlug unser Ingenieur auch in spätern Jahren so hoch an, daß er eine entschiedne Vorliebe für die Art der englischen Ingenieurbildung bewahrte und bis zur Ungerechtigkeit, ja bis zum Vergessen trieb, daß sich die eigenthümlichen Verhältnisse Englands nicht wohl nach dem Continent und am allerwenigsten nach Deutschland übertragen lassen. Während der Zeit seiner englischen Studien hatte er auch eine Pflicht zugleich herzerhebender und herzbedrückender Pietät zu erfüllen, er besorgte die Verhandlungen, nach denen die Leiche seines gefeierten Vaters der Gruft in St. Mary in Moorfields, in der sie 1826 bestattet worden, entnommen und nach Dresden überführt wurde. Nach seiner Heimkehr aus England begann für ihn die Zeit der praktischen Wirksamkeit. In verschiednen Stellungen war er an verschiednen der damals neu entstehenden Eisenbahnen thätig, Ausgang der vierziger Jahre, um die Zeit seiner Verheirathung, bekleidete er das Amt eines „Maschinenmeisters" der Chemnitz-Riesaer Eisenbahn. Damals veröffentlichte er auch seine ersten literarischen Arbeiten, von denen die kleinen Schriften „Das Centralsystem" und „Das Tantièmesystem" Zeugniß für seine wirthschaftliche Bildung, andre Veröffentlichungen für eine gewisse poetische Begabung, ein höchst eigenartiges poetisches Naturell ablegten. Einen so modernen praktischen Beruf sich der Sohn des romantischen Componisten erwählt und so glücklich dies im ganzen für ihn gewesen: ein Anhauch von der Romantik des Vaters war doch auf ihn übergegangen und trat nicht nur in formell schönen Sonetten, in dem (1852 herausgegebnen aber viel früher entstandnen) Romanzencyclus „Rolands Gralfahrt", sondern in manchem Zug seines Lebens und Genießens, namentlich auch in der immer gleich frischen unermüdlichen Wander- und Reiselust zu Tage.

1850 trat Max von Weber in den sächsischen Staatsdienst und zwar als Director der eben damals neuerrichteten Staatstelegraphen. Schon zwei Jahre später wurde er technisches Mitglied der Staatseisenbahnverwaltung (zuerst als Director der sächsisch-böhmischen Staatseisenbahnlinie Dresden-Bodenbach, dann mit dem Titel eines Finanzrathes als Glied der Generaldirection der östlichen

Staatseisenbahnen) mit dem Sitz in seiner Heimatstadt Dresden. Hier war es, wo er neben seinen eigentlich amtlichen Aufgaben jene doppelte literarische Thätigkeit zu entwickeln begann, welche theils ein Resultat seiner fortgesetzten Studien, seiner Reisen, seines beständigen fast leidenschaftlichen Antheils an der Entwicklung der Technik, theils eine Befriedigung des ihm entschieden innewohnenden künstlerischen Triebes war. Schriften höchst verschiedner Gattung entstanden. Zur erstangedeuteten Gruppe derselben zählten, neben zahlreichen Abhandlungen in Fachzeitschriften: „Die Technik des Eisenbahnbetriebes," das in mehrern Auflagen weitverbreitete, in fast alle europäischen Sprachen übersetzte Handbuch „Die Schule des Eisenbahnwesens," die Schriften über „Das Telegraphen- und Signalwesen der Eisenbahnen" und „Die Stabilität des Gefüges der Eisenbahngeleise." Zur zweiten gehörten die farbenreichen Reiseskizzen: „Ein Ausflug nach Nordafrika" und die ersten jener Skizzen und Schilderungen aus der „Welt der Arbeit", der Technik im engern Sinne, durch welche der Autor Antheil für diese seine Welt in den weitesten Kreisen zu erwecken suchte und thatsächlich erweckte. Mit klarem Blick, aber mit allzuleichter Reizbarkeit und Verletzlichkeit, erkannte Weber, daß die größten und mächtigsten Leistungen der neuern Technik der Durchschnittsbildung fremd, in ihrer Bedeutung unbegriffen, in der Würdigung der zu ihnen nöthigen geistigen Kräfte weit unter ihrem echten Werthe geschätzt waren. Mit einer Art Ungeduld erfüllte ihn weiter die so natürliche und aus der ganzen Entwicklung der technischen Wissenschaften und des technischen Berufs in Deutschland leicht erklärliche Ungleichheit der Bildung seiner Berufsgenossen, die Mängel der socialen Stellung derselben. Indem er hier eingreifen und Wandel schaffen wollte, ärgerte und reizte er in seinem Eifer oft diejenigen, für die er sprach und schrieb und die es doch nicht gern hören mochten, daß ihnen noch viel fehle und das meiste von ihnen selbst erworben werden müsse. Auch war es unausbleiblich, daß in Webers eignen Anschauungen und Ueberzeugungen hier mancherlei Ungleichheiten, je nach der Stärke der ihn erfüllenden Vorstellungen, der beherrschenden Stimmung, vorhanden blieben. Und da man an diese halbpoetischen Arbeiten nicht immer poetische Maßstäbe legte, sondern sie ansah, als ob nüchterne Belehrung ihr Zweck sei, so konnte es nicht ausbleiben, daß namentlich die frühesten Schilderungen und Skizzen dieser Art auch bemäkelt wurden. Indeß trägt jede eigenthümliche Tüchtigkeit und jede Weise vollendeter Darstellung eine gewisse Bürgschaft der Wirkung und des Erfolgs in sich. Die in verschiednen Zeitschriften zerstreuten, in den drei Sammlungen: „Aus der Welt der Arbeit," „Werke und Tage," „Schauen und Schaffen" gesammelten, halb schildernden, halb novellistischen, immer höchst charakteristischen, von einem nur ihm eignen poetischen Duft umhauchten, fesselnd ge-

schriebnen Bilder und Skizzen Webers (oft kurzerhand „Eisenbahnnovellen“ getauft, obschon sie keineswegs alle der Eisenbahn angehören) dürfen unbedenklich als das Beste seines Schaffens und als werthvolle Schöpfungen der Literatur der Gegenwart bezeichnet werden. Denn wie vortrefflich die früher genannten und später zu erwähnenden Facharbeiten immerhin sein, welche ernsten Aufgaben sie sich gestellt und wie viel sie zur fachlichen Bildung beigetragen haben mögen: gleich tüchtige, ernst sachliche, auf ein reiches Material und eigne Erfahrung gestützte, gleich formell abgerundete, klar übersichtliche Arbeiten hätten nicht viele, aber doch manche tüchtige Ingenieure von ausgebreiteter technischer Bildung und literarischem Talent geben können. Zu den oben erwähnten Darstellungen, unter denen sich eine Anzahl von wirklichen Meisterstücken finden, gehört aber eben die in ihrer Art einzige Verbindung so grundverschiedner Begabungen, reichster Lebenserfahrungen und mannichfaltigster Eindrücke in einer Seele und die besten dieser Skizzen tragen ohne Frage die Bürgschaft langnachwirkender Dauer in sich.

Während zwischen den ernstgenommenen Verpflichtungen seiner Stellung, zwischen zahlreichen Reisen, deren viele im amtlichen Auftrag wie zu Studienzwecke erfolgten und die sich wiederholt nach Frankreich, England, Belgien, später nach Schweden und Norwegen, nach der Schweiz und Italien erstreckten, und der Arbeit an wissenschaftlich-technischen Schriften die in Rede stehenden Skizzen in längern Zwischenräumen entstanden, fühlte sich Weber auch zu einem größern außerhalb seines Fachkreises liegenden Buche, das zugleich ein Act der Pietät war, zu einer Biographie seines Vaters gedrungen. In langjähriger ernster Arbeit entstand das Lebensbild „Carl Maria von Weber,“ das im Jahre 1864 endlich erschien. Nicht frei von einer zu großen Breite und einzelnen pretiösen Stilwendungen, zeugte dies Buch andrerseits von gründlichen historischen und kunsthistorischen Studien, enthielt Partien von einer wunderbaren Lebendigkeit, in denen vergangne Situationen und Tage so farbig-anschaulich geschildert wurden, als habe sie Weber selbst mit erlebt. Es war die erste wirklich zuverlässige Biographie des großen Tondichters. Uebrigens konnte es nicht fehlen, daß die Herausgabe dieser Arbeit dem Sohne neben Ehren und Anerkennungen auch unfreundliche Urtheile eintrug: seine Anschauungen über Menschen und Zustände der zwanziger und dreißiger Jahre unsres Jahrhunderts erschienen in vielen Kreisen zu herb und zu rücksichtslos.

Im Jahre 1870 verließ Weber, wie Eingangs erzählt ist, seinen langjährigen Wirkungskreis und das anmuthige, von mannichfachster Geselligkeit belebte Heim, das er sich in Dresden gegründet. Bei der Vereinigung der seither bestandnen beiden Directionen der sächsischen Staatsbahnen in eine General-

direction hatte sich eine andre Vertheilung der Arbeiten nothwendig gemacht, nach welcher Weber mehr literarische als administrativ-technische Geschäfte zugefallen wären. Schon längst unzufrieden mit manchem in seiner Stellung, nahm er jetzt seine Entlassung und trat mit dem Charakter eines k. k. Hofraths und technischen Referenten für die Angelegenheiten der Eisenbahnen in das österreichische Handelsministerium zu Wien ein. Welcher Wirkungskreis sich ihm hier auch eröffnen mochte — er blieb im eigentlichen Sinne des Wortes „fremd“ in Wien. Schon wenige Monate nach seinem Eintritt wäre er beinahe in die Lage gekommen, die kaum gewonnene Stellung wieder aufgeben zu müssen. Der Krieg von 1870 brach aus. In Oesterreich wurden Vorbereitungen getroffen zu mobilisiren. Für Weber konnte es weder zweifelhaft sein, wem diese Vorbereitungen galten, noch zweifelhaft, daß er im Falle eines Auftretens Oesterreichs gegen Deutschland nicht bleiben könne. Sein einziger Sohn (jetzt Hauptmann im k. sächsischen Armeecorps, zum großen Generalstabe in Berlin commandirt) stand als junger Offizier in den Reihen des deutschen Heeres, der Vater hätte als Techniker nicht dabei helfen wollen und dürfen, österreichische Colonnen nord- und westwärts gegen Deutschland zu entsenden! Glücklicherweise beseitigten die deutschen Siege bei Wörth und St. Privat jede Gefahr dieser Art. Aber die Empfindung Webers haftete an der Heimat; am 15. December 1870 schrieb er dem Verfasser dieser Zeilen: „Ihre Sendung hat mir die Seele schwer von Heimweh nach Jugendzeit und Jugendland gemacht,“ und das blieb der Grundton vieler Briefe, wenn er auch natürlich als tüchtiger, unablässig arbeitsfrischer und rastlos thätiger Mann sich Verkümmerung und müßiger Träumerei fern hielt. Aus dem österreichischen Staatsdienst schied Weber 1875 aus, lebte dann mit wissenschaftlichen Arbeiten und als selbständiger Ingenieur bei verschiednen großen Bahnbauten beschäftigt, noch einige Jahre in Wien. Seine Feder ruhte nicht, das Buch über „Die Praxis des Baues und Betriebes der Secundärbahnen mit normaler und schmaler Spur“ griff tief in eine technische Zeitfrage ein, noch entschiedner trugen die „Populären Erörterungen von Eisenbahnzeitfragen“ (eine Reihe von Heften) und mehrere Abhandlungen in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ das publicistische Gepräge.

Im Jahre 1878 kehrte M. M. von Weber, einem Rufe nach Berlin folgend, nach Norddeutschland zurück. Er trat in das preußische Handelsministerium ein, in welchem er den Charakter als Oberregierungsrath erhielt und während der wenigen Jahre, die ihm hier vergönnt waren, sich im Auftrag des Ministeriums hauptsächlich mit dem eingehenden Studium der großen Canalsysteme Englands und der Vereinigten Staaten beschäftigte. Im vorigen Frühjahr war er lebendiger, frischer als je von seiner längern Reise nach Amerika zurückgekehrt. Seine

letzte Arbeit galt der Darstellung der gemachten Erfahrungen und Beobachtungen. Ein Herzschlag entraffte ihn am zweiten Ostertage (18. April) dieses Jahres Nachmittags. Wenn es hart erscheint, daß eine seltne, ausgiebige Kraft so früh zur Rast ging, daß Weber jenes otium cum dignitate, für welches er sich in seiner Vaterstadt ein stattliches Haus gebaut, nicht gegönnt wurde, so darf andrerseits jeder, der seine lebensvolle, mit allen Fasern an der süßen freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens hängende Persönlichkeit gekannt, jeder, dem es immer undenkbar erschienen war, wie diese noch immer jugendliche Natur sich ins Alter hinüber finden solle, die Art, wie der Tod unerwartet an den Vollkräftigen herangetreten, doch als einen Ausfluß jenes Glückgestirns ansehen, das nicht immer, aber doch immer wieder über dem Haupte des geistvollen, allseitig gebildeten, vielseitig thätigen und unvergeßlichen Mannes geleuchtet.

Ein neuer Rubens in der königlichen Gemäldegalerie in Berlin.

Seit mehrern Wochen sind die gebildeten Kreise Berlins, welche an Ereignissen der Kunstwelt ein Interesse nehmen, auf das lebhafteste mit der Discussion der Frage beschäftigt: Ist der neu erworbne Rubens des königlichen Museums echt oder unecht? Ist er ein gutes oder schlechtes Bild? Sind die 200 000 Mark, die für denselben bezahlt worden sind, gut angelegt oder nicht?

Die Directoren der königlichen Gemäldegalerie, die Herren Dr. Julius Meyer und Dr. Bode, haben nämlich im Einverständniß mit der aus den Herren Geh. Rath Dr. Jordan, Prof. Grimm und den Malern Oskar Begas und Gustav Spangenberg bestehenden Sachverständigencommission für den Preis von 200 000 Mark ein Gemälde angekauft, welches sich bis dahin im Besitze des Grafen Schönborn in Wien befand und in dessen Sammlung den Namen „Neptun und Amphitrite von Rubens“ unbestritten getragen hat. Aus handschriftlichen Katalogen der Schönbornschen Galerie geht hervor, daß das Gemälde sich schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts in der Sammlung befand. Im Jahre 1790

stach es Schmutzer, und niemand hat bis vor kurzem an der Originalität und Güte des Bildes gezweifelt.

Als das Gemälde in Berlin der königlichen Galerie einverleibt worden war, gab sich zunächst in den künstlerischen Kreisen eine gewisse Enttäuschung kund. Die Galerie ist nicht arm an Meisterwerken von Rubens Hand, die für verschiedne Perioden des Künstlers charakteristisch sind. Aus dem letzten Jahrzehnt seiner Thätigkeit besitzen wir eine heilige Cäcilia, die Züge seiner zweiten Gattin, Helena Fourment, tragend, die er 1630 heiratete, ein ganz von seiner Hand ausgeführtes Wunderwerk von coloristischer Wirkung und Farbenfülle, ferner eine Krönung der Maria und eine höchst energische Hirschjagd der Diana, aus der mittlern Zeit eine Auferweckung des Lazarus, die Skizze zu dem Altarbilde der Augustinerkirche in Antwerpen (Vermählung der heiligen Katharina), endlich aus der Zeit nach seiner Rückkehr aus Italien einen heiligen Sebastian.

Man erwartete nun billig, daß das neue Gemälde, in Anbetracht des Preises, nicht bloß eine Vermehrung, sondern auch eine Bereicherung der Galerie repräsentiren würde. Man hat sich aber in dieser Erwartung so sehr getäuscht, daß die allgemeine Enttäuschung sich mitunter in sehr energischen Worten Luft machte. Bevor wir die künstlerischen Qualitäten des Bildes würdigen, wollen wir den Versuch machen, dasselbe geschichtlich zu fixiren, d. h. ihm innerhalb der Thätigkeit des Meisters eine Stelle anzuweisen. Die Hauptfiguren des Gemäldes, dessen Beschreibung zunächst folgen mag, sind Neptun und ein unbekleidetes Weib, welches nach dem Namen der bekanntesten Gattin des Meerbeherrschers Amphitrite genannt worden ist. Neptun sitzt mit übereinander geschlagnen Beinen auf einem Felsen. Die Rechte stützt er auf einen Dreizack, und um seine Hüften ist ein blaues Gewand geschlagen. Er blickt zu seiner neben ihm stehenden, ganz unbekleideten Gefährtin empor, welche den rechten Arm auf seine Schultern gelegt hat. Vor ihnen nimmt den Vordergrund des Bildes ein leicht gekräuseltes Gewässer ein, aus welchem ein greiser, weißbärtiger Triton mit halbem Leibe emportaucht und der Göttin eine Riesenmuschel darreicht, die mit Perlen, kleinen Muscheln und Korallen angefüllt ist. Während die Göttin einen Korallenzweig aus der Muschel nimmt, legt ein kleiner Amor, der ihr zur Seite schwebt, eine Schnur von Perlen um ihren Arm. Neben dem Triton ist eine ganz lichtblonde Nereide mit dem Oberkörper sichtbar, welche huldigend zu der Göttin aufschaut und sich dabei gegen ein Krokodil lehnt. Rechts vom Beschauer bricht ein gewaltiges Nilpferd mit aufgesperrtem Maule durch das Schilf, links bewegt sich ein Löwe und neben ihm mit feindseliger Miene ein Tiger, noch weiter links ein Nashorn, das etwa nur bis zur Hälfte sichtbar ist. Auf derselben Seite sieht man ganz im Hintergrunde zwei Gestalten, die durch ihre Attribute

als Flußgötter gekennzeichnet sind. Der eine sitzt, auf eine Urne gestützt, der andre steht hinter ihm und trägt eine Muschel auf dem Rücken, aus der Wasser fließt. Die Körperfarbe dieses letztern zeigt ein schwärzliches Grau; auch ist sein Kopf negerartig gebildet. Mit Rücksicht auf diese Umstände und die Thiere, die insbesondre für Afrika charakteristisch sind — man hielt zu Rubens' Zeit auch den Tiger für einen Bewohner Afrikas — hat man in der Gefährtin des Meergottes die Libye sehen wollen, die Apollodoros, Nonnos u. a. die Gattin Poseidons nennen. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß Rubens diesen Mythos gekannt hat. Aus seinem Briefwechsel mit dem französischen Parlamentsrathe Fabri de Peiresc, dem Antwerpener Stadtsecretär Gevaerts und mit Franciscus Junius, dem Verfasser des Buches De pictura veterum, wissen wir, daß Rubens sich im Vollbesitze der classischen Gelehrsamkeit seiner Zeit befand. Er führte mit seinen gelehrten Correspondenten förmliche Disputationen über archäologische Fragen und entwickelte dabei eine große Kenntniß des Alterthums und einen ungewöhnlichen Scharfsinn. Sein Geist umfaßte beinahe alle Gebiete des Wissens: er war der lateinischen Sprache so vollkommen mächtig, daß er sich in derselben nicht ungeschickt ausdrücken konnte, und daß er auch das Griechische verstand, beweist ein hie und da in seine Briefe eingestreutes griechisches, auch in griechischen Charakteren niedergeschriebnes Wort. Es ist also sehr wohl möglich, daß Rubens den Apollodoros gelesen hat, der zum ersten Male 1555 in Rom gedruckt wurde. Die erste Ausgabe der Dionysiaka des Nonnos, aus welchem Rubens ebenfalls geschöpft haben kann, erschien sogar in Antwerpen 1569.

Indessen kam es dem Meister sicherlich nicht bloß darauf an, einen verlegnen Mythos zur Darstellung zu bringen: die Figuren sowohl wie die Thiere und die mit ihnen verbundne Action waren ihm Symbole eines tiefern Sinns. Von Hause aus neigte Rubens wenig zur Allegorie. In der bildungs- und eindrucksfähigsten Zeit seines Lebens kam er in die sinnlich-heitre Sphäre Italiens, in welcher sich seine künstlerischen Anschauungen an Tizian, Veronese und Tintoretto, den großen Venetianern, heranbildeten. Zu Giulio Romano, dessen Fresken er in Mantua täglich vor Augen haben konnte, trat er in kein näheres Verhältniß: es ist natürlich, daß der frostige Raphaelit dem Manne, der nach dem Ausspruche Guido Renis „Blut unter seine Farben mischte," fremd bleiben mußte. In Rom zog ihn außer Michelangelo der energische Naturalismus Caravaggios mächtig an, und so bildete sich aus diesen Elementen der eigentlich Rubenssche Stil.

Als er 1608, durch die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Mutter beflügelt, nach Hause eilte, nahm er, wie uns Bellori, ein gleichzeitiger Künstlerbiograph, berichtet, ein Altarbild mit sich, welches er für die Kirche Sa. Maria

in Vallicella in Rom während der Jahre 1607—1608 gemalt hatte. Das Bild war dort nicht zur Aufstellung gelangt, weil es auf dem betreffenden Altar wegen der schlechten Beleuchtung nicht zur Geltung kam. Rubens ersetzte es durch ein andres, mehr decorativ auf Stein gemaltes und nahm das erste Exemplar mit in die Heimat, wo er es später in die St. Michaelisabtei weihte, in welcher seine Mutter begraben lag. In unserm Jahrhundert wurde es von den Franzosen entführt, und Napoleon schenkte es dem Museum von Grenoble, in welchem es sich noch heute befindet.

Für uns ist dieses Bild hier insofern wichtig, als man bei der Beurtheilung von Rubens' Jugendbildern oder doch derjenigen Bilder, welche in die erste Zeit seiner Thätigkeit im Vaterlande fallen, von dem Gemälde in Grenoble, als einem mit Sicherheit datirten, wird ausgehen müssen.

Als Rubens nach Antwerpen zurückkehrte, war dort die Neigung für sinnvolle Allegoricen und emblematische Darstellungen schon allgemein verbreitet. Otto van Veen, Rubens ehemaliger Lehrmeister, erging sich mit Vorliebe in solchen Allegoricen, an deren Deutung Gelehrte und Ungelehrte ihre Freude hatten. In Rubens selbst aber schäumte die jugendliche Schöpferkraft so gewaltig, daß er an der sinnlichen Verkörperung von Begriffen und an dem Spiel mit einer spitzfindigen Symbolik noch kein Vergnügen fand. Dasselbe stellte sich erst sehr allmälig ein, genährt durch den Umgang mit Gevaerts und dem Drucker Balthasar Moretus und durch den Briefwechsel mit Peiresc und Dupuy, deren archäologisches Wissen vorzugsweise in der Hermeneutik zu glänzen suchte. Doch scheint erst die Arbeit an der Galerie für den Luxemburgpalast, welche die Königin-Mutter von Frankreich, Maria von Medicis, bei ihm 1621 oder 1622 bestellte, das Interesse für allegorische Darstellungen in ihm völlig erweckt zu haben, und einen nicht geringen Einfluß übte dann seine diplomatische Thätigkeit auf die Entwicklung seines Geschmacks an einer derartigen Symbolik. Durch seine diplomatischen und politischen Briefe zieht sich die Sehnsucht nach dem Frieden wie ein goldner Faden hindurch, und mehr als einmal spricht er seinen Abscheu gegen den Krieg mit den stärksten Worten aus. In der Wiederherstellung des Friedens sieht er den Gipfel seiner Thätigkeit, und als es ihm endlich 1630 gelang, nach mühevollen Unterhandlungen in Madrid und London alle Schwierigkeiten zu beseitigen, so daß dem Abschluß des Friedens nichts mehr im Wege stand, malte er ein Bild, welches in reicher Symbolik die Segnungen des Friedens darstellte, und machte es dem Könige Karl I. von England zum Geschenk. Es befindet sich jetzt in der Londoner National-Galerie.

Für die allegorisch-historischen Bilder des großen Cyclus für den Luxemburgpalast in Paris, der das Leben der Maria von Medicis schildern sollte,

war von dem Beichtvater der Königin, dem Abbé Claude Maugis von St. Ambroise, ein detaillirter Plan aufgestellt worden, nach welchem Rubens arbeiten mußte. Trotzdem wird man nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß Rubens ungefähr um 1620, also im Beginn der vierziger Jahre seines Lebensalters, wo der Geist sich schon mehr zur Beschaulichkeit neigte, anfing, seine Gedanken durch Symbole und Allegorieen auszudrücken.

Wir würden also die Entstehung des Berliner Bildes, zu dem wir nun zurückkehren, in die Zeit nach 1620 zu setzen haben. Denn hinter der Hochzeit des Neptun mit der Libye und der Huldigung seiner jungen Gattin durch die Bewohner des Meeres und des durch sie verbildlichten Erdtheils Afrika, verbirgt sich ein tieferer oder allgemeinerer Sinn. Rubens wollte zugleich die Vermählung des Meeres mit der Erde, speciell mit Afrika, darstellen. Der Meister hat diesen Gedanken wiederholt zum Ausdruck gebracht. Ein Bild der Petersburger Ermitage zeigt uns Neptun und Cybele, letztere durch eine Krone und ein Füllhorn charakterisirt, und im Vordergrunde einen Triton und zwei badende Kinder. Lord Lyttelton in Hagley Hall, Worcestershire, besitzt eine Wiederholung dieses Bildes. Ein etwas verändertes Exemplar derselben Composition, welches Rubens für den Palazzo Chigi in Rom gemalt haben soll, ist uns durch einen Stich von Vangelisti bekannt. Endlich gehört in diesen Ideenkreis die Darstellung der vier Welttheile durch ihre Hauptströme im Wiener Belvedere: eine Versammlung von Flußgöttern und Najaden, die sich auf einer Insel oder Landzunge in traulichem Verein gelagert haben. Eine Tigerin, die gerade ihre Jungen sättigt, knurrt ein Krokodil an, welches von Kindern umspielt aus dem Wasser ans Land kriecht. Wie auf dem Berliner Bilde über Neptun und Amphitrite, spannt sich auch über diese Gesellschaft von Flußgöttern und Nymphen ein großes Segel, welches sie vor den Strahlen der Sonne schützt.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß alle diese Bilder auch ihrer Entstehungszeit nach zusammengehören. Max Rooses versetzt in seiner ausgezeichneten, auf den gründlichsten Studien beruhenden „Geschichte der Malerschule Antwerpens", welche auch kürzlich in deutscher Uebersetzung erschienen ist*), das Bild des Wiener Belvedere, von welchem wir als dem besten und sichersten Exemplare des Kreises ausgehen müssen, in die zweite Epoche von Rubens' Thätigkeit, d. h. in die Zeit von 1612—1625. Diese Epoche beginnt mit der Kreuzabnahme in Antwerpen und schließt mit der Galerie für den Luxemburgpalast, welche Rubens selbst im Frühjahr 1625 nach Paris überführte. Wenn wir nun mit dieser Datirung, welche Rooses aus der Beobachtung der Wandlung

*) Von Dr. F. Reber bei Th. Riedel in München.

und der Entwicklungsstadien von Rubens' Malweise gewonnen hat, unsre obigen Bemerkungen über die Allegorie in Verbindung bringen, werden wir zu dem ziemlich sichern Schlusse gelangen, daß alle jene ihrem Stoffe und ihrer Auffassung noch mit einander zusammenhängenden Bilder in der zweiten Hälfte dieser Epoche, also etwa in der Zeit von 1619—1625 entstanden sind, und zwar haben wir sie so nahe als möglich an die Gemälde der Luxemburggalerie zu rücken, deren mehrere ganz ähnliche Flußgötter, Najaden, Wasser- und Landthiere zeigen.

Speciell für das Berliner Bild scheinen dieselben Modelle benutzt worden zu sein, welche Rubens für ein Gemälde der Luxemburggalerie zu Gebote gestanden haben, das die Ankunft der Maria von Medicis im Hafen von Marseille darstellt. Unter denen, welche die Ankommende begrüßen, befinden sich auch die Bewohner des Meeres: Neptun mit seinem Dreizack auf einem Zweigespann, ein alter Triton mit langem, eisgrauem Barte, der zum Gruß die Hand erhebt, ein junger Triton, der aus Leibeskräften in eine Muschel bläst, und drei Najaden mit langen, blonden Haaren, welche bemüht sind, ein vom Schiffe ausgehendes Tau um einen Pfahl zu schlingen. Aus einem Briefe, den Rubens an einen Pariser Banquier schrieb, erfahren wir die Namen der Modelle, welche der Maler für diese drei Najaden benutzte, die er — augenscheinlich das beste an dem ganzen Gemälde — wohl ganz eigenhändig und mit großer Sorgfalt ausgeführt hat. „Ich bitte Sie," so schreibt er, „eine Arrangement dahin zu treffen, daß für die dritte Woche, welche diesem Briefe folgt, die beiden Damen Capaïo in der Rue du Vertbois und auch die kleine Nichte Luisa für mich bestellt werden. Denn ich beabsichtige, in natürlicher Größe drei Studien von Sirenen zu machen, und diese drei Personen werden mir von einer großen und unendlichen Hilfe sein, ebensosehr wegen des stolzen Ausdrucks ihrer Gesichter, als auch wegen ihres prächtigen schwarzen Haares, welches ich schwerlich anderswo antreffe, und wegen ihres Wuchses." Leider ist dieser Brief, dessen Original von irgend einem Sammler verborgen gehalten wird, nur zum Theil gedruckt worden. Wir kennen den Adressaten, nicht aber das Datum. So sind wir in betreff des letztern auf Vermuthungen angewiesen. Rubens befand sich in den Angelegenheiten der Galerie dreimal in Paris: das erste Mal 1621 oder Anfang 1622, wo die Gegenstände festgestellt wurden, dann im Juni 1623, um die Wirkung irgend eines fertigen Bildes an Ort und Stelle zu probiren, dann im Frühjahre 1625, wo er mit dem ganzen, nunmehr vollendeten Cyclus in Paris eintraf. Wir werden mit Recht annehmen dürfen, daß jenes Brieffragment kurz vor seiner zweiten Reise, also 1623, geschrieben worden ist, daß er also in diesem Jahre die Studien zu den drei „Sirenen," wie die Najaden in

den gedruckten und ungedruckten Beschreibungen der Galerie genannt werden, anfertigte.

Da nun die eine dieser drei „Sirenen," deren schwarzes Haar Rubens auf dem ausgeführten Bilde in ein lichtes Blond übersetzte, vermuthlich aus rein malerischen Gründen, auf dem neu erworbnen Berliner Bilde in etwas vergröberter Auffassung wiederkehrt, überdies auch der greise Triton mit dem Muschelspender des Berliner Bildes übereinstimmt, scheint uns ein neuer Anhaltspunkt für die Datirung des letztern gewonnen zu sein. Um den Kreis der Beweisführung völlig zu schließen, wollen wir noch auf den Umstand hinweisen, daß das erste der Rubensschen Bilder, auf welchem Thiere vorkommen, im Jahre 1612 gemalt worden ist, also am Anfang der zweiten Periode seiner Thätigkeit steht. Es ist die berühmte Wolfsjagd, welche Rubens für den General Leganes malte und die sich jetzt im Besitze des Lord Ashburton in London befindet, ein Gemälde von hoch dramatischer Bewegung. Und von demselben reichen dramatischen Leben sind auch fast alle folgenden Thierbilder erfüllt, die zahlreichen Löwen-, Tiger- und Eberjagden und die sonderbare Jagd auf Nilpferd und Krokodile in der Galerie von Augsburg, an welcher Waagen die Mitwirkung van Snyders und Jordaens zu erkennen glaubte. Alle diese Bilder müssen in der Zeit von 1612 bis 1620 gemalt worden sein. Denn spätestens um 1620 begann Peter Soutman jene Serie von Jagden zu stechen, in welcher die berühmtesten und schönsten von der Hand des Meisters vertreten sind.

An diesen Capitalstücken hat man gelernt, den Thiermaler Rubens in seinen unübertrefflichen Eigenschaften zu schätzen, den Künstler, der dieses bis dahin uncultivirte Gebiet erschlossen und sich sogleich mit einer Meisterschaft darin bewegt hat, die keiner von seinen Schülern, selbst Franz Snyders nicht, zu erreichen berufen war. Rubens sagte selbst im Jahre 1617, als er seine grandiose Löwenjagd für den Herzog von Baiern schon gemalt hatte, daß Snyders wohl ausgezeichnet sei in der Darstellung todten Gethieres, daß er ihm (Rubens) aber in der Schilderung lebendiger und in Action befindlicher Thiere durchaus nicht gleichkomme. Erst in spätern Jahren gelangte Snyders zu einer größern Sicherheit und Freiheit, wie diejenigen seiner Jagden beweisen, in welchen keine Menschen, sondern bloß Hunde und wilde Thiere vorkommen.

Mit dem Bilde also, welches sich Künstler, Kunstfreunde und Laien von dem Thiermaler Rubens gemacht haben, will die Ausführung der Thiere auf dem neu erworbenen Berliner Bilde nicht harmoniren. Das Nilpferd freilich ist, wenn auch etwas zahm und nüchtern behandelt, so doch mit großer Naturwahrheit nach einem lebenden Modell gemalt, und auch der Löwe läßt, wenn er auch den bessern Exemplaren auf andern unzweifelhaften Bildern von Rubens'

Hand nicht gleichkommt, hinsichtlich der Correctheit nichts zu wünschen übrig. Mißlicher sieht es schon mit dem Krokodile aus, welches einem ausgestopften Exemplare nachgebildet zu sein scheint und sich deshalb an Lebendigkeit mit dem Krokodile auf den „vier Erdtheilen“ nicht messen kann. Bei dem Nashorn hat die Autopsie ganz und gar gefehlt, da es, wie u. a. das Horn auf dem Nacken beweist, nach dem bekannten Holzschnitte Dürers gemalt ist. Am schlimmsten aber steht es mit dem Tiger, welchem der Schwanz falsch eingesetzt ist, eine so grobe Nachlässigkeit, daß nimmermehr anzunehmen ist, Rubens habe dieses Monstrum selbst gemalt. Noch schwerer sind die Verzeichnungen, an welchen die beiden Hauptfiguren, Neptun und Amphitrite oder Libye, leiden. Die Arme sind lange Wülste ohne Knochen, welche schlaff von den Schultern „herabbammeln“: ein andres Wort ist für den Sachverhalt nicht zu finden. Dazu gesellt sich ein unerfreuliches, fahles und kaltes Colorit mit schweren, graublauen Schatten im Fleisch. Was Wunder, daß der Eindruck des Bildes fast überall ein abschreckender war und daß namentlich unter den Künstlern eine Bewegung entstand, die sich in Anbetracht des Preises von 200 000 Mark bis zur Entrüstung steigerte. Man ging so weit, das Gemälde für ein Machwerk des 18. Jahrhunderts zu erklären, welches mit Rubens absolut nichts zu thun habe.

So heftige Angriffe, die natürlich in der Tagespresse ihren Wiederhall fanden, konnten von Seiten der Direction der Gemäldegalerie nicht ohne Antwort bleiben. Director Dr. Bode übernahm die Vertheidigung des so hart mitgenommenen Bildes in einem Artikel des Aprilheftes der „Preußischen Jahrbücher“, in welchem nicht nur alle Gegner mit souveräner Verachtung abgestraft wurden, sondern auch — was das größte Erstaunen hervorrief — der Nachweis versucht wurde, daß das Bild erstens in den Jahren 1609 oder 1610, also in der ersten Periode von Rubens' Thätigkeit, gemalt sei, daß es zweitens ganz von Rubens' eigner Hand stamme und daß es drittens ein Bild sei, welches sich durch „Großartigkeit der Composition und Gestaltung, Pracht und Harmonie der Färbung, Reiz des Helldunkels, Lebenswahrheit und Leuchtkraft des Colorits“ auszeichne. Auf eine so gründliche „Rettung“ war niemand gefaßt.

Statt von unzweifelhaften Werken der Epoche von 1608—1612, also dem oben erwähnten Altarbilde von Grenoble und dem geistig und technisch mit letzterm verwandten Ildefonsobilde im Wiener Belvedere, auszugehen, hat Dr. Bode zur Stütze seiner Behauptung eine Anzahl von Gemälden zusammengestellt, die alle in jener Zeit entstanden sein sollen, für deren Datirung aber nicht der geringste Beweis beigebracht wird. Nur ein einziges dieser Bilder (Jupiter und Callisto) trägt eine Jahreszahl, und diese — 1613 — fällt bereits in jene zweite Epoche, für welche ich das Berliner Bild in Anspruch genommen habe.

Bode geht dem Vergleiche des letztern mit den großen Altarbildern sehr vorsichtig aus dem Wege, indem er sagt, daß „die gleichzeitigen Altarbilder mehrfach aus Rücksicht auf den Platz, für den sie bestimmt waren, eine von diesen (nämlich den von Bode citirten, ganz willkürlich datirten) Bildern wie auch unter sich abweichende Behandlung zeigen.“ Das ist eine Behauptung, die nach der einen wie nach der andern Seite hin unrichtig ist. Gerade weil Rubens das Altarbild für St. Maria in Vallicella nicht mit Rücksicht auf den Platz, für welchen es bestimmt war, gemalt hatte, brachte er es nicht zur Aufstellung, sondern ersetzte es durch ein andres. Man kann sich keine größere Uebereinstimmung denken, als sie zwischen diesem Gemälde und dem St. Ildefonsobilde in Composition, Farbe, Beleuchtung und Charakteristik besteht. Außer diesen beiden Bildern hat Rubens in der Zeit von 1608—1610 nur noch ein einziges Altarbild gemalt, die berühmte Kreuzaufrichtung in Antwerpen. Von andern Bildern fallen in diese Epoche noch: die große Anbetung der Könige, für den Antwerpener Rathhaussaal gemalt, jetzt in Madrid, die Portraits des erzherzoglichen Paares Albert und Isabella, die nicht mehr mit Sicherheit nachweisbar sind, und das herrliche Denkmal seines jungen Eheglücks, welches ihn und seine junge Frau Isabella Brant in einer Gaisblattlaube darstellt (Pinakothek zu München). Ende 1608 kehrte Rubens nach Antwerpen zurück. Tief erschüttert durch den Tod seiner Mutter, lebte er mehrere Monate lang seinem Schmerze. Im September 1609 wurde er zum Hofmaler der Erzherzöge ernannt, im October desselben Jahres verheiratete er sich und gründete seinen Hausstand. In einer so bewegten Zeit war es selbst für einen Rubens genug, wenn er die beiden großen Altarbilder, die Anbetung der Könige und verschiedene Portraits malte, zumal dieselben an Sorgfalt der Durchführung in Zeichnung und Colorit und an Vollendung der Composition unter allen Werken des Meisters ihres gleichen suchen. Und in dieser Zeit, in welcher der eben aus Italien zurückgekehrte Künstler allen Fleiß darauf verwendete, um den Rivalen daheim seine Kraft zu zeigen, soll er eine in Zeichnung und Farbe so schwächliche Arbeit producirt haben, welche zu den damals ausgeführten Meisterwerken in schroffstem Gegensatz steht? Woher nahm er die Zeit, nahm er die Anregung zu den literarischen Studien, welche das Berliner Bild voraussetzt, woher die Zeit zu den Thierstudien, die trotz der stümperhaften oder doch flüchtigen Behandlung der Thiere voraufgegangen sein mußten?

In der Zeit von 1609—1610 würde das Berliner Bild eine vollkommen isolirte, vollkommen unerklärliche Erscheinung bilden. Auf keinem Bilde dieser Epoche und sogar auch der nächstfolgenden Jahre lassen sich ähnliche Nach- und Fahrlässigkeiten nachweisen, wie sie der Maler des Berliner Bildes begangen hat.

Dieselben sind eben nur zu erklären, wenn wir das Bild in eine Epoche versetzen, in welcher Rubens so mit Aufträgen überhäuft war, daß er die Ausführung seiner Bilder Gehülfen und Schülern überlassen mußte, und eine solche Epoche ist eben die Zeit von 1618—1625, in welche sich das Berliner Bild auch aus einer ganzen Reihe andrer Gründe leicht und zwanglos einfügt.

Schon im Mai 1611 war Rubens' Atelier derartig mit Schülern überfüllt, daß er genöthigt war, ihrer mehrere auf Jahre hinaus bei andern Meistern unterzubringen und jede Aufnahme eines neuen Schülers, um welche er von befreundeter Seite gebeten wurde, abzulehnen. Außer diesen Schülern, die ihm sehr bald eine brauchbare Stütze wurden, hatte er eine Anzahl Gehülfen, welche bestimmte Theile in seinen Bildern ausführten. Als solche Gehülfen sind mit Sicherheit nur folgende zu nennen: Jan Brueghel, genannt der Sammetbrueghel († 1625), Rubens intimster Freund, der ihm Landschaften, Früchte, Blumen, Gefäße und sonstige Metallgegenstände, wie Panzer und Waffen, malte, während Rubens oft seine Landschaften mit Figuren staffirte, ferner Franz Snyders, der große Thiermaler († 1657), Paulus de Vos († 1678), ebenfalls ein Thiermaler, Jan Wildens und Lucas van Uden, beide Landschaftsmaler.

Von diesen Meistern werden wir selbstverständlich keinen für die schwächliche Allegorie der Schönbornschen Sammlung verantwortlich machen dürfen. Wir werden vielmehr denjenigen, der nach einer Rubensschen Skizze das Bild in großem Maßstabe ausgeführt hat, unter der Zahl der Schüler suchen müssen, welche an den Gemälden der Luxemburggalerie, auf denen sich ähnliche Schwächen und Flüchtigkeiten finden, mitgeholfen haben. Mit Sicherheit wissen wir nur drei bekannte Maler anzuführen, welche von 1622—1625 unter Rubens' Leitung in dessen Atelier arbeiteten: Cornelis Schut, Theodor van Thulden und Franz Wouters. Vielleicht gehörte auch Abraham van Diepenbeeck zu ihnen, dessen Art mir in verschiednen Bildern der Luxemburggalerie nachweisbar zu sein scheint. Der Gedanke und die Composition des Berliner Bildes rührt sicherlich von Rubens her. Darüber kann kein Zweifel obwalten. Er hat vielleicht eine Farbeskizze entworfen, und nun machte sich ein Schüler — einer von den genannten oder ein Anonymus — daran, das Bild mit Hülfe Rubensscher Thier- und Menschenstudien, die, wie wir wissen, in seinem Atelier zur Benutzung für die Schüler an den Wänden hingen, in Großem nach dem geläufigen Rubensschen Malrecept auszuführen. So erklären sich die Schwächen des Bildes auf dem natürlichsten Wege, ohne daß man zu gewaltsamen Hypothesen seine Zuflucht zu nehmen braucht.

Diejenigen, welche das Bild für ein zusammengestoppeltes Machwerk aus dem 18. Jahrhundert halten, haben meiner Meinung nach ebenso sehr Unrecht wie

diejenigen, welche es als ein eigenhändiges Werk des Meisters aus seinen frühern Jahren proclamiren. Gegen die erstern spricht schon die Thatsache, daß sich in der Gemäldegalerie in Gotha eine Copie des Bildes befindet, die noch aus dem 17. Jahrhundert herrührt. Daß die Directoren der Berliner Galerie zu der zweiten Kategorie gehören, ist nur zu erklärlich, da allein durch unbedingtes Festhalten an der vollständigen Ausführung des Bildes durch Rubens selbst der dafür gezahlte Preis von 200 000 Mark gerechtfertigt werden kann.

Aber selbst wenn nachgewiesen werden könnte, daß Rubens einen großen Antheil an dem Bilde gehabt hat, der über die Erfindung hinaus auf eine Ausführung der Hauptpartieen von seiner Hand auszudehnen wäre, was mir jedoch nicht wahrscheinlich ist, so wird mir und mit mir der Majorität der Künstler und des Publicums niemand die Ueberzeugung aufdrängen können, daß die Berliner Galerie um ein schönes, für den Meister charakteristisches und seiner würdiges Bild bereichert worden ist.

Berlin. Adolf Rosenberg.

Eine nationale Krankheit.

In frühern Zeiten pflegte man dem Deutschen nachzurühmen, daß er das Familienleben besonders hochhalte und daß, während die Frau wirthschaftlich und sorgsam im Hause walte, der Mann neben seinem Amte oder Geschäft seine Zeit vor allem der Erziehung seiner Kinder widme. Es mag einmal eine solche Zeit gegeben haben, für einen großen Theil Deutschlands ist sie gewiß längst vorüber. Nur das Dogma ist übrig geblieben. Je weniger aber dies der Wirklichkeit entspricht, um so hartnäckiger wird es verfochten, um so erbarmungsloser das Anathema gegen den anders denkenden Ausländer geschleudert und um so wohlgefälliger die Genugthuung ausgesprochen, die der Deutsche haben müsse, wenn er gegenüber slavischer Sittenlosigkeit oder romanischem Verfall die reichen Segnungen betrachte, die täglich zum Heile der Nation aus einem innigen Familienleben hervorgingen. Und doch müssen wir einer solchen optimistischen Auffassung gegenüber festhalten: das deutsche Familienleben, das man als einen Nationalvorzug rühmt, ist eine Fabel, eine Fabel wie die viel gepriesne deutsche

Gründlichkeit oder die deutsche Treue. Ja wir können dreist behaupten, daß das Familienleben bei den Slaven und Romanen meist inniger ist. Würdiger jedenfalls, geachteter ist die Stellung der Frau bei jenen Völkern, denn hier ist die Frau die wirkliche Gefährtin des Lebens, sie bildet sich am Manne weiter, der sie über die wichtigsten literarischen oder politischen Ereignisse unterrichtet, ist nicht das deutsche Aschenbrödel, welches der Mann als Köchin oder Stubenmädchen ansieht, und das, nachdem es den auf der höhern Töchterschule beigebrachten unverdauten Stoff glücklich vergessen hat, bald von den Kindern in Urtheil und Wissen überholt wird.

Den Grund des Verfalls unsres Familienlebens einzusehen ist keinesfalls schwer für den, der sehen will. Man durchstreife des Abends die Straßen unsrer Städte und trete in eine Restauration ein: dort sitzt mit Ausnahme der wenigen, welche Berufsgeschäfte an das Haus binden, der deutsche Bürger in schlechter, von Tabaksqualm erfüllter Luft hinter dem Bierglase, dort ist sein Heim. Seine Familienwohnung aber ist ihm nur Speisehaus und Schlafstelle, die unter Obhut der Frau stehen.

Es liegt uns fern hier auf die Trinkkrankheit in Deutschland einzugehen, die in erschreckender Weise überhandnimmt und ernste Maßregeln der Gesetzgebung herausfordert, wir wollen hier nur auf ein andres Leiden aufmerksam machen, das eng mit dem genannten verbunden auftritt und an dem Verfall des deutschen Familienlebens erheblichen Antheil hat: es ist dies die Vereinskrankheit.

Die Vereinskrankheit steckt dem Deutschen im Blute. Sie macht sich bereits auf den Gymnasien in den verbotnen Verbindungen Luft und entfaltet sich zu schönster Blüthe auf unsern Universitäten. Der Eintritt in eine Vereinigung zwingt den einzelnen sich eine gewisse Virtuosität im Biertrinken zu erwerben, zwingt ihn seine besten und schönsten Stunden in elenden, tabaksqualm verpesteten Localen unter meist seichtem Gespräch zu verbringen, untergräbt seine Gesundheit und entzieht ihm die Zeit zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung.

Freilich giebt es auch wissenschaftliche Vereine auf den Universitäten, die mit großer Emphase ihre Bestrebungen in das beste Licht zu setzen wissen. Mancher dieser Vereine mag gut sein, die Mehrzahl derselben ist es nicht. Viel Streberthum, viele unreife wissenschaftliche Versuche, die Lust am Vielreden wird man überall finden, selten aber ernste, tüchtige Arbeit. Wer etwas ordentliches lernen will, findet in den Collegien und den Seminarien hinreichend Gelegenheit sich in seinen Studien zu fördern und wer es recht ernst mit seiner Bildung meint, der wird die geringe Zeit, die ihm übrig bleibt, darauf verwenden, auf andern Gebieten sich zu unterrichten und aus diesem Grunde lieber mit Studenten andrer Facultäten oder mit Angehörigen eines andern Berufes verkehren. Wie viele

wohl begabte Studenten sind nicht schon als „Vereinsbummler“, wie der treffende akademische Ausdruck lautet, zu Grunde gegangen! Mancher, der in allen Vereinen die Rolle eines Führers übernahm und durch seine Gaben zugleich die größten Hoffnungen erweckte, ist später durch weniger begabte, aber ihre Kräfte concentrirende Genossen überholt worden.

Natürlich sprechen wir nicht gegen alle Vereine. Wenn Studenten einen Gesangverein oder einen Turnverein bilden, der seinem Namen wirklich Ehre macht und nicht bloß die Folie zu Trinkgelagen hergiebt, so wird niemand einen solchen Verein, wenn er seine Mitglieder nicht allzusehr in Anspruch nimmt, für schädlich erklären können. Aber was hat es für einen Zweck, wenn Studenten sich zu irgend einer Sache vereinigen, die einer geschlossnen Gesellschaft, einer geregelten gemeinsamen Arbeit nicht bedarf? Gab es doch einmal an der Leipziger Universität, um nur dies Beispiel hervorzuheben, einen Akademischen Gabelsberger Stenographenverein und einen akademischen Schachverein. Beide Vereine trugen sehr schöne bunte Mützen, hatten Vorsitzende, Secretäre, Statuten und suchten vor andern Sterblichen einen besondern Staat mit parlamentarischem Hokuspokus zu bilden. Bedarf es denn zur Pflege des Schachspiels oder der Stenographie einer besondern Vereinigung und gesetzt, sie wäre nöthig, was soll eine solche Vereinigung, die ganz nebensächliche Zwecke verfolgt, an einer deutschen Hochschule?

Wir haben bisher diejenigen Gesellschaftskreise ins Auge gefaßt, die in erster Linie dazu berufen sind, auf das geistige Leben unsrer Nation Einfluß zu gewinnen. Wir mögen aber unsern Blick hinlenken, wohin wir wollen. Ueberall dieselbe Erscheinung, überall das Streben in der Oeffentlichkeit zu Vereinen zusammenzutreten, Vereinen, die dem Leben der Familie nur Schaden bringen und den Mann seinen Pflichten entführen.

Da kommt in erster Linie die große Menge der Fachvereine. Aerzte, Literaten, Lehrer, Buchhändler, kurz ein jeder Stand ist mit seinem Vereine gesegnet, der nach den Statuten selbstverständlich die Interessen der Mitglieder oder der Berufsgenossen auf das wärmste vertritt, gegenseitige Anregung und freundschaftliches Nähertreten der Theilnehmer verspricht. Gewiß können solche Vereine, namentlich entfernt von den großen Städten, in Gegenden, die eine schwache literarische Bewegung haben, manches gute bewirken, und wir können uns recht gut vorstellen, wie z. B. ein tüchtiges, wissenschaftlich fortarbeitendes Mitglied in einem ärztlichen Verein einer kleinen Provinzialstadt anregend auf seine Collegen wirken kann. Im allgemeinen aber müssen wir gestehen, daß die meisten dieser Vereine über ein gemüthliches Zusammensein und Biertrinken nicht hinauskommen.

Den widerwärtigsten Eindruck macht es jedoch, wenn solche Vereine Verbindung mit der Localpresse unterhalten und daselbst zum besten geben, worüber

sie sich unterhalten haben. Der Verfasser hat mit vielem Fleiße die Berichte gelesen, die das verbreitetste Blatt seines Wohnortes über die Versammlungen der Lehrervereine brachte. Ueber die verbrauchtesten Themata, wie das Verhältniß von Schule und Haus, den deutschen Aufsatz in der ersten Klasse, das Bildende in dem Gesangsunterricht und dergleichen, Themata, über welche jede pädagogische Zeitung Artikel über Artikel bringt, wird hier mit heiligem Ernste debattirt. Gewissenhaft meldet der Bericht, was Herr A und was Herr B zu der alle Anwesenden auf das höchste interessirenden Frage gesagt habe. War der alte Kohl anstandslos aufgewärmt und mit andachtsvoller Ruhe angehört worden, dann erfreut uns der Reporter oder eines der Mitglieder der sehr ehrenwerthen Gesellschaft mit der Phrase, daß die Worte des Redners den allgemeinsten Beifall gefunden hätten. Hat man sich eine halbe Stunde über die allgemein bekannten Sachen, über die ein vernünftiger Mensch oft zu reden gar nicht mehr den Muth hat, herumgestritten, dann heißt es im officiellen Jargon: „Wenn auch über die berührte, höchst interessante Frage eine vollständige Einheit sich nicht erzielen ließ, so hat doch die lebhafte Debatte bewiesen, wie außerordentlich wünschenswerth die Behandlung dieses Themas war. Keiner der Anwesenden hat nach unsrer Ueberzeugung die Versammlung verlassen, ohne Anregung zu weiterm Nachdenken empfangen zu haben."

Der Philister läßt sich selbstverständlich durch einen solchen Bericht blenden und wird mit gewisser Achtung zu dem Manne aufblicken, der mit so vielem sittlichen Ernst und warmer Begeisterung jeder acht Tage für die Schule und seinen Stand das Wort ergreift. Wer die Verhältnisse kennt, hat eine andre Anschauung. Er weiß, daß die Macher eines solchen Vereins nicht die besten Exemplare ihrer Berufsgenossen, sondern oft die schlechtesten sind, daß ihnen der Verein nur die Mittel und Wege giebt, bekannt zu werden. Ihr Name wird so oft in der Zeitung gelesen, daß er bald bei manchem an Ansehen gewinnt und der Träger bald mit dem Titel „der in den weiten Kreisen unsrer Stadt bekannte vorzügliche Pädagog" oder dergleichen belegt und sein Avancement beschleunigt wird. Für einen solchen Streber gilt also der Verein nur als die große Glocke, die erfolgreich angeschlagen wird, und seine ganze Thätigkeit wirkt etwa für ihn, wie die Reclame im redactionellen Theile einer Zeitung.

Aber, wird uns vielleicht jemand einwenden, sollte denn wirklich sich eine Anzahl gebildeter Männer finden, die verblendet genug wären, die Folie für jenes Streberthum abzugeben, ohne nur es zu empfinden. Die Antwort darauf lautet, daß die Zahl derer, welchen es mit den wissenschaftlichen Fragen in einem solchen Vereine wirklich Ernst ist, verschwindend klein ist. Wer eine Zeit lang nur sich betheiligt, pflegt bald jeden Idealismus zu verlieren. Aber trotz alledem

bleibt man im Verein, auch wenn man nicht die Rolle eines Faiseurs spielt. Denn wer weiß, wozu es gut thut und wer weiß, ob die Bethätigung wissenschaftlichen Sinnes, die durch die Betheiligung an den Versammlungen des Vereins bewiesen ist, nicht den Vorgesetzten, der jene Vereinigung unter seine Fittiche nimmt, günstig stimmt. Andre besuchen eine solche Versammlung, um mit Behagen hier gleichsam unter moralischer Flagge ihr Bier zu trinken: die gewöhnlichste Species des deutschen Vereinsbummlers.

Wir haben gerade die Lehrervereine herausgegriffen. Nicht als ob diese schlechter wären als andre, sondern weil unsern Beobachtungen nach die Referate von ihren Sitzungen in den Localblättern voll der plattesten Phrasen und der gewöhnlichsten Wichtigthuerei sind. Nicht viel anders sind die meisten Schriftstellervereine, geschlossen zu gegenseitiger Lobhudelei und Versicherungsanstalten gegen gerechte Kritik.

Und um solcher Vereine willen verläßt der Mann, nachdem er des Tages über der Arbeit gesessen, seine Familie und giebt Geld und Gesundheit dahin!

Wenden wir uns von den sogenannten wissenschaftlichen Vereinigungen und den Vereinen von Berufsgenossen, die einen ernsten Zweck zu haben behaupten, zu den andern Vereinigungen. Eine Classification ist hier unmöglich. Alles, selbst das geringste, nebensächlichste wird zum Gegenstand eines Vereins als Opfer ausersehen. Nehmen wir das Annoncenblatt einer größern Provinzialstadt in die Hand, um die Anzeigen von Vereinsversammlungen zu studiren! Wir überfliegen die große Menge der Gesangvereine mit ihren hochtrabenden Namen, die Kegel-, Ruder-, Reitclubs. Weiter kommen die Militärvereine, Bürgervereine zur Wahrung gemeinnütziger Interessen, Vereine der Nord-, Ost-, Süd-, Westvorstadt, Vereine der Schlosser, Uhrmacher ꝛc., Hausbesitzer- und Miethervereine, die Thierschutzvereine, die Bildungsvereine, endlich die Wohlthätigkeits- und religiösen Vereine. Vereine um Vereine und kein Ende! Und das hat regelmäßige Wochenversammlung entweder mit wissenschaftlichem Vortrag oder nur mit gemüthlicher Zusammenkunft, das hat Vorstandssitzungen, hat Statuten und jährliche Beiträge und wenn es ganz vollkommen ist, hat es eine gestickte Fahne und feiert es aller Zeitabschnitte, die durch 5 oder 10 theilbar sind, ein Stiftungsfest!

Welches Capital an Zeit und an Geld geht hier verloren und welche Einbuße muß das Familienleben unter solchen Verhältnissen erleiden!

Wozu viele solcher Vereine gegründet werden, ist uns ein vollständiges Räthsel. Da finden wir einen Verein von Kanarienzüchtern und einen Verein von Hundeliebhabern. Gewiß werden die Statuten dieser ehrenwerthen Vereine mit ernsthafter Miene von hohen Aufgaben und heiligen Interessen sprechen.

Aber warum einer seines Köters wegen Mitglied des Hundeliebhabervereins „Sultan“ werden muß, ist uns trotzdem nicht recht begreiflich.

Indessen der corporative Zug des Mittelalters ist wieder lebendig geworden und beginnt jede Individualität zu vernichten. Wenn der Commerzienrath Meyer aus Berlin auf die „Hohe Salve“ hinaufgeklettert ist, wird er entschieden Mitglied des Alpenvereins und erscheint an den zahlreichen Clubabenden mit dem Edelweiß am Hut, und wer je einmal ein Pferd bestiegen hat, kann nicht umhin in den Reitverein seines Wohnortes einzutreten. Ja es giebt Vereine für deutsche Literatur, die in wunderlicher Zusammensetzung dem Mitgliede eine Bibliothek zusammenstellen. Das sind Erscheinungen, denen gegenüber bisher noch kein Mittel gefunden, die wohl überhaupt in ihren Folgen bisher noch gar nicht genügend beobachtet worden sind.

Werfen wir noch einen Blick auf die Vereinigungen, die keinen wissenschaftlichen Charakter haben und beantworten wir hier noch die Frage nach ihrem Nutzen. Daß mancher von diesen Vereinen, zumal solche, welche wohlthätige Zwecke ausschließlich oder theilweise im Auge haben, Gutes leisten können und daher ein Recht auf Existenz haben, ist nicht zu leugnen. Aber es ist zu bedauern, daß sie selten einen solchen Zweck wegen ungenügender Mittel erreichen.

Wie in Deutschland ein Jeder für sich selbst seine eigne Staatsverfassung haben möchte, so scheint auch jeder seinen eignen Verein haben zu wollen, und so ist eine Zersplitterung aller Kräfte eingetreten, die ein gedeihliches Wirken vollständig unmöglich macht. Verfasser lebt in einer Stadt, in der es mehrere Wohlthätigkeitsvereine giebt, die sämmtlich von den besten Absichten erfüllt sind. Ein jeder ist aber so besorgt um seine Selbständigkeit, wacht so ängstlich über seine Reservatrechte, daß selbst eine gegenseitige Mittheilung der unterstützten Armen nicht für „thunlich“ gehalten wurde und sich wiederholt der Fall ereignete, daß ein armer Confirmand mehrere Röcke und Hosen, ein andrer aber gar nichts erhielt.

Wenn neben einem Arbeiterbildungsverein ein Volksbildungsverein und ein Volksverein, oder wie er sich nennen mag, die sogenannte Volksbildung in die Hand nimmt, so läßt sich ja diese allerdings im Interesse der Sache sehr unpraktische Theilung aus den politischen Gründen, welche solche Gründungen haben mögen, erklären. Unklar ist es uns aber, wie in ein und derselben Stadt ein Verein für Erdkunde, eine geographische Gesellschaft und ein Verein für Handelsgeographie existiren kann. Wer jemals das Vergnügen gehabt hat, Vorstandsmitglied gewesen zu sein, der weiß, wie schwer es ist, Vorträge zu erhalten, um die Vereinssitzungen auszufüllen. Ein Bedürfniß lag also für solche Theilungen nicht vor. In solchen Fällen handelt es sich gewöhnlich um Fai=

seurs, die gezwungen sind, sich eine neue Folie für ihre werthe Persönlichkeit zu suchen.

Noch unbegreiflicher ist es uns, daß neben einem deutschen Kriegerbund, noch ein Militärverein „Kameradschaft“ oder „Borussia“, ein Verein verabschiedeter Trainsoldaten oder Kanoniere gegründet werden muß. Alle diese Vereine leiden an der Zersplitterung der Kräfte. Vereint könnten sie manches Gute wirken. In der Verzettelung siechen sie dahin. Hier zeigt sich das deutsch Nationale in der Vereinskrankheit unleugbar am deutlichsten.

So sind viele Vereine, die ursprünglich einen guten Zweck hatten, in Ermangelung an Mitteln, diesen Zweck zu erreichen, herabgesunken zu Kneipvereinen. Das mag auch von der Unmasse der Gesangvereine gesagt sein, die in jedem größern Orte hinvegetiren und bei allen den Ansprüchen, die sie an den einzelnen machen, bei allen den Wunden, die sie dem Familienleben schlagen und den Geldopfern, die sie verlangen, meist nichts, gar nichts leisten.

Noch wollen wir in der Kürze der Vereine gedenken, welche die Interessen einer gesammten Bürgerschaft zu vertreten behaupten. Nennen wir sie schlechthin Bürgervereine. Es giebt deren in jeder Stadt. In den Statuten finden wir eine Fülle von Phrasen. Da wimmelt es von gemeinnützigen Bestrebungen, von politischer Reife, Gemeingefühl und dergleichen. Als Egoist muß jeder sich erscheinen, der einem solchen Vereine gegenüber sein Leben auf seine vier Pfähle beschränkt. Gut, gehen wir in eine Sitzung und mustern wir die Physiognomien der Versammlung! Was finden wir? Neben dem üblichen Vereinsbummler, der seinen Durst unter die Flagge gemeinnütziger Bestrebungen stellt, in erster Linie Streber. Da giebt es ehrgeizige Kaufleute, die rednerische Lorbeern zu erreichen suchen, um im Blättchen ihren Namen lesen zu können, da giebt es strebsame Advocaten, beseelt von dem gleichen hohen Gefühl oder von dem Wunsche in die Stadtvertretung zu kommen, denn jener Verein hat den Schlüssel zum Stadtverordneten-Collegium in der Hand. Von ihm werden die Wahlen gemacht, und diese lenken sich natürlich nur auf solche Männer, die ihre gemeinnützigen Bestrebungen durch ihre Anwesenheit im Verein bethätigt haben. Da giebt es endlich Lehrer und Aerzte, welche die große Trommel rühren — ein paar Abende verloren und du weißt, worum es sich hier handelt, und angeekelt von den Phrasen, mit denen man sich hier regalirt, verschwindest du, wenn du nicht selbst ein Streber oder in das gewöhnliche Bierphilisterthum versunken bist.

Indessen werden ja doch hier wissenschaftliche Vorträge von allgemeinerm Interesse gehalten und wird die Gelegenheit geboten, „berühmte Gelehrte“ zu hören. O gewiß, wir kennen genau die Speisenkarte der Commis voyageurs

unter den deutschen Professoren, welche auf einige Vorträge „reisen". Nie aber muthet uns diese Neuerung anders als erheiternd an. Mit welchem tiefen Ernste referirt der Reporter, daß Professor X in dem Kaufmännischen Verein oder im Bürgervereine vor einer zahlreichen Versammlung von Handelsbeflissnen, biedern Handwerkern u. s. w. über die Ausgrabungen von Olympia oder die Funde von Pergamon unter allgemeinem Beifall gesprochen habe. Wann endlich wird der gute Sinn unsres Volkes sich gegen das alberne Popularisiren wenden und das als Kost nur verlangen, was ihm gebührt? Was soll einem Commis, der den ganzen Tag in seinem Contor steht, der nicht die geringsten archäologischen Vorkenntnisse hat, aber um „gebildet" zu erscheinen, ein verlognes Interesse zur Schau trägt, was soll dem Armen Olympia?

Wir können derartige Beispiele noch in Menge bringen, wir überlassen aber die Ausführung dem geneigten Leser. Nur noch ein Beispiel möchten wir anführen. Die meisten Bürgervereine, wie wir sie nennen wollen, jagen, damit ihre Vorstände sich am Tische des Hauses in ihrer Würde fühlen und sonnen können, nach der Behandlung von Tagesfragen. Das pflegt ihre Versammlungen ein wenig zu füllen.

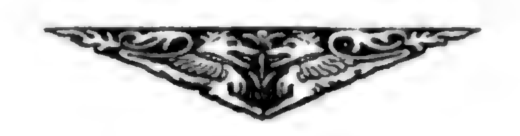
Der Verfasser hatte einmal Gelegenheit, in einem solchen Verein von einem strebsamen jüngern Mediciner, der sich einen Namen und Praxis machen wollte, einen Vortrag über die Ueberbürdung unsrer Kinder mit häuslichen Schularbeiten zu hören. Mit patriotischer Beklemmung mußten wir vernehmen, zu welchen Krüppeln in geistiger und körperlicher Beziehung die Schule unsrer Tage die deutsche Jugend heranbildet. Der Vortrag fand natürlich allgemeinen Beifall, und nachdem noch einige Redner sehr energisch sich gegen die Schule ausgesprochen hatten, schloß der Vorsitzende die Versammlung und zugleich das Vereinsjahr mit einigen landesüblichen Phrasen, von denen ich mir nur gemerkt habe, daß der rege wissenschaftliche Sinn, die politische Reife und das wahrhaft ernste Streben unsrer Bevölkerung in glänzender Weise sich durch den zahlreichen Besuch der Versammlungen documentirt habe.

Ich ging betrübt nach Hause. In 200 Familien, sagte ich mir, fehlt heute Abend das Familienoberhaupt, denn wenigstens 200 Familienväter waren in dieser Versammlung, und während der Vater über die Ueberbürdung unsrer Jugend spricht, sitzt der hoffnungsvolle Sohn im Tabaksqualm in einem ungesunden Local beim Biere und legt hier den Grund zu allerhand Uebeln, die dem Aschenbrödel „Schule" in die Schuhe geschoben werden. Im besten Falle sitzt er mit einem Roman zu Hause oder treibt Allotria. Der mütterlichen Autorität ist ja der 16jährige längst entwachsen und die väterliche Controle fehlt ganz und gar. Setzt sich dann der Junge noch um 10 Uhr an die Arbeit, so findet natürlich

seine Klage „zu viel zu thun" bei dem spät nach Hause heimkehrenden Vater ein bereitwilliges Entgegenkommen.

Ich sagte, daß in jener Versammlung 200 Familienväter zugegen waren. An demselben Abend gab es, schlecht gerechnet, noch wenigstens zehn Vereinigungen, die ungefähr aus derselben Gesellschaftsclasse rekrutirten Man rechne die Zahl der Väter hinzu, die in diesen Vereinen versammelt waren, endlich die, welche Privatgesellschaften oder das Theater besuchten. Wir wollen ferner an jene erinnern, die ohne wissenschaftliche oder künstlerische Folie, ohne Statuten und Vorstand dem Bierphilisterthum verfallen sind. Das Resultat ist: Nicht 25% unsrer Familienväter findest du am Abend oder wenigstens den bedeutendsten Theil des Abends zu Hause, d. h. das vielgerühmte Familienleben der Deutschen ist eine Fabel.

Wir haben gegen die jährlichen Vereinigungen deutscher Gelehrten nichts einzuwenden, obschon sie von seiten solcher, die Phrasen nicht zugänglich sind, lediglich als große Kneipereien bezeichnet worden sind; alle die Wanderversammlungen von Vereinen verschiednen Charakters mögen, wenn sie auch die Wissenschaft nicht fördern, gestattet sein. Ihre kurze Dauer, die Möglichkeit, alte Bekannte zu treffen, neue Bekanntschaften anzuknüpfen, machen sie empfehlenswerth. Gegen die Vereinskrankheit aber, wie sie neuerdings in unserm Vaterlande grassirt, gegen die Vereinskrankheit, die mit Wahlen, Sitzungen, Protokollen, Agitationen, Vorträgen, Festen unserm Volke die Zeit stiehlt und ihm das Bierhaus zum Heime macht, fordern wir Heilmittel. Möchte der gesunde Sinn des Volkes das verlogne Phrasenthum, das Streberthum, wie es in den meisten Vereinen existirt, allgemein erkennen, möchte an die Stelle der Vereinsbummelei ernste Arbeit, an die Stelle des Wirthshauslebens ein segensreiches Familienleben wieder treten. Wahrlich, man würde weniger von wirthschaftlichen Mißständen reden hören und ruhiger könnte der wahre Vaterlandsfreund auf unsre Jugend, auf unsre Zukunft sehen.



Briefe des Grafen Friedrich Leopold Stolberg
an
Johann Heinrich Voß
aus den Jahren 1786 und 1787.

(Schluß.)

11.

Neuenb. d. 23sten Febr. 1787.

Wiewohl sich unsre lezten Briefe haben begegnen müssen, so kann ich doch nicht unterlassen Ihnen heut gleich auf Ihren Vorwurf zu antworten.

Es thut mir weh Ihnen sagen zu müssen daß ich Sie im kl. Aufsaze nicht gemeint habe. Mit keinem Gedancken fielen Sie mir ein, sondern die Berliner, die ich mit ihrem Eifer für den Protestantismus allezeit für Heuchler u. hämische Verleumder gehalten habe, halte u. halten werde. dixi.

Sie sind der einzige unter meinen Freunden der izt über die Berliner anders denckt, aber Sie sind kein Freund der Berliner, u. man kann diesen die Warheit sagen ohne Sie zu beleidigen. Thut es nun gar einer Ihrer liebsten Freunde so haben Sie doppelt Unrecht es auf sich zu deuten. Voss ausgenommen kann es keinem Menschen eingefallen seyn daß ich hiebey an Vossen dachte. Mir am wenigsten. Ihr Vorwurf könnte sehr kränkend seyn, ich will mich aber nicht kräncken lassen. Eine Grille wie die war kann nicht lange in Ihrem Kopf u. Herzen geblieben seyn.

Es thut uns allen sehr leid daß Sie in Flensburg den Brunnen trincken wollen. Stade ist nur 12 Meilen von uns, wie weit es von Ihnen ist das werden Sie wissen. Sie könnten zugleich Boie besuchen. Von Meldorf ist Neuenburg wohl nicht viel weiter als Flensburg von Eutin. Ernestine müste bey Leibe nicht zurückbleiben.

Mein Bruder soll Ihnen, sobald er es gelesen u. becommentirt hat, mein Mskt Die Insel schicken. Ich habe ihm nur den ersten Theil gesandt. Dieser ist Prosa. Der andre Poesie, ist aber nicht fertig. Meine Schwester die Bernstorf soll Ihnen mein Apollons Hain senden. Ueber beides werden mir Ihre Anmerckungen sehr lieb seyn. Sie senden die Insel an meine Schwester Bernstorf.

Unsrer lieben Ernestine viel Liebes! Agnes grüsset herzlich. Sie ist wohl. Kätchen schreibt glaube ich an Sie. Vielleicht lassen wir die Kinder bald inoculiren, denn in der Nähe sind die Pocken.

Aus dem griechischen Briefe sehen Sie daß ein Exempl. des griechischen Virgils Ihnen bestimmt ist. Lassen Sie es nur zu Wasser nach Lübeck schicken. Um der Seltenheit der Sache willen bitte ich mir den gr. Brief wieder aus u. weil ich dem Manne antworten muß, ich dencke auf französisch. Seinen Namen habe ich vergessen, mich deucht Bastiniani. Schreibt Nicolai den Namen nicht? Leben Sie wohl u. verkennen Sie nie wieder Ihren treuen Freund. Ich kann Unrecht haben, unedel handeln kann ich nicht. *ἔρρωσο.* F. L. St.

N. S. Neulich erhielt ich einen Brief von Bürger, er wünschte hier in Dienste zu kommen. Ich würde mich herzlich freuen, eine Beamtenstelle wäre recht gut; er soll ein grosser Jurist seyn. Ich habe ihn gebeten mir einen Brief zu schreiben den ich zeigen könnte; hoffe aber wenig. Halem schreibt mir man trüge B. izt

eine Professur an, u. er sey unschlüssig. Es solte mir leid thun wenn er in Göttingen bleiben müßte. Schulz komt vielleicht als Kapellmeister nach Kopenh. Die beiden Balladen aus Apollons Hain die er componirt hat, sollen Sie für den M. A. haben.

12.

Neuenburg d. 6sten April 1787.

Ja wohl sey die Lavaterische Sache geschlossen!

Ich meinte die Homerische wäre es lang. Treuherzig gemeint u. gesagt war alles was ich in einem Briefe an Sie diesen Winter schrieb. Welcher elender Mensch wäre ich wenn ich (auch) gesezt daß ich ein Recht dazu hätte, wiewohl ich absolut kein Recht dazu haben kann) verlangen, oder auch nur wünschen möchte daß Ihre Ilias eine Handschrift für Freunde bleiben solte? Unter andern wäre ein solches Verlangen auch absurd. Woher, um aller Wunder willen komt dieses Hinterhermißverständniß, da mein Brief so deutlich war?

Sie können mich nicht für falsch halten, aber warum für so wankelmütig? Und für so voll von Eigenliebe?

Daß Sie die Ilias übersezen wolten u. anfingen that mir weh. Ich sagte es Ihnen, u. hatte es bald verwunden. Wenn, meiner Eigenliebe zu schonen die beste Uebersetzung der Ilias unterdrückt würde, so würde mir das nicht allein sehr wehe thun, sondern ich würde mich meiner schämen, u. diesen Schmerz, diese Schaam, so lang ein gutes Haar an mir wäre, nie verwinden.

Wofern Sie einige Anmerckungen zu Apollons Hain gemacht haben, so theilen Sie mir solche doch mit. Ich hätte sie gern bald, weil ich nun das Stück gern für den Druck fertig machte.

Die beiden Balladen gebe ich Ihnen für den M. A. (den Kuckuk u. Ikaros) die Melodien kann ich Ihnen noch nicht schicken weil meine Schwiegerin sie spielt u. noch nicht auswendig weiß, nemlich Agnes Schwester. Hier ist ein Frühlingslied das ich auf eine Melodie gemacht habe die Agnes gern singt.

Auch schicke ich Ihnen hier ein Gedicht von einem 17jährigen jungen Menschen in Oldenburg, welcher primaner dort ist u. es so gern in Eutin wäre! Er heisset Woltmann. Ich dächte Sie zeigten im Register sein Alter an. Er hat einige Lieder gemacht die mir besser gefallen. Vielleicht giebt er mir auch die für den M. A.

Gustchen schreibt mir in jedem Brief ich soll ihr die Insel senden oder senden lassen. Also bitte ich Sie sie ihr bald zu senden. Aber ich bitte auch um Anmerckungen besonders zu den Gedichten. Die Insel ist mir mein Lieblingskind, Prosa u. Gedichte, wiewohl sie nicht das stärckste seyn mag. Aber ich liebe sie wie ein Vater der grosse Söhne hat sein Töchterchen vor allen liebt wenn er es auf den Knien wiegt. Wir dencken Ende May nach Holstein zu reisen, oder spätestens Anfang Juny. Agnes u. Kätchen lassen herzlich grüssen. Weder Kätchen noch ich hangen als Sektirer an irgend einem Menschen. Dazu ist unser Verstand u. Herz zu gesund. Von Agnes sind Sie deß versichert. Wir umarmen die liebe Ernestine von ganzem Herzen. Leben Sie wohl. Stolberg.

13.

Neuenburg d. 17t. April 1787.

Es war eine Zeit da ich oft Monate lang Ihre Antworten mit Sehnsucht erwartete, izt begegnen sich Dupliken und Trepliken.

Ich werde nie dem Rechte entsagen einem Freunde treu zu bleiben den ich für edel u. bieder halte, er habe Schwachheiten so viel er wolle. Nicht ich allein,

viele Männer welche ganz Deutschland ehrt, Jerusalem, Leß, Zollikofer, Basedov, Jacobi in Zelle, Jacobi in Düsseldorf, Spalding, Göthe, der redliche Heß, Tobler, Semler, Schlosser, Claudius, halten Lavater für einen edlen liebenswürdigen Mann. Nicolai, Sie u. Biester halten ihn für einen ehrlosen Schleicher, Ich lasse Ihnen Ihre Meinung, lassen Sie mir die meinige. Sie sind ja doch sonst dafür daß man jedem seine Meinung ungekränckt lassen müsse. Sehen Sie mit Mitleiden meinen Bruder, mich u. die vorhin genannten Männer am Narrenseil ziehen; Aber beunruhigen Sie mich nicht mit bittern u. beschimpfenden Scheltworten gegen meinen Freund.

So edel Ihnen auch in dieser Sache Nicolai scheinen mag, war sein Mißbrauch meiner Epistel doch sehr niederträchtig. Ungerecht schien Ihnen das Ende meiner Erklärung. Mir schien es gerecht etwas Hohn zu lächeln gegen einen Mann, der mir in dem Augenblick schlecht zu handeln schien, da er — credat Judaeus Apella — der Religion das Wort reden will u. der Freiheit.

Wenn mir erlaubt ist Lavaters Freund zu seyn, so darf ich ihm auch eine Ode wiedmen. Wenn Sie sie mit Aufmerckſamkeit gelesen hätten, so würden sie gesehen haben daß sie eine brüderliche Warnung gegen seinen Durst nach Wunderglauben enthielt.

Empfindung der Sache und Freundschaft, nicht schmeichelnde, warnende Freundschaft, waren die Dämonen, welche mir diese Ode eingaben.

Ohne Hottingern zu nennen habe ich ihn vor 12 Jahren beleidigt. Seitdem verfolgt er mich in anonymen Recensionen die jedem ungerecht scheinen müssen. Auch bey Recensirung andrer (ich meine der Blumauerischen) Gedichte, zog er die Gelegenheit bey den Haaren herbey. Ist auch das edel?

Nichts ist meinem Karacter mehr zuwider, als ein aner zu seyn. Als Jüngling sprach ich zu entflamt von Lavater. Ich bin Mann. Reichard ist ein aner. Wer mich mit ihm verwechselt ist nicht mein Mann!

Ferne sey es von mir Kälte oder mehr Fassung als ich habe zu affectiren. Ich schreibe Ihnen dieses mit zitternder Hand. Es kränckt mich nicht daß Sie anders dencken, aber daß Sie mich im Genuß meiner Freiheit zu dencken u. zu empfinden kränken wollen.

Irre ich so irre ich mir! sagt Hiob seinen unruhigen Freunden.

Noch eins muß ich sagen: Ich bin kein Mensch der sich gebrauchen oder mißbrauchen läßt. Was ich an u. für Lavater gesagt habe, ward niemals ihm eher als dem Publico bekannt, viel weniger, hat jemand mich dazu angetrieben.

Von Ihrem Rath aus den fünf Idyllen, oder wie sie heissen, einige wegzulassen, kann ich keinen Gebrauch machen, ich liebe einmal das Bächlein der Wiese, u. würde, wenn ich Wasserkunst anzubringen wüßte, doch in der Insel keinen Gebrauch davon machen.

Ich kann die Idee der Dichtkunst, (welche einen Dichtkünstler implicirt) schlechterdings nicht ertragen. Grosse Dichter haben anders gedacht, Virgil und Horaz, Klopstock und Sie dencken noch anders. Ich meine auch grosser Dichter Empfindung und Handlung für mich zu haben. Und würde lieber meinen Waldgesang für mich behalten, wenn man mich eines bessern überführte, als mich noch in meinem Alter auf die schönen Künste zu legen.

Es tönt mir durch meinen Waldgesang die Liebkosung der Muse zu und verheisset mir Liebe der Enkel. Und mehr als diese Liebe will ich nicht.

Darinnen bin ich glücklicher wie Sie daß Ihnen die Muse so mancher die wie ich singen und sangen, Mißton tönt, mich aber auch Ihre Gedichte und derer

die wie Sie denken glücklich machen. Aber sonderbar ist's doch daß meine ungelehrte Empfindung immer sich ähnlich bleibt u. immer alles was allgemein schön gefunden wird, gleich empfand. Ihre Empfindung hat manchesmal geschwanckt. Ich erinnere mich daß Sie Pindar und Horaz geringschäzten.

Sie sehen daß der Hagelschauer vorüber ist, die Luft hat sich gereinigt. Ich möchte nicht gern jemals wieder in einer solchen Stimmung gegen Sie seyn, als ich seit vorgestern war. Die Sache bleibt wie sie war, warum bin ich denn izt anders gestimt? Weil ich ein schwacher Mensch bin, und weil ich Freund meiner Freunde bin. Das lezte entschuldige das erste. Warnen Sie mich immer wenn Sie mich auf Irrwegen glauben: hanc veniam damus petimusque vicissim, aber glauben auch Sie nicht daß jede andre Art zu dencken u. zu empfinden als Sie haben, nothwendig Irrthum seyn müsse. Das ist Ihr Feind! Jeder warne, aber jeder unterwerfe seine Warnung dem Urtheil des nicht unmündigen Freundes.

Gott befohlen! Er sey mit Ihren inoculirten Kindern! Unsre können wir nicht inoculiren weil die Blattern nicht im Orte sind. Ich umarme Sie — vor einer halben Stunde hätte ich es vielleicht nicht, oder nur halb gethan. Agnes u. Kätchen grüßen. Ich umarme Ernestine die doch gewiß besser ist als Sie.

F. L. St.

(Längs des Randes von S. 8.) Die Gedichte für den M. A. habe ich vergessen abzuschreiben. Künftig!

14.

Neuenburg d. 27st. April 1787.

Ich kann u. mag es mir nicht dencken, lieber Voß, daß dieser Brief Sie noch in dem unglücklichen Wahn findet als sey unsre Freundschaft zerrissen. Selbst der Brief in welchem Sie mir das sagen bürgt mir von Ihrer Seite das Gegentheil, u. hier von meiner Seite Hand und Herz! Eine solche Freundschaft läßt sich nicht ausziehen wie ein altes Kleid, sie ist in unser Innerstes eingewebt, u. wenn Sie auch sich noch so sehr täuschten hinge es so wenig von Ihnen ab nicht mehr mein Freund zu seyn als es von mir abhinge dem Bunde unsrer Herzen zu entsagen der uns so lange vereint hat. Gott weiß es daß ich Ihr Freund bin u. seyn will u. bleiben würde wenn Sie nicht nur meine Freundschaft sondern mein ganzes Ich verkennten, mit Gleichgültigkeit ansähen, oder mit Haß. Denn selbst dann würde Ihr Herz redlich u. edel bleiben, u. Sie würden noch immer der seyn dessen Freund ich aus ganzer Wahl meiner Seele ward. Immer würde ich Ihren Irrthum von Ihrem Herzen sondern können. Und eben so würden auch Sie im entgegengesezten Fall über mich empfinden.

Daß ich sehr unzufrieden mit Ihnen war gestehe ich Ihnen. Ich glaubte Recht dazu zu haben, u. warhaftig das glaube ich noch. Aber eh ich mich in die 3 Punkte einlasse welche Sie zu weitläuftig auseinandersezen als daß ich sie in der Kürze angeben könnte, muß ich Ihnen aus der Fülle meines Herzens sagen daß ich Sie von ganzer Seele liebe u. lieben werde, Sie mögen es wollen oder nicht.

Mit Lavater bin ich sehr oft unzufrieden gewesen, u. glauben Sie daß ich izt mit ihm zufrieden sey? Daß mir die MagnetismusGeschichte nicht eckelhaft u. sein Durst nach Wundern, seine Schwärmerleien mancher Art, seine öfteren Verblendungen an Menschen u. Dingen nicht zuwider sey? Aber den Mann der mit ganzer Seele an Gott hängt, der voll Liebe, voll Feuer, voll Lebens u. Geistes ist, habe ich nie verkannt. Keiner seiner Freunde hat den je zu verkennen gelernt. Nennen Sie mir einen den er verloren hat, u. zürnen Sie mir denn daß ich nicht der Zweite

geworden bin! Seit 10 Jahren habe ich nur einen Brief von ihm erhalten, u. warlich die paar Zeilen in denen er mir sagt daß er unmöglich zu mir kommen könne weil seine Tage gezählt seyen u. er doch zu spät heim kommen würde, diese Zeilen enthielten warlich keine Schmeicheley. Durch meine Schwester, durch andre Reisende u. einigemal durch Zürcher Freunde hat er mich grüßen lassen, sonst ist die alte Freundschaft geblieben wie sie war ohne angefrischt zu werden. Solcher Anfrischung bedurfte sie nicht. Sie haben aber doch diesmal durch den Verdacht gegebner u. genommener Schmeicheley mir u. Lavater Unrecht gethan. Es thut mir zu weh einem Herzensfreunde immer sagen zu müssen daß ein anderer kein Schurcke ist, ich kann hierüber nichts mehr sagen. Sie u. Klopstock ausgenommen hat sich noch kein καλοκαγαθος gegen ihn erklärt. Oeffentlich noch keiner. Vielmehr lieben u. ehren ihn Sie beide ausgenommen alle besten und ersten Männer der ganzen Nazion.

Ich hätte Sie ihm aufgeopfert? Lieber Voß ich habe es von Ihnen ertragen u. werde ferner von Ihnen ertragen daß Sie ihn beurtheilen wie Sie wollen, aber eben diese Freiheit wollte auch ich. Ihr Schimpfen, bitteres Höhnen, Stürmen, verdroß mich, Ihre Meinung thut mir nur wehe.

Nun von der Ilias. Wie mich Ihre Unternehmung befremdete und verdroß sagte ich Ihnen ja gerade heraus. Ich behielt nichts auf dem Herzen. Aber auch nichts als ich Ihnen sagte daß ich mir aus blutendem Herzen den Wahn den Deutschen eine Ilias gegeben zu haben, reisse. Ich (eitel wie ich Ihnen scheinen mag) sah so lebhaft als einer es wird thun können, den grossen Vorzug Ihrer Uebersetzung, u. wenn Sie nun nicht fortgefahren hätten, so hätten Sie eine schreckliche Rache an meiner geäusserten Unzufriedenheit genommen. Diese Rache veranlaßt zu haben würde ich gegen Vater Homer, gegen die Deutschen, gegen Sie, gegen mich, nie haben verantworten können. Was ich Ihnen schrieb war nicht Heucheley. Aber wahr ist es daß die Wunde lange nachher blutete. Voß, dachte ich, beschämt Dich vor den Augen der Nazion, u. reißt als Mann eine Palme vom Ziel welcher Du als Jüngling näher kamst als Deine Vorgänger u. andere Zeitgenossen. Aber ich sagte mir immer zugleich: Voß sieht diese Sache anders an als du. Seine Liebe für Homer treibt ihn in die Laufbahn. Er opfert dich dem göttlichen Greise, nicht sich, u. mit diesem Gedanken an den lieben göttlichen Greiß verschmerzte die Wunde.

Ihr Urtheile über meine Gedichte haben mir oft weh gethan, beleidigen hätten sie mich nie sollen. Was Sie sagten, das sagten Sie aus Treue u. Liebe. Ich bitte um Verzeihung daß ich oft ungeduldig ward. Sehr wünschenswerth muste mir freilich der Beifall eines der edelsten Dichter u. die Sympathie meines Herzensfreundes seyn. Ich schrieb Ihnen einmal mit Verdruß: Ich kann Ihnen nichts mehr recht machen! Aber ich hatte Unrecht. Mich entzückt die göttliche Flamme wo ich sie finde, sie flamme auf dem 5ten Act einer Tragödie wo alle neun Musen in 4 Acten den Scheiterhaufen künstlich geordnet haben, oder sie entspräche dem Greif auf welchem Vater Okean zum Promätheus reitet. Ohne Sinn für Kunst zu haben muste ich entzückt werden durch Ihre Gedichte.

Die meinigen konnten Ihnen nicht gefallen.

Wir haben uns beide Wendungen erlaubt deren ein καλοκαγαθος sich enthalten sollte, sind beide bitter gewesen. Dann mag der Teufel lächeln wenn Freunde so weit kommen. Ich bitte von ganzem Herzen um Vergebung. Und nun lieber Voß lassen Sie alles getilgt seyn, alles! Ich fürchte Ihre Grübeleyen. Schon in Ihrem Brief stänckern Sie alles auf, wahres und falsches. Was werden Sie vor Empfang dieses Briefes gestänckert haben.

Nach Jahren hat Sie der Brautkranz in der Muhme Hand mit Dornen gerizt. Dann werfen Sie mir die vielen Herzensfreunde vor. Auch Freunde sind θεων ἐρικυδεα δωρα die man nicht als eine Schmach vorwerfen muß. Ihnen hat keiner in meinem Herzen Schaden gethan, keiner wird es thun. Und ich fühlte mich nie reicher an Freunden als wenn ich des Abends in der Wasserstraße Sie aufsuchte, oder im Rathhause, oder wenn Sie mich in unserm Hause besuchten, oder wir am kleinen See irrten.

Fort mit des Teufels Auskehricht! Wir müssen nun einmal Freunde seyn, da hilft nichts vor. Ich will daß Sie es sollen, u. in diesem Fall ist hinreissende Stärcke immer im Arm des Wollenden.

Diesen Sommer will ich Ihr Gast seyn, u. ein freundliches Gesicht finden.

Und nun noch eins, alter Grübler!

Werden Sie auch wegen einiger launigter Stellen meine Rührung, u. den Ernst dieser Rührung verkennen? So wären Sie noch im A. B. C. der Kentniß Ihres Sie von ganzer Seele liebenden Freundes!

F. L. Stolberg.

Tausend u. 1000 Grüße an die liebe Ernestine, die mich lieb haben muß sie wolle oder nicht.

15.

Neuenb. d. 11t. May 87.

Mit herzlicher Zuversicht u. doch mit einigem Herzklopfen, öfnete ich heut früh Ihren lieben Brief, bester Voß, u. schämte mich bald des Herzklopfens! Es fielen mir gleich die Verse in die Augen:

Τα δ'οπισθεν pp.

und frappirten mich desto mehr da ich eben diese neulich im Sinne hatte u. nur vergaß Ihnen zu schreiben.

Wir freuen uns herzlich wie Ihr aufs Wiedersehn. Anfang Juny reisen wir. Aber die ersten 4 Wochen wird Gustchen uns nicht von sich lassen. Also liebster Voß trincken u. baden Sie in Flensburg in Ruhe. Auch sind wir freier wenn der Hof nicht mehr in Eutin ist.

Ach zu schnell werden uns bey Euch Ihr Geliebten, die Tage verfliessen, aber wir haben es uns fest in den Kopf gesezt daß Ihr künftiges Frühjahr einige Wochen bey uns seyn solt. Neuenburg ist kein Eutin, aber auch wir haben Wasser, Wald u. Nachtigallen, haben ungestörtere Einsamkeit, u. keine Tanten welche Agnes in Eutin umspinnen.

Bey uns soll Ihnen der Pyrmonter treflich bekommen, es kommt mehr darauf an, wo als was man trinckt.

Ja wohl waren wir Kinder, liebster Voß, kleine Nozbübchen, jeder stand in seinem Winkel u. maulte.

Ich dencke wir haben uns ein für allemal abgewischt. Gott sey mit Euch Ihr Inniggeliebten die ich mit der zärtlichsten Liebe umarme.

F. L. St.

Ist Ihnen nie eingefallen wie ich einmal darauf pochte daß wir uns noch nie gezanckt hätten? Die Atä belauschte mich! Hol der Teufel die Atä!

Agnes kränckelt heute. Nächstens wird sie Ernestinens lieben Brief beantworten.

Die vorstehend abgedruckten Briefe sind mir, nebst den andern von Stolberg an Voß gerichteten, durch die Güte des Herrn Director der Hof- und Staatsbibliothek zu München, Halm, der dieselben für die seiner Leitung unterstellte Bibliothek erworben hat, zugänglich gemacht worden. Manche Stellen aus denselben waren seit langen Jahren durch Voß selbst veröffentlicht worden, in neuerer Zeit hatte Herbst für seine Biographie von Johann Heinrich Voß diese Originale benutzen können. So manches hat er auch aus ihnen mitgetheilt, von den oben veröffentlichten Briefen den einen (13.) fast ganz, von einem andern (5.) mehr als die Hälfte drucken lassen. Der vollständige Abdruck aber, den wir hier bieten, nimmt in mehr als einem Grad ein gewisses Interesse in Anspruch: er zeigt wie das erste Zerwürfniß zwischen Voß und Stolberg entstanden, wie weit die Kluft gewesen, die die beiden, nach ihrem ganzen Fühlen und Denken so verschieden gearteten Männer trennte, wie diese Kluft noch glücklich überbrückt wurde, aber immerhin in beide Seelen der Gedanke an Trennung geworfen war. In Wahrheit tritt uns die alte, treu-innige Gemeinschaft zwischen Voß und Stolberg seit dem Jahre 1787 nur noch vorübergehend entgegen, seit dem Jahre 1788 fehlt zumal die Vermittlerin zwischen beiden Männern, Stolbergs holde Gattin Agnes, die schon Goethe als die Versöhnerin der Gegensätze geschildert hat.

Leider liegen uns die von Voß an Stolberg gerichteten Briefe nicht mehr vor. Voß selbst scheint von ihnen keine Copien zurückbehalten zu haben, ob die Originale noch in dem Stolbergschen Familienarchiv auf Schloß Brauna bei Camenz vorhanden sind, war mir nicht möglich festzustellen; auch aus Janssens zweibändigem, an Material so reichem Werk über Stolberg, ergiebt sich für diese Conflicte nicht die geringste Aufklärung. Es ist das Abgehen dieser Correspondenz gewiß nur zu beklagen; es ist dadurch unmöglich gemacht, dem Grundsatz: audiatur et altera pars gerecht zu werden. Denn — man muß es eingestehen — aus den vorliegenden Briefen scheint sich doch zu ergeben, daß Stolberg im Recht, Voß aber im Unrecht gewesen. Aber es scheint doch nur so. Denn wenn wir die damalige Zeit auf Grund alles uns zu Gebote stehenden Materials studiren, so müssen wir bekennen, daß Voß ein entschiedner Freund der Aufklärung gewesen, seiner selbstbewußten Männlichkeit jede Halbheit und jedes Vertuschen der Wahrheit ein Greuel war, daß er in der strengsten gewissenhaftesten Arbeit Tag für Tag stand, und die höchsten Anforderungen an sich stellte. Das hat Niebuhr gefühlt, wenn er am Schlusse eines solchen Lebens die Worte aussprach: Voß sei der „letzte Held der deutschen gelehrten Gesinnung, der Vertheidiger der Wahrheit" gewesen. Ganz anders stellt sich Stolberg dar. Freilich hat auch er nach dem Ideal gerungen, aber niemals in strenger, entsagender Arbeit. Er ist stets Phantast, stets Dilettant geblieben. Die Gedanken strömten ihm zu,

und das Wort sie einzukleiden steht ihm mühelos und sofort zu Gebot. Aber damit glaubte er genug gethan zu haben, seinen Werken die Feile anzulegen hat er nie über sich vermocht. Es ist ein vielleicht einzig dastehendes Beispiel in unsrer Literaturgeschichte, daß seine Gedichte in der letzten Ausgabe unverändert, wie sie in der ersten stehen, sich finden. Und was vielleicht noch schlimmer ist, von seinen sämmtlichen poetischen Werken erhält man den Eindruck, daß sie nur erdacht, nicht gefühlt sind. Nur selten konnte ihm so ein erster glücklicher Wurf gerathen. Die Nachwelt hat daher unerbittlich Gericht gehalten: fast alles was er geschrieben, ist der Vergessenheit anheimgefallen. Und wie in seinem Dichten so erging es auch in seinem praktischen Leben. Von einem eigentlichen Berufstudium wissen wir fast nichts; seine spätere Wirksamkeit als Amtmann und Gesandter scheint uns nur möglich bei den patriarchalischen Zuständen des kleinen Fürstenhofes, an dem er lebte; man möchte zu dem harten Ausspruch kommen, daß „der Reichsgraf" den Mangel an gelehrter und amtlicher Tüchtigkeit hat ersetzen müssen. Das Bewußtsein der Abstammung ist denn auch stets in Stolberg ein lebendiges geblieben, seine Freiheitsgesänge, sein Wüthen gegen die Tyrannen — und darunter verstand man damals so ziemlich alle Fürsten — erscheint uns gemacht, seiner innersten Natur widersprechend. Er hat im Leben stets nach einem festen Halt gesucht, an den er sich anklammern und aufrichten könne, er fand ihn nicht im Amt, nicht in seiner Muse, nicht in der Freundschaft; so ist es kein Wunder, daß er schließlich mit Naturnothwendigkeit in den Schoß der katholischen Kirche getrieben wurde. Er selbst hat in ihr (daran zu zweifeln ist nicht erlaubt) den Frieden der Seele voll und ganz gefunden, aber alles was er nach seinem Uebertritt zum Katholicismus noch geschrieben, ist flach und seicht, steht tief unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit, selbst der wissenschaftlichen. Und so meine ich, daß der gerade, feste, wenn auch bisweilen knorrige und klotzige Voß doch eine Gestalt ist, die uns unwillkürlich Achtung abnöthigt, er, der aus dem niedern Volk durch eigne Kraft Emporgekommene tritt uns stets als ein seiner Männlichkeit Bewußter entgegen, und von Jahr zu Jahr erkennen wir es mehr, wie der wackere Eutinische Schulmeister auch einer der größten und reinsten Lehrer des deutschen Volkes gewesen. Stolbergs Singen und Sagen könnten wir gänzlich in unsrer Geschichte entbehren, er hat keine Nachahmer gefunden und nichts dauerndes geschaffen; der Dichter der Luise, der Uebersetzer Homers wird unvergessen sein, so lange man in deutscher Zunge spricht und schreibt.

Den Uebersetzer des Homer lehren uns die vorstehenden Briefe kennen. Sie sind wichtig für die Genesis dieses Werkes. Der Versuch, die Ilias in deutsche Hexameter zu übertragen, sie — wie Voß einmal bei der Uebersetzung eines

römischen Schriftstellers scherzte — „deutsch lernen zu lassen," war eine Forderung, die an Voß' wissenschaftliches Gewissen gestellt wurde und der er sich nicht entziehen konnte und durfte. Schon im Jahre 1781 war die verdeutschte Odyssee erschienen, einzelne Proben der Uebersetzung waren 1777 und 1779 bereits gedruckt. Vor wenigen Wochen ist das schon selten gewordne Buch durch Michael Bernays' treue Sorgfalt wieder allgemein zugänglich geworden. Der Dichter Voß konnte mit der Uebersetzung zufrieden sein, dem rüstig fortarbeitenden Gelehrten wollte sie nicht mehr genügen. Er hatte in jahrelangem Studium sich tief und tiefer in die Gesetze der griechischen und deutschen Sprache versenkt, die gewonnene Ueberzeugung durfte er der Welt nicht vorenthalten. Das Resultat war nichts weniger, als daß es möglich, auch deutsche Hexameter metrisch richtig zu bauen, etwas, was weder Klopstock noch Stolberg erreicht hatten. Freilich die Poesie wurde dabei doch bisweilen zu stark commandirt, oder wenn wir es noch prägnanter ausdrücken wollen: „einexercirt," der Duft des Ursprünglichen ging mitunter sehr verloren. Das fühlten Goethe und die Weimarer am meisten. Aber Voß ließ sich nicht beirren. Zum Glück, dürfen wir sagen, denn er hat die Gesetze gefunden und zuerst ausgesprochen, die für jede Uebertragung eines Dichterwerks aus einer fremden in unsre Sprache für alle Zukunft mustergiltig bleiben werden. So konnte Voß bereits im October 1786 schreiben: „ich arbeite mit großer Lust und sicherer als bei der Odyssee. Denn vieles, was damals nur dunkles Gefühl bei mir war, ist seitdem helle Regel geworden; und ich bin nicht leicht in Gefahr nach einem falschen Ziele zu steuern und Kräfte zu verschwenden. Die Odyssee selbst hat durch meine Arbeit noch gewonnen; und ich habe beschlossen, vieles im Versbau, was ich bisher noch als kleineres Uebel dulden zu müssen glaubte, schlechterdings auszumerzen. Die Vorstellung von nothwendigem kleinerm Uebel war eitel. Man kann sehr gut umhin."

Daß Stolberg nicht gerade entzückt von Voß' Unternehmen war, wer wollte es ihm verübeln? Aber wie die vorliegenden Briefe zeigen, hat er bereits am 20. October 1786 seine Zustimmung ausgesprochen. Das hat Voß damals selbst anerkannt. In dem Briefe, aus welchem wir vorher ein Fragment mitgetheilt haben, finden sich in Bezug auf die Voßische Iliasübersetzung die Worte: „Stolberg hat sich sehr edel genommen." Aber bereits im März 1787 klagt Voß an den Schwager Boie: „Stolberg besinnt sich gewiß, wie unwürdig er seiner, meiner und Homers handelt. Leben und Tod meiner Ilias war nach dem ersten Gesange in seinen Händen. Er schwieg, und schrieb endlich einen Brief — den ihm die Freundschaft verzeihe. Ich antwortete, daß er sein Mißfallen an meiner Arbeit nur mit Ja oder Nein hätte äußern dürfen, und versprach ihm das Werk liegen zu lassen. Jetzt ging er in sich, schrieb einen Brief voll

Freundschaft, und drang auf Vollendung. Diesen Brief möchte ich gerne als das Erste und Letzte ansehn. Aber sein eisernes Stillschweigen über den Fortgang meiner Arbeit ist kränkend. Ich mußte meinem Herzen einmal Luft schaffen. Lieber Boie, Absterben der Freundschaft ist ein gräßlicher Gedanke. Nun kommt dazu die dumme Sache mit Lavater. Ich fürchte gar sehr, daß bei Stolberg eins auf das andre Einfluß habe. Er ist gerade der Antipode in Briefen von dem, der er hier mündlich war, und dringt ein mit Machtsprüchen und Schmähungen, daß man zuletzt wohl nicht weiter zurückweichen kann. Ich sinne hin und her, nichts zu thun, was mich gereuen könnte, so wird es ja wohl noch vorübergehen." Man sieht, an einem aufmunternden Freundeswort wäre dem guten Voß mitten unter den Geburtswehen seiner Ilias viel gelegen gewesen; es blieb aus, denn die elegischen brieflichen Ergüsse Stolbergs kann man doch dafür nicht nehmen. Und über Vorfälle, die sich hinter den Coulissen abgespielt haben, sind wir ganz mangelhaft unterrichtet, klar ist nur, daß auch die Stolbergschen Geschwister, namentlich die Gräfin Katharina, sich Voß gegenüber verstimmt zeigten und dies ihn fühlen ließen.

Aber noch andres kam hinzu. Voß deutet in dem oben mitgetheilten Brieffragment selbst „die dumme Sache mit Lavater" an. Wir wissen jetzt, daß Voß recht gesehen. Er nannte damals sehr beißend Lavater: „den Engelreinen, den eitlen, selbstsüchtigen Narren." Daß er in seinem Urtheil mit dem größten der deutschen Dichter, mit Goethe, übereinstimmte, konnte er damals nicht wissen; auch dieser hatte 1786 mit dem „Propheten" definitiv gebrochen, unter seine Existenz und die ehemalige Jugendfreundschaft „einen Strich gemacht." Der gute Voß theilte allerdings einen Fehler seiner Zeit, er stimmte in das Geschrei über Kryptokatholicismus ein, er witterte überall Jesuiten. Man lese nur die betreffenden Nummern von Nicolais Allgemeiner Deutscher Bibliothek und der Berliner Monatsschrift, und man wird an der Menge der Schriften, die für und wider Lavater erschienen, ersehen, in welch hohem Maße die damalige gebildete Welt von diesen Fragen bewegt wurde. Man ist gewohnt, nach Goethes Vorgang über Nicolai zu spotten. Er zeigt für uns manche komische Seite, aber niemand darf ihm Lauterkeit der Gesinnung bestreiten, niemand leugnen, daß er ehrlich und tapfer für die Geistesfreiheit gekämpft hat. Auf Lavaters Seite standen die Empfindsamen und Unklaren, mit ihnen mußte aufgeräumt werden, wenn der deutsche Volksgeist nicht weibisch erschlaffen sollte. Das sah Voß ein, das konnte oder wollte Stolberg nicht begreifen.

Und noch von etwas andrem, worauf uns die Briefe weisen, muß hier geredet sein, nicht über Lessings Spinozismus und Jacobis im Jahr 1785 erschienene Schrift: „Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an H. Moses Mendelssohn"; nicht über Mendelssohns zu Anfang des Jahres 1786 veröffentlichte Gegen-

schrift: „M. Mendelssohn an die Freunde Lessings, ein Anhang zu Hrn. Jacobis Briefwechsel über die Lehre des Spinoza.“ Zwischen Voß und Stolberg sind diese durch Jacobi angeregten Fragen verhandelt, aber keine tiefer gehende Differenz daraus entstanden. Ein andres ist es in Bezug auf das Freimaurerthum. Liest man die oben abgedruckten Briefe, so macht es unwillkürlich den Eindruck als ob Voß „Toby“ — es ist unter diesem aus Tristram Shandy entlehnten Beinamen der in Hamburg als Arzt lebende Jacob Mummsen zu verstehen — gegenüber, etwas gar zu sehr (man verzeihe den Ausdruck) „Krakehler“ gewesen sei. Glücklicherweise sind die beiden von Voß an Toby in Bezug auf diese Angelegenheit im Januar und März 1786 gerichteten Briefe erhalten und veröffentlicht. Man ersieht sofort aus den Eingangsworten des ersten Briefes, daß Voß durch ein Schreiben Tobys provocirt war. Und die ganzen Briefe zeigen uns Voß wiederum von der achtungswerthesten Seite. Er selbst war in jungen Jahren, wie die Stolberge, in den Freimaurerorden getreten, er konnte aus eigner Kenntniß sprechen, und er thut es unverblümt und aufrichtig. Er hatte früh empfunden, daß der Orden ein Scheinwesen sei, daß mit dem idealen Verlangen der Menschheit in ihm eitel Komödie gespielt werde, daß ein männliches Streben in ihm nimmer Verwirklichung finden könne. Daß er nicht mehr an etwas, das seinem reinen Wahrheitsgefühl wie eine ungeheure, schamlose Lüge erscheinen mußte, theilnehmen wollte; daß er einmal zur Aeußerung aufgefordert mit Darlegung aller Gründe die Freunde zu überzeugen suchte, wer wollte es ihm verdenken? Und wenn er in seinem geraden, unverstellten Wesen hier etwas über die Schnur haut, Sachen und Personen im Orden wittert, die gewiß nicht in ihm vorhanden waren, — er schreibt an Toby: „Du weißt mehr als ich; aber ich weiß genug, um mich von dem scheuslichen Geheimnisse zu überzeugen, daß katholische Priester die unbekannten Obern unseres Ordens sind,“ — soll man das als Anklage gegen ihn, den ehrlichen Mann, vorführen? Und jetzt erst verstehen wir, wie der Uebertritt Stolbergs in Voß' Seele ein lange schlummerndes Weh hervorrufen mußte, wie der „wackre Eutinische Leu“, endlich geweckt, sich mit Jünglingsmuth noch als Greis in den Kampf des Lichtes gegen die Finsterniß stürzen mußte, wie er selbst den ehemaligen Jugendfreund nicht schonen konnte.

Nur mit wenigen Worten haben wir so auf die geschichtliche Wichtigkeit der oben abgedruckten Briefe hinweisen können. Sie bieten auch ein tiefes psychologisches Interesse dar. Mögen sie vor allem auch dazu beitragen, das Andenken an Voß, dem wir soviel zu danken haben, zu erneuern. Er verdient es!

W. A.

Literatur.

Herzog Welf VI. und sein Sohn. Von Dr. S. Adler. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung (Th. Mierzinsky, königl. Hofbuchhändler), 1881.

Es sind im allgemeinen sehr dürftige Nachrichten, die wir über das bewegte und ruhelose Leben des Herzogs Welf VI., der als Oheim Heinrichs des Löwen und im Besitze reicher Güter in Schwaben und Baiern, endlich als Herzog von Spoleto und Markgraf von Tuscien eine hervorragende Stellung im Kampfe zwischen den Hohenstaufen und den Welfen, zwischen der kaiserlichen Macht und dem Papstthum einnahm, besitzen. Da die Biographie Welfs, welche Behrens 1829 herausgab, bei dem gewaltigen Aufschwung, welchen die Geschichtsforschung seit jener Zeit genommen hat, und bei der Fülle seither veröffentlichter Urkunden- und Quellenwerke als veraltet angesehen werden muß, war der Versuch, mit Benutzung neuerer Untersuchungen das gesammte Material nochmaliger Durchforschung zu unterziehen, mit Dank zu begrüßen.

Mit großem Fleiße stellt Adler die spärlichen Mittheilungen, die wir über Herzog Welf haben, zusammen und sucht dieselben in Zusammenhang mit der Reichsgeschichte zu bringen. Daß ihm dies in jedem Falle gelungen sei, und daß wir nun ein klares Bild von der politischen Thätigkeit des Herzogs gewonnen haben, können wir nicht behaupten. Der Grund hierfür ist wohl hauptsächlich in der mangelhaften Ueberlieferung zu suchen und ein Vorwurf dem fleißigen Verfasser deswegen nicht zu machen.

Die christliche Ehe und ihre modernen Gegner. Von Wilhelm Glock, Stadtvicar in Baden-Baden. Karlsruhe und Leipzig, H. Reuther, 1881.

Um die Frage über die Ehe, die so sehr und so tief in das familiäre, staatliche, sociale und kirchliche Leben der Völker und der einzelnen hineingreift, allseitig zu beleuchten und zu lösen und alle Angriffe, die auf die christliche Ehe erfolgt sind, zurückzuweisen, bedient sich der Verfasser der historisch-genetischen Methode.

Nachdem er die christliche Ehe gegenüber der römischen, griechischen und jüdischen als eine höhere charakterisirt hat, als „die auf der Geschlechtsgemeinschaft beruhende, ihrer Idee nach unauflösliche, Kindererzeugung bezweckende, totale leiblich-geistige Lebensgemeinschaft von Mann und Weib," schildert der Verfasser sie in ihren wesentlichen geschichtlichen Erscheinungsformen bis zur Fixirung des katholischen Ehebegriffs auf dem Tridentiner Concil. Da hier die größere Heiligkeit und Verdienstlichkeit des ehelosen Lebens die allgemeine Anerkennung erhielt, war damit für immer die krankhafte Seite des katholischen Ehebegriffs bestimmt. Weiter zeigt der Verfasser, wie die Reformation den ursprünglichen und unverfälschten christlichen Ehebegriff, gegenüber dem katholischen Ehesacrament und den päpstlichen Ehedispensen und Ehehindernissen zum Ausdruck und zur Anerkennung brachte, und wie der Protestantismus, den veränderten socialen und politischen Zeitverhältnissen Rechnung tragend den sacramentalen Charakter der Ehe, sowie das rigorose, absolute und ausnahmslose Scheidungsverbot der katholischen Kirche als unbiblisch und unchristlich verwarf. Im folgenden wirft der Verfasser noch einen Blick auf das letzte Jahrhundert mit seinen rationalisirenden und materialisirenden Theologen und Philosophen, welche die Ehe lediglich als einen auf der Basis geschlechtlicher Vereinigung ruhenden Vertrag definirten, und nachdem er kurz die auf die Ehe bezüglichen Gesetze Friedrichs II.,

Josephs II. und des Code Napoléon berührt hat, spricht er sich über die historisch in der an letzter Stelle erwähnten Gesetzgebung wurzelnde moderne obligatorische Civilehe folgendermaßen aus: „Weit entfernt, in der obligatorischen Civilehe eine Alterirung oder Beeinträchtigung des Wesens der christlichen Ehe zu sehen, betrachtet der Protestantismus nach dem Vorgange Luthers die obligatorische Civilehe als die Consequenz des christlichen Grundsatzes: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist."

Neben der rein juridischen und politischen Ehelehre, die in der obligatorischen Civilehe gipfelt, läuft seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts parallel die sentimentale Ehelehre, welche die Ehe in vager und phrasenhafter Weise als Liebesverhältniß ausmalt, das durch freie Liebeswahl sich schließe und löse.

Gegenüber diesen beiden das Wesen der christlichen Ehe ignorirenden Ansichten forderte die religiös-moralische Bedeutung der Ehe, welche durch die Zeitströmung ganz in den Hintergrund gedrängt war, gebieterisch ihr gutes, wohlbegründetes Recht. Fichte, Hegel, Schleiermacher, Nitzsch, Rothe gaben der protestantischen Ehelehre eine neue Wendung. Vor allem aber griff Hegel aufs schärffte die rein juridische Auffassung der Ehe an, indem er die Ehe als ein wesentlich sittliches Verhältniß definirt.

Nachdem er so die Vorstufen, das Wesen, die Merkmale und die geschichtliche Entwicklung des christlichen Ehebegriffs dargelegt hat, faßt Glock die modernen Gegner der christlichen Ehe ins Auge. Zuerst bekämpft er die Pessimisten. Gegenüber Schopenhauer, der „die königliche Tugend der Liebe von Mann und Weib herabgewürdigt hat zu einem ekelhaften Instinct, zu einem lächerlichen Wahn," erklärt er die Ehesflucht und Ehefeindlichkeit als eine Consequenz von dessen sittlich trägem und schlaffem buddhistischem Quietismus. Gegenüber E. von Hartmann, bei welchem Liebe und Ehe in blinde Instincte, thörichte Illusionen und unbewußte Zweckvorstellungen sich auflösen, legt er dar, daß wohl einige Unlustgefühle in der Ehe überwiegen, aber die Gesammtwillensbefriedigung, welche aus der sittlichen Führung des Ehestandes, aus der sittlichen Uebung der Ehetugenden und Ehepflichten, der Elterntugenden und Elternpflichten allenthalben und allüberall hervorwächst, doch weitaus die einzelnen atomartig aneinander gereihten Unlustgefühle Hartmanns überwiegt.

Zum Schluß wendet sich der Verfasser gegen die optimistischen Materialisten Feuerbach, Strauß, gegen Darwin und seinen unbedeutenden Nachtreter Ludwig Büchner, der „mit viel Unverfrorenheit und Muthwilligkeit" die Ehe für ein Erzeugniß menschlicher Bildung, das mit der steigenden Bildung sich ändern und fortbilden muß, ein auf der sexuellen Zuchtwahl beruhendes Geschlechts- und Rechtsverhältniß von Mann und Weib erklärt und geradezu zur Abschaffung oder wenigstens Umänderung der heutigen in Kirche und Staat herrschenden Zwangsehe und Gewaltehe auffordert und damit die Grundlagen und Grundpfeiler des Staates, der Gesellschaft, der Familie erschüttert.

Wir können die Lectüre vorliegender Schrift, für welche dem Verfasser von der „Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion" die große silberne Medaille zuerkannt wurde, warm anempfehlen. Vollständige Beherrschung des Stoffes, klare und übersichtliche Anordnung, endlich ein warmer christlicher Sinn, entfernt von religiöser Unduldsamkeit, werden sie hoffentlich in allen den Kreisen, welche noch die christliche Ehe hochhalten, weite Verbreitung finden lassen.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Erinnerungen an Heinrich Leo.

Zum zweijährigen Todestage Leos, den 24. April.

Von Rudloff.

Ein Mann von hervorragender Bedeutung als Geschichtsforscher und Politiker, ein markiger, kraftvoller Charakter, als akademischer Lehrer eine der beachtenswerthesten Gestalten unter den Zeitgenossen war Heinrich Leo. Schon seine äußere Erscheinung war bedeutungsvoll. So mancher, der die großen, dunklen, hellleuchtenden, geistvollen Augen voll Feuer, den offnen, freien Blick, den behenden, fast geflügelten Gang und die elegante Elasticität des Körpers zu bewundern Gelegenheit hatte, wurde wohl daran erinnert, daß Leos Familie von italienischer Herkunft war. Leo war ein vielseitig gründlich gebildeter Gelehrter, ein durch und durch geistreicher Mann. Nach seiner lebendigen, durch Erfahrung gereiften Ueberzeugung war ihm Schaffen das wahre Wesen des Lebens. Wenige sind ihm an Fleiß und Arbeitsamkeit gleich zu stellen. Seine literarische Fruchtbarkeit schien mit seinen fortschreitenden Jahren nahezu gleichen Schritt zu halten. Aber seine vielen größern geschichtlichen Werke, politischen Schriften und linguistischen Aufsätze wurden in dem Bewußtsein abgefaßt, daß nicht in dem, was er leistete, sondern in dem, was er war, seine Kraft ruhte. Sagt er doch selbst in einer seiner kräftigsten und kühnsten Streitschriften (Herr Doctor Diesterweg und die deutschen Universitäten. Leipzig, 1836, S. 126): „Ich, der ich nunmehr ziemlich zwanzig Jahre als Student und dann als Docent historischen Studien, und wie mir (denke ich) die ganze Welt einräumen wird, mit einigem

Fleiß und mit einigem Eifer obgelegen habe, bin noch ein ganz andres Wesen, als alle meine eignen Bücher zusammengenommen."

Sein sittlicher Muth, sein gewissenhafter Ernst ließen ihn jeder Zeit rückhaltlos und rücksichtslos die einmal erkannte Wahrheit heraussagen. Ihn schreckte nicht das Toben und der drohende Blick der Studenten, kühn und muthig vertrat er seine Grundsätze. Ueberzeugte er nicht gleich seine Gegner, so gewann er doch wenigstens deren Achtung. Denn wer seinen heftigen Widerspruch je mit anhörte, war gewiß überzeugt, daß alle Empfindungen aus der Tiefe seiner Seele hervorgingen.

Es galt ihm immer nur das eigne Bekenntniß der streng conservativen, religiösen und politischen Ueberzeugung. So las er aus innerm Bedürfniß die Bibel und Luthers Predigten, und in der Einleitung zum ersten Bande des Lehrbuchs der Universalgeschichte (Dritte Auflage. Halle, 1849, S. 56) mahnt er, „vor dem seichtliberalen Standpunkte unsrer Zeit sich nicht sowohl seiner positiven Gefährlichkeit wegen, als vielmehr als vor einer geistlosen als auch geistschwächenden Nahrung zu hüten."

Viel Feinde, viel Ehre, war sein Grundsatz; gegen Pöbelhohn hatte er sich von Jugend auf das „dickste Fell" erworben. Dennoch war er im gewissen Sinne populär. Denn selbst die Gegner führten die im „Volksblatt für Stadt und Land" zuerst veröffentlichten Sätze öfter als geflügelte Worte an: „Gott schenke uns einen frischen, fröhlichen Krieg, der das scrophulöse Gesindel zertritt, was jetzt den Raum zu eng macht, um noch ein ordentliches Menschenleben in der Stickluft führen zu können," und das andre: „Napoleon III. als Hauptthecht in den Karpfenteich gesetzt." Denen, die ihm mit Verehrung und Dankbarkeit näher traten, hat er eine dauernde Anhänglichkeit bewahrt. Er lebte gemäß dem wahren Berufe eines akademischen Lehrers im persönlichen Austausch mit strebenden Jünglingen. Von dem liebenswürdigen Eingehen auf deren Bedürfnisse und der einsichtsvollen Förderung ihrer Studien zeugen die unten mitgetheilten, bisher ungedruckten Briefe.

Andrerseits war Leo auch eine scharf gespannte Natur, ein Eisenkopf von Kindesbeinen an. Er äußerte später selbst, er habe in seinem Wesen etwas von „einem übermüthigen Husaren gehabt," in der Meinung, daß sein jugendtrotziges Gemüth allem in der Welt mit Entschlossenheit entgegentreten müsse. Die überraschende Wildheit durchbrechender Aeußerungen hat die Menschen eher scheu gemacht als gewonnen. Er war einer der Extremsten unter den Extremen der deutschen Burschenschaft. Den mit schwarzem Sammet besetzten deutschen Rock, leinene Hose, einen großen in der Weise eines Weiberkragens gestickten Musselin-Hemdumschlag und ein geschlitztes Barret hat er während der Studienzeit nicht

abgelegt; sein starkes Haar, welches den ganzen Rücken deckte und fast bis zu den Schenkeln reichte, hat damals kein Scheermesser berührt. Seiner Naturwüchsigkeit fehlte in der Jugend die von den Griechen so hoch gehaltne Sophrosyne, das wohlthuende Maß im mündlichen und schriftlichen Verkehr.

Leo hat diese seine Jugendzeit selbst geschildert. Das Bruchstück einer Selbstbiographie ist vor kurzem der Oeffentlichkeit übergeben worden.*) Der Einblick in die psychologische Entwicklung dieser nicht gewöhnlichen Natur wird auch auf den Fernstehenden eine Anziehungskraft ausüben. Die ersten Eindrücke der Kindheit haben bleibenden Einfluß auf Leos ganzes Leben ausgeübt, ja zur Ausbildung seiner Eigenart wesentlich beigetragen, und wie in der Jugend, so ist er auch später in der Wissenschaft seine eignen Wege gegangen. Frühzeitig haben ihn nach den eignen Angaben Lernbegierde, Ehrgeiz, aber auch Streitlust beseelt. Die Bildungsgeschichte ist mit schwärmerischer Frische und farbenreicher Anschaulichkeit angenehm erzählt. Freilich tritt nach der Natur des Erzählers öfters eine cynische Offenheit und drastische Derbheit hervor. Gewiß werden einzelne zu ausgedehnte Erzählungen und zu umständliche Schilderungen aus der Gymnasiasten- und Studentenzeit einem größern Leserkreise wahrscheinlich weniger Interesse darbieten, aber die ganze Darstellung hinterläßt doch den Eindruck unbedingter Wahrheit. Und abgesehen von dem Werthe für die persönliche Beurtheilung Leos und zum Verständniß seines Wesens werden diese „Bildungsmotive" noch zu einem gegenständlichen Gebiete für die Culturgeschichte Deutschlands neuerer Zeit. Denn die freilich während des Alters niedergeschriebnen Jugenderinnerungen — sie reichen von der Geburt 1799 bis zum Jahre 1822 — gewähren einen sehr beachtenswerthen Beitrag zur Geschichte des deutschen Universitätslebens in dem zweiten Decennium unsers Jahrhunderts und zur Aufklärung der jetzt allerdings unverständlichen Verfolgungen von Studenten als „Demagogen" nach dem Wartburgfeste von 1819.

Heinrich Leo wurde am 19. März 1799 zu Rudolstadt geboren. Sein Vater war in jener Stadt Miliz-Prediger, wurde aber bald nachher als Landpfarrer nach Braunsdorf, auf die Höhe des Thüringer Waldes versetzt. Dort ist in einem rauhen Klima, bei höchst einfacher Lebensweise und in der Anschauung patriarchalischer Armuth der zarte, schwächliche Knabe aufgewachsen, aber in einem reichen Kindesleben, dessen Mittelpunkt Wald, Feld und die Spinnstube bildeten. Der Vater unterrichtete ihn; Luthers Katechismus, Raffs Geographie und dessen Naturgeschichte waren seine ersten Unterrichtsbücher. Am wichtigsten für seine ganze Lebens- und Charakterbildung wurde eine Geschichte der Versuche der

*) Meine Jugendzeit von Heinrich Leo. Mit Photographie. Gotha, F. A. Perthes, 1880.

Holländer, eine nordöstliche Durchfahrt nach Ostindien zu gewinnen. Er las sie nicht, er verschlang sie — immer und immer wieder, wohl zwanzigmal im nächsten Jahre. Diese holländischen Seefahrer Jakob Heemskerk und Barends behielten sein Hauptinteresse. Energische Gefühle waren in ihm erzogen, aber vor Verwilderung bewahrt worden.

Das wurde anders, als 1807 der Vater starb. In der Vaterlosigkeit lag nach seiner eignen Aeußerung eine Seite des Fluches, den er hat ertragen müssen und den er nie hat ganz verschmerzen können.

Als die Mutter, an der er von Kindesbeinen an ein Muster und Vorbild treuester weiblicher und mütterlicher Aufopferung gehabt hat, Ostern 1808 nach Rudolstadt zog, wurde er in die Quinta gesetzt. Trotz der heilsamen Lehren der zu segensreichem Erziehungswirken geschaffnen Persönlichkeit B. R. Abekens war doch der Rest der religiösen Grundlagen, den Leo vom Dorfe mit zur Stadt gebracht hatte, von Jahr zu Jahr mehr zerfressen; er stand am Ende seiner Schulzeit als ein religiös bodenloser, völlig indifferenter Mensch da. Erst Göttling, welcher Abeken ersetzte, wurde der feste Stamm, an welchem sich die zu Boden gesunknen Triebe seiner Seele zu neuem, kräftigem Leben emporrankten. Dieser hat alsbald nach seinem Erscheinen in Rudolstadt (1815) auf Leo durch die Frische und redliche Kraft, die sein ganzes Wesen umgab, den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt.

Zu Michaelis 1816 verließ Leo, erst 17½ Jahre alt, das Gymnasium zu Rudolstadt, um in Breslau seine Studien zu beginnen. Eine unbestimmte Reiselust, eine Sehnsucht in die Ferne trieb ihn dazu, eine entferntere Universität zu besuchen. Auf der Reise dahin lernte er den Turnvater Jahn kennen, dessen Worte seinen Gedanken eine neue Richtung gaben. Jener meinte, jetzt komme alles darauf an, dem Volke ein neues Geschlecht zu erziehen, und wenn ihn die Philologie nicht anziehe, solle er Geschichte studiren. Das blieb in seiner Seele haften und er kam in Breslau mit dem Entschlusse an, sich zu den Geschichtsstudien als zum Berufe seines Lebens, d. h. zu ihnen als zu einem Mittel der Volksbildung zu wenden, noch nicht um ihrer selbst willen. Ein nach Form und Inhalt prächtiger und gehaltvoller Brief von Göttling mit der Mahnung, bei der lebendigen Philologie zu bleiben und für einige Zeit Schulmann zu werden, führten ihn wieder mit enthusiastischem Feuer auf die vorgezeichnete Bahn. Er hörte bei dem durch und durch feinen, zartfühlenden, von geistreicher Ironie überfließenden Passow, bei Schneider und bei dem wunderlichen Wachler, „von dessen waghalsiger Schiefheit des Urtheils man sich kaum eine Vorstellung machen kann, wenn man die Sache selbst nicht gehört hat.“

Im Juli 1817 ging Leo von Breslau nach Jena. Hier ließ er sich sogleich in die Burschenschaft aufnehmen. Die Schilderungen des eigenthümlichen Wesens

der deutschen Burschenschaft, welche Leo giebt, ist wohl die unbefangenste und competenteste Darstellung jener wichtigen Epoche des deutschen Universitätslebens und erhält dadurch besondre Bedeutung, daß Leo in hervorragender Weise an den Bestrebungen der Burschenschaft betheiligt war. Der Glanzpunkt der ganzen Erzählung ist die Beschreibung des Wartburgfestes mit seinen Jugendidealen und Thorheiten. Belustigend ist die Angabe, daß der Hauptführer Maßmann die mit so hohen und zum Theil großprahlenden Worten verbrannten Bücher nachher erst in der Stille las und excerpirte, weil ihm einfiel, wie lächerlich es sich ausnehmen müsse, wenn er, zur Rede gestellt, eingestehen müsse, den größten Theil derselben noch nicht einmal von weitem erblickt zu haben.

Leo spricht sich übrigens über die Folgen des Wartburgfestes folgendermaßen (S. 184) aus: „Die Regierungen haben einen Mißgriff begangen, wenn sie später den bösen Einfluß der Professoren so stark betonten, denn dieser böse Einfluß bestand wesentlich nur in der moralischen Schwäche der Professoren. Leider aber wußte in den Regierungen niemand, wie die Sachen eigentlich standen; und so hat man zu spät und in einer Weise eingegriffen, die nur zu unendlich gehässigem Gerede Anlaß gab.“ Dies fehlerhafte Verfahren wurde später von solchen Männern bestätigt, welche die Untersuchung gegen die „Demagogen“ geführt, also Einsicht in die ganze nebelhafte Masse der Wünsche und Bestrebungen erlangt haben.

Im Jahre 1819 löste sich Leo völlig von der Burschenschaft. Nach einem kurzen, für ihn glücklichen Verhör über seine Verhältnisse zu Sand, dessen Charakter und gewöhnlichen Umgang ging Leo nach Göttingen. Hier schlug C. F. Eichhorns Deutsches Staats-Recht ihn in allen seinen demagogischen Ansichten gänzlich um, noch mehr die Privatgespräche mit dem berühmten Rechtsgelehrten. Da er aber ein „Schwarzer“ gewesen, d. h. demjenigen Theile der Burschenschaft, welcher im Gegensatz zu den „Grauen“ mit ihrem zu veredelnden Burschenleben phantastisch politische Thaten wollte, angehört hatte, so fand er eines Tages an seiner Thür die Mahnung angeheftet, die Stadt sofort zu verlassen. Jene war wohl von der Universitätsbehörde selbst ausgegangen, damit Göttingen vor dem Verdacht einer Betheiligung an demagogischen Untersuchungen behütet werde. Er ging daher nach Jena zurück, wo er kurze Zeit darauf zum doctor philosophiae durch eine aus seinen byzantinischen Studien gewonnene Dissertation über Johannes Grammaticus im Mai 1820 promovirt wurde. Hierauf zog er nach Erlangen, veranlaßt durch seine Freundschaft mit Franz von Tucher, um sich dort durch eine Dissertation De Saxonum origine zu habilitiren. Er hielt Vorträge über das deutsche Epos, das Nibelungenlied und über neuere Geschichte nach Spittler. Damit schließen die „Erinnerungen“ ab.

Ergänzen wir das fernere Leben chronologisch aus seinen historischen Werken, soweit in diesen seine Individualität hervortritt. Leo blieb bis Ende August 1822 in Erlangen und ging im September nach Berlin, wo er an Hegel und durch die Fürstin von Rudolstadt an die Prinzessin Wilhelm, die Schwägerin des Königs Friedrich Wilhelm III., sowie an Johannes Schulz, den Decernenten in Universitätsangelegenheiten, empfohlen war. Nachdem er hier im Januar 1823 die Schrift „Ueber die Verfassung der lombardischen Städte" dem Publicum übergeben hatte, trat er eine Reise nach Italien an zum Studium von Urkunden. Nach einer achtmonatlichen Abwesenheit zurückgekehrt, vervollständigte er jene Schrift und gab dieselbe unter dem Titel heraus: Entwicklung der Verfassung der lombardischen Städte bis zu der Ankunft Kaiser Friedrichs I. in Italien mit der Widmung „an Ihro Durchlaucht Frauen Carolinen Luisen, verwitwete Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt, gebornen Landgräfin von Hessen-Homburg als Beweis innigsten Dankgefühls." Mit dieser Arbeit habilitirte sich Leo an der Universität Berlin und wurde im December zum außerordentlichen Professor ernannt. Im Jahre 1828 wurden die hier gehaltnen Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staates veröffentlicht. Es schien ihm (nach dem Vorwort) dringend nöthig, den jüdischen Staat einmal von einem allgemeinern Standpunkte politischer Erkenntniß aus zu betrachten und zugleich der Mühe werth, die welthistorische Bedeutung der alten jüdischen Nation auch in andrer als in religiöser Beziehung hervorzuheben. Die Vorträge sind mit moderner Kritik dem Rationalismus zugeneigt.

In der 1826 zu Berlin erschienenen Schrift Die Briefe des Florentinischen Kanzlers Niccolo Machiavelli an seine Freunde findet Leo dessen weltgeschichtliche Bedeutung darin, daß er nützlichen Rath gegeben habe zur Umformung des mittelalterlichen Staates in das unbeschränkte Fürstenthum der Neuzeit, welche die Aufgabe des sechzehnten Jahrhunderts gewesen sei. Der Inhalt seiner Lehren sei lediglich aus seiner Persönlichkeit zu erklären. Ebenso geistreich als schneidend spricht Leo seine Ueberzeugung aus, daß Machiavelli nimmermehr die Befreiung Italiens von den Barbaren zum Ziele gesetzt, weil er jene gar nicht für fähig zu solchem Unternehmen erachtet habe. Durch und durch Italiener, daher ein Verstandesmensch im Gegensatz zu den Deutschen, welche vorzugsweise Gemüthsmenschen seien, habe er einen harten Kern in sich getragen, welcher die ganze Welt nur als ein Spiel von Kräften betrachte, mit denen man sich einlassen, denen man sich aber nicht überlassen dürfe.

Im Mai 1828 wurde Leo als außerordentlicher Professor nach Halle berufen, wo er im Jahre 1830 ordentlicher Professor wurde und bis an sein Lebensende blieb.

Mit der Geschichte der italienischen Staaten (einem Theile der Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert) Hamburg 1829—1832 begründete Leo seinen Ruf als einer der ersten Historiker. Die Specialgeschichte der Staaten ist in die allgemeine Geschichte Italiens hineingezogen, namentlich das reiche Leben der italienischen Städte-Republiken des Mittelalters dargelegt und der italienische Volkscharakter historisch entwickelt. Wie seinem geschichtlichen Sinn das Mittelalter zusagte, zeigt das 1830 erschienene Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters. Es war der erste Versuch, die Geschichte des Mittelalters in ihrem universalhistorischen Zusammenhange darzustellen. Er wollte (nach der Vorrede) das Buch beurtheilt wissen, nicht wie eine rein objectiv gehaltne Darstellung, sondern wie eine solche, der zugleich ein ganz subjectives Verhältniß, nämlich das des Wirkenwollens auf die Ansicht jüngrer Männer, zu Grunde liegt. Man wird, wenn man es mit unbefangnem Verstande durchgehen will, eine gleichmäßig durch das ganze Buch hindurch gehaltne religiöse, philosophische und politische Ueberzeugung bewahrt finden; und um diese war es ihm wesentlich zu thun. Die Geschichte des Mittelalters ist dem Verfasser nur die Geschichte der Richtungen, durch deren Gegeneinanderwirken und Eingreifen in das Leben der einzelnen Völkerstämme die Staaten der neuern Zeit und der Geist, welcher sie belebt, gebildet worden sind. Mit scharfem Geiste ist hier eine neue Grundlage für die Auffassung mittelalterlicher Zustände gegeben. Machte doch die in der Jugendzeit gewonnene Stimmung Leo besonders geeignet, die Seiten des mittelalterlichen Lebens zu verstehen und darzustellen, welche vielen Protestanten ganz unfaßbar sind. Weil er sich deshalb in seinen eigenthümlichen Ansichten mehrfach katholischen Anschauungen näherte, braucht man ihn noch nicht katholisirender Tendenzen zu zeihen. Denn gerade in dieser Zeit der Abfassung des Werks hatte er durch ernstchristlichen Umgang mit Professor Tholuck und dem damaligen Stadtgerichtsdirector von Gerlach die Ueberzeugung gewonnen, daß die Entwicklung der lutherischen Richtung in einer Schultheologie und in den spätern Symbolen vom Uebel sei, daß man sich an die objectivste Darstellung der lutherischen Richtung in ihren Anfängen, an die Augsburgische Confession, allein zu halten habe und zwar an deren ursprüngliche Bestimmung, sich mit der alten Kirche, welche die geistliche Succession für sich hat, zu verständigen und auszugleichen. Nicht die rechtfertigende, sondern die den Menschen sittlich erneuernde Gnade war ihm der Mittelpunkt des Christenthums und der Schwerpunkt der Reformation die Aufrichtung der augustinischen Lehre von der Sünde und Gnade.

Zur Abfassung der Zwölf Bücher niederländischer Geschichten (Halle, 1832, zwei Bände) fühlte er sich veranlaßt, weil die frühere Zeit der Nieder-

lande bis zu der burgundischen Herrschaft in allen allgemeineren Werken über die Geschichte der Niederlande eine Art tabula rasa sei, weil die Geschichte der Niederlande im Mittelalter gar manchen wichtigen Beitrag liefere für die Geschichte des deutschen öffentlichen und des deutschen Privatrechts. Endlich wollte er, wie er sagt, die Ungerechtigkeiten, zu welchen sich die Protestanten gegen die Zeiten der herrschenden sowohl als der um ihre Herrschaft in den Niederlanden kämpfenden katholischen Kirche hätten hinreißen lassen, so viel an ihm läge, wieder gut zu machen. „Der Verfasser," erklärt er, „ist selbst Protestant und nichts weniger als geneigt, sich einer andern kirchlichen Richtung anzuschließen, hat aber nie angestanden zu bekennen, daß die Form und Verfassung der katholischen Kirche für eine gewisse Zeit allgemein dem germanischen Europa nothwendig und geistig förderlich gewesen, daß er diese Kirche selbst für die Quelle eigenthümlicher geistiger Segnungen halte."

Die Aufgabe, welcher er sich mit der Herausgabe der Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates (1. Abtheilung. Halle, 1833) gesetzt hatte, lag ihm so am Herzen (Vorrede, Seite VII), daß er deren gelehrte und nach allen Seiten fest begründete Ausführung sich zu einer der wichtigsten Obliegenheiten des spätern Lebens machen wollte. Die Fortsetzung dieser „unausgeführten, bei ihrer ersten Entstehung vereinzelten Blätter" ist nun allerdings nicht erfolgt, sie haben aber auch als Bruchstück für die Geschichte der Staatswissenschaft einen bleibenden Werth. Das Buch ist voll feiner, geistreicher Bemerkungen und werthvoll wegen der durchgeführten Untersuchungen über den Einfluß der verschiednen Grundlagen des Staates auf das Volksleben und die politischen Einrichtungen. Es wird durch diese Naturlehre eine neue Seite im Wesen des Staates beleuchtet, welcher keine Erfindung weder der Noth noch der Kunst sei, sondern eine ursprüngliche Ordnung, uranfänglich geschichtlich geworden, welcher sich nach organischen Gesetzen entwickeln, nach ethischen Verhältnissen vervollkommnen müsse. Die Betrachtung der verschiednen natürlichen und geistigen Elemente des Staatslebens, wie sie gewissermaßen ein Gefäß von Systemen bilden und beschäftigen, in denen der Geist der Völker gefaßt ist und sich bewegt, wie das Blut in den Adern, giebt einer Wissenschaft das Dasein, welche Leo die Naturlehre des Staates nennt.

In dem Lehrbuch der Universalgeschichte will Leo vom christlichen Standpunkte die Weltgeschichte nicht vorzugsweise gelehrten Gebildeten sondern allgemeinen Kreisen nahe bringen. „Die Darstellung einer welthistorischen Entwicklung, welche ihren Gegenstand nicht in seinem eignen Organismus zu fassen, sondern ihn einer von außen hinzugebrachten Ansicht oder praktischen Absicht zu beugen sucht, wird durch diese Erscheinung selbst Lügen gestraft und wäre, wo

sie mit Bewußtsein stattfände, nur eine Heuchelei einer Weltgeschichte, nicht diese selbst." An dieses Werk schließt sich der Leitfaden in der Universalgeschichte. (Vier Bände. Halle, 1838—40). In den Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reichs (Fünf Bände, Halle, 1854 ff.) soll (I, Seite 4) ein Gedanke die ganze Reihe der Vorlesungen begleiten, nämlich der, daß alle geschichtlichen Processe ihren Charakter zugetheilt erhalten aus dem innersten geistigen Leben des Menschen heraus.

Alle Werke Leos bekunden ein großes Talent, auch den umfangreichsten Stoff übersichtlich zu gestalten und ihn mit bestimmten Ideen zu beseelen. Leo hat aber nicht bloß durch seine Schriften, sondern auch durch engere persönliche Beziehungen und Einwirkungen nachhaltigen Einfluß auf jüngere Leute ausgeübt, denen er sein gastliches Haus öffnete. Er verstand hier in traulichem Gespräche das höchste Interesse für die Ideen in Religion, Wissenschaft und Kunst zu erregen. Der Mann, welcher seine Schärfen und Härten hatte, bewies gegen strebsame junge Männer eine rührende Güte und hilfreiche Hingebung. Mit der größten Bereitwilligkeit und ohne peinliche Rücksicht auf etwa dringende Arbeiten oder Geschäfte hat er viele, welche sich an ihn vertrauensvoll wandten, in ihren besondern Studien mit Rath und That gefördert. Ich habe solche Gunst von ihm erfahren und muß sie mit dem treuesten Herzen dankbarst anerkennen, selbst nachdem mich das Lebensschicksal gegen seinen wohlwollenden Plan einer andern Berufsthätigkeit zuführte. Als Student suchte ich von Göttingen aus Leo in Halle auf, um wegen vielfacher Belehrung aus seinen Werken meine Dankbarkeit persönlich kund zu geben. Er gewährte dem Fremdlinge wochenlang eine über alle Erwarten liebevolle Aufnahme. Als ich ihm später für die gewinnreiche Unterhaltung, wie für den gemüthlichen Verkehr in seinem Hause schriftlich dankte, schrieb mir Leo am 8. Juni 1835 den ersten nachfolgenden Brief:

Abgesehen davon, daß ich in einer Zeit, wo unbefangene Verhältnisse von Menschen zu Menschen nachgerade eine Seltenheit werden, es für eine Sünde halten würde, Beweise von Vertrauen und Liebe, die mir gegeben werden, nicht in jeder Weise werth und theuer zu halten, hat Ihr Erscheinen hier bei mir, hat Ihr Brief für mich noch eine ganz eigenthümliche Wirkung hervorgebracht. Als ich Student war, in den Jahren 1816—20, war noch die ganze alte Unbefangenheit des deutschen Universitätslebens vorhanden, während durch die vielen aus den Feldzügen zurückgekehrten Studirenden die früher mit dieser Unbefangenheit oft verbundene Kinderei oder Ungeschlachtheit auf einige Zeit fast ganz verschwand. Die Haltung, welche die vielen, früher als Offiziere in selbständiger gesellschaftlicher Stellung gebildeten Studenten in das ganze akademische Leben brachten, erzeugten zu allen Professoren und auf den meisten Universitäten zu einem Theil der Professoren eine trauliche Beziehung, durch welche ein sehr schönes Bewußtsein auf die Kreise der Zuhörer

überging. Ich habe die angenehmsten Verhältnisse dieser Art selbst durchlebt und eine weitere Folge war, daß man überhaupt in einem gehobenen Sinne fortging und in diesem Sinne mit jedem, der einen interessirte, zu verkehren suchte. Vergleiche ich damit im ganzen unser jetziges akademisches Geschlecht, so sehe ich fast überall jenes schöne Bewußtsein und das daraus hervorgehende Verhältniß verschwunden. Die politischen Verirrungen in den Kreisen Studirender, die allerdings zum Theil in jenem gehobnen Sinne der Studentenwelt wurzelten, wenigstens ohne ihn kein Aufsehen erregt hätten, haben nun durch ihre Folgen ein in eben dem Grade deprimirendes Bewußtsein hervorgebracht. Von jenem reichern, großartigern Interesse, welches auch für den wissenschaftlichen Betrieb statt hatte, ist wenig, von jener leichten und schönen Anschlußfähigkeit der Schüler an die Lehrer ist fast nichts übrig und hier in Halle namentlich hat sich alles in Atome aufgelöst. Das Verhältniß zwischen Professoren und Studenten hat sich in eine (gewiß nicht förderliche) gegenseitige Unbekümmerniß verwandelt. Ich habe seit längerer Zeit regelmäßig versucht, von meinen Zuhörern die Fleißigern, die mir am meisten Interesse zu haben schienen, persönlich näher kennen zu lernen; aber selten einmal finde ich eine strebsamere unbeklommenere Natur. Sie selbst haben die Peinlichkeit der meisten von denen, die an den Abenden, wo ich das Vergnügen hatte, Sie bei mir zu sehen, von mir eingeladen waren, bemerken können. Bei diesem allgemeinen Zustande des Universitätslebens ist es eine seltene Freude, einmal wieder Anklänge zu finden an die tadellosen Sitten, die jenes früher aufgeregte, strebende Studentengeschlecht auch an sich trug, und Ihr Besuch erinnerte, Ihr Brief erinnerte mich lebhaft an jene schöne Zeit, wo ich selbst an allen Orten, nach denen mich mein Schicksal und meine Füße auf meinen Pilgerfahrten trugen, mit Männern, die mein Interesse erregten, in nähere Bekanntschaft zu treten suchte.

Unser brieflicher Verkehr wurde seitdem ein sehr lebhafter. Leo antwortete auf jeden Brief, gab auch nähere Anweisungen zum richtigen Studium. Die mitgetheilten schriftlichen Arbeiten beurtheilte er eingehend. Als ich ihm einmal über die drückenden peinlichen Einwirkungen des Examens geschrieben hatte, antwortete er:

Was Sie von den nachtheiligen Wirkungen der Examina auf das geistige Leben in Studentenkreisen schreiben, erkenne ich vollkommen an; nur manches kann ich wenigstens von unsern preußischen Examinationscommissionen nicht zugeben, was Sie in dieser Beziehung sagen. Ich selbst bin Director einer solchen Commission, bin als Facultätsmitglied gewissermaßen Assessor einer zweiten und höre doch auch von theologischen, juristischen und medicinischen Examinibus so manches. Da möchte es fast nur bei einem Theil der Theologen auf dürre Einzelheiten hinauslaufen. In unsrer Commission wird allerdings auch das Einzelne verlangt, denn wer einen rechten Trieb hat, ist davon nie so verlassen, daß er ein Examen nicht glänzend machen könnte; — und bemerken wir dann diesen Trieb nach irgend einer be-

stimmten Seite charakteristisch ausgeprägt, so thun wir ihm gut, indem wir das Examen vorzüglich nach dieser Seite wenden und die Individualität gewähren lassen, auch über mindere Sicherheit und Vollständigkeit der Kenntnisse nach andern Seiten gerne hinwegsehen. Ein Examen soll ja nicht dazu da sein, dem Staate edle und ihm brauchbare Kräfte abzuhalten, sondern vielmehr eben diesen durch Abhaltung des Zudrangs der platten Masse den Lebensgang erleichtern. Von dieser Masse, die völlig invita Minerva studirt und eben so gut Schuhe flickt, gilt denn freilich vollkommen Goethes Spruch:

Getretener Quark
Wird breit nicht stark,
Schlägst du ihn aber mit Gewalt
In feste Form, er nimmt Gestalt.
Dergleichen Steine wirst du kennen,
Europäer Pisé sie nennen.

Um solches untergeordnetes Volk zurückzuhalten und es für die vielen Plätze, für welche Gott es bestimmt hat, noch vollends zurecht zu kneten, sind Examina ganz gut. Befähigtere werden allerdings durch die Schranken, welche die Rücksicht auf das Examen hie und da anlegt, bisweilen unmuthig gedrückt; indessen giebt es ein vortreffliches Mittel gegen Examina, ein Mittel, wodurch man sie sowohl völlig neutralisirt, als auch beweist, daß man eben zu den Ausgezeichneten gehört, die allen Verhältnissen, wo es gilt, gewachsen sind — nämlich man besteht sie und zwar glänzend. Ungeachtet ich zugebe und selbst behaupte, die Examinationscommissionen drücken das Leben auf Universitäten herab, bin ich doch überzeugt, es bedürfte nur einiger Dutzend Leute, die in sich das leichte Gefühl geistiger, dem Examen auf jeden Fall gewachsener Kraft tragen, um trotz aller Examina dieser Welt das Universitätsleben geistig wieder so aufgeregt zu machen, als es je war.

Auch über damals neu erschienene Werke theilte er dem Studenten sein Urtheil mit.

Grimms Mythologie ist ein ungeheures Werk. Eine ungeheure Wolkenmasse, durch welche die Sonne bricht und nach allen Seiten Licht bringt. Ich habe dem Buche sehr, sehr viel zu danken. Ungeachtet aber das deutsche Heidenthum, was hier zur Darstellung kommt, nur noch fragmentarisch und sehr zerbröckelt erkennbar ist, ungeachtet man also den Schluß machen kann, daß das noch ungebrochne rein entwickelte Heidenthum in ältester Zeit eine weit reinere, schönere Gestalt in seinem geistigen Zusammenhang gehabt haben muß, als es jetzt irgend wem wiederzugeben vergönnt ist, habe ich doch am Ende der Lectüre Gott wieder recht von Herzen dafür gedankt, daß wir Deutsche Christen und so früh Christen geworden sind. Die Ansicht, welche die Hauptaufgabe in die harmonische schöne Entwicklung des Eigenthümlichen der Völker und der einzelnen allein setzt — und darauf läuft zum großen Theil Goethes ethische Weltansicht hinaus — ist doch, bei Lichte besehen, eine recht arme, und das Heidenthum in seiner schönsten Gestalt ein eigent-

licher Jammer. Diese Unbefriedigtheit des Heidenthums wird freilich ganz in den Hintergrund gestellt durch die Befriedigung, die man aus der Anschauung von Grimms großartiger geistvoller, nach allen Seiten in Maß und richtiger Contour gehaltener Arbeit schöpft. Ich beneide ihn allein in Deutschland. Er hat nun drei Werke geschrieben, von denen jedes geradezu eine Wissenschaft fundirt. Das vierte verheißt er und mit ihm den Abschluß eines wissenschaftlichen Gesammtgebietes, zu welchem die drei schon fertigen Werke mit gehören.

Unter mehreren eingeschickten Arbeiten aus der römischen Geschichte befand sich auch eine über das römische Colonat. Leo antwortete:

Ihre dritte Abhandlung hat mich insonderheit gefreut; ich hänge an allem Bauernwesen, und wenn ich mich auch nicht selbständig gerade um das Güterwesen, was Sie so besonders und mit Recht in dem römischen Staat hervorheben, bekümmert, sondern nur Niebuhr und Walter in diesen Dingen nachgeschürft habe, so hat mich doch immer alles dahin einschlagende sehr interessirt und beschäftigt; die eigentlich praktische und gemüthliche Seite des römischen Bauerlebens und Landedelmannlebens, wenn ich so reden soll, hat mich mehrfach zur Lectüre der scriptores rei rusticae, selbst zu Bekümmerniß um das darin enthaltene Technische getrieben, obwohl ich nie, wenn ich es that, einen Anfang gemacht habe für die Darstellung politischer Lebensbeziehungen aus dieser Lectüre zu sammeln. An die Bearbeitung der Agrimensoren bin ich einmal durch Herrn von Rumohr gekommen, der mir seine Urkunden über die bäuerlichen Verhältnisse in Toscana früher zur Herausgabe überlassen hatte und zu denen ich als Einleitung eine Geschichte der Entstehung und Entwicklung des römischen Colonats im Kaiserreich geben wollte, wofür Savigny schon eine so tüchtige Grundlage gelegt hat. Ich war eben bei diesen Studien, als ich in Folge andrer mich persönlich angehender Entwicklungen Berlin zunächst mit dem Vorsatze verließ, Soldat zu werden und die gelehrten Bestrebungen völlig an den Nagel zu hängen. Als ich mich umwenden ließ, lag die Förderung der italienischen Geschichte, von der ich in Berlin nur zwei Bände ausgearbeitet hatte und welche Perthes dringend wünschte, so hart auf den Schultern, daß ich seitdem an die Agrimensoren nicht mehr gedacht habe. Rumohr hat die ihm zurückgestellten Urkunden dann später selbst herausgegeben.“

Den zu bestellenden Gruß an einen in Göttingen studirenden Theologen begleitete er mit folgenden Worten:

Es freut mich, wenn er in Göttingen seine Rechnung findet und ganz besonders, wenn er Sie bei Benecke findet. Denn ich habe den alten Herrn sehr lieb und meine Studienzeit in Göttingen ist mir selbst eine der werthesten Erinnerungen.

Unser Briefwechsel ist dann jahrelang fortgesetzt worden. Leos Briefe waren immer unterrichtend, belehrend, ermahnend. Hier sei aus der langen Reihe nur

noch zweier charakteristischer Schreiben aus den letzten Jahren gedacht. Am 28. März 1863 schrieb er:

Ich gehöre zwar nicht zu den Leuten, die gleich die Seekrankheit bekommen, sobald das Auge nicht in irgend einer Hinsicht feste Anhaltspunkte sieht; aber hübsch und wohlthuend ist es auch für mich, wenn ich noch einige Menschen erblicke, die etwas von mir wissen wollen, nur dürfen Sie gerade mir gegenüber nicht so besondern Werth auf mein Leisten legen. Was ich in meinem Leben geleistet oder nicht geleistet habe, ist, da ich ein Mensch von mehr unmittelbaren Trieben bin, so wenig mein Verdienst oder mein Versehen, als es der Blume Verdienst oder Versehen ist, wenn sie gut oder schlecht riecht, oder des Holzes, wenn es brüchig oder fest ist. Ich führe mein Leben als ein geistig strömendes, — daß es vom Herrn kommt, weiß ich, — daß es zum Herrn führt, hoffe ich, aber wenn das sein soll, muß es für meinen Tod meinen Glauben als Filtriranstalt wirken lassen, was sich unterwegens sehr ungöttliches in großer Menge der strömenden Seele auch eingemischt hat. In diesem Winter habe ich innerlichst in großem Jubel, obwohl bei beginnender Anlage zur Kränklichkeit, verlebt; denn daß, wenn aus uns Preußen etwas ordentliches werden soll, die 1848 oder eigentlich schon 1815 eingebrockte liberale Suppe bis auf den letzen Tropfen ausgelöffelt werden muß, war mir längst klar. Jede gewaltsame einseitige Abmachung treibt nur momentan das Uebel zurück und verstärkt es für wiederkehrenden Kampf, der 1848 und 49 viel zu früh abgebrochen worden ist. Und nun sind wir mitten in diesem entscheidenden Kampf, den Preußen ganz allein in innerster Tiefe führt, während ringsum alle Nachbarn das Uebel ohne Bewußtsein darüber immer tiefer fressen lassen. Besteht Preußen diesen Kampf ehrlich und bis in die tiefste Tiefe zum Siege, dann ist es in hundert Jahren Herrin der Erde. Denn daß alle politischen, mercantilen, natur- und historienwissenschaftlichen Strömungen auf größere Bildungen und Solidaritäten hindrängen, muß dem blödesten Auge klar sein. Schon jetzt ist Europa fast ein Status — die Grundlagen eines christlichen Weltreichs wachsen unbewußt in diesen Dingen, eines christlichen Weltreichs, wie unsre größten Kaiser es träumten und mit dem Schwerte gründen wollten, was aber nur im Geiste, nur im wahrhaft christlichen Geiste und mit Achtung vor den Völkerindividualitäten erwachsen kann. Siegen wir in diesem Kampfe, so freut es mich bewußt, den Anfang desselben geschaut zu haben; machen wir in demselben bankerutt, so danke ich wenigstens Gott, daß er mich die letzten Zeiten Reste und Trümmer des alten römischen Reichs deutscher Nation hat sehen lassen, welches ein tausendjähriges heiliges war, weil es wenigstens dem Namen Christi allzeit die Ehre gegeben hat, als in dem allein Heil zu finden ist.

Ueber eine im Jahre 1870 erschienene Schrift „Für die kleinen Universitäten" äußerte er:

Dieselbe wird einigermaßen zur Besinnung bringen, doch schwerlich zu Aenderung des Absehens im Ganzen, was ja darauf auszugehen scheint, wie überall in

neuerer Zeit den Großbürgern zu Gefallen zu leben und in Folge davon die Universitäten in polytechnische Schulen zu verwandeln. Die Hauptänderung müßte in einer Umwandlung der Anstellungsverhältnisse für den Staatsdienst liegen, denn dieser ungeheure Unterschied zwischen den Universitäten im sogenannten Reiche und den Universitäten in Preußen ist mir schon vor 54 Jahren, als ich nach Breslau kam, wo ich zu studiren anfing, aufgefallen. Im Reiche waren noch auf vielen Gymnasien keine Abiturienten-Examina, während sie in Preußen bestanden und nicht nur das, sondern die Ueberzeugung allgemein eingelebt war, wer die Reihe seiner Examina glücklich nach einander durchgemacht habe, müsse vom Staate eine Versorgung erhalten. In meiner Heimat war davon nur eine schwache Hoffnung vorhanden, denn nur die Theologen wurden nach der Reihe ihrer Anciennetät im Candidaten-Examen angestellt, und dies konnte sich damals oft so sehr verzögern, daß ein Candidat schon einige vierzig Jahre alt wurde, wenn er nicht früher eine Versorgung durch Berufung eines Patrons erhielt. Im Schwarzburgischen waren solche Patrone sehr wenig, sie mußten also in Folge von Hauslehrerstellen in Mecklenburg und in der Provinz Preußen oder in Kur- oder Livland gesucht werden. Niemand war demnach in seinem Leben einer Anstellung sicher oder sie wurde ihm in der Heimat oft erst geboten, wenn er anderswo bereits eine bessere gefunden. Auch bei den Theologen war die Persönlichkeit die Hauptsache, auf die jemand seine Hoffnung zu setzen hatte. Unter den Juristen waren die Edelleute in der Regel auf keinem Gymnasium, sondern wurden durch Privatunterricht vorbereitet, und auch wenn sie ein Gymnasium besuchten, fiel es ihnen nicht ein, das Abiturienten-Examen zu machen; wenn sie ein Jahr lang studirt hatten, wurden sie daheim bei Hofe präsentirt, erhielten ein Assessorpatent und Besoldung, von der sie weiter studirten. Bürgerliche machten nach drei Jahren ein Examen und wurden entweder Advocaten oder, wenn sie Regierungsanstellung suchten, Accessisten. Dann wurden sie nach der Anciennetät versorgt, d. h. nach allen Edelleuten, die inzwischen ihr Assessorpatent erhalten hatten, sie konnten graue Haare haben, ehe sie Assessoren wurden, und eine Rathsstelle erhielt einer fast nie, bevor er graue Haare hatte. Schulmänner waren fast ganz auf den Eindruck ihrer Persönlichkeit verwiesen, denn davon hing ihre Berufung ab und das konnte auch Theologen zuweilen eine frühere Versorgung verschaffen. Mediciner waren durch ihre Promotion fertig, aber ihre Praxis hing dann wieder ganz von ihrer Persönlichkeit ab. Kurz! Persönlichkeit war alles, und da das so war, machte sich auch keiner viel aus einer Relegation auf der Universität. Bekanntschaften mit Reichsrittersöhnen, Patriziersöhnen u. s. w. auf der Universität waren weit sicherere Versorgungs-Aussichten als die heimische Regierung und diese kümmerte sich auch nur zuweilen um die Relegationen auf der Universität, sicher fast nur bei Theologen, die aber auch schon durch eine Narbe im Gesicht oder durch das Gerücht eines unehrlichen Kerls unter Umständen die Aussicht auf Anstellung in der Heimat verloren. Kurz, die Persönlichkeit war viel und deshalb die größte Freiheitslust und Freiheitsgefühl, während bei uns nur

jemand nach der Reihe durch Examina getrieben wird, die nur über Kenntnisse, nie über die Persönlichkeit etwas aussagen und in der Folge davon bei der Sicherheit der Anstellung auch den jungen Leuten alles hebende Gefühl der Persönlichkeit, den Charakter nehmen. Wie oft kam es damals vor, daß ein Student Soldat ward in einem Staate, der eben Krieg führte, in Rußland oder Frankreich; der Mann war frei, freilich fast nur wie der Sperling auf dem Zaune, aber in dieser Freiheit ward oder blieb er vielmehr ein Charakter, während man dergleichen jetzt mit der Laterne suchen kann. An der Charakterlosigkeit und an dem Griechisch und Lateinisch seiner Beamteten, will sagen an der Vielwisserei, wird Preußen noch seinen bittersten Feind mit der Zeit erkennen müssen. Der Präsident von Gerlach sagte immer, ward aber dabei in der Regel kläglich mißverstanden, man solle die Leute nicht nach Examinibus, sondern nach Gnade anstellen, — so war es im alten Reiche und in Folge davon gab es auch noch andre Studenten und waren auch die Universitäten etwas andres — sie waren das, was eigentlich nur kleine Universitäten im eminenten Sinne sein können und sein sollen. Da eine Aenderung des Examens in Gnade im alten Sinne, d. h. in Wahl nach dem Eindruck der Persönlichkeit auf den Wählenden nicht zu denken ist, wird auch niemand die Metamorphose der Universitäten in polytechnische Schulen und folglich den Verzug der Universität in größere und reichere Städte aufhalten können."

Leo, der reich begabte Mann, verlebte die letzten Jahre mit getrübtem Geiste, gepflegt lange Zeit mit seltner Opferfreudigkeit und Liebe von seiner Gattin. Wie viel er in den langen Jahren der Trübsal gelitten — wer kann die Antwort geben, da diese ihm selbst versagt war? Am 24. April 1878 schied er aus dem Leben — er hatte seine Lebensaufgabe erfüllt und sein Werk vollbracht. Ehre und Treue seinem Andenken!

Calderon.

Eine literarhistorische Studie zu seiner Gedächtnißfeier.

Von Paul Schönfeld.

Nachdem im Sommer des vorigen Jahres die portugiesische Nation den dreihundertsten Erinnerungstag an das Hinscheiden ihres größten Dichters Camoens festlich begangen hat, rüstet sich gegenwärtig das spanische Nachbarvolk zu einer ähnlichen nationalen Feier. Auch diese gilt einem Meister der Dichtkunst, dessen Bedeutung weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausreicht. Zwar theilt der große spanische Dramatiker Calderon, der am 25. Mai 1681 seine ruhmvolle

Laufbahn beschloß, mit dem Sänger der Lusiaden das Schicksal, im Auslande, selbst im heutigen Deutschland, mehr genannt als gekannt zu sein; sogar unter denen, deren literarisches Interesse sich nicht ausschließlich auf deutsche Geisteswerke erstreckt, wird man manchem begegnen, dem der Name Calderon keine andre Erinnerung wachruft als etwa die an die vielcitirten Verse in Platens „Verhängnißvoller Gabel," in denen die Productivität des spanischen Poeten der Schreibfertigkeit Kotzebues als Parallele dient, und die daher, wo Kenntniß der Calderonschen Werke nicht vorhanden ist, leicht Grund zu einem Mißverständniß werden können, das niemand lebhafter als ihr Urheber, jener aufrichtige Verehrer Calderons, beklagen würde.

Es ist nicht zu leugnen, daß Calderon in Deutschland, wo ihm zu Anfange dieses Jahrhunderts ein wahrer Cultus gewidmet ward, aus der Mode gekommen ist. Wir sprechen dies aus, ohne untersuchen zu wollen, welche Umstände daran schuld sein mögen, meinen indeß den äußern Anlaß, der gegenwärtig die allgemeine Aufmerksamkeit auf den spanischen Dichterfürsten hinlenkt, doppelt freudig in einer Zeit begrüßen zu dürfen, die von Uebersetzungen aus der Fremde wahrhaft überfluthet wird und durch die Unmasse des Mittelmäßigen, ja Kunstwidrigen, mit dessen Verdeutschung sich zahllose Hände mühen, in Gefahr geräth, das wirklich Werthvolle und Bleibende in ausländischer wie leider auch in einheimischer Literatur zu vergessen.

Um die Werke Calderons zu studiren und würdigen zu lernen, stehen zwar keiner Nation außerhalb der pyrenäischen Halbinsel so reiche Hilfsmittel zu Gebote wie der unsern: durch eine Reihe trefflicher Uebersetzungen*) und die Arbeiten der berufensten Literarhistoriker darf deutsche Geistesarbeit für die Kenntniß Calderons eine ähnliche Bedeutung wie für die Shakespeareforschung beanspruchen; mußte doch dem vor wenigen Decennien erschienenen Werke des Grafen von Schack über die Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien selbst von spanischen Kritikern das ehrenvolle Zeugniß ausgestellt werden, daß damit die erste auf der Höhe literarhistorischer Forschung stehende Arbeit auf diesem Gebiete geleistet worden; und daß derjenige Abschnitt dieses classischen Buches, der

---

*) A. W. Schlegel, Spanisches Theater, 2 Bände, 1803—1809, 2. Ausgabe von Ed. Böcking 1845; J. D. Gries, Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca, 8 Bände, 1815—1842; unter gleichem Titel veröffentlichten ihre Uebersetzungen Otto Frhr. v. d. Malsburg, 6 Bde., 1819—1825, und Adolf Martin, 3 Bde., 1844. Die geistlichen Schauspiele verdeutschten Eichendorff (2 Bde., 1846—1853) und F. Lorinser (Don Pedro Calderons de la Barca geistliche Festspiele mit erklärendem Commentar und einer Einleitung über die Bedeutung und den Werth dieser Dichtungen, 18 Bände, 1856—1872; von demselben: Calderons größte Dramen religiösen Inhalts, 3 Bände, 1875).

über Calderon handelt, einer der gelungensten und inhaltsreichsten ist, wird von jedem Kundigen bereitwillig eingeräumt werden.*)

Da indeß ungeachtet dieses gediegnen und reichhaltigen Materials die Werke Calderons heutzutage weit entfernt sind die ihnen gebührende Beachtung zu genießen, so wird eine Darstellung wie die folgende, deren Zweck es ist, in möglichster Gedrängtheit ein Bild von dem Schaffen des großen Dramatikers zu entwerfen und die reichen Lohn darin finden würde, wenn es ihr gelänge, zu eigner Lectüre seiner Schöpfungen anzuregen, kaum einer besondern Rechtfertigung bedürfen.

So wenig wie nur bei irgend einer dichterischen oder künstlerischen Persönlichkeit ist es bei Calderon möglich, zu einem tiefern Verständniß, einer objectiven Würdigung seiner Werke zu gelangen, ohne den Boden zu kennen, auf welchem seine Kunst emporwuchs. Abgelöst aus dem historischen Zusammenhange würde sein Bild manchen fremdartigen, unverständlichen Zug darbieten, würden seine großartigen Eigenschaften wie seine Fehler in allzu greller Beleuchtung erscheinen. Schacks hohes Verdienst ist es, an die Stelle jener enthusiastischen Bewunderung, infolge deren man zu Beginn dieses Jahrhunderts Calderon als den Gipfelpunkt der gesammten spanischen Bühnendichtung von allen seinen Vorgängern — die man übrigens nur sehr ungenügend kannte — durch eine unermeßliche Kluft geschieden wähnte,**) eine historische Betrachtungsweise gesetzt zu haben, bei welcher Calderon als ein Glied in der großen Entwicklungskette erscheint und dadurch nicht nur nichts von seinem Glanze einbüßt, sondern erst vollständig und in seiner ganzen Bedeutung erkannt wird.

Als Calderon sich der einheimischen Bühne bemächtigte, fand er höchst ansehnliche Leistungen und, was wohl zu beachten, eine in ihren wesentlichen Elementen bereits aufs bestimmteste ausgeprägte dramatische Kunstübung vor, die, aus der Nation selbst hervorgegangen und von ihrem Beifall getragen, ihre Lebenskraft schon durch einen langen Zeitraum in einer Weise bewährt hatte, daß sie jedem neuen Talente die Anlehnung an das hergebrachte System zur Pflicht machte.

Versuchen wir es, die Stadien, die das spanische Drama vor Calderons Auftreten durchlaufen, in Kürze vorzuführen.

Mit einziger Ausnahme der englischen läßt sich bei keiner dramatischen Literatur der neuern Zeit von den Mysterien und Mirakelspielen des Mittelalters an eine solche Continuität der Entwicklung beobachten wie bei der spanischen.

---

*) Als vorzüglich geeignet zur Orientirung möge genannt sein das fleißige Werk von Friedr. Wilh. Val. Schmidt: Die Schauspiele Calderons, dargestellt und erläutert, 1857.

**) Vgl. z. B. Friedr. Schlegel, Geschichte der alten und neuen Literatur. I, 122.

Wie noch in Shakespeare die dramatischen Anfänge des Mittelalters, freilich zu künstlerischer Vollendung durchgebildet, erkennbar sind, so erscheint auch Calderon nur als der letzte glänzende Ausläufer einer Entwicklung, die sich vom Mittelalter an verfolgen läßt. Durchaus auf autochthoner Grundlage beruhend, blieb dieselbe vollständig unberührt von fremden Einflüssen, und als gegen Ende des 15. Jahrhunderts Männer von höherer Bildung sich der dramatischen Dichtung zuwandten, sahen sie sich in die Nothwendigkeit versetzt, den Volksgeschmack zu ihrer Richtschnur zu nehmen und auf jene gelehrten Experimente zu verzichten, die dem italienischen Renaissancedrama so verhängnißvoll wurden.

Nachdem schon 1414 der Marques von Villena zu Saragossa mit einem leider verloren gegangnen allegorischen Festspiel aufgetreten war und sein Freund Mendoza sich mit einer weltlichen Comedieta hervorgethan hatte, begann sich das Drama in dem für Wissenschaft, Poesie und Kunst so glanzvollen Zeitalter Ferdinands des Katholischen und Isabellas auch zu literarischer Bedeutung zu erheben. Encinas kleine Stücke religiösen Inhalts lassen noch deutlich den Zusammenhang mit den mittelalterlichen Mysterien erkennen, wenn sie auch die volksthümlichen Elemente in die Sphäre der Kunst zu rücken versuchen. Weniger durch eigentlich dramatischen Werth als durch die Vorzüge einer geschickten Sprachbehandlung und drastischer Charakteristik wurde die 1500 erschienene Tragikomödie La Celestina*) eine wichtige Vorstufe für die dramatischen Leistungen der Folgezeit. Nicht ohne Einfluß auf dieselben waren wohl auch die in spanischer Sprache verfaßten, gereimten Stücke des Portugiesen Gil Vicente, von dem besonders erwähnt sei, daß er die ursprünglich für alle Dramen gebräuchliche Bezeichnung Auto zuerst auf Compositionen religiösen Inhalts beschränkte, die allerdings bei ihm noch weit von dem entfernt sind, was später, namentlich durch Calderon, auf diesem Gebiete erreicht ward.

Ein bedeutender Fortschritt knüpft sich an die Person des Bartolomé de Torres Naharro, eines Zeitgenossen des Encina, der zuerst in seinen unter dem Titel Propaladia 1517 zu Rom veröffentlichten vermischten Dichtungen sich theoretisch über dramatische Kunst äußerte, wobei er eine klare Einsicht in den Gegenstand bekundet und in seinen Komödien La Serafina, La Himenea, La Aquilana u. a. die ersten Vorbilder für die später so scharf ausgeprägten Gattungen des spanischen Dramas aufstellte. Besonders charakteristisch für dieselben ist die Eintheilung in fünf Jornadas (Acte, eigentlich Tagereisen) und die durchgängige Anwendung gereimter Trochäen. Naharro und Gil Vicente waren indeß die einzigen höher strebenden Dramatiker in einer Zeit, in der die spanische

*) Früher zwei Verfassern zugeschrieben, wahrscheinlich aber von Fernando de Rojas. Vergl. Schacks Zusätze zum 3. Bande seines oben genannten Werkes.

Nation, durch große politische Thaten vollauf beschäftigt, jener behaglichen Ruhe noch ermangelte, die eine wesentliche Vorbedingung für die Blüthe des Theaters bildet, und auch das Fehlen eines großen Mittelpunktes dem Aufschwunge einer nationalen Bühne vorläufig entgegenstand.

An poetischem Werthe den beiden oben genannten weit unterlegen ist der Schauspieler Lope de Rueda († ca. 1567), welcher Schäferspiele (Coloquios pastoriles) und kleine burleske Schwänke (Pasos) verfaßte; er wird indeß dadurch von Wichtigkeit, daß er in den letztern Stücken, die als Vor- und Zwischenspiele bei größern Aufführungen dienten und sich in der Sphäre des gewöhnlichen Lebens bewegten, dem Realismus — der ihn auch zur Prosaform greifen ließ — auf dem Theater Eingang verschaffte und ferner eine Reihe stehender Rollen einführte. Erfindungsreichthum und Mannichfaltigkeit darf man bei ihm nicht suchen. In Sevilla, seiner Heimat, regten sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts antikisirende Tendenzen, die schon früher in Juan Boscan, Francisco de Villalobes, Perez de Oliva u. a. ihre Verfechter gehabt hatten. Jetzt waren Hauptstützen dieser Richtung Juan de Málara und Geronimo Bermudez, der in seinen beiden 1577 gedruckten, das Schicksal der Ines de Castro behandelnden Tragödien den antiken Chor einführte, während andre durch Uebersetzungen griechischer und römischer Dramen sowie der aristotelischen und horazischen Poetik diesen gelehrten Bestrebungen Bahn zu brechen versuchten. Solche Bemühungen fanden jedoch nicht allein bei dem herrschenden Volksgeschmack energischen Widerstand, sondern auch theoretische Bekämpfung, namentlich durch den Sevillaner Juan de la Cueva, der in seiner Poetik mit Entschiedenheit für die nationale Form des Dramas eintrat und in seinen eignen Productionen offenbares poetisches Talent, wenn auch keine speciell dramatische Begabung zeigte. Von flüssiger Erfindung und Muster der poetischen Form, die er durch Entlehnungen aus dem italienischen Strophenschatze bereicherte, läßt er doch einen planvollen Aufbau in seinen theils frei erfundnen, theils aus dem classischen Alterthum und der spanischen Geschichte geschöpften Stücken vermissen. Ein entschiedner Anlauf zu strengerer Handhabung der dramatischen Form macht sich bei den Valencianern Micer Andres Rey de Artieda (1549—1613) und Cristóval de Virués wahrnehmbar, die sich beide an Cueva anlehnen; unter Virués' Dramen ist die „Große Semiramis" als Grundlage für Calderons Meisterwerk die „Tochter der Luft" von besondrer Bedeutung; mit seiner „Dido" stellte er sich völlig unter die Regeln des classischen Dramas, indem er nicht nur den antiken Chor, sondern auch die stricte Beobachtung der Einheiten adoptirte.

Madrid, das 1561 zur Residenz erhoben ward und bald darauf stehende Schauspielhäuser erhielt, bildete mit Sevilla und Valencia die Hauptstätte für

die Weiterentwicklung des spanischen Dramas und ward besonders durch Cervantes' Wirksamkeit von Bedeutung für dieselbe. In seiner „Numancia" bei aller poetischen Pracht der dramatischen Technik noch wenig mächtig und auch in den acht Komödien seines Alters höhern Anforderungen nicht entsprechend, hat der berühmte Verfasser des Don Quixote, der sich übrigens erst spät nach dem Erscheinen dieses seines Meisterwerks der Bühnendichtung zuwandte, weitaus sein Bestes in einer Reihe von Zwischenspielen (entremeses) geliefert, die zusammen mit jenem 1615 herauskamen und von denen vier im ersten Bande von Schacks „Spanischem Theater" sich verdeutscht finden.*) Im tragischen Fache zeichnete sich Argensola der Aeltere (geb. 1565) durch eine bisher unerreichte Herrschaft über die sprachliche Form aus, während freilich der Aufbau seiner von den wüstesten Unthaten strotzenden Trauerspiele noch vieles zu wünschen übrig ließ.

Ist sonach bis jetzt die dramatische Kunst zu einem harmonischen Verhältniß zwischen Form und Inhalt noch nicht durchgedrungen, so hat doch der nationale Charakter seine Herrschaft auf der Bühne siegreich befestigt, und alle kommenden Talente finden zu ihrem großen Heile bestimmte Grenzen vorgezeichnet, innerhalb deren sich ihr Schaffen zu bewegen hat.

Das Ende des 16. Jahrhunderts, an dem die politische Macht Spaniens auf ihrem glorreichen Gipfel angelangt war und für diese Nation, während Frankreich und Deutschland unter den religiösen Spaltungen schwer zu leiden hatten, eine Aera innerer Kraftentwicklung anhob, bezeichnet für das spanische Drama einen entscheidenden Wendepunkt. Wie die bildende Kunst in Zurbaran, Velasquez und Murillo, in Luis Tristan, Antonio Pereda, Juan Careño de Miranda und andern großen Malern ihren höchsten Aufschwung nahm, so trat auch das Drama, nachdem genau wie in Althellas die epische und lyrische Poesie ihre Ausbildung erreicht, als die letzte und reifste Frucht der Dichtkunst in den Vordergrund des geistigen Lebens. Bildete doch das Theater eine der bevorzugtesten Heimstätten für die Vergnügungslust, welche die in üppiger Fülle dem Lande zuströmenden Reichthümer im Gefolge hatten. Der religiöse Druck, der namentlich seit Philipps II. Regierung auf dem Reiche lastete, war, wie Schack mit Recht betont hat, weniger ein Hinderniß als eine Förderung für die dramatische Kunst, indem er ihr Talente zuführte, die unter andern Verhältnissen sich vielleicht ganz verschiednen Gebieten gewidmet hätten, bei den gegebnen Zuständen aber gerade in der Bühne einen Boden vorfanden, auf dem sie sich unter dem Deckmantel poetischer Licenz eine oft weitgehende Freiheit erlauben durften. Und so ist die Kenntniß der damaligen spanischen Bühne, in der sich das geistige

*) Eins auch im ersten Bande von Dohrns Spanischen Dramen.

Leben der Nation concentrirte, für jeden unerläßlich, der ein vollständigeres Bild von dem Spanien des 17. Jahrhunderts gewinnen will, als es so trübe Erscheinungen wie die Inquisition gewähren.

Ein wichtiger Factor für das Gedeihen des Dramas war der romantische Sinn, der, mächtig genährt durch jahrhundertelange abenteuerliche Kämpfe mit den Mauren wie durch die Berührung mit fernen, wunderreichen Zonen, in Spanien länger als irgendwo sich behauptete und noch im 17. Jahrhundert selbst im gewöhnlichen Leben sich geltend machte. Daher die Begeisterung des Volkes für die alten Romanzen, daher die zahlreichen Akademien, in denen die Dichtkunst eifrigste Pflege genoß. Nur mit Italien und dem portugiesischen Nachbarlande in geistiger Verbindung, im übrigen von allen Einflüssen aus der Fremde unberührt, nahm die spanische Literatur eine durchaus selbständige Entwicklung; die Versuche des Gongorismus,*) jene unter dem Namen estilo culto bekannte, mit gelehrtem Flitter aufgeputzte gespreizte Ausdrucksweise, die in dem italienischen Marinismus ihre Analogie hat, zur Herrschaft zu bringen, erlitten, wenn sie auch selbst hervorragende Talente ansteckten, schließlich ebenso wie die wiederholten classicistischen Experimente an dem gesunden Sinne der Nation und der Opposition der bedeutendsten Schriftsteller, wie des nunmehr zu besprechenden, kläglichen Schiffbruch.

Dieser Dichter, der gegen Ende des 16. Jahrhunderts sich der Bühne bemächtigte und die Herrschaft auf derselben bis zu seinem Tode, der ins Jahr 1635 fällt, behauptete, dessen Productivität schon dem äußern Umfange nach ans Unglaubliche grenzt, ist Lope Felix de Vega Carpio.**) Nicht weniger als 1500 Stücke, deren erste bereits in seinem elften und zwölften Lebensjahre entstanden sein sollen, entsprangen diesem fruchtbaren Geiste, dessen Phantasie man sich rastlos thätig denken muß, um zu begreifen, daß er außerdem noch für eine Unzahl lyrischer und epischer Gedichte, Episteln, Satiren, Novellen und Romane Zeit fand. Uns muß es hier selbstverständlich genügen, ein Bild seiner dramatischen Wirksamkeit zu haben, wobei sich ein specielles Eingehen auf das einzelne bei der überreichen Fülle des Materials verbietet. Suchen wir nur, soweit es unsre Zwecke erheischen, einen Ueberblick über seine Stoffwelt und über die Fortschritte zu gewinnen, die sich an diese seine dichterische Hauptthätigkeit knüpfen.

Unter den geschichtlichen Dramen Lopes, an die man freilich nicht den Maßstab exacter historischer Forschung legen darf, da dieselben oft mit größter Willkür

*) Luis de Góngora, geb. 1561 zu Cordova, ist der Begründer dieser Richtung.

**) Uebersetzungen beziehentlich Bearbeitungen Lopischer Stücke lieferten Graf von Soden, Dohrn im 1., 2. und 4. Bande seiner Spanischen Dramen, Zedlitz (Der Stern von Sevilla), C. Richard u. A.

die geschichtliche Ueberlieferung nach Bedarf umformen, stehen diejenigen obenan, die auf spanischem Boden spielen und sowohl der römischen Periode wie der gothischen, der neuern, ja zum Theil selbst der Zeit des Dichters entnommen sind und in Bezug auf Wahrheit des Colorits zu dem Besten gehören, was die spanische Literatur innerhalb dieser Gattung geleistet hat. Die mittelalterlichen Sagenkreise, wie die Karlssage, die Geschichte von der schönen Magellone u. a., bieten Lope eine Fülle romantischer Stoffe, Bojardo und Ariost, italienische wie spanische Novellen sind seiner Phantasie eine reiche Goldmine. Es sei nur beiläufig erwähnt, daß er dieselbe Novelle des Bandello, die Shakespeares „Romeo und Julia“ zu Grunde liegt, für sein Schauspiel Castelvines y Monteses benutzte, das freilich höchst seltsamer Weise mit der Vereinigung der Liebenden endet, und in seinem Guante de Donna Blanca dasselbe Sujet wie Schiller in seinem „Handschuh“ verwerthete.

Geringer an Gehalt und verhältnißmäßig nicht eben zahlreich sind diejenigen Stücke, in denen Lope Gegenstände der alten Mythologie, wie den Perseus- und den Adonismythus, romantisch umformte.

Eine mit besonderm Glücke von Lope cultivirte Gattung ist das Lustspiel, das bei ihm, weit entfernt eine Copie der trivialen Wirklichkeit zu sein, eine überquellende Phantasie, die sich in immer neuen Situationen und Charakteren ergeht, einen Reichthum an Darstellungsmitteln, eine Pracht und Eleganz der Sprache entfaltet, die keinen Vergleich zu scheuen braucht. Alle Schichten des Volkes — und dies ist ein unbedingter Vorzug vor Calderon, dessen Lustspielpersonal man allzusehr die höfische Atmosphäre des Dichters anmerkt —, die feinsten und gebildetsten Kreise der Gesellschaft wie das niedre Volk liefern ihm die köstlichsten, mit gleicher Liebe und Meisterschaft gezeichneten Typen, und weder auf die Charakteristik noch auf die kunstvoll verschlungne Intrigue ist einseitig der Nachdruck gelegt, sondern beide wirken harmonisch zusammen, um das Interesse des Hörers von Anfang bis zu Ende zu fesseln. Durch besondre Feinheit und Anmuth zeichnen sich aus die Lustspiele: El mayor imposible und Los milagros del desprecio, worin zum ersten Male das später noch öfters behandelte Motiv verwerthet ist, daß ein Liebender über eine spröde Schöne durch Erheuchlung noch größrer Kälte obsiegt.*) Der Träger des burlesken Elements ist auch in Lopes Lustspielen der schon von Früheren eingeführte Gracioso, der indeß nicht wie später bei Calderon bloß als Bedienter, sondern auch in allerhand andern Rollen auftritt.

Doch nicht Genüge findend an diesen unerschöpflich reichen Erfindungen,

*) Uebersetzt im zweiten Bande der Dohrnschen Sammlung.

zieht Lope, gleich als wollte er das ganze Weltall umspannen, auch das Gebiet des Glaubens in den Kreis seiner Kunst; in zahlreichen geistlichen Komödien behandelt er allerhand Heiligenlegenden, die allerdings, da sie ihrem Wesen nach sich gegen eine Umgestaltung weit spröder als andre Stoffe verhielten, die Freiheit seiner Phantasie oft hemmten und fesselten; und außerdem legte er in seinen Autos, d. h. in allegorischen Stücken religiösen Inhalts, den Grund zu jener specifisch spanischen Gattung des Dramas, die wir bei Calderon in ihrer höchsten Ausbildung wiederfinden werden.

Die eminente Vielseitigkeit seines Talents, die ihn für die angemessenste Darstellung der heterogensten Gegenstände befähigte und ihm die Töne für das erhabenste Pathos wie für die leichteste Causerie darbot, die Ursprünglichkeit und Reinheit seiner Sprache, die in buntwechselnden Rhythmen stets neue Reize entfaltet, machen es erklärlich, daß die Bewunderung des Zeitalters den Dichter als ein „Wunder der Natur," als den „Phönix Spaniens" verherrlichte. Lopes hohe Verdienste um die spanische Bühne beruhen übrigens weit mehr auf dem Instinct des Genies als auf theoretischer Einsicht; dies beweist das Lehrgedicht,*) in welchem er seine Meinungen über das Wesen des Dramas, über den Unterschied zwischen Tragödie und Komödie u. s. w. in einer oft ziemlich naiv erscheinenden Weise auseinandersetzt. Ein Glück für das spanische Drama, daß dasselbe jeder fremden Schablone widerstrebte, und wohl auch von Lope selbst als solches empfunden, wenn er auch an anderm Orte die Unmöglichkeit bedauert, die antiken Kunstregeln zur Richtschnur zu nehmen. Seine Thätigkeit, welche sich ohne Ausnahme und rückhaltslos auf den Boden der nationalen Traditionen stellte, befestigte dieselben mehr als alles bisher geleistete und benahm der gelehrten Partei, für welche zu seiner Zeit Artieda, Cáscales, Cristóval Suarez de Figueroa u. a. als Anwälte auftraten, alle und jede Aussicht, mit ihren antikisirenden Principien durchzudringen.

Neben Lope de Vega, dessen Ruhm alle Nebenbuhler überstrahlte, standen gleichwohl, zum Theil unabhängig von ihm, Talente, die in der dramatischen Literatur aller Zeiten hohe Ehrenplätze verdienen, und selbst Geistern zweiten Ranges gelangen, namentlich auf dem Gebiete des Lustspiels, Würfe, die den Neid manches neuern Komöden erregen könnten. Wir nennen nur den fruchtbaren Tirso de Molina († 1648), der in seinen reizvollen, noch jetzt in Spanien beliebten Lustspielen mit Lope um die Palme stritt und durch kunstvolle Führung der Handlung, vortreffliche Charakteristik, übersprudelnden Witz und außerdem durch seine kühnen Angriffe auf weltliche und geistliche Macht-

*) Arte nuovo de hacer comedias (1609); schon von Lessing im 69. Stück der Hamburgischen Dramaturgie beleuchtet.

haber hervorragt,*) und Don Juan Ruiz de Alarcon († 1639), dessen Intriguenstück Examen de maridos, ebenso wie die Charakterlustspiele Las paredes oyen und La verdad sospechosa**) zu dem Köstlichsten gehören, was die komische Muse ihren Lieblingen je beschieden. Auch in vaterländischen Stoffen ist dieser herrliche Poet überaus glücklich, der einen offnen Sinn für alles Edle der Menschennatur, die Ursprünglichkeit und den Erfindungsreichthum Lopes mit künstlerischer Besonnenheit und Sorgfalt vereinigt und dadurch, wie Wolf treffend hervorgehoben hat, zum eigentlichen Mittelglied zwischen Lope und Calderon wird. Adel und Einfachheit, eine reine und gleichmäßig gehaltne Versification, eine Sprache, die sich dem Charakter jeder Person anpaßt, Originalität in den Argumenten und Situationen, Lebendigkeit und Spannung des Dialogs, Witz und überraschende Antworten in den komischen Partien, in den tragischen schauerliche Erregtheit — das sind die Vorzüge, die ein namhafter spanischer Dichter dieses Jahrhunderts Alarcon nachrühmt, und Leopold Schmidt und Hartzenbusch haben vollkommen Recht, wenn sie ihn als denjenigen spanischen Dramatiker bezeichnen, welcher der Gegenwart, namentlich als Schöpfer des Charakterlustspiels, am nächsten steht und deshalb sich am meisten dazu eignet, in das Studium des altspanischen Theaters einzuführen.

Noch mögen aus der großen Zahl der mitstrebenden Zeitgenossen Lopes Enciso, der Verfasser eines „Don Carlos," Montalvan, Gaspar Aguilar, Mira de Mescua und der Valencianer Guillen de Castro (1569—1631) erwähnt sein, dessen die Jugendthaten des Cid behandelndes Schauspiel die Quelle Corneilles ward und der sich im Tragischen durch die Wucht seines Pathos auszeichnet.

Dies ist in den Hauptzügen die Entwicklung der spanischen Bühnendichtung, wie sie Calderon bei seinem Auftreten vorfand. Auch der flüchtige Abriß, auf den wir uns beschränken mußten, wird zur Genüge gezeigt haben, daß es sich für ihn, dessen Wirken durch eine Reihe der berufensten und von der Nation zum Theil fast vergötterten Talente vorbereitet war, nicht um eine Neuschöpfung auf diesem Gebiete, sondern nur um eine Weiterbildung und Vervollkommnung des bisher erreichten handeln konnte. Daß dadurch aber, wie wir schon früher bemerkten, seinem Nimbus durchaus kein Abbruch geschieht, sondern seine Verdienste nur erklärt, seine Mängel viefach entschuldigt werden, wird sich, wie wir hoffen, aus der folgenden Betrachtung ergeben.

---

*) Eins seiner Lustspiele, Don Gil de las calzas verdes, ist von Dohrn im 1. Bde. seiner Spanischen Dramen trefflich verdeutscht, ebendaselbst die Tragödie El Burlador de Sevilla, die erste Behandlung der Don Juan-Sage.

**) Uebersetzt in Dohrns 3. Bde.; El Tejedor de Segovia im 1. Theile von Schads Spanischem Theater.

Werfen wir zunächst einen Blick auf den Lebensgang des Dichters, der uns freilich zum Verständniß seiner Werke äußerst wenig an die Hand giebt; denn im Vergleich zu den abenteuerlichen Geschicken, die dem Leben andrer großer Geister Spaniens, wie dem eines Cervantes, eines Lope de Vega oder Alonzo de Ercilla das Ansehen eines Romans verleihen, ist Calderons äußeres Leben ein durchaus ruhiges, arm an Wechselfällen und merkwürdigen Ereignissen. Leider sind die biographischen Nachrichten, über die wir verfügen, äußerst spärlich; sie bestehen fast ausschließlich in den Notizen, die Calderons Freund Vera Tassis, der auch die erste Herausgabe seiner Werke veranstaltete, seinem bombastischen Panegyricus auf den Dahingegangnen einflocht. Ihnen zufolge stammt der Dichter, dessen Name vollständig Don Pedro Calderon de la Barca Barreda, Gonzalez de Henao, Ruiz de Blasco y Rianno lautet, väterlicherseits von einem alten Adelsgeschlecht im Thale Carriedo, mütterlicherseits von einer edeln flandrischen, nach Castilien übergesiedelten Familie. Geboren wurde er zu Madrid am 17. Januar 1600;*) seine erste Ausbildung erhielt er in einer Jesuitenschule der Hauptstadt und widmete sich schon in sehr jungen Jahren auf der Universität Salamanca gelehrten Studien, namentlich der Philosophie, dem Civil- und kanonischen Recht und der Mathematik. Wenn wir dem obengenannten Berichterstatter glauben dürfen, verfaßte er schon mit 13 Jahren sein erstes Drama El carro del cielo und erregte schon vor Vollendung seines neunzehnten Jahres durch seine Komödien Aufsehen. In demselben Lebensjahre begab er sich nach Madrid, im 25. trat er unter die Waffen und leistete in Mailand, später in Flandern Kriegsdienste. Von Philipp IV., jenem eifrigen Freunde des Theaters, an den Hof berufen, widmete er seine Thätigkeit ungetheilt der Bühne und hatte besonders die Aufführungen bei festlichen Anlässen zu leiten. Diese seine Wirksamkeit, die ihm 1637 das Ritterkreuz von Santiago eintrug, ward 1640 durch seine freiwillige Theilnahme an der militärischen Expedition nach Catalonien unterbrochen, nach deren Beendigung wieder aufgenommen und dauerte auch fort, als der Dichter 1651 in den geistlichen Stand trat, in dem ihm einträgliche Pfründen ein behagliches Leben und reichliche Muße gewährten. Der Congregation von San Piedro, in die er 1663 aufgenommen ward, vermachte er testamentarisch sein ansehnliches Vermögen und beschloß, bis an sein Ende der Poesie, namentlich der Abfassung geistlicher Schauspiele obliegend, wie schon erwähnt am 25. Mai 1681 seine Tage. Seine irdischen Ueberreste wurden in der Kirche San Salvador beigesetzt, von wo sie 1841 nach der Kirche San Nicolás übertragen wurden.

*) Dies und nicht der 1. Januar, wie Schack und sogar noch Putman in seinen 1880 zu Utrecht erschienenen Studiën over Calderon angiebt, ist der Geburtstag des Dichters, wie bereits Hartzenbusch in seiner Biografia de Calderon, Madrid 1840, nachgewiesen hat.

Von Calderons Dramen, welche die Zahl 100 übersteigen, erschien die erste Sammlung 1635, eine zweite 1637, beide je zwölf Stücke enthaltend, während die folgenden zwei Bände, von gleichem Umfange, erst 1664 und 1672 zur Veröffentlichung gelangten.*) Daß Calderon selbst, wie mancher andre große Bühnendichter, sich wenig um den Druck seiner Schauspiele kümmerte, geht aus dem Briefe hervor, den er ein Jahr vor seinem Tode an den Herzog von Veragua richtete; derselbe hatte ihn in einem äußerst schmeichelhaften Schreiben aufs angelegentlichste gebeten, seine Komödien und Autos zu sammeln, und ihm die für die Herausgabe nöthigen Mittel angeboten. Der Dichter äußerte in seiner Antwort, daß er im Mißmuth über den Unfug, der von der buchhändlerischen Speculation mit seinen Stücken getrieben werde, über die Rücksichtslosigkeit, mit der man nicht nur seine schwächsten Werke edire, sondern ihm sogar fremde Machwerke unterschiebe, und über die groben Entstellungen seiner Dramen**) es aufgegeben, deren Schicksal seine Aufmerksamkeit zu schenken, um so mehr als seine Beschwerden so gut wie fruchtlos geblieben seien; die Autos (deren Zahl er auf 68 angiebt) seien das einzige, was er, der besondern Bedeutung der heiligen Gegenstände wegen, zu sammeln bedacht gewesen, und diese wolle er gern dem Wunsche des Herzogs entsprechend weiter drucken lassen. In dem Verzeichniß der 111 von ihm als sein Eigenthum anerkannten Dramen, welches diesem Briefe beigefügt ist, fehlt indeß eine Anzahl unstreitig echter Stücke, und wenn man vier andre hinzunimmt, die Vera Tassis unter den Werken des Dichters aufführt, so ergeben sich nicht weniger als 121, bei denen die Urheberschaft Calderons außer Zweifel steht. Für die Bestimmung der Entstehungszeit bieten leider nur bei einigen Stücken äußre Daten mehr oder weniger sichre Unterlagen, bei einer großen Anzahl dagegen nur Compositionsweise und Stil einen ungefähren Anhalt. Anstatt daher die Dramen nach ihrer im einzelnen doch nicht feststellbaren chronologischen Folge zu betrachten, was freilich den großen Vortheil hätte, daß dabei ein Einblick in die künstlerische Entwicklung ihres Urhebers

*) Die beiden Gesammtausgaben, deren erste, wie schon erwähnt, Vera Tassis bald nach Calderons Tode (1684), die andre Apontes 1750 veranstaltete, umfassen 108 Stücke. Unter den neuern Ausgaben steht obenan diejenige des deutsch-spanischen Dramatikers Juan Eugenio Hartzenbusch, die durch wichtiges bibliographisches und kritisches Material besondern Werth erhält.

**) Am Schlusse der Tragödie El mayor monstruo los celos macht der Dichter seinem Unwillen darüber Luft, indem er auf die Worte des Philippus: „Und so schließt das Trauerspiel, da sich nun erfüllt ihr Unstern" den Polydor sagen läßt:

Wie es der Verfasser schrieb,
Nicht wie es der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.

gewonnen würde, empfiehlt es sich für unsre Zwecke, dieselben nach ihrem Inhalte zu gruppiren, wobei wir wohl am besten, wie auch Schack im wesentlichen gethan, die A. W. Schlegelsche Eintheilung zu Grunde legen.

Muß man auch Solger beistimmen, wenn er,*) im Gegensatz namentlich zu Friedrich Schlegel, dem Calderon „unter allen Verhältnissen und Umständen und unter allen andern dramatischen Dichtern vorzugsweise der christliche" ist,**) in Abrede stellt, daß Calderons poetische Bedeutung in seinen religiösen Beziehungen aufgehe, so erscheint es trotzdem angemessen, die Betrachtung seiner religiösen Schauspiele voranzustellen, weil Calderon innerhalb dieser Gattung nicht nur alle frühern Dramatiker weit überflügelt, sondern auch im Vergleich zu seinen übrigen Schöpfungen hier entschieden am größten dasteht. Die Autos sacramentales für eine gesonderte Besprechung aufsparend, verstehen wir im engern Sinne unter den religiösen Schauspielen diejenigen, in denen der christliche, speciell der katholische Glaube die Grundlage einer historischen oder doch historisch gefärbten Handlung bildet. In ihnen erscheint Calderon — dies muß man bei ihrer Beurtheilung festhalten — in prononcirtester Weise als ein Kind seines Volkes und seiner Zeit, und wie man Shakespeare auf dem Gebiete des Dramas als den Hauptvertreter der germanisch-protestantischen Weltanschauung betrachtet, seinerseits als der dramatische Gipfelpunkt des romanischen Katholicismus. Ob der Katholicismus, insbesondre derjenige des damaligen Spaniens, sich genau mit den Idealen des Christenthums deckt, ist eine Frage, deren Entscheidung für uns, die wir hier auf dem neutralen Boden der Kunst stehen, nicht in Betracht kommt; wer die dramatischen Erzeugnisse der Weltliteratur und die religiösen Voraussetzungen, auf denen das indische, auf denen das griechische Drama beruht, mit objectivem Blicke betrachtet, der wird auch dem spanischen Dichter des 17. Jahrhunderts das Recht zugestehen, die mit dem Leben seiner Nation fest verwachsnen Dogmen, welcher Art auch immer, als Fundament für seine Schöpfungen, als Hebel für die dargestellten Handlungen zu verwenden und nicht unbilliger Weise von ihm den freien Standpunkt des 19. Jahrhunderts verlangen, auf dem unlängst einem Spanier das überraschende Unternehmen möglich war, den Stifter des Protestantismus in einem epischen Gedichte zu verherrlichen. Gleichweit entfernt davon, in die Apotheosen einzustimmen, in denen die romantische Schule Calderon als den christlichen Dichter par excellence feierte, wie den Angriffen beizutreten, die z. B. Raumer***) auf die streng confessionelle

*) Nachgelassne Schriften, herausgegeben von Tieck u. Raumer, 2. Bd., S. 607 f.

**) Geschichte der alten und neuen Literatur. I, 228.

***) Ueber die Poetik des Aristoteles und sein Verhältniß zu den neuen Dramatikern (Histor. Taschenbuch, Neue Folge, 3. Jahrg., 1842, S. 225).

Haltung Calderons machte, erblicken wir unsre Aufgabe in der vorurtheilslosen Erörterung der Frage, ob es dem Dichter gelungen sei, seine religiösen Stoffe nach den Anforderungen der dramatischen Kunst zu gestalten, einer Frage, die wir allerdings nicht durchgängig zu bejahen vermögen. Es sind sehr verschiedne Ansichten geäußert worden über dasjenige Drama Calderons, das in dieser Hinsicht zu den meisten Bedenken Anlaß giebt, über die berühmte „Andacht zum Kreuze," ein Stück, in dem ein Missethäter Gnade und Verzeihung findet, bloß weil er dem Zeichen des Kreuzes, das ihn von seiner Geburt an auf wunderbare Weise geschützt, inmitten seines verbrecherischen Lebens gläubige Verehrung bewahrt hat. Was auch Rosenkranz, Lorinser u. a. zu Gunsten dieses Dramas vorgebracht haben, der Held desselben kann als eine tragische Figur nicht betrachtet werden, denn ohne sein Zuthun, ohne eine innere Reinigung und Läuterung vollzieht sich die Lösung auf rein äußerliche Art durch das Kreuz, das mit seiner Wunderkraft als ein deus ex machina auftritt und zum Schlusse mit Julia zum Himmel aufsteigt, der Schwester des Verworfnen, die von ihm auf die Bahn des Lasters nachgezogen worden und sich vor dem strafenden Schwerte des eignen Vaters dadurch rettet, daß sie den Kreuzesstamm umklammert.

Vollkommen im Einklange mit den Gesetzen der dramatischen Kunst stehen dagegen Schauspiele wie „Die Morgenröthe in Capocabana" oder „Die Erhebung des Kreuzes", von denen das erstere*) die Einführung des Christenthums in Peru, das andre die Eroberung des heiligen Kreuzes aus den Händen des Perserkönigs Chosroes durch Heraklius und seine Zurückführung in den Tempel von Jerusalem — zugleich eine symbolische Verherrlichung des Christenthums — zum Gegenstande hat. Die „Sibylle des Orients,"**) in der eine mächtige religiöse Begeisterung ihren kühnsten Aufschwung nimmt, reiht sich diesen Schöpfungen aufs würdigste an.

Es würde zu weit führen, bei sämmtlichen Stücken dieser Kategorie zu verweilen, so wichtig „Der weibliche Joseph", „Das Fegefeuer des Heil. Patricius", „Die Ketten des Dämons" oder, um nur noch ein durch sein Verhältniß zu Shakespeares „Heinrich VIII." besonders interessantes Drama, „Das Schisma von England" zu erwähnen, für das Gesammtbild unsres Dichters erscheinen müssen. Nicht übergehen dürfen wir jedoch die beiden Perlen dieser Gattung, die zu den großartigsten gezählt werden müssen, was die Poesie überhaupt hervorgebracht.

*) Uebersetzt von Malsburg im 4. Bande. — **) Ebd.

Das eine derselben, „Der wunderthätige Magus“ (El magico prodigioso) nimmt unter den aus der Heiligenlegende geschöpften Stücken unbedingt die erste Stelle ein und offenbart die dramatische Größe seines Urhebers in glänzendster Weise. Um einen Begriff von der genialen Conception dieses Werkes zu geben und zugleich zur Lectüre desselben anzuregen,*) möge eine gedrängte Skizze des Inhalts folgen.

Im ersten Acte finden wir den heidnischen Gelehrten Cyprianus im einsamen Gebirge bei Antiochia grübelnd über eine von Gott handelnde Stelle des Plinius. Der böse Dämon naht sich ihm in Gestalt eines Gelehrten, knüpft ein Gespräch mit ihm an und beschließt, um ihn von seinen philosophischen Forschungen abzuziehen, ihn in die Netze der Sinnlichkeit zu verstricken. Zu Antiochia lebt der greise Lysander, der im Auftrage des heiligen Vaters für die Verbreitung des Christenthums thätig ist. Seine Pflegetochter Justina hat zwei Liebhaber, die zum Zweikampfe in Cyprians Einsamkeit erscheinen; dieser verhindert den Streit durch das Versprechen, sich selbst zu dem jungen Mädchen zu begeben und ihren Entscheid einzuholen. Bei der ersten Begegnung entbrennt er selbst zu ihr in Liebe, die jedoch keine Erwiderung findet. Während die beiden Bewerber um Justinas Hand Nachts vor deren Hause stehen, steigt der Dämon auf einer Strickleiter vom Balcon herab; jeder der beiden Nebenbuhler vermuthet in der Gestalt den andern und so geben beide ihre Ansprüche auf das Mädchen auf.

Von Liebessehnsucht getrieben und seinen Büchern untreu geworden, tritt Cyprianus festlich gekleidet im zweiten Acte vor Justina und wirbt um ihre Hand. Nochmals weist sie ihn ab und erklärt ihm, daß sie ihn nie lieben könne, als im Tode. In seiner Liebespein bietet er dem Bösen seine Seele an; ein Ungewitter erhebt sich, und der Dämon tritt unter der Gestalt eines Gestrandeten auf, dem Cyprian seine Hilfe zusagt und bewogen durch geheimnißvolle Andeutungen, daß er im Besitze überirdischer Kräfte, sein Haus als Obdach anträgt. Nach einer Scene, in der die beiden Liebhaber der Justina, deren einer der Sohn des Statthalters, durch den letztern ins Gefängniß gesetzt werden, da man sie beim Zweikampfe überraschte, erbietet sich der Dämon, bei Cyprian zu Gaste, diesen in die Geheimnisse der Magie einzuweihen und ihm so zu Justinas Besitz zu verhelfen. Cyprian muß ihm dafür mit seinem Blute seine Seele verschreiben. Nach Verlauf eines Jahres fordert derselbe, mit den geheimen Künsten vertraut, die Erfüllung seiner Zusage von dem Dämon. Da der freie Wille der Jungfrau nicht unter dessen Macht steht, so nimmt er seine Zuflucht zu Erscheinungen voll glühender Sinnlichkeit, die er ihr vorspiegelt, sie aber entzieht sich seinem Einflusse

*) Das Stück ist enthalten im 2. Bande der Griesschen Uebersetzung.

durch Anrufung göttlicher Hilfe und begiebt sich in den geheimen Tempel der Christen. Dem Cyprianus, der in der Einsamkeit des Waldes Justina beschwört, erscheint ein Schattenbild derselben, das sich bei seiner Umarmung als ein Leichnam zu erkennen giebt. Erzürnt wirft Cyprian dem Dämon vor, daß er ihn betrogen; dieser bekennt, daß die Jungfrau unter göttlichem Schutze stehe und muß widerstrebend ihm Kunde von diesem Gotte geben, den der Weise so lange gesucht und zu dem er nun gläubig seine Zuflucht nimmt. Mittlerweile sind die Christen in ihrem Tempel gefangen genommen worden und sollen dem Befehle des Kaisers Decius zufolge den Feuertod erleiden. Plötzlich stürzt Cyprian in wüstem Zustande, von einem Volkshaufen gefolgt in den Saal und bekennt sich mit Begeisterung zu dem Gotte der Christen, bereit, durch den Märtyrertod seine Schuld zu sühnen. In Ohnmacht gesunken wird er mit Justina allein gelassen und von ihr getröstet und im Vertrauen auf die göttliche Gnade befestigt. Nachdem das Urtheil vollstreckt, theilt sich der Vorhang, und über dem Enthaupteten sieht man den Dämon schweben, der von Gottes Macht gezwungen verkündet, daß die beiden zur Seligkeit eingegangen.

Wenn man die christliche Legende, welche Calderon die Anregung zu diesem Drama gab, mit dem vergleicht, was er daraus geschaffen, so kann man dem Tiefsinn und der Intuitionskraft des Poeten nicht genug Bewunderung zollen. Daß der heidnische Philosoph, der nach seiner eignen Aussage in seiner *Μετάνοια* schon von Kindheit an in alle Geheimnisse der Magie eingeweiht war, in Calderons Stück zu Anfang noch unschuldig dasteht und erst vor unsern Augen der Versuchung erliegt, ist ein Zug, der den gebornen Dramatiker kennzeichnet. Nirgends tritt an dieser Figur — wozu die Gefahr so nahe lag — etwas abstractes zu Tage; auch der Dämon ist nichts weniger als eine frostige Allegorie, sondern eine Gestalt von packender Lebendigkeit, die sich uns wie ihrem Opfer erst allmählich in ihrem Wesen enthüllt und dadurch ungemein an dramatischem Interesse gewinnt. Der energische Widerstand, den Justina den teuflischen Verlockungen entgegensetzt, und der zugleich als Mittel dient, um auch den Magier der Erlösung zuzuführen, ist mit überwältigender Kraft geschildert. Und so verdient es noch entschiednere Einsprache, als Putman sie in seinen Studiën over Calderon S. 422 gegen seinen Landsmann van Oosterzee erhoben hat, der dieses wunderbare Drama bij al zijn bonte schoonheid eigenlijk een T e n d e n z s t u k nennt, das der Verherrlichung der una sancta geweiht sei. Wir müssen vielmehr dem „Wunderthätigen Magus" als dem lebenswahren und lebensvollen Gemälde einer hochangelegten, durch wissenschaftliche Speculation und Leidenschaft auf Abwege gerathenen und zu sittlicher Läuterung durchdringenden Natur innerhalb der romanischen Poesie den gleichen Ehrenplatz zugestehen, der Goethes Faust

auf dem deutschen Parnaß gebührt, und können sogar bei aller Verehrung für dieses vaterländische Meisterwerk ersten Ranges nicht umhin, ihm vom dramatischen Standpunkte aus mit Immermann*) den Vorzug zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Versuchsstation der Kruppschen Fabrik.

Es wird noch in der Erinnerung sein, welche ausgedehnten Veranstaltungen die Kruppsche Fabrik im August 1879 auf ihrem Schießplatze bei Meppen getroffen hatte, um die durchaus neue Entfaltung darzulegen, welche diese Kunstwerkstätte dem modernen Geschützwesen zu geben gewußt hat. Eine große Anzahl von Offizieren der Marine, der Artillerie und des Ingenieurwesens wohnte diesen Versuchen bei. Im ganzen waren mit Einschluß des Deutschen Reiches 18 Staaten mit 97 Offizieren vertreten, und man kann daraus entnehmen, welche Wichtigkeit dieser Angelegenheit von vornherein beigelegt wurde.

Von außereuropäischen Ländern waren China und Japan durch mehrere Offiziere vertreten, ersteres besonders auch durch seinen Gesandten in Berlin; als wesentlich bezeichnend aber durfte es angesehen werden, daß die europäischen Großmächte, mit einer erklärlichen Ausnahme, sich durch sehr zahlreiche Absendungen betheiligten, so England durch 9, Italien durch 13, Rußland durch 6, Oesterreich durch 4 Offiziere, und unter diesen wie unter den Vertretern der andern Staaten befanden sich viele, deren Namen durch militärische Bedeutung wie durch wissenschaftliche Qualität in den fachmännischen Kreisen bereits als besonders hervorragend angesehen waren.

Die wohl erfahrenen, sachkundigen Zuschauer werden den Eindruck gewonnen haben, daß ihnen hier artilleristische Wirkungsfähigkeiten vor Augen geführt seien, welche sowohl durch ihre mächtige Kraft wie durch ihre Vielseitigkeit die bisher bekannten Wirkungen ebenso wesentlich überragten, wie durch neue Erscheinungen ergänzten und erweiterten, und so ist es denn erklärlich und bezeichnend, daß seitdem aller Orten, wo bisher nur von englischen Armstrong-Geschützen die Rede

*) Memorabilien II, 231.

war, an deren Stelle die deutschen Krupp-Geschütze zu treten beginnen. Eine durchaus eigenartige und, wenn auch nicht erschöpfende, so doch völlig zutreffende Würdigung fanden aber die Meppener Versuchs-Ergebnisse bald darauf jenseit des Atlantik, in Nordamerika, und zwar nur auf Grund der Kenntniß durch Berichterstattung. Das zu New-York erscheinende Army and navy Journal vom 25. October 1879 brachte nämlich unter dem Titel Lessons of Meppen die nachfolgende, jedenfalls beachtenswerthe Betrachtung:

„Die Ergebnisse der bei Meppen ausgeführten Schießversuche sind charakteristisch. Die Kruppschen Geschütze besitzen die gleiche Durchschlagskraft wie die vorhandnen Woolwich-Kanonen von doppeltem Gewicht, so daß man künftighin Schiffe, welche die englischen Geschütze, ihrer zu beträchtlichen Schwere wegen, nicht zu führen vermögen, mit den leichtern und wirksamern deutschen Röhren bewaffnen wird. Daraus muß man also die für Amerika sehr beachtenswerthe und für England sehr niederschlagende Folgerung ziehen, daß ein, lediglich auf seine eignen Hilfsquellen angewiesner, deutscher Fabrikant imstande gewesen ist, nach verhältnißmäßig kurzen Versuchen schwere Geschütze herzustellen, welche den in der englischen Artillerie eingeführten weit überlegen sind, und deren Leistungen die bis dahin von der Unübertrefflichkeit ihrer Kanonen überzeugten Constructeure von Woolwich genöthigt haben, in aller Eile eine Reihe neuer Versuche zu beginnen, um den ihnen angebotnen Wettstreit aufzunehmen und womöglich siegreich daraus hervorzugehen."

Jetzt, nach 1½ Jahren, erfährt man denn auch, was in England bisher in dieser Richtung geschehen. Es heißt in einem Bericht aus diesen Tagen: „Aus einer Rede, die der englische Marineminister im Unterhause gehalten hat, ist zu ersehen, daß England endlich seinen Widerstand gegen die Hinterlader aufgegeben hat und ernstlich daran denkt, seine alten nach dem Vorderladesystem eingerichteten Kanonen durch neue zu ersetzen." Dann aber, ist weiter gesagt, werde England durch seine neuen Hinderladekanonen alle übrigen, selbst die Kruppschen, an Kraft und Präcision übertreffen. Nun, es ist gewiß interessant, diesem angebotnen Wettstreit entgegen zu sehen. Nicht immer fallen jedoch Wollen und Gelingen in eine Ebne!

Sehr merkwürdig bleibt dieses Vorkommniß jedenfalls. Es sind jetzt gerade 17 Jahre her, daß der damalige Marineminister im englischen Parlament die Erklärung abgab, die Admiralität hielte für Schiffe die Vorderlader für besser als die Hinterlader, und gleich nachher hieß es überhaupt: man halte den Unwerth der Hinterladung für den Gebrauch auf Schiffen für erwiesen. Bald darauf fand sowohl im Dienste zur See wie in dem zu Lande der grundsätzliche Uebergang vom Hinterladesystem, dessen sinnreiche Entwicklung man

Armstrong verdankte, zum Vorderladesystem statt. Es begann die Zeit der Woolwich-Kanonen, und Armstrong selbst, welcher aus seiner Beziehung zur Regierung ausschied und wieder die Leitung der Geschützfabrik zu Elswick übernahm, mußte dem Zwange der allgemeinen Strömung folgen und selbst zur Fabrikation von Vorderladern übergehen. Diese Vorgänge sprechen für sich selbst und bedürfen heute keiner besondern Beurtheilung mehr. Mögen sie aber eine neue Lehre für die etwa noch vorhandne Anzahl derer sein, welche die dem Deutschen überhaupt innewohnende Neigung dennoch pflegen sollten, alles zu bewundern und für besser zu halten, was aus England kommt. Wir nannten damals die erwähnte Maßregel einen Sprung, welcher im Hinblick auf die bereits vorhandnen Vervollkommnungen in der Verschlußconstruction ein unerwarteter zu nennen sei, und bezeichneten die Ablehnung, auf eine weitere Entwicklung der unbedingt Erfolg versprechenden Frage, in betreff der Herstellbarkeit einer Hinterladung, überhaupt einzugehen, als „eine der zahlreichen Erscheinungen, welche es bestätigen, daß man durchaus nicht gut thut, englische Vorgänge jederzeit als ein Muster zur Nachahmung anzusehen."

Heben wir nun aber aus jener vorerwähnten amerikanischen Aeußerung die besondre Bedeutung heraus, welche darauf gelegt wird, daß es ein lediglich auf seine eignen Hilfsquellen angewiesner deutscher Fabrikant sei, welcher so großes für die Entwicklung des Geschützwesens geleistet habe. Denn das ist richtig; es gehört ein sehr großer Aufwand von Mitteln zur Durchführung eines solchen Unternehmens, da es in der Hauptsache auf die Feststellung der erzielbaren Resultate durch exacte Speculation und durch Rechnung auf Grund der Ergebnisse der durch Versuche gewonnenen Erscheinungen ankommt.

Das ballistische Problem, mit welchem wir es hier zu thun haben, gliedert sich nach drei Gebieten. Die abstracte oder reine Ballistik hat die Aufgabe, die Bahnen geworfner Körper zu bestimmen. Sie ist rein mathematisch-physikalischer Natur, und die hervorragendsten Forscher auf diesen Gebieten haben sich an ihren Lösungen entweder direct betheiligt oder wurden nach den von ihnen gewonnenen gemeingiltigen Erkenntnißergebnissen in diese Sphäre hineingezogen. Wir nennen hier die Namen Newton, Robins, Euler, d'Alembert, Hutton, Rumford, Bessel, Poisson, Magnus, womit wir die Reihe keineswegs erschöpft haben. Durch die sichre Messung der Geschoßgeschwindigkeiten hat die reine Ballistik erst die zuverlässige Basis für ihre neue Entwicklung gewonnen. Der zweite Theil des ballistischen Problems ist dagegen ausschließlich den Artilleristen zur Ausbildung anheim gegeben. Es ist dies die angewandte Ballistik. Sie behandelt die Anwendung der durch die reine Ballistik gewonnenen Resultate auf die Artillerie-Geschosse, indem sie aus ihr die Wahrscheinlichkeit des Treffens

der gegebnen Objecte ableitet und außerdem die Größe der zu erwartenden Geschoßwirkung durch Beobachtung und Rechnung festzustellen hat. Der dritte Theil des ballistischen Problems ist die innere Ballistik. Sie hat den Zweck, „eine arithmetische Beziehung zwischen den Einrichtungen der Geschützröhre und den aus ihnen erlangten Anfangsgeschwindigkeiten aufzustellen und daraus einen Schluß auf die Größe, die Art der Abnahme und die Mittel zum Vergleiche der Pulvergasspannungen zu ziehen." Diese Lehre giebt die Grundlagen für die Fragen der Construction und der Fabrikation der Geschützröhre, auch mit Einschluß der zugehörigen Laffetirung, und sodann stellt sie die Bedingungen fest, welchen die treibende Kraft zu entsprechen hat, woraus sich die Festsetzungen für die Herstellungsart des hier zu verwendenden Treibmittels, also für jetzt in der Hauptsache des Pulvers, ergeben. Als wissenschaftlich formulirter Lehrbegriff erfreut sich dieser Theil des ballistischen Problems erst einer Lebensdauer von drei Lustren. Die innere Ballistik ist aber epochemachend geworden für die Construction wie für die Fabrikation, überhaupt für die wichtigsten Seiten des Kunstgewerbes zu artilleristischen Zwecken, mit Einschluß der Pulverfrage.

Um eine ungefähre Vorstellung von den Erfordernissen an Werthmitteln zu geben, welche zur Lösung artilleristischer Fragen nothwendig sind, mögen die nachfolgenden Angaben dienen. Im Jahre 1803 wurden in Hannover Versuche zum Messen der Anfangsgeschwindigkeit abgefeuerter Geschosse durch rotirende Scheiben angestellt. Der bezügliche Apparat kostete die enorme Summe von etwa 60000 Mark; die Versuche wurden aber eingestellt. Auf Veranlassung des Herzogs Wellington kamen im Jahre 1824 in Woolwich Versuche zum Breschelegen in Mauerwerk unter besondern Anordnungen zur Ausführung, welche den Umständen nachgebildet waren, wie sie bei den von den Engländern im Halbinselkriege (Spanien) ausgeführten Belagerungen vorgekommen waren. Nur um die genügende Anzahl von Treffern zur Gewinnung eines möglichst spruchreifen Resultats zu erlangen, war es nothwendig, in der Schußzahl bis zu 1410 mit 6-, 8- und 10zölligen Granaten und bis zu 2000 mit 68pfündigen Vollkugeln hinaufzugehen, da die erstern nur ein viertel und die letztern sogar nur ein fünftel je ihrer Gesammtzahl an Treffern ergaben. Aus der neuesten Zeit steht uns aber die Angabe zur Disposition, daß die englische Regierung für die Ausführung der Versuche mit gezognen Geschützen bis zum Jahre 1868, also in einem Zeitraum von etwa 10 Jahren, den sehr erheblichen Aufwand von etwa 25 Millionen Mark gemacht hat, eine Geldsumme, deren Größe allerdings wohl vornehmlich den kostspieligen Panzer-Schießversuchen zuzuschreiben sein dürfte.

Der Hauptort für die artilleristische Experimental-Ermittlung ist der Schießplatz, und hier ist die Stelle, an welcher das volle ballistische Problem seines Austrags harrt. Sehen wir auch ab von den wesentlichen Mitteln, welche die Fabrik an und für sich als Herstellungsort für die Ausbildung des Geschützwesens zu bieten imstande sein muß, und beschränken wir uns auf eine Darstellung, aus welcher die sorgfältig erwognen Einrichtungen des Schießplatzes der Kruppschen Fabrik zu entnehmen sind, so wird der Leser gewiß schon von der Schilderung dieses einen Theils der aufgewandten Mittel den Eindruck empfangen, daß es mit vollem Rechte in Amerika staunende Beachtung erregt haben muß, wenn der deutsche Fabrikant allein, mit eignen Hilfsmitteln, zu so ausgesprochen überlegnen Leistungen auf einem überdies so delicaten und schwierigen Gebiete gelangen konnte.

In der Provinz Hannover liegt an dem mittlern Laufe der sich in die

Nordsee (Dollart) ergießenden Ems die wohlbekannte und in der Neuzeit mehrgenannte Stadt Meppen in dem alten Herzogthum Aremberg-Meppen. Das Land trägt den ausgeprägten Charakter einer jüngern Diluvialbildung mit allen den wechselnden Eigenschaften, welche einer solchen anhaften. Die Dünen, die „Sande," die Moore und die „Tannen" sind es aber, welche hier eigens ihre Rolle haben, und die Niveau-Differenzen beschränken sich in langen Linien nur auf etliche Meter.

Im Nordosten von Meppen, etwa drei Kilometer davon entfernt, jedoch durch ein besondres Geleise von 3500 Meter Länge mit dem Bahnhofe der Westfälischen Eisenbahn verbunden, liegt nun der Schießplatz der Kruppschen Fabrik. Er hat die Form eines Dreiecks, dessen Spitze gegen Meppen liegt und dessen Mittellinie nach Nordnordost zeigt. Diese Mittellinie ist auf eine Entfernung von 16800 Meter von 100 zu 100 Meter abgepfählt, und es dürfte wohl an eine solche Schußlinie von zwei und ein viertel deutschen Meilen Länge bisher kaum gedacht worden sein. Die Schußlinie wird nur durch drei wenig benutzte Wege der Quere nach durchschnitten, der eine auf 300 Meter, ein andrer auf etwa 1900 und ein dritter auf 2600 Meter Entfernung vom Nullpunkte.

Bis zur Entfernung von 450 Meter ist fester Boden, für die Prüfung von Zündvorrichtungen der Geschosse geeignet; dann folgt von 1500 bis 2000 Meter festes Haideland für geladne Granaten und Shrapnels. Danach kommen 500 Meter Dünen, zwischen denen eine besonders für Shrapnels geeignete Ebne liegt. Von 3000 Meter bis über 4000 Meter hinaus ist der Boden nahezu horizontal. Dann folgt Moor bis 9500 Meter, mit Unterbrechung durch festen Boden auf 8000 bis 8200 Meter. Das sich hieran schließende Terrain ist auf mehrere hundert Meter fest, von kleinen Moorflächen und kleinen Wasserlachen, sogenannten Meeren, unterbrochen. Später folgt wieder tiefes Moor, dann Ackerboden bis zu dem Hofe Rupennest, durch welchen die Chaussee Lathen-Wahne-Sögel führt.

Rechts und links vom Schießplatze führen bis 12000 Meter Entfernung Drahtleitungen, welche theils für die Telegraphen, theils für die elektrischen Glocken bestimmt und vielfach mit Ausschaltevorrichtungen versehen sind. Die Glocken stehen mit einer Glocke am Nullpunkte in Verbindung und bezeichnen durch einmaliges Läuten den Abgang des Geschosses, durch dreimaliges Läuten die Meldung, daß bei einem Sicherheitsposten jemand den Platz passiren will, und durch zweimaliges, daß die Störung beendet sei. Zur Bedienung der Glocken und zur Bewachung der Wege stehen längs des Platzes Sicherheitsposten. Jeder Posten hat neben einem weithin sichtbaren Signalbaum, durch den er nach dem Geschütze Zeichen geben kann, einen fest gebauten Sicherheitsstand, der zugleich für die etwa in der Nähe treibenden Schäfer bestimmt ist. Aehnliche Sicherheitsstände von Holz, theils mit Eisendeckung, dienen für die Beobachter und deren Chronographen, Apparaten zum Messen der Geschoßgeschwindigkeiten. Außerdem sind auf 1600 Meter und auf 2500 Meter gemauerte Unterkunftsräume erbaut.

Der Geschützstand und die andern Baulichkeiten befinden sich in einer Aushölzung der „herzoglichen Tannen." Die Geschütze stehen auf festen Bettungen, deren beide Flügel für Feld- und Festungsgeschütze eine Holzbekleidung haben und 1,50 Meter tief in Beton hergestellt sind, während die in drei Felder getheilte Hauptbettung links, 3,5 Meter tief gemauert, für die Aufstellung der beiden Riesenkanonen, nämlich der 35,5 Centimeter- und der 40 Centimeter-Kanone, bestimmt ist, in der Mitte mit eingemauertem Kasten zum Aufschrauben von Schiffspivots und einer starken, auf 2,5 Meter Beton lagernden Eisendecke ver-

sehen ist, für Schiffsgeschütze und in ähnlichen Laffeten liegende schwere Haubitzen, rechts auf 2,5 Meter Beton für Küstengeschütze bis 30,5 Centimeter Kaliber bestimmt ist. Ueber diesen drei Feldern der Hauptbettung steht ein Laufkrahn von 75 000 Kilogramm Tragfähigkeit. Seine Laufbahn wird von vier Pfeilerpaaren aus Gitterwerk in einer Höhe von 8 Metern getragen. Auf dieser Laufbahn liegt das Hebewerk, welches 17 500 Kilogramm wiegt und die Lasten nicht nur heben, sondern auch nach der Längenrichtung der Bettung hin und her bewegen kann. Zur Bedienung des Krahnes sind 8 Mann erforderlich. An den rechten Flügel schließt sich eine Bettung für Pivot-Kanonen an, und hinter dem linken Flügel steht eine 15,5 Centimeter-Panzerstandkanone. Für die Handhabung geringrer Lasten ist ein transportabler Krahn vorhanden.

Auf die drei Felder der Hauptbettung führen drei Eisenbahnstränge. Die verschiednen in der Nähe befindlichen Gebäude sind zum Theil für den Dienst beim Schießen, zum Theil zu Magazinen, Wohn- und Empfangsräumen bestimmt. Zunächst hinter der Bettung erhebt sich rechts und links je ein 12,5 Meter hoher Beobachtungsthurm, von denen beiden aus man das ganze Vorterrain übersehen kann, während von der Bettung aus nur das Terrain bis 1500 Meter und die Scheibenstellungen auf 2000 bis 2500 Meter sichtbar sind.

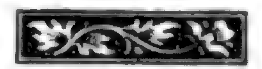
Ueber den Eisenbahngeleisen steht der Laffetenschuppen, welcher zur Aufbewahrung von Röhren, Laffeten und Protzen, sowie für die Geschosse der schwersten Kaliber bestimmt ist. Neben diesem Schuppen liegt das Telegraphenhaus, in welchem sich die Apparate für Telegraphie — Telephone, Zeiger- und Morse-Apparate, theils zum Dienst auf der Linie, theils zur Verbindung mit dem Bahnhof Meppen und dem daneben liegenden Schießplatz-Verwaltungs-Bureau — und für Chronographie — Geschwindigkeitsmeßapparate von Le Boulengé —, sowie eine kleine mechanische Werkstatt befinden. Es ist zugleich ausgerüstet mit einem Barometer, Thermometer, Psychrometer und Anemometer. Benachbarte Holzschuppen dienen als Aufbewahrungsräume und zur Unterbringung einer Schmiede. Mit der Front gegen die Bettung, links hinter derselben, steht das Empfangsgebäude.

Durch den Eisenbahndamm von diesen Gebäuden getrennt, liegen, durch einen Eisenbahnstrang verbunden, zunächst hinter der Bettung ein gemauerter Sicherheitsstand für Panzerschießversuche, in welchem sich eine Kartuschkammer für den unmittelbaren Gebrauch befindet; dann ein Schuppen zur Aufbewahrung leichter Eisenmunition und in seiner Nähe das Laboratorium, mit welchem durch eine Poterne das Gebrauchspulver-Magazin, für 5000 Kilogramm Pulver zum Kartuschfüllen für die nächsten Schießtage, verbunden ist. Außerhalb des Walles dieses Magazins liegt, von Dünen umschlossen, ein Häuschen für Zündungen. Die Eisenbahn führt dann zu dem großen Pulvermagazin, welches von der Bettung über 500 Meter entfernt ist und 50 000 Kilogramm — tausend Centner — aufnehmen kann. Das Magazin ist von einem Wall, einem nassen Graben, einem Drahtzaun und einem 50 Meter breiten Sicherheitsrayon umgeben, während es überdies mitten in der Haide liegt und durch Tafeln mit der Aufschrift „Pulver" gekennzeichnet ist. Am Eingange des Platzes steht ein Wohngebäude für das nöthige Aufsichtspersonal; in demselben können erforderlichenfalls 30 Mann einquartiert werden. Auf dem Schießplatze sehen wir ferner noch Panzerziele auf 130 und 150 Meter Entfernung von dem Geschützstande und Zielbatterien auf 1000 und 2000 Meter Entfernung als Repräsentanten solcher Bauten, wie sie im Festungskriege vornehmlich vom Belagerer zur Ausführung gebracht werden. Erwähnt sein mögen auch noch die Apparate zum Messen

der beim Schießen in den Geschützröhren eintretenden Gasspannungen, welche nach den Namen ihrer Erfinder Rodman-Apparat und Crusher-Apparat genannt werden.

Die Entfernung des Schießplatzes von Essen, dem Sitz der Fabrik, beträgt 150 Kilometer, 20 deutsche Meilen. Die Verbindung ist natürlich ganz durch Eisenbahn hergestellt, und wir möchten die Beschreibung aller dieser großartigen Zurüstungen noch durch das Bild eines ankommenden Zuges ergänzen. Hinter Locomotive und Tender sehen wir zwei aneinander gekoppelte offne Wagen, ein jeder von ihnen mit einem Doppeluntergestell von je drei und je zwei Achsen, so daß der eine also sechs Achsen hat, der andre vier Achsen. Beide Wagen führen als Bezeichnung die Firma Friedrich Krupp und die Nummern 552 und 560. Die Tragfähigkeit des einen ist mit 50 000 Kilogramm, die des andern mit 30 000 Kilogramm bezeichnet. Ueber beide ist ein Holzlager gestreckt, und in diesem ruht die 40 Centimeter-Kanone von 72 000 Kilogramm Gewicht, mit solcher Auflage, daß die Last nach der Tragfähigkeit der beiden Wagen vertheilt ist. Das gewaltige Rohr ragt so hoch empor, wie der Dom der Locomotive. Mittelst des Hebewerks des Laufkrahns soll es abgehoben und in seine Laffete gelegt werden.

Der Vorsteher des „Schießplatzes Meppen der Firma Friedrich Krupp in Essen" ist aber der verdienstvolle ballistische Forscher, welchem die Lehre der innern Ballistik, als gesonderter Einzelzweig des ballistischen Problems, ihre Entstehung und Begründung verdankt, auf deren hohe Wichtigkeit wir an der bezüglichen Stelle dieser Abhandlung bereits hingewiesen haben.



Ein Künstlerroman.

er aufmerksam und mit raschem Blick für Bilder und ihre eigenthümlichsten Wirkungen durch Säle und Cabinete einiger großen Bildergalerien gegangen ist, dem müssen, mag er sie gesucht haben oder nicht, gewisse Gemälde von sehr ungleichem Werthe, aber von charakteristischem Gepräge hie und da in die Augen gefallen sein. Historienbilder mit einem unverkennbaren Zuge von theatralischer Absichtlichkeit, aber voll naturalistischer Kraft, energisch in der Wiedergabe besonders trotziger und unheimlicher Gestalten, phantastische Compositionen, wie das Bild König Sauls, dem die Hexe von Endor den Geist Samuels beschwört, Schlachtbilder, in denen das Gewühl der Kämpfenden nur dazu zu dienen scheint, der breiten Lichtführung des Malers Gelegenheit zur Entfaltung zu geben, Landschaften merkwürdigster Art! Wild zerrissne Felsthäler, dunkle Waldpartien in der Beleuchtung einer niedergehenden Sonne, mit verdächtigen Hirten, offenbaren Banditen staffirt, oder auch mit antiken Göttern, die sich von des Künstlers Räubern und Hirten nicht allzusehr unterscheiden, phantastische Einsamkeiten, wie jene in der Brera zu Mailand befindliche Landschaft mit dem Leichnam des heiligen Paulus-Eremita, dann wieder Bilder mit bedeutenden Formen und großartigen Lichtwirkungen, die sich über das Unheimliche, Grelle andrer Gemälde hoch erheben — alles Werke Salvator Rosas. Gegenüber diesen Bildern mit ihrem Vorwalten einer virtuosen Phantasie, ihrer trotzigen Originalität und doch wieder ihrer seltsamen Ungleichheit hat wohl jeder begriffen, wie es gekommen ist, daß sich eine ganze, wahrscheinlich nie mehr aufzuhellende Sagenwelt um diesen Malerdichter des 17. Jahrhunderts gebildet hat. An sich

abenteuerlich und phantastisch genug in den verbürgten Thatsachen, ist Salvator Rosas Leben von einer übergeschäftigen Phantasie, die sich ein wenig an mehr oder minder glaubhaften mündlichen Ueberlieferungen und sehr viel an den grottesken und düstern Bildern des neapolitanischen Meisters genährt hat, zu einem völligen Roman oder vielmehr einer Kette von Romanen umgebildet worden. Es läßt sich daher auch nicht viel dagegen erinnern, daß sich von Zeit zu Zeit wieder ein Poet der Gestalt dieses Malers bemächtigt und den alten Erfindungen, mit denen man sich das seltsam ungleiche, launenhafte, aus einem Gemisch großer und kleiner Eigenschaften, innerlicher Wahrhaftigkeit und theatralischer Gespreiztheit zusammengesetzte Wesen Rosas zu erklären gesucht hat, ein paar neue Erfindungen hinzufügt. Während der biographische Roman der Lady Morgan meist mehr als billig die Biographie des Künstlers beeinflußt und Angelo Brofferios Drama „Salvator Rosa“ noch nicht von der italienischen Bühne verschwunden ist, hat eben wieder ein jüngerer deutscher Dichter, Wolfgang Kirchbach, einen Roman Salvator Rosa*) veröffentlicht.

Der Verfasser ist offenbar einem Zuge seiner innersten Natur gefolgt, als er sich diesen Stoff erwählte und den Versuch machte, die mythischen Erlebnisse Rosas in Neapel, seine angebliche Theilnahme am Aufstande Masaniellos (1647) zum Kern einer breiten, mannichfaltigen, ja überreichen Handlung zu wählen. Ganz ausdrücklich müssen wir von vornherein hervorheben, daß wir das Recht des Dichters, mit einem historischen Stoffe nach innerer, poetischer Nothwendigkeit frei (wenn auch nicht willkürlich und launenhaft) zu schalten, nicht entfernt bestreiten. Was für den gestaltenden Poeten Leben und innre Wahrheit werden, was er uns als solche geben kann, wird mit ein paar historischen Daten, mit Berufung auf Documente niemals widerlegt. Das Leben Salvator Rosas ist nicht nur so abenteuerlich, sondern liegt auch so vielfach im Dunkeln, daß der Dichter ihn immerhin zum Busenfreund Masaniellos und zu einem Hauptführer bei der phantastisch-greuelvollen neapolitanischen Revolution von 1647 erheben mag. Der Haß des Künstlers gegen die spanischen Unterdrücker seines Vaterlandes war wohlbegründet und ist wohlverbrieft, und was der Dichter an weitern Motiven hinzuthun will, haben wir eben nur auf deren innern poetischen Gehalt und ihre überzeugende Darstellung zu prüfen.

Leider fällt diese Prüfung nicht günstig für den Verfasser aus, ein so unzweifelhaftes Talent sich auch in einzelnen Episoden dieses historischen Romans ausspricht und ein so gutes Verständniß er auch für die schwüle Atmosphäre der Zeit und der Zustände, die den Hintergrund seiner Erzählung abgeben, stellenweise an den Tag legt. Im ganzen ist gegen die Erfindung, welche Kirchbach in Scene setzt und mit einer fieberhaften Lebendigkeit detaillirt, die dann wieder in der seltsamsten, capriciösesten Weise von Betrachtungen und Monologen nicht der Helden, sondern des Autors abgelöst wird, zu protestiren. Eine entschiedne Kühnheit der Phantasie steht einem jungen Schriftsteller wohl zu Gesicht, und in dem Neapel der spanischen Vicekönige, der Jesuiten, der Bravis und Lazzaronis, der renommistischen, intriguirenden und theatralischen Henker- und Heiligenmaler des 17. Jahrhunderts kann man eine gute Reihe von Ungeheuerlichkeiten, wirren Abenteuern und bis zur Carricatur scharf umrissnen Figuren als „möglich“ und „wirklich“ gelten lassen. Aber so wie der Dichter des „Salvator Rosa“ die Sache angefaßt hat, macht er es von vornherein unmöglich, sein Buch für etwas andres anzusehen, als für eine wilde Skizze, in der einzelne Züge, einzelne Figuren, einzelne Farben und Lichter hervortreten und dem Beurtheiler den Glauben erwecken, daß sich aus dieser Gäh-

*) Salvator Rosa. Roman von Wolfgang Kirchbach. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1880. Zwei Bände.

rung noch wirklich erfreuliches herausbilden werde, die aber dem kunstgenießenden Leser keinen andern als einen wüsten, unbefriedigenden Eindruck hinterlassen kann.

Die Gegenwart unsrer poetischen Literatur ist nicht darnach angethan, daß man mit einer allzuüppigen und kecken Vorstellungskraft streng ins Gericht gehen möchte. Der Mangel an Phantasie macht sich bei den Erzählern und Dichtern der jüngsten Generation so fühlbar geltend, daß einem jungen Schriftsteller, welcher seiner wirklich vorhandnen Phantasie noch allzuhastig den Zügel schießen läßt, ganz gewiß Schillers wundervolles Wort: „Mir däucht, der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle; wohl aber kann das Gewaltsame, Heftige zur Klarheit und die rohe Kraft zur Bildung gelangen" sicher zu Gute kommen muß. Wenn jedoch der scheinbar schrankenlosen Phantasie eine gewisse nüchterne Gewaltsamkeit, ein reflectirter Anstoß zu Grunde liegt, wenn sich die natürlichen Ausschreitungen einer heißblütigen Vorstellungskraft mit erkünstelten, um jeden Preis originellen, ganz aus der Stimmung herausfallenden Abschweifungen bald kreuzen, bald vermischen, wenn die Gestalten bald so auftreten, als ob sie tiefreichende Wurzeln im Boden der Natur und des Lebens hätten, bald so, als ob sie geradezu Marionetten, reine Geschöpfe einer tollen, spukhaften Laune des Autors wären, so läßt sich die Furcht nicht unterdrücken, daß wir es hier viel eher mit einem vorzeitigen Manierismus als mit einem Ueberschäumen der Kraft zu thun haben. Wie dergleichen wächst, begreift man recht wohl. Der Autor trachtet darnach, jedem das Seine zu geben, er hat die verschiednen einander widersprechenden Stimmen im Ohr, von denen die eine sattes, glühendes Colorit, die andre originelle Einfälle, die eine Spannung, immer mehr Spannung, die andre Bezug zu den tiefsten Fragen des Tages, neue Gedanken begehrt. Und da er eine begabte Natur mit starker Hinneigung zum flüchtigen Esprit ist, seine Gestalten und Situationen ihm nicht so aufgegangen sind, daß sie seiner Willkür entzogen wären, so ist eine Ungleichheit in der Darstellung entstanden, die einen voll poetischen Eindruck nicht aufkommen läßt. Gewissen Scenen gegenüber fühlen wir uns erwärmt, fortgerissen, überzeugt. Unmittelbar darauf fällt der Verfasser in einen Ton, der es zweifelhaft macht, ob wir nicht glücklich wieder bei der romantischen Ironie angelangt sind. Nur ein Beispiel aus zahlreichen. Im dritten Capitel des zweiten Bandes wird der Beginn der neapolitanischen Revolution auf dem großen Markt und bei der Zollbude lebendig geschildert; das Markttreiben, der erste Ausbruch der Unzufriedenheit, die Verweigerung der Steuern auf Obst und die daraus erwachsenden grottesk-tumultuarischen Scenen sind lebendig, ja mit einer gewissen Meisterschaft dargestellt, die Detaillirung ist hier überall energisch und fortreißend, ohne der Feinheit ihrer Natur zu entbehren. Und unmittelbar darnach, wo Kirchbach den Angriff des Masaniello auf den Palast des Vicekönigs erzählt, verfällt er unwillkürlich in den crassesten Stil der Räuber- und Ritterromantik. „Masaniello wüthete wie ein Bluthund. Taumelnd fielen von seinen wuchtigen Hieben die duftenden Herren zu Boden. Im Blute schwamm der Saal und über den Balcon weg rann wie aus einer Gosse der Blutstrom auf den Platz hinunter. Als Masaniello im Wahnsinn seiner fanatischen Wuth bis zu den Damen gedrungen war, kreischten diese von neuem auf, fielen ihm zu Füßen, umklammerten seine Kniee und baten um Gnade. Aber der Blick auf die riesigen Chignons, die frivolen Toiletten der Spanierinnen erregte einen viehischen Haß in ihm." Wer glaubt hier nicht, daß der Verfasser den längst zu den Todten geworfnen populären Kraftstil à la Spieß und Cramer ironisire? Auch wo es ihm bittrer Ernst ist, häuft er so Greuel auf Greuel, daß uns der Glaube abhanden kommt. Die ganze Gestalt und das schließliche Ende des Malers Ribera z. B. verliert durch das Zuviel der

Verruchtheiten, und die innern Widersprüche, in die ihn Kirchbach hineinführt, zerstören die Wirkung des gut angelegten Gegensatzes zwischen Ribera und Salvator Rosa. Wie Violante und Salvator Rosa ihr schließliches Glück behaupten wollen, wenn ihnen das Ende Riberas je vor die Seele tritt, bleibt uns gleichfalls zweifelhaft.

Indeß sind es weniger die Drücker und Lichter, welche Kirchbach seinem Werke und der eigentlichen Darstellung zu viel aufsetzt, sondern vielmehr die „geistreichen“ Einschaltungen, in denen er sich ergeht, welche die poetische Wirkung in empfindlichster Weise beeinträchtigen. Mitten in der Erzählung wird über den Entschluß Salvator Rosas, zum bevorstehenden Freiheitskampfe nach Neapel zu kommen, wörtlich so referirt: „Diesem Manne, der, wenn er dachte, sich geistig zersplitterte und in solcher innern Zersplitterung auch die äußere Welt nur der Verachtung für würdig erklärte, der in ruheloser Vielseitigkeit sein Genie verspielte und mit tiefer Melancholie die Einheit eines gefesteten Charakters in sich vermißte — diesem skeptischen Manne sollte das Gefühl eines angebornen Hasses gegen die Spanier und die Jesuiten all seine Betrachtungen und Sophismen zu Schanden machen, und der wilde Rassenhaß (Rassenhaß zwischen Spaniern und Italienern?) die Freude am freien Denken, die doch auch aus seinem Pessimismus sprach, sollten in ihrer urwüchsigen Leidenschaft sein Denken zu einer Einheit verbinden und den Zweifler vor moralischem und intellectuellem Verkommen retten. Die Liebe zu Violante, die im verborgensten Innern seines Herzens wie eine zeugende Kraft auf den wahren Kern seines Wesens gewirkt hatte, sollte nicht minder zur Klärung seines Charakters beitragen und allmählich alle die Schlacken verdrängen, die das vulcanische Feuer des Genies an seinem Wesen angesetzt hatte. So war es ein glühender Haß und eine tief sittliche Liebe, die ihn allmählich vom Abgrunde des halb humoristischen, halb phantastischen pessimistischen Wahnsinns zurückzogen, an den ihn eine verwegne Art zu denken, eine gewisse Manierirtheit des geistreichen Kopfes zu bringen gedroht hatte.“ Wem sollen hierbei nicht die Vorkehrungen der wackern Meister im Sommernachtstraum einfallen: „Derohalben muß ein andrer Prologus sagen, daß es kein Löwe ist. Ihr müßt seinen Namen nennen und sein Gesicht muß durch des Löwen Hals gesehen werden und er selbst muß durchsprechen und sich so oder ungefähr so appliciren: gnädige Frauen oder schöne gnädige Frauen, ich wollte wünschen oder ich wollte ersuchen oder ich wollte gebeten haben, fürchten Sie nichts, zittern Sie nicht so, mein Leben für das Ihrige“ u. s. w. Unzweifelhaft giebt es poetische Formen und Darstellungsweisen, welche das Durchsprechen des Schriftstellers gestatten, ja gebieterisch fordern. Allein eine dramatische Anlage wie diejenige des Kirchbachschen Romans wird verletzt, ja geradezu zerstört, wenn der Verfasser derlei Erläuterungen macht oder durch des Löwen Hals tiefsinnige Bemerkungen, wie etwa die folgende zum besten giebt: „Die einfachen Worte des Mädchens: ‚Daß wir traurig werden stets dann, wenn wir fühlen, daß etwas unwahr ist, ohne daß wir es in unsern Gedanken wissen,‘ scheinen uns ein Evangelium zu enthalten, dessen Verkündigung den Philosophen vorbehalten bleiben soll, das im Gebiete der Sittlichkeit, der Wissenschaft und des freien Denkens von gleicher Tragweite ist.“

Um des Talents willen, das der Verfasser des „Salvator Rosa“ trotz alledem zeigt, eines Talents, dem wir um seinetwillen wie um unsrer jungen Literatur willen, die frischer, strebender Talente bedarf, die beste Entwicklung wünschen, möge der Dichter damit anfangen, nur durch die Darstellung selbst zu reden und die Randbemerkungen dem verehrlichen Leser zu überlassen. Musik — keine Programme!

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Politische Briefe.

6. Die zweijährige Budgetperiode vor dem Reichstage.

Es pflegt als menschlicher Trost zu gelten, daß bei jedem Unglücke noch ein Tropfen Glück sich befinde, der entweder die natürlichen Folgen des Unglücks sich nicht ganz entfalten läßt oder gar den Leiden desselben als wohlthätige Wirkung anhängt. Ein solches Glück ist es für uns Deutsche, daß gegenwärtig alle Welt zu Hause mit eignen ernsten Sorgen beschäftigt ist und infolge dessen uns den Genuß des beschämenden Schauspiels allein überläßt, das wir sonst jedem darbieten würden, der uns betrachtet. Nach beispiellosen Erfolgen gleichen wir dem Manne, der vom Feste heimkehrend in einen Sumpf gerathen ist, welchem er sich hilflos und ungeschickt zu entwinden strebt. Um diesem Manne vollständig zu gleichen, verwünschen wir wie er den Festgeber, der die glänzenden Stunden herbeiführte, aus denen unsre Unachtsamkeit entsprang.

Nicht bei einer einzigen unsrer Aufgaben — und wir haben das Glück und die Ehre, deren viele zu besitzen, welche Erfindung, Kraft und Umsicht in Anspruch nehmen — wissen wir jetzt aus oder ein. Nicht einmal das Problem einer formalen Regel für unsre parlamentarischen Arbeiten können wir lösen, so daß wir auch dabei in den Sumpf rathloser Leidenschaftlichkeit gerathen müssen. Der Grund dieser Erscheinung liegt ebenso deutlich vor Augen, als er beklagenswerth ist. Wir haben kein ausländisches Vorbild für die Regel, die wir hier finden sollen, weil es ein in der Weise zusammengesetztes Staatswesen zum Heile aller Völker, die davon verschont geblieben, noch nicht gegeben hat. Wir müssen also für einen originalen Stoff die originale Form finden, und das können wir

Digitized by Google

nicht. Wir haben freilich einen Mann, der in der Kunst, den Dingen ihre originale Natur abzulernen, größer ist als alle die ausländischen Mittelmäßigkeiten, mit deren Nachahmung wir uns abquälen. Aber gerade seiner Originalität wegen ist uns, d. h. unsern zur Stunde noch die öffentliche Meinung führenden Männern, dieser Mann längst unheimlich geworden.

Wir haben in Deutschland einen Reichstag und außerdem sechsundzwanzig Landesvertretungen, von denen viele aus zwei Körperschaften bestehen. Wir wollen uns mit diesem Katalog unsrer Parlamente begnügen, obwohl er kaum der Anfang des vollständigen Katalogs ist. Es handelt sich also darum, dieses Heer von Parlamenten so zu lenken, daß alle Theile desselben einigermaßen Luft und Bewegungsraum behalten; ferner so, daß die Nation nicht zu Grunde geht an dem Verbrauch von Kräften, den solche Vielköpfigkeit ihr abfordert.

Die Aufgabe wäre immer noch leicht, wenn alle Parlamente nach Zahl ihrer Glieder und nach Umfang ihrer Geschäfte von dem Hauptparlamente gleich weit abstünden. Statt dessen verhält sich die Sache so, daß wir zwei Hauptparlamente haben, den Reichstag und den preußischen Landtag, bei denen man immer noch zweifeln muß, welches das bedeutsamere ist. Das preußische Abgeordnetenhaus zählt allein mehr Mitglieder als der Reichstag, während, um die ganze Kraft des Landes zu wägen, auch das Herrenhaus in die Waagschale gelegt werden muß. Diesem Verhältniß entspricht es, daß viele Angelegenheiten, welche anscheinend den preußischen Staat allein, in Wahrheit aber das Leben der ganzen Nation angehen, der Entscheidung des Landtags allein unterliegen. Der wichtigste Theil der allgemeinen Aufgabe, dem vielköpfigen deutschen Parlamentarismus die Bewegungsfreiheit zu sichern, besteht also darin, den Reichstag und den preußischen Landtag gehörig auseinander zu halten und doch andrerseits in diejenige organische Verbindung zu bringen, welche die sich ergänzende Natur der Arbeiten erfordert. Mit dieser Aufgabe schlagen wir uns herum, wie jener ungeschickte Wanderer mit dem Sumpfe. Wir haben schon allerlei Versuche gemacht, die Aufgabe zu lösen, aber sie sind gerade so kläglich ausgefallen, wie sie angestellt waren.

Wir ließen den Reichstag im Herbst tagen. Die Folge war, daß er bis Weihnachten nicht fertig wurde und große Klagen entstanden, daß die Mitglieder nach der unumgänglichen Weihnachtsreise in die Heimat zur Winterszeit noch einmal nach Berlin kommen mußten. Dann forderte man noch frühere Einberufung des Reichstags im Herbst, aber die Reichsboten würden ihrerseits die schönen Herbsttage nicht gern opfern, wo für viele die Erholungszeit erst beginnt. Wir sprechen dabei noch nicht von der Rücksicht auf die Regierung, deren Mitglieder doch auch so zu sagen Menschen sind. Nun kam man darauf, den Land-

tag im Spätherbst zusammenzuberufen und ihm, dessen Mitglieder allerdings nicht so weit in die Heimat haben wie manche Reichsboten, die Weihnachtsunterbrechung aufzulegen. Der schwer ins Gewicht fallende Uebelstand dabei war das Tagen des Landtags vor dem Reichstage zum Behuf der Arbeiten für dasselbe Budgetjahr, während doch die Landesbudgets vom Reichsbudget abhängig sind und es immer mehr werden müssen. Unausrottbar bleibt in allen Combinationen der allgemeine Uebelstand, daß in der Zeit von fünf bis sieben Monaten, also von Anfang November bis Ende April und selbst Ende Mai, die beiden großen Parlamente ihre Arbeiten nicht beendigen können, um so weniger als wir Deutsche weder die Geduld der Engländer und Franzosen für lange Sessionen — in Wahrheit bilden Landtags- und Reichstagssession eine Continuität, eine gleichartige zusammenhängende Arbeit meist für dieselben Parlamentarier und ganz und gar für dieselbe öffentliche Aufmerksamkeit — noch die Fähigkeit derselben Völker besitzen, nöthigenfalls mehr oder minder wichtige Maßregeln haufenweise übers Knie zu brechen. So wiederholt sich alljährlich dasselbe Elend: der Landtag fühlt sofort den Reichstag auf den Fersen, der ihm Luft, Theilnahme und die Zuversicht benimmt, ob es sich der Mühe lohne, große Dinge in Angriff zu nehmen; der Reichstag seinerseits sieht den Frühling herankommen, wenn er eben das erste Stadium seiner Arbeiten beendigt hat, und sofort denkt alles an die Reise, man wäre am liebsten schon von Ostern an zu Hause geblieben, jede Sitzung schwebt unter der Furcht, daß etwa ein Socialdemokrat das Haus auszählen und die Beschlußunfähigkeit feststellen lassen könnte. Mit dem geringsten Pflichteifer verbinden unsre deutschen Parlamentarier die unüberwindliche Pedanterie in der Festhaltung großer Präsenzzahlen zur gesetzlichen Beschlußfähigkeit, ohne jeden Unterschied zwischen wichtigen und unwichtigen Dingen.

Diesen Zuständen gegenüber verlangt Fürst Bismarck mit seiner klaren Entschlossenheit das einschneidende Mittel, den Reichstag und die Landtage ein Jahr um das andre zu berufen. Berechnet man die Arbeitszeit für den Reichstag wie für den preußischen Landtag, wenn jeder nur zweijährig berufen wird, auf 6 bis 7 Monate, so kommt zwar dieselbe Zeitsumme heraus, und es könnte jemand sagen, es sei dasselbe, ob der Reichstag ein Jahr um das andre 6 bis 7 Monate Arbeitszeit habe oder jährlich 3—3½, und ebenso der Landtag. Aber da liegt eben der große Unterschied. Wer überhaupt je gearbeitet hat, weiß, daß ununterbrochene Arbeitszeit doppelt und dreifach so viel werth ist, doppelt und dreifach so viel Leistungen ermöglicht als zerstückelte. Auch würde, obwohl man es jetzt nicht Wort haben will, die Berathung eines Budgets für zwei Jahre nur dieselbe Zeit beanspruchen wie für ein Jahr und folglich mindestens einen Monat aus der Arbeitszeit jedes Parlaments freimachen, so daß die regelmäßige Dauer

der Sessionen 6 Monate anstatt 7 und darüber betragen würde. Mit der zweijährigen Budgetperiode hängt die Verlängerung der Legislaturperioden um je ein Jahr zusammen. Es ist unglaublich, daß man selbst hiervon Gefahren befürchtet, während die kurzen Legislaturperioden eine Hauptursache der Schwäche des deutschen Parlamentarismus sind. Auch der Reichskanzler ist nicht für die lange Legislaturperiode, von deren Einführung die Stärke des englischen Parlaments datirt, womit natürlich nicht gesagt ist, daß diese Stärke nicht noch andre Gründe habe. Nur daß diese Gründe erst mit der siebenjährigen Legislaturperiode zur Geltung gekommen sind und zur Geltung kommen konnten. Obwohl unsre Liberalen wissen oder wenigstens wissen könnten, daß der Reichskanzler nur aus einer auf der Hand liegenden technischen Rücksicht den Legislaturperioden ein Jahr zulegen will, fürchten sie doch, die Hinausschiebung des Wahlvergnügens um ein Jahr werde die Parlamentsmacht schädigen und werde zu diesem Zwecke erstrebt. Bei dieser Verblendung muß man an des Engländers Baco glückliche Beobachtung der Ursachen geistiger Unbeholfenheit denken. Zwischen die lebendigen Dinge und das menschliche Begreifen derselben drängen sich nach Baco immerfort die Vorurtheile, die er Idole nennt. Er unterscheidet drei Classen: idola theatri, idola fori, idola tribus et specus. Die idola theatri sind die Einbildungen, welche aus der falschen Deutung der Thatsachen auf dem großen Schauplatze der Welt entspringen. Die Einbildung, daß Deutschland decapitirt sei, wenn sein Reichstag nicht alljährlich wie die großen Parlamente in England und Frankreich zusammentrete, ist ein idolum theatri. Die idola fori sind die Münzen, welche bei dem Verkehr der Mittelmäßigkeit auf dem Markte des Lebens für die Durchschnittsmenschen geprägt und von ihnen für Geld gehalten werden. Die Einbildung, daß unser Reichstag, der über eine Menge wichtiger Nationalangelegenheiten nichts zu sagen hat, das deutsche Vollparlament sei, welches doch nur in der Zusammenfassung des Reichstags mit dem preußischen Landtage, wenn nicht mit allen Landtagen, zu finden wäre, ist ein idolum fori. Die idola tribus et specus sind die Einbildungen, welche aus den natürlichen Schwächen der menschlichen Gattung (tribus) und des einzelnen Individuums (specus, Höhle, nennt Baco sehr gut den Grund der individuellen Schranken, weil er etwas Verborgnes ist) entspringen. Ein idolum tribus ist die Einbildung, ein Parlament oder überhaupt ein Mandatar sei desto stärker, je öfter ihm sein Mandat erneuert werden müsse. Die von diesem Idol besessenen meinen freilich, die längere Legislaturperiode setze die Regierung in den Stand, eine ergebene Majorität länger zu behalten. Sie können natürlich nicht begreifen, daß eine Regierung mehr Ursache hat, sich um die dauernde Uebereinstimmung mit einer Majorität zu bemühen, wenn der Erfolg der Mühe lohnt. Was nützt aber

eine Majorität, die doch morgen nach Hause geht und die, anstatt den öffentlichen Geist zu lenken und zu reifen, vielmehr seinen unreifen Stimmungen und Idolen lauscht, um ihre Mandate wieder zu bekommen. Es ist ein ganz falsches Vorurtheil, daß eine Regierung ein auf lange gewähltes Parlament, abgesehen natürlich von Fällen dringender Noth, lieber bei jedem geringen Anlaß nach Hause schicken als sich mit ihm vertragen werde.

So ist denn keine Aussicht vorhanden, daß wir sobald den Geschäftsmodus erhalten, den Fürst Bismarck erstrebt, um auch nur die formale Unbeholfenheit und Ohnmacht unsres Parlamentarismus loszuwerden. Aber wenn wir und wenn die Regierung vor den Idolen, welche jenen Geschäftsmodus verhindern, respectvoll umkehren wollte, weil es die Idole unsrer Parlamentarier sind, so möchte man doch an allem deutschen Parlamentarismus verzweifeln über die Sterilität und Gedankenlosigkeit, welche dermaßen an ihren Idolen erstickt, daß sie auch nicht den leichtesten, zweckmäßigsten Ausweg finden kann, sondern immer bei dem allerschädlichsten stehen bleiben muß. Es ist wahrhaft niederdrückend zu sehen, daß ein Mann wie Bennigsen sich zum Fürsprecher der jährlichen Berufung des Reichstags im October macht. Wir haben vorhin die Nachtheile dieser Einrichtung vom Standpunkte des Reichstags bezeichnet, welche bereits dazu geführt haben, die Einrichtung zu verlassen. Aber es ist ein barbarischer Leichtsinn oder Stumpfsinn, garnicht einmal daran zu denken, daß die Regierungsmitglieder, vom Kaiser und König bis zu den Staatssecretären, Ministern und Räthen, auch eine Menschenclasse sind, die einer Arbeitszeit bedürfen für den schwierigsten Theil ihrer Aufgabe, einer solchen Arbeitszeit, wo sie von keinen Parlamenten gestört werden. Diese Arbeitszeit muß der Herbst sein, und darum müssen die Monate September bis December einschließlich von allen Parlamentssitzungen freigemacht werden. Herr Eugen Richter bemüht sich natürlich zu verbreiten, der Reichskanzler wolle diese Monate frei haben, um in Varzin und Friedrichsruh täglich auf die Jagd zu gehen. Wer mag Herrn Eugen Richter widerlegen? Aber jeder ernsthafte und anständige Mensch, wenn er seine Gedanken auf diese Seite der Sache gerichtet hat, wird seinen Widerspruch aufgeben. Es handelt sich nicht um den Reichskanzler allein, sondern um die Gesammtheit des höhern Beamtenthums. Um die Herbstmonate frei zu machen, muß freilich mit beschwerlicher Mühe ein Fehler verbessert werden, den uns die Camphausensche Talentlosigkeit beschеert hat. Bei der Verlegung des Budgetjahres hat man, sich lächerlicherweise auch hier an das englische Vorbild klammernd, das Jahr mit dem 1. April beginnen lassen. Für die deutschen Verhältnisse paßt nur der 1. Juli. Dann mag der Reichstag, wenn er einmal jährlich tagen muß, sein Budget von Januar bis März, der Landtag das seinige von April bis Juni berathen. Dagegen

will der fortschrittliche Liberalismus, daß die parlamentarische Bühne vom October bis Mai aufgeschlagen sei, und daß die Regierung in den Sommermonaten arbeite, während der fröhliche Parlamentarier sich in den Bädern tummelt und das Recht hat, die Regierung zu schelten, wenn sie im October nicht ein vollgewognes, tadelloses Pensum vorlegt. Aber zur Ausarbeitung der Vorlagen gehört der ganze Regierungsapparat, das Zusammenwirken aller Beamten; wenn auch nur einige derselben im Sommer des Urlaubs bedürfen, ist die Herstellung der Vorlagen erschwert oder unmöglich.

Gelänge es, die Parlamentssession auf die einzig richtige Zeit, die ersten sechs Monate des Jahres, für beide Parlamente zu verlegen, so wäre freilich immer noch nicht das Problem gelöst, wie auch in diesen günstig gelegenen sechs Monaten das parlamentarische Pensum zu erledigen sei bei der unglücklichen Beschränkung jedes Parlaments auf 3—3½ Monate. Dazu würde noch die Beseitigung einer andern, gedankenlos vom Auslande zu uns verpflanzten Einrichtung gehören. Die Discontinuität der Sessionen innerhalb der Legislaturperiode müßte aufhören, die Legislaturperiode müßte als eine, nur durch Vertagungen unterbrochne Session gedacht werden. Dann könnten die Commissionsberichte innerhalb der Legislaturperiode von einem Jahr auf das andre übergehen, dann könnten die Commissionen für die ganze Legislaturperiode gebildet werden, dann könnten die Commissionen nöthigenfalls während der Vertagung des Reichstags und des Landtags arbeiten. Der Gewinn für die Arbeit läge auf der Hand. Ein paar aus den jetzigen Vorschriften sich ergebende Schwierigkeiten wären kinderleicht ohne Nachtheil zu beseitigen. Die Vorschrift, daß abgelehnte Anträge in derselben Session nicht wiederkehren dürfen, wäre durch die Vorschrift zu ersetzen, daß sie vor 6 Monaten nicht wiederholt werden dürfen, es sei denn nach Stellung der Vorfrage, welche an die Regierung zu richten wäre bei Parlamentsanträgen, welche erstere abgelehnt hat, an das Parlament bei Anträgen, welche, ob aus seiner Mitte oder von der Regierung eingebracht, von ersterm abgelehnt sind.

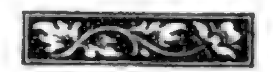
Es giebt also für ein einigermaßen freies und bewegliches Denken mehr als einen Ausweg aus der kläglichen Unbeholfenheit der bloßen Formalien unsres Parlamentarismus. Aber freilich: ein freies und bewegliches Denken, das ist es gerade, was unsern Parlamentariern bis auf den letzten Tropfen abhanden gekommen ist.

Der erste Tag der zweiten Berathung der zweijährigen Budgetperiode brachte eine Rede des Fürsten Bismarck, welche mit einer persönlichen Anrufung an Herrn von Bennigsen schloß, wie sie der Reichskanzler noch nie hat ergehen lassen. Der Reichskanzler hatte nicht wissen können, ob und was Herr von Bennigsen

sprechen würde, die Erwiderung des Kanzlers war eine Improvisation, welche den Reichthum seines Geistes und die Leichtigkeit, mit welcher er denselben beherrscht, aufs neue bekundete gegenüber der studirten und doch nur aus Gemeinplätzen bestehenden Ausführung des Herrn v. Bennigsen. Fürst Bismarck schlug einen warmen und herzlichen Ton an, wie er ihm zu Gebote steht, wie er ihn aber sehr selten, und unseres Wissens im Parlamente noch gar nicht, hat erklingen lassen. Der Reichskanzler bat Herrn v. Bennigsen, jene naturgemäße Mitte des Staatslebens zu behaupten, wo sich die ungebundnen Kräfte mit dem unabänderlichen Bedürfniß der Ordnung und der gesicherten Macht des Ganzen gegen das Einzelne ausgleichen. Der Reichskanzler warnte Herrn v. Bennigsen, sich nicht vom Linken umgarnen zu lassen, jenem wilden Jäger des Bürgerschen Gedichts, der über alle Hindernisse der Natur und der Sitte athemlos hinweghetzt, wie es der stets in die Revolution ausschlagende Radicalismus thut. Herr v. Bennigsen ist gewiß keine radicale Natur, aber der sichere Blick scheint ihm zu fehlen, wo gegenüber den Aufgaben der deutschen Staatsgründung die Grenzlinie liegt, jenseits deren die Preisgebung des deutschen Staats an den Radicalismus beginnt. Darum sprach der Kanzler von einer Continuität des linken Flügels, der, unmittelbar hinter der Grenzlinie des rechten beginnend, im Ende gar nicht abzusehen ist.

Der Reichskanzler steht im Begriff, über die von Idolen geblendeten und bei dem Erfassenwollen dieser leeren Truggebilde taumelnden Parteien hinweg sich einen neuen Mitarbeiterkreis von dem Instinct der Massen zu verschaffen. Es giebt in den gebildeten Ständen Männer genug, welche aus Instinct oder klarer Erkenntniß auf der Seite des Kanzlers stehen. Diesen das Abgeordnetenmandat durch das Volk zu verschaffen und den Cultus der schädlichen, hemmenden Idole loszuwerden, ist die Aufgabe. Der Kanzler braucht bei diesem Versuche nicht das Centrum, wie die Unklugheit meint. Wie er 1866 in den Kampf ging, ohne, wie die damalige falsche Klugheit meinte, mit Napoleon verbündet zu sein, sondern den lauernden Feind im Rücken, so wird er in den jetzigen Wahlkampf gehen, ohne mit dem Centrum verbündet zu sein. Die Gefahr ist wahrlich nicht so groß wie die von 1866, jetzt, wo man das Ergebniß der Wahlschlacht nöthigenfalls durch eine sofortige Auflösung wieder ändern kann. Aber es ist von großer Bedeutung, ob der Kampf gegen den ganzen Liberalismus ohne Unterschied geführt werden muß, um uns von den falschen Idolen zu befreien und einer freien Behandlung der deutschen Dinge nach ihrer nun einmal gegebnen Eigenart Platz zu machen. Wenn es vom Liberalismus gar keine Brücke mehr geben sollte zu einer nationalen Gestaltung der deutschen Politik, ohne die sie nicht länger vorwärts kommen kann, so wäre dies um vieler werthvollen Kräfte willen, um eines ganzen

sittlichen und intellectuellen Capitales willen, das in dem Liberalismus angelegt ist, in hohem Grade zu bedauern. Ertragen aber würde die deutsche Nation doch noch eher den Verlust dieses Capitals als seine Verwendung und gesteigerte Wirksamkeit in einer verderblichen Richtung.



Der Streit um Tunis.

Die orientalische Frage ist unsterblich. Sie ist eine Hydra mit hundert Köpfen. Kaum scheint sie in Gestalt des griechisch-türkischen Grenzstreites nach langen Anstrengungen der Mächte und vielem Widerstreben der beiden Parteien gelöst und von der Tagesordnung verschwunden, so taucht sie als tunesische Frage wieder am Horizonte auf und wird, anfangs nur ein schwarzer Punkt, täglich größer und zuletzt eine Wolke, die nach Gewittern aussieht.

Tunis ist ein entferntes Land, und Fragen, die dort spielen, scheinen uns wenig anzugehen. Bei der Stellung indeß, welche das heutige Deutschland in der europäischen Staatengruppe einnimmt, ist keine politische Frage für uns völlig gleichgiltig, also auch diese nicht, zumal da sie für zwei von unsern unmittelbaren Nachbarn von großer Bedeutung ist, und so werden wir uns mit ihr einigermaßen eingehend beschäftigen müssen.

Das Beylik Tunis ist ein Vasallenstaat des türkischen Reiches, der, ungefähr 2500 Quadratmeilen groß, in Nordafrika liegt und im Westen von Algerien, im Norden und Osten vom Mittelmeer und im Süden von Tripolis und der Sahara begrenzt wird. Der etwa 125 Meilen lange Küstensaum ist im Osten flach und sandig, im Norden meist bergig, indem der Atlas das Land in langen Ketten mit breiten Thälern durchzieht. Die See tritt in zahlreichen tiefen Buchten unter schroff abfallenden Vorgebirgen in das Land hinein. Der Süden gehört zur Steppe von Biledulgjerid und wird zum Theil von Salzseen eingenommen. Die fließenden Gewässer haben meist einen kurzen Lauf und sind nicht schiffbar, der größte Fluß ist der Medjerda, der dem Bagrades der Alten entspricht. Die zum Betriebe der Landwirthschaft geeigneten Gegenden sind großentheils sehr fruchtbar und reich an Vieh. Man erbaut Getreide, Oel, Südfrüchte und etwas

Baumwolle, und die Schafheerden liefern vorzügliche Wolle. An Mineralproducten werden Salpeter, Bleierze und Quecksilber gewonnen. Die Industrie ist nicht unbeträchtlich, der Handel ziemlich lebhaft.

Die Bevölkerung, die nach einigen Quellen 2 Millionen, nach andern nicht viel über 950 000 Seelen beträgt, besteht vorwiegend aus Arabern und Berbern, dann aus maurischen Elementen, etwa 50 000 Juden und ungefähr 28 000 Europäern; unter letztern bilden die Italiener die Mehrzahl. Die herrschende Religion ist der Islam. Der Handel concentrirt sich hauptsächlich in den Städten Tunis und Susa. Ausgeführt werden Wolle, Olivenöl, Wachs und Honig, Seife, Häute, Saffian, Weizen und Gerste, Korallen, die bei der Insel Tabarka gefischt werden, Schwämme und die im ganzen Morgenlande beliebten Erzeugnisse der Fez-Fabriken des Landes. Aus dem Innern von Afrika bringen Karawanen Sennesblätter, Harze, Straußenfedern und Elfenbein. Die Einfuhr besteht aus Manufacturwaaren, Colonialproducten und spanischen Weinen. Zu Lande vermitteln einige Eisenbahnen, die aber erst theilweise vollendet sind, zur See fremde und einheimische Schiffe den Verkehr. 1875 liefen in den vier Haupthäfen Goletta, Sfakes, Susa und Djerba 2220 Schiffe aus und 2114 ein, und die gesammte Ausfuhr repräsentirte einen Werth von circa 13, die Einfuhr einen Werth von ungefähr 9½ Millionen Mark. Die wichtigsten Küstenorte sind telegraphisch mit der Hauptstadt verbunden, auch hat man eine unterseeische Kabelverbindung zwischen Goletta und Algier und eine zweite mit Italien hergestellt.

Von den Städten des Landes ist die wichtigste die Hauptstadt Tunis. Sie liegt sechs Meilen vom Meere amphitheatralisch am Ende des El Bahira, eines mit dem Golf von Tunis durch den Canal von Goletta in Verbindung stehenden Salzsees, und gleicht, wie die Araber sich ausdrücken, einem ausgebreiteten Burnus, dessen Kapuze die Kasbah, d. h. die Citadelle, ist. Sie hat eine Stunde im Umfang, etwa 1200 meist im arabischen Stile aus Steinen erbaute Häuser und ist mit einer crenelirten, von Thürmen flankirten Mauer umgeben, an die sich zwei Vorstädte anschließen. Die Citadelle, die aus jener Mauer hervorspringt, bildet ein fast viereckiges Schloß, das schlecht erhalten und ausgerüstet und von einem Theile der hier garnisonirenden türkischen Miliz besetzt ist. In der Stadt herrscht viel Schmutz und Verkommenheit; namentlich in den untern Quartieren, wo die Abzugscanäle münden, ist der Geruch für Europäer unerträglich. Indeß hat Tunis auch einige beßre Partien aufzuweisen, und die „Suks," bedeckte Markthallen, sind zum Theile recht schön, so der Suk El Turk, der Suk El Atarin und der Suk El Bey. Unter den zahlreichen Moscheen nimmt die Dschami El Zeitun, die Moschee des Oelbaums, die vornehmste Stelle ein. Von andern

öffentlichen Gebäuden sind der Palast des Bey, die neue Kaserne, die Börse, das von der französischen Regierung unterstützte Gymnasium, einige Bäder und die große Wasserleitung zu nennen, welche die ganze Stadt mit Wasser versorgt. Ueber die Zahl der Einwohner ist man wie in allen orientalischen Städten im Ungewissen. Während einige Reisende sie auf 100 000, ja auf 150 000 angeben, schätzt der französische Consul Pellissier sie nur auf etwa 70 000. Fast ein Viertel davon kommt auf die Juden. Unter den 6000 Europäern befinden sich 4000 Malteser, die hauptsächlich vom Fuhrwerk und vom Schmuggel leben. Die Sprache der Börse und der kaufmännischen Comptoire ist die italienische. Der größte Theil der Einwohner ist in den Sammet-, Seiden-, Tuch- und Fez-Fabriken, der Rest meist mit dem Handel beschäftigt, der von hier aus mit den Mittelmeerhäfen, besonders mit Genua und Marseille, Alexandrien und Konstantinopel sowie mit Innerafrika betrieben wird.

Der Bey besucht nur selten seinen Palast in der Stadt. Seine amtliche Residenz ist das Bardo, ein Schloß, das etwa eine Meile westlich von Tunis liegt und ein Bild orientalischen Glanzes, aber auch orientalischen Verfalles bietet. Der schmale Canal der Goletta, von den Arabern Bogaz genannt, welcher sich westlich von Tunis bis an den Golf erstreckt, ist so flach, daß selbst kleine Fahrzeuge häufig im Schlamme stecken bleiben, und da alle Abzugsschleußen in ihn münden, so wird er im Juli und August, der Zeit der größten Hitze, nicht selten zum übelriechenden und tödtliche Miasmen aushauchenden Sumpfe. Zwischen dieser Salzlagune und dem Golfe liegt die befestigte Stadt Goletta, arabisch Alf El Wad, der Hafenplatz von Tunis, der mit der Hauptstadt durch eine Eisenbahn verbunden ist, mehrere Werften hat und etwa 6000 Einwohner zählt. Die Europäer wohnen in den untern Quartieren, wo in der nassen Jahreszeit, unserm Winter, der Schmutz, in der trocknen der Staub eine große Rolle spielt. Die Umgegend von Tunis und Goletta ist dürr und schattenlos, nur einige Gruppen von Olivenbäumen vertreten die Pflanzenwelt. Mit tüchtigen Dampfbaggern und einigen Molen ließe sich wieder ein guter Hafen, ja ein Kriegshafen herstellen. Die Küste wird durch eine Reihe von Batterien, die in ziemlich ordentlichem Zustande sind, und durch ein Fort mit einer Besatzung von regulären Truppen vertheidigt. Unter dem Fort zieht sich ein Dorf mit europäischen Schenken, den Magazinen für die Marine, der Mauth und einem Bagno für Galeerensträflinge hin. Die größern Kauffahrteischiffe ankern außerhalb des Canals im Golfe unter den Festungswerken, die Kriegsschiffe auf der Rhede draußen, fast der Stelle gegenüber, wo einst Kathago lag, die alte Beherrscherin des Mittelmeeres. Sie sind bei starken Ost- und Nordostwinden in steter Gefahr, auf den Strand zu treiben.

Von andern Städten Tunesiens nennen wir kurz noch folgende: Susa an der Küste im Süden mit 8000 Einwohnern, die vorzüglich Oel aus den Olivengärten der Umgebung ausführen, Mistir oder Monastir am Golfe von Hammamat mit 12 000 Einwohnern, die einen lebhaften Handel mit Landesproducten treiben, Sfakes, ebenfalls eine Seestadt, mit 18 000 Einwohnern und bedeutendem Handel, Bizerta, Kabes, das alte Takaza, dessen Ruinen für seine ehemalige Größe sprechen, ferner Kairuan, das einst die Hauptstadt der Muslime in Nordafrika war und noch jetzt mit seinen 20- bis 30 000 Einwohnern nächst Tunis der wichtigste Ort des Beyliks ist. Kairuan ist einer der Hauptstapelplätze der Karawanen, die den Verkehr mit dem Innern von Afrika vermitteln, und gilt für einen heiligen Ort, weshalb Juden und Christen hier nicht wohnen dürfen. Stark befestigt, hat es breite Straßen und wohlgebaute Häuser. Die mit einem ungewöhnlich hohen Minaret geschmückte Hauptmoschee hat eine Decke, die von 500 Granitsäulen getragen wird. Der Hauptort im Süden des Landes ist das wenig bekannte Tozer oder Tuzer, das so groß wie Algier sein soll und vorzüglich Wollenwaaren und Datteln ausführt. Endlich mag noch der kleinen Stadt El Kef gedacht werden, weil sie das nächste Operationsobject der in Tunesien eingerückten Franzosen bildete und einer der religiösen und militärischen Knotenpunkte des Landes ist. Es liegt auf der Hälfte des Thalwegs zwischen der Grenze von Algerien und dem Medjerda-Becken, am Djebel El Achmesa, galt den Eingebornen bisher als unneinnehmbare Festung und wird als heilig betrachtet. Der Glaube an seine Uneinnehmbarkeit wird jetzt geschwunden sein, da die Stadt sich dem General Logerot ohne Gegenwehr ergeben hat; er stand aber überhaupt auf schwachen Füßen. Die Stadt liegt zwar auf einem Felsen, hat eine dicke Mauer mit Bastionen und wird von einer Citadelle vertheidigt. Aber die Mauer ist verfallen, zeigt breite Lücken, indem die Steine herabgebröckelt sind, und würde, da Vorwerke fehlen, von europäischer Artillerie in wenigen Stunden zusammengeschossen worden sein. Ueberdies aber wird die Stadt, obwohl sie hoch liegt, von dem benachbarten Berge Kaßr Er Rula beherrscht, der nicht befestigt war, so daß die Franzosen dort leicht Fuß hätten fassen können.

Die Geschichte von Tunis geht bis zum Jahre 1575 in der Geschichte der Berberei auf. Bekannt ist der Kreuzzug Ludwigs IX. von Frankreich und die Eroberung des Landes durch Kaiser Karl V. 1575 nahm der türkische Admiral Sinan Pascha dasselbe für die Pforte in Besitz, behielt es aber als deren Lehnsmann. Die weitre Geschichte des kleinen Staates war eine Reihe von Militäraufständen und Palastrevolutionen, die meist mit Ermordung des obersten Gewalthabers endigten. Ein Dei, der ganz in den Händen des aus hohen Offizieren zusammengesetzten Divans war, und neben dem sich allmählich der Bey, ursprüng-

lich nur der Obersteuereinnehmer, maßgebenden Einfluß verschaffte, stand an der Spitze der Regierung. Er wurde endlich durch den Bey Murad ganz verdrängt, dessen Haus über hundert Jahre herrschte und seine Macht durch Eroberungen auf dem afrikanischen Festlande und durch Ausrüstung von Piratenschiffen ansehnlich vermehrte.

Die jetzige Dynastie begann mit dem Kretenser Ali Turki im Jahre 1691. Erst als die Franzosen sich Algiers bemächtigt hatten, erhielt Tunis größre politische Wichtigkeit. 1830 mußte es sich jenen gegenüber zur Abschaffung des Seeraubs und der Sclaverei verstehen. Später unterstützte der Bey Sidi Hussein den Aufstand Abd El Kaders und kam dadurch in Conflict mit den Franzosen. Auch sein Nachfolger Sidi Mustafa war diesen nach Kräften ein Widersacher. Der folgende Bey, Sidi Achmed dagegen wendete sich, als die Pforte Miene machte, Tunis von sich abhängiger zu machen, Frankreich zu, unternahm 1846 sogar eine Reise nach Paris und begann mit Hilfe seines Ministers, des italienischen Chevaliers Ruffo, sein Land und seinen Hof nach europäischem Vorbilde einzurichten. Er baute viel und vermehrte sein Heer beträchtlich, gerieth aber durch letztres in Streit mit der Pforte, die ihn zur Reduction seiner Truppen und zu alljährlicher Rechenschaftsablegung über den Stand der unter ihm stark in Verfall gerathnen Finanzen des Landes zwang. Unter seinem Sohne und Nachfolger Sidi Mohammed, der von 1855 bis 1859 regierte, gab 1857 der Ausbruch einer Judenverfolgung den europäischen Consuln Anlaß zum Einschreiten, was zu einer liberalen Gesetzgebung und zu Verwaltungsreformen führte. Der jetzige Bey, Mohammed Es Sadok Pascha, gab den Tunesen 1861 sogar eine constitutionelle Verfassung, die natürlich nichts als Parade und Posse war und schon im Mai 1864 auf Verlangen der Bevölkerung selbst wieder aufgehoben wurde. Ackerbau und Handel haben unter ihm Fortschritte gemacht, aber auch die Zerrüttung der Finanzen ist mit jedem Jahre ärger geworden, und der Bey konnte endlich seinen Gläubigern, die vorzüglich Franzosen waren, keine Zinsen mehr zahlen. Dies veranlaßte ein Einschreiten Frankreichs, welches nun die ganze Finanzverwaltung des Landes in seine Hände zu bringen bemüht war. Indeß wurde dies dadurch abgewendet, daß unter Mitwirkung andrer Mächte, namentlich Englands und Italiens, eine Art europäischer Controle über die Einnahmen und Ausgaben des Bey hergestellt und durch Abtretung der Zolleinnahmen für die Verzinsung der auf 125 Millionen Francs reducirten Staatsschulden gesorgt wurde.

Das Rechtsverhältniß zwischen dem Bey und der Pforte ist folgendes. Das Beylik oder die Regentschaft Tunis steht seit länger als dreihundert Jahren unter türkischer Oberhoheit. Der Sultan hat die Stellung dieses Landes durch

den Ferman vom 25. October 1871 neu geregelt und dabei auf den früher beanspruchten Tribut verzichtet. Der Bey erhält nach diesem Documente die Investitur vom Sultan und darf ohne dessen Ermächtigung weder Krieg führen, noch Frieden schließen, noch Gebiet abtreten. Er darf ferner mit dem Auslande nur über innere Fragen unterhandeln. Er muß in Kriegsfällen seine Truppen der Pforte zur Verfügung stellen. Er muß endlich auf die Landesmünzen den Namen des Sultans prägen lassen. Zu Tunis gehören 41 Stämme, welche in 18 Verwaltungskreise unter Kaids, die vom Bey ernannt werden, eingetheilt sind. Die Kreise zerfallen wieder in Unterbezirke, die von Mescheiks verwaltet werden. Im Innern herrscht der Bey unbeschränkt.

Ueber den Charakter des gegenwärtigen Bey erfährt man (aus französischer Quelle) folgendes. Mohammed Es Sadok ist 1817 geboren. Sein Vater Achmed ließ ihn von einem fanatischen Mollah, Namens Ismail Sufi, erziehen, der die europäische Bildung und Sitte verabscheute und sich deshalb auch dem Vorhaben des Bey, seine Söhne in der französischen Sprache sowie in der Geschichte und Geographie der europäischen Staaten unterrichten zu lassen, eifrig widersetzte. Indeß scheint diese Opposition nicht viel geholfen zu haben. Herangewachsen machte der junge Fürst die Bekanntschaft eines französischen Kaufmanns in Tunis, dessen Haus er dann fleißig besuchte, und der ihn in die Ideen des Abendlandes einweihte. Auch erlernte der Kronprinz das Zeichnen und Photographiren, Kunstfertigkeiten, mit denen er sich noch jetzt gern beschäftigt. Als er dann den Thron bestieg, europäisirte er sich und seine Umgebung nach verschiednen Richtungen. Unter anderm löste er seinen Harem auf und begnügte sich mit einer einzigen Frau. Im übrigen ist er eine eigenwillige Natur, die sehr hohe Begriffe von ihrer Würde und Autorität hegt, und ohne gerade grausam zu sein, schreckt er bei Widerstand keineswegs vor Gewaltthaten zurück. Der Aufstand von 1864, der dem tunesischen Parlament ein Ende machte, wurde von ihm blutig unterdrückt, zwei seiner Brüder starben an Gift, das ihnen im Bardo beigebracht worden, 1867 ließ der Bey mitten in einer feierlichen Sitzung die der Verschwörung verdächtigen Generale und Exminister Raschid und Ismail Luni ergreifen und auf der Stelle erdrosseln. Sehr eifersüchtig auf sein Recht als Souverän, duldete er niemals, daß seine Minister sich auf europäische Weise unabhängig von seinem Willen geberdeten. Als sein früherer Minister Cheireddin ihm eines Tages seine Demission anbot, erwiderte er: „Was heißt Demission? Seit wann versagt ein Sclave die Arbeit? Du bist mein Sclave und wirst deinen Posten nicht eher verlassen, als bis ich dich wegschicke.“ Der Nachfolger Cheireddins, der jetzige Premir Mustafa Pascha, erfreute sich dagegen der dauernden Gunst seines Herrn, vor allem wegen der Geschmeidigkeit, mit der er sich in alle

Wünsche des Bey fügte. Letztrer steht seit dem Beginn der Krise, die schon vor mehreren Jahren sich zu entwickeln anfing, unter dem Einflusse theils antieuropäischer einheimischer, theils italienischer Vertrauten, die einen förmlichen engern Rath um ihn bilden und ihn zum beharrlichen Widerstande gegen das Verlangen Frankreichs ermuntern, welches sich dadurch selbstverständlich nicht stören läßt.

Der Anlaß, den Frankreich genommen hat, sich bewaffnet in die innern Angelegenheiten Tunesiens zu mischen, ist nur ein sehr äußerlicher und zufälliger. Die Interessen, Gedanken und Absichten der französischen Regierung sind andre als Rache für einen Einbruch tunesischer Gebirgsstämme in das algerische Grenzgebiet und Sicherung gegen die Wiederholung solchen Unfugs. Den eigentlichen Grund der französischen Expedition bildet der Wettstreit um die Herrschaft in Nordafrika, der schon seit Jahren, für Fernestehende bald deutlich, bald wenig erkennbar, zwischen Frankreich und Italien, sowie in zweiter Linie zwischen jener Macht und England spielt. Seit das Mittelmeer durch den Suezcanal die bedeutendste Welthandelsstraße geworden ist und namentlich für den Verkehr Englands mit Indien größere Wichtigkeit als früher gewonnen hat, ist der Wetteifer der genannten drei Staaten, sich im Mittelmeere eine gebietende Stellung zu sichern, noch erheblich gewachsen. England hat sich zu dem Zwecke Cypern verschafft und sich in Aegypten fester gesetzt als bisher, Frankreich besitzt in seiner Colonie Algerien bereits einen beträchtlichen Theil der afrikanischen Küste des Mittelmeeres und zugleich einen Stützpunkt zu weitrer Ausbreitung an derselben nach Osten hin. Italien ist, seitdem es geeinigt, der natürliche Rival Frankreichs im Mittelmeere. Napoleon hat, indem er die Entstehung dieses Reiches begünstigte, einen seiner ärgsten politischen Fehler begangen. Italien strebt nach größrer Geltung auf und an dem Meere, in das es hineinragt, es ist von Frankreich im Norden umfaßt, ein weitres Vordringen der Franzosen in der Richtung nach Tunis hin würde es auch im Süden umfassen; denn die nordafrikanische Küste ist von Sicilien aus mit einem Dampfer in wenigen Stunden zu erreichen. Endlich hat Italien in Tunis eine starke Colonie von Staatsangehörigen und verschiedne industrielle Unternehmen zu vertreten. So hat der Widerstreit der französischen und italienischen Interessen in Tunis schon lange gewährt. Die Italiener hatten dabei den jetzigen Bey auf ihrer Seite, und so konnten sie den Bestrebungen der Franzosen, besonders dem von diesen betriebnen Baue von Eisenbahnen, überall Hindernisse bereiten, so daß die gereizte Stimmung der französischen Regierung gegen Tunis und die Macht, die sich dieses als Maske vorhält, recht wohl erklärlich ist.

Unter den Mauren und Arabern der ehemaligen Barbareskenstaaten läuft eine Prophezeiung um, nach welcher die französische Herrschaft in diesen Gegenden

im Jahre 1300 der Hedschra ein Ende zu nehmen bestimmt ist, und wir leben im Jahre 1298. Die Weissagung irrt ohne Zweifel. Das Gegentheil ist im Anzuge begriffen, die jetzt in Fluß gekommne Bewegung wird den französischen Einfluß am Nordrande Afrikas weiter ausbreiten, es kann zu einem Protectorat Frankreichs über Tunis, es kann zu einem ähnlichen Verhältniß wie in Bosnien kommen, und selbst eine förmliche Besitznahme von Tunis durch das französische Heer ist kein Ding der Unmöglichkeit. Wenigstens würde Italien einen solchen Schritt allein und selbst in Verbindung mit England kaum hindern können. Es wird sich in Rom kein Ministerium bilden lassen, welches den französischen Ansprüchen auf jede Gefahr hin entgegenzutreten den Muth hätte. Italien weiß, daß es bei seiner Lage und Gestalt, um eine Großmacht zu sein, nicht bloß zu scheinen, dominirenden Einfluß im Mittelmeer, mindestens einen dem französischen an Gewicht gleichen haben muß. Es verwendet außerordentlich große Summen auf die Herstellung einer Panzerflotte, die jedem Nebenbuhler gewachsen ist, aber die Regierung hat offenbar nicht erwartet, daß der Augenblick sobald eintreten werde, in welchem es sich fügen oder sich zu großen Entschlüssen aufraffen muß.

Der Anlaß, welcher die in Tunis schwebende Frage zur brennenden machen sollte, lag in folgenden Umständen und Ereignissen. Im nordwestlichen Tunis haust ein Stamm, der sich Krumir, richtiger Chmir, nennt. Es sind räuberische Gebirgsleute, welche schon oft Plünderungszüge von ihrem Gebiete aus nach Algerien, namentlich nach der Gegend von La Calle und nach den Bleibergwerken bei Kef Um Tebul unternahmen und zugleich die Eisenbahn unsicher machten, die von der Gesellschaft Bona Guelma gebaut wird und, wenn sie vollendet, von der Grenze der Colonie Algerien nach der Stadt Tunis führen wird. Die Strecke, welche im Westen von Tunis hinläuft, ist bereits früher verwüstet worden, und die Zerstörer bedrohten schon die Station Gardimai und die dortigen französischen Eisenbahnbeamten mit ihrem Besuch, ohne daß die Gesellschaft Schutz bei dem Bey zu erlangen vermochte. Neuerdings stahlen die Chmir auf der Station Wed Maliz den Eisenbahnunternehmern Pferde und bald darauf die Balken des Gerüstes, auf dem man die Brücke bei der Station Suk El Kumis repariren wollte. Auch bei diesen Fällen versagte die Regierung des Beys die nachgesuchte Bestrafung der Uebelthäter. Hierdurch ermuthigt, unternahmen letztere im März einen großen Raubzug auf algerisches Gebiet. Die Stämme der tunesischen Uled Sedra und der Uled Nahed, welche in Algerien wohnen, beide aber zu den Chmir gehörig, hatten sich zu demselben vereinigt. Bei der Vertheilung der gemachten Beute entstand zwischen den beiden Streit, bei dem zwei Zelte der Nahed verbrannt und einer derselben getödtet wurde. Um dem Zank ein Ende zu machen, forderte der Kaid der algerischen Stämme die Schechs der

tunesischen auf, mit den Gegnern zusammenzukommen und die gegenseitigen Entschädigungen zu vereinbaren. Bei dieser Verhandlung fand sich — man weiß nicht, ob auf Befehl oder aus eignem Antriebe — auch der französische Districtscommandant Major Vivensang ein und unterbrach die Besprechung mit der Erklärung, die Uled Sedra müßten für die beiden Zelte 7000 Piaster Entschädigung zahlen, widrigenfalls er von seinen Truppen gegen sie Gebrauch machen würde. Die Uled Sedra entfernten sich, ohne darauf zu antworten. Am folgenden Tage, dem 30. März, überschritt eine Schaar der Naheds, begleitet von französischen Soldaten, die tunesische Grenze und überfiel ein Dorf der Chmir, wobei einer der letztern erschossen wurde. Der Ueberfall wurde von den Chmir am 31. erwiedert, indem 500 derselben die bei El Aium wohnenden Nahed angriffen. Auf die Nachricht hiervon eilten zwei Compagnien Franzosen von Rum Es Suk zur Hilfe herbei, und es entspann sich ein hartnäckiges Gefecht, welches elf Stunden währte und den Franzosen 4 Todte und 6 Verwundete, den Gegnern derselben aber 15 Todte kostete. Die französische Regierung zog darauf ein verhältnißmäßig großes Heer zusammen und entsandte zugleich Kriegsschiffe nach der tunesischen Insel Tabarka. Angeblicher Zweck war, den Grenzverletzungen und sonstigem Unfug der Chmir für immer ein Ende zu bereiten. Der Bey wurde aufgefordert, durch seine Truppen dabei mitzuwirken. Er lehnte dies aber ab und protestirte darauf gegen den nunmehr angekündigten Einmarsch der Franzosen in sein Land. Der Protest blieb unbeachtet, der Einmarsch fand von drei Seiten her statt, und die französischen Generale drangen, ohne viel Widerstand zu finden, rasch weiter vor. Zu gleicher Zeit wurde Tabarka, von wo man auf ein französisches Kriegsschiff geschossen, besetzt. Von ganz besondrer Wichtigkeit ist endlich die darauf erfolgte Besetzung von Bizerta. Diese Stadt, im Südwesten der nach ihr benannten Bucht gelegen, ist nur 60 Kilometer von Tunis entfernt und 100 Kilometer vom Lande der Chmir, denen der Feldzug doch eigentlich gelten sollte. Es hat ungefähr 5000 Einwohner und ist als Sitz eines lebhaften Handels die Residenz von Consuln für Frankreich, England, Italien, Spanien, Holland und die Vereinigten Staaten. Es hat ferner einige Forts und sonstige Befestigungen, die indeß nicht viel zu bedeuten haben. Die Erklärung dafür, daß man sich plötzlich auf einen so wichtigen Punkt in der Mitte des tunesischen Litorals geworfen, lautet dahin, daß die Occupation von Bizerta die strategische Vervollständigung und der Abschluß der Aufstellung gegen die Chmir sei. Während die Kolonne des Generals Logerot nach der Einnahme Kefs in der Richtung von Beja vorrückt und sich im Thale Wed Mellegue vorwärts bewegt, und während die Colonne Vincendon und Brem ihrerseits die Einschließung des Landes der Chmir vorbereiten, soll die bei Bizerta gelandete Brigade die letztre vollenden.

Es wird die Stämme, die gezüchtigt werden sollen, aller Hoffnung auf Unterstützung und Ermuthigung aus der Richtung der Stadt Tunis berauben, und zugleich, wie ein französisches Blatt bemerkt, „dem Bey im Bardo Gelegenheit zum Nachdenken geben.“ Auch anderwärts wird das nachdenklich machen. Man besehe sich die Landkarte. Bizerta liegt nordnordwestlich von Tunis und ist von dort nur acht deutsche Meilen entfernt, die eine Armee in zwei Tagen zurücklegen kann. Andrerseits sind Tunis und Bizerta ungefähr gleichweit vom Lande der Chmir, welches südwestlich von jenem und genau westlich von diesem liegt und von beiden etwa 100 Kilometer oder 13 Meilen entfernt ist. Die Franzosen mögen es mit der Absicht, die Chmir von dieser Richtung her zu blockiren, ernstlich meinen, aber man muß gestehen, daß sie sich dabei eines Umwegs bedient, etwas weit ausgeholt und dabei merkwürdigerweise eine Stelle occupirt haben, die äußerst günstig gelegen wäre, wenn sie Tunis und das Bardo bedrohen oder besetzen wollten. Ueberdies sah man sehr bald, daß die Chmir nicht imstande waren, einer gut gerüsteten und geschulten Armee wie derjenigen, die gegen sie anmarschirte, Widerstand zu leisten, und der Gedanke, daß es dazu der Stellung bei Bizerta bedürfe, wird kaum jemand einleuchten. Im Gegentheil, jedermann wird erwarten, demnächst zu erfahren, daß die in Bizerta gelandete Brigade nach der Stadt Tunis aufgebrochen sei.

Was weiter geschehen wird, bleibt abzuwarten. An einen erfolgreichen Widerstand der tunesischen Armee gegen die Invasion, wenn sie ganz Tunesien mit Einschluß der Hauptstadt zu besetzen bestimmt wäre, ist nicht zu denken; denn jene Armee ist nicht sehr zahlreich und nichts weniger als in gutem Zustande. Der Feldzug der Franzosen würde, abgesehen von den Strapatzen, welche ein halbwildes Gebirgsland mit 4= bis 5000 Fuß hohen Gipfeln und schlechten Straßen einem Heere zumuthet, wahrscheinlich nicht viel mehr als ein militärischer Spaziergang sein.

Aber werden die übrigen Mächte die Errichtung eines französischen Protectorats über Tunis oder gar die Einverleibung des letztern in die afrikanischen Besitzungen Frankreichs gestatten? Italien wird, wie bemerkt, allein nichts thun, weil es den Franzosen nicht entfernt gewachsen ist und mehr wagen würde, als es im besten Falle gewinnen könnte. Die öffentliche Meinung grollt, die Zeitungen bäumen sich auf und ergehen sich in heftigen Worten. Die „Nazione“ sagt: „So gern Italien den Frieden bewahrt, ist es ihm doch unmöglich, sich ruhig durchprügeln zu lassen und für die Dauer über die Prügel zu quittiren.“ Die „Riforma“ erklärt: „Die französische Regierung hat durch ihre tunesische Politik eine unübersteigbare Mauer zwischen Frankreich und Italien gezogen, weshalb Italien nunmehr mit offnem Programm Deutschlands intime Freundschaft an-

streben muß." Die Regierung, die nicht unverantwortlich wie die Presse ist, hat nach der „Agence Havas" den Franzosen gegenüber „eine versöhnliche Haltung angenommen." Was man sich für mögliche zukünftige Fälle vorbehält, wissen wir nicht; gewiß ist nur, daß man für die Gegenwart seine Hand aus dem Spiele lassen wird.

Auch England wird, selbst im Falle einer Annexion von Tunis durch die Franzosen, schwerlich viel thun. Die quäkerische Politik Gladstones wird an sich nichts wagen, und sie ist durch Mißlingen ihrer Pläne fast an allen Orten überdies gewarnt, weitres zu unternehmen. Auch die öffentliche Meinung, soweit sie sich in den Zeitungen ausdrückt, ist nicht besonders erregt von dem Vorgehen der Nachbarn jenseits des Canals. Sie lebt sich täglich mehr in die bloße Zuschauerrolle bei der tunesischen Verwicklung ein und wirft die alte Politik gelassen über Bord. Noch vor kurzem hörte man hier die feierliche Erklärung, daß England eine Mittelmeermacht sei, daß seine Wasserstraße zwischen Sicilien und Tunis durchführe, und daß folglich der Streit zwischen letztrem und Frankreich eine Lebensfrage für Großbritannien involvire. Wenige Tage nachher behauptete die „Times" ungefähr das Gegentheil. „Die Franzosen," erklärte sie, „haben gänzlich Unrecht, wenn sie annehmen, daß England die französische Politik an der afrikanischen Mittelmeerküste mit eifersüchtigen Blicken überwache. Die englischen Interessen in Aegypten sind klar und deutlich und müssen um jeden Preis gefördert werden. Aber von Tripolis bis nach Marokko hat unser Land sich nicht um die politischen Schicksale dieser Gegenden zu kümmern." Das klingt ganz wie eine Paraphrase des Grundsatzes, den Lord Salisbury vor drei Jahren während des Berliner Congresses gegenüber dem französischen Minister Waddington aussprach: „Selbst der Sturz der Regierung des Bey würde kaum ein englisches Dazwischentreten herbeiführen." Sonst begegnen wir in den englischen Blättern meist nur akademischen Betrachtungen der Rechtsfrage, platonischem Bedauern, daß Frankreich einseitig vorgehe, die Suzeränität des Sultans nicht achte, ohne Kriegserklärung die Forts auf der Insel Tabarka bombardire und dgl., und wenn der „Daily Telegraph" wissen wollte, daß England jeden Versuch Frankreichs, den status quo im nördlichen Afrika dauernd zu verrücken, „mit Ungunst ansehen und deshalb alle vernünftigen und friedlichen Mittel anwenden werde, um dasselbe von der Einverleibung oder der Schutzherrschaft abzuschrecken," so klang das recht zahm und bedeutungslos.

Die Meinung in Frankreich, vielleicht mit Einschluß derjenigen der Regierung, scheint ein Artikel des „Paix" annähernd auszudrücken, und wir stehen nicht an, seinen Aeußerungen beizustimmen. „Es handelt sich," sagt das Blatt, „um die Sicherstellung Algeriens. Da der Bey nicht imstande ist, an seiner Grenze die Ordnung zu erhalten, so müssen wir selber diese Aufgabe übernehmen. Wenn

wir mit den Krumirs unsre Rechnung für das Vergangne ins Reine gebracht haben, wenn sie unsre Kraft gefühlt und eine Züchtigung erhalten haben werden, wollen wir sehen, was zu thun ist, um die Zukunft zu sichern. Die Frage muß derartig gelöst werden, daß wir nicht gezwungen sind, nachmals eine Expedition zu unternehmen. Es darf nicht geschehen, daß eine Laune dieser Barbaren uns zwinge, abermals 20 000 Mann ins Feld rücken zu lassen. Dem Dinge muß ein Ende gemacht werden. Aber die materielle Sicherheit unsrer Grenze ist weder die alleinige noch vielleicht die wichtigste Frage, die wir zu stellen haben. Der tägliche Verkehr zwischen den Tunesiern und den Algeriern, die Gleichheit der Religion, der Rasse und der Sprache bewirken, daß alles, was in Tunesien vorgeht, in Algerien nothwendig widerhallt. So lange die Regierung von Tunis eine freundliche ist, so lange der Bey sich auf Frankreich wie auf einen natürlichen Beschützer stützt, dringt kein Gährungsstoff aus Tunesien nach Algerien. Giebt dagegen der Bey seinen bösen Willen gegen Frankreich kund, werden die Rechte der Franzosen nicht mehr geachtet, die mit ihnen abgeschlossnen Verträge nicht mehr anerkannt, so erfährt man dies alsbald in ganz Algerien. Die Araber kommen dann auf den Gedanken, wir seien nicht mehr imstande, uns Achtung zu verschaffen, und sobald jene nicht mehr an unsre Macht glauben, reicht der geringste Zwischenfall hin, sie zum Aufstande zu bewegen ... Kurz, es ist für uns unentbehrlich, wenn wir Ruhe in Algerien behalten wollen, uns auf unsern Nachbar in Tunis verlassen zu können. Er muß entweder unser bester Freund oder unser erklärter Feind sein. Gegenwärtig ist er weder das eine noch das andre. Diese Zweideutigkeit muß ein Ende nehmen." Man darf hierbei vielleicht an das Sprichwort denken, daß in dieser schlimmen Welt der beste Freund eines Menschen er selbst ist.

Und wie stellt sich schließlich Deutschland zu der Angelegenheit? Oder, was dasselbe ist, wie denkt der Reichskanzler von der Sache? Der bekannte Pariser Timescorrespondent erzählt: „Er selbst sagte zu mir: ‚Als ich Lord Beaconsfield zuerst sah, bemerkte ich gegen ihn, Sie sollten sich mit Rußland verständigen, statt es anzufeinden; geben Sie ihm Konstantinopel, und nehmen sie als Ersatz Aegypten. Frankreich wird nicht sonderlich böse sein; man kann ihm Tunis oder Syrien geben.' Ich hielt diese Worte für einen Scherz, doch hatte der Fürst früher in derselben Weise zu Lord Salisbury und Waddington gesprochen. Salisbury gab keine Antwort, weil Bismarck damals das Geschäft mit Cypern noch nicht kannte, wogegen Waddington das entgegnete, was er später öffentlich wiederholte, daß nämlich ‚Frankreich keine Absichten auf Tunis habe, aber auch keiner andern Macht gestatten könne, sich dort festzusetzen und dadurch die algerischen Besitzungen Frankreichs zu gefährden.'"

Gewisse Journale versichern ihren Lesern, daß Fürst Bismarck jetzt der französischen Unternehmung gegen Tunis, über die er vorher befragt worden, zugestimmt habe. Er sei dazu durch verschiedne Betrachtungen bestimmt worden, erstens dadurch, daß die ganze Affaire Deutschland nicht direct berühre, zweitens dadurch, daß Frankreich bei derselben als Träger und Bahnbrecher der Civilisation erscheine, drittens dadurch, daß es die wünschenswerthe Gelegenheit habe, seine neue Organisation und Bewaffnung zu erproben, endlich viertens dadurch, daß es seine Fahnen in einer Reihe kleiner Gefechte wehen lassen könne, bei denen seine Offiziere sich auszeichnen würden und keine Niederlagen zu befürchten seien. Andre Blätter glauben nicht an solche wohlwollende Ansichten und Absichten des Kanzlers, nehmen vielmehr an, derselbe rechne darauf, daß Frankreich sich mit seiner aggressiven Stimmung mit einigem Geschick in einen ernsten Streit mit einer oder mehreren festländischen Mächten verwickeln ließe, er rathe der italienischen Regierung, die Sache des bedrängten Bey zu vertreten, und hoffe, wenn dies recht kühn und hartnäckig betrieben werde, das gute Einvernehmen, das jetzt noch officiell zwischen Deutschlands ältestem Feinde und seinem neuesten Verbündeten herrsche, ein Ende nehmen zu sehen. Behandle Frankreich den Einspruch des römischen Cabinets mit Geringachtung und gebe es Italien dadurch Veranlassung zum Bruche mit ihm, so würde Deutschland bei einem Kampfe zwischen den beiden Mächten hinter Italien stehen.

Wir haben Grund, an der Richtigkeit dieser Zeitungsgerüchte zu zweifeln und zwar ganz vorzüglich an der Richtigkeit derer, die den Kanzler als übelwollend gegenüber den Franzosen darstellen. Großentheils glaubwürdiger erscheint uns die Nachricht aus einer andern Quelle, nach welcher er geäußert hätte: „Es ist im höchsten Grade lächerlich, daß man in der Haltung Deutschlands gegenüber der französischen Auffassung der tunesischen Frage durchaus geheime Beweggründe entdecken möchte. Ich wundre mich übrigens darüber durchaus nicht, gerade deswegen, weil die Politik Deutschlands in dieser Angelegenheit so offenkundig durch die Natur der Dinge geboten ist, daß die geheimen Beweggründe desto eifriger von denen gemacht werden, die politische Enten ausbrüten oder mit nationalen Vorurtheilen schachern Die sogenannte tunesische Frage ist bis jetzt eine rein französische Angelegenheit, die eigentlich nur vom Standpunkte der innern Politik Frankreichs wichtig ist, als Probirmamsell für die Wirkungen der civilen und militärischen Reorganisation Frankreichs. Nichts ist natürlicher, als daß Frankreich in Tunis alles das thut, was vom militärischen und politischen Standpunkte seine Interessen verlangen. Alle dortigen Erfolge der französischen Politik können nur vortheilhaft sein für die Interessen Europas, welche durch die Unordnung in diesen halbbarbarischen staatlichen Mißbildungen fortwährend

verletzt werden. Auch für Deutschland sind politische Erfolge der Regierung der französischen Republik in dem Maße vortheilhaft, als sie dazu beitragen, Frankreich zufrieden zu machen. Es ist daher ein ebenso gesunder als leicht verständlicher Egoismus, anzunehmen, daß alles, was dazu nothwendig ist, um die Bestrebungen eines großen Nachbars dem Standpunkte der Zufriedenheit zu nähern, auch für unsre Interessen gut sein muß und vortheilhaft für die guten Beziehungen mit unsern Nachbarn. Schließlich wird die Aufrechthaltung des Friedens nie besser gewährleistet werden als durch die Zufriedenheit derer, welche früher Gegner waren aus Gründen, die der Vergangenheit angehören und mit der Gegenwart nichts zu schaffen haben. Jede frühere Gegnerschaft wird zuletzt doch einmal wieder eine politische Ziffer, die sich mit Genauigkeit berechnen und in einen friedlichen Calcül hineinfügen läßt. Eine derartige Rechnung ist immer vortheilhafter als die Calculation mit einem unzuverlässigen Factor, der weder Freund noch Feind zu sein versteht."

Wer mit diesem Factor allein gemeint sein könnte, wenn diese Aeußerungen echt wären, brauchen wir nicht zu sagen. Also nur die französischen Staatsmänner sind in dieser Frage competent, und sie haben hier von Deutschland weder Mißgunst noch irgendwelche Speculationen und Ränke zu besorgen. Frankreich kann ungestört von Deutschland seine Interessen in Nordafrika schützen und diejenigen Pläne ausführen, die ihm dort ersprießlich erscheinen. Wir werden uns wie andre Nationen freuen, wenn ein Land, das einst in hoher Blüthe stand, dann in die Hände von Barbaren fiel und verkam, durch ein Culturvolk der Gesittung zurückgegeben und in den Stand gesetzt wird, wieder aufzublühen. Wenn Stimmen der italienischen Presse empfindlich thun, weil wir uns nicht unverweilt auf die Seite Italiens gestellt haben, so wird billig zu fragen sein: War denn Italiens Verhalten nach 1866 immer der Art, daß Deutschland dadurch die Verpflichtung auferlegt worden wäre, für jeden Punkt der italienischen Interessensphäre, soweit als die italienische Phantasie diese Sphäre ausdehnt, sobald an sie gerührt wird, ohne Verzug mobil zu machen, wäre es auch nur diplomatisch?

Wir fügen hinzu, daß wir mit diesem Urtheile nur unsre eigne Meinung ausgesprochen haben wollen — durchaus nichts andres.

Calderon.

Eine literarhistorische Studie zu seiner Gedächtnißfeier.

Von Paul Schönfeld.

(Fortsetzung.)

icht minder hoch als der „Wunderthätige Magus" steht die Tragödie „Der standhafte Prinz,"*) in welcher der Dichter, im wesentlichen an die geschichtliche Ueberlieferung sich haltend, wobei er freilich bisweilen zeitlich auseinanderliegendes zusammenrückt, das Schicksal des 1443 in maurischer Gefangenschaft freiwillig untergegangnen portugiesischen Infanten Fernando in ergreifenden Scenen voll der mächtigsten Spannung und Steigerung vorführt. Durch diese wie die vorher besprochne Tragödie wird die Ansicht gründlich widerlegt, daß ein Märtyrer sich nicht für die Bühne eigne; freilich ist hier das Martyrium kein bloßes Leiden, sondern in lebendige, packende Action umgesetzt. Die Geschlossenheit der Handlung, die künstlerische Oekonomie, die keine überflüssige Scene, keine für den Gang der Handlung bedeutungslose Nebenperson duldet, ist in diesem Stücke musterhaft zu nennen, und die innere Folgerichtigkeit des Geschehenden liegt in unübertrefflicher Klarheit und Durchsichtigkeit zu Tage. Eine Darlegung des Inhalts, wie kurz auch immer, wird dies bestätigen.

Im ersten Acte eröffnet der König von Fez seiner Tochter Phönix, daß Marokkos König Tarudante um ihre Hand werbe und ihm zugleich seinen Beistand anbiete, um Ceuta von den Portugiesen zurückzuerobern. Muley, der Feldherr des Königs von Fez, der die Prinzessin liebt und von ihr seine Neigung erwiedert sieht, erscheint mit der Nachricht, daß die Infanten Don Enrique und Fernando im Auftrage ihres Bruders, des Königs Eduard von Portugal, mit einer stattlichen Flotte zur Eroberung Tangers anrücken. Er erhält den Befehl, ihnen entgegenzuziehen, und entspricht dieser Weisung, nachdem er noch eine Unterredung mit Phönix gehabt und in ihren Händen voll Eifersucht das Bild Tarudantes bemerkt hat, das ihr Vater ihr gegeben. In der nächsten Scene steigen die portugiesischen Infanten mit Don Juan Coutinho und kriegerischem Gefolge bei Tanger ans Land. Muley wird im Kampfe besiegt, erhält jedoch von Fernando Leben und Freiheit geschenkt, nachdem er diesem von seiner unglücklichen Liebe berichtet:

*) Eine treffliche Ausgabe des Urtextes mit deutschen Anmerkungen von Bernh. Lehmann erschien 1877 zu Frankfurt a. M. Ueberseßt findet sich das Stück im 2. Bde. von A. W. Schlegels Spanischem Theater.

„Keinen Preis für deine Lösung
Will ich, als daß du sie nehmest.
Kehre heim, sag deiner Dame,
Ihr zum eignen Sclaven sende
Dich ein portugiesischer Ritter ....
Weil ich weiß, was Liebe heißt
Und was Zögrung bei Entfernten,
Halt' ich dich nicht länger auf:
Schwing' dich auf dein Pferd und gehe!"

Muley verspricht gerührt ewige Dankbarkeit für diesen Edelmuth und reitet fort. Da nahen plötzlich neue Geschwader von Fez und Marokko, und Fernando muß der Uebermacht weichen und wird gefangen. Don Enrique wird vom König entlassen, damit er nach Portugal zurückkehre und als Entgelt für die Auslieferung des Fernando die Uebergabe von Ceuta erwirke. Der treue Don Juan theilt freiwillig die Gefangenschaft des Prinzen.

Den zweiten Aufzug eröffnet ein Zwiegespräch im Walde zwischen Muley und Phönix, die ihm klagt, daß ihr die Weissagung geworden, sie werde der Preis für einen Todten sein. Alsbald erscheint Don Fernando mit drei Christensclaven, denen er baldige Befreiung verheißt. Er befindet sich gerade auf einer Tigerjagd, die ihm der König von Fez, den hohen Gefangnen mit allen Ehren bewirthend, veranstaltet hat. Da meldet Don Juan die Ankunft einer portugiesischen Flotte, und Don Enrique überbringt einen Brief mit der Kunde, daß der König von Portugal gestorben; in seinem Testament hat er, um den Prinzen zu befreien, die Auslieferung Ceutas angeordnet. Fernandos hoher Sinn erblickt jedoch in dieser Bestimmung nur einen Ausdruck des Wunsches, daß er befreit werde und daß man alles zu diesem Zwecke thun solle; eine Stadt, um die er selbst sein Blut vergossen, an die Mauren auszuliefern, das könne nicht der Wille des Königs sein, denn es wäre unbillig, um ein Leben zu lösen, auf welches nichts weiter ankomme, Tausende von Christen der Sclaverei zu überantworten.

„Wer bin ich? Mehr als ein Mensch?
Wenn's die Zahl ersetzen könnte,
Ein Infant zu sein: Gefangner
Bin ich jetzt, der Standeshöhe
Ist ein Sclave nicht empfänglich."

Er zerreißt die Vollmacht, damit kein Buchstabe der Welt verrathe, es habe lusitanische Heldengröße solches gewollt, und ergiebt sich dem feindlichen König als Sclaven. Nachdem dieser umsonst versucht, ihn umzustimmen und sich die Erlangung Ceutas zu sichern, verordnet er, daß der Prinz wie die übrigen Christensclaven gehalten werde. Gleich diesen wird er nun zu niedern Frohn-

diensten gezwungen; der treue Don Juan harrt bei ihm aus und sucht ihm alle nur mögliche Erleichterung in seinem harten Loose zu verschaffen. Von ergreifender Wirkung ist die Begegnung des edeln Sclaven mit der Königstochter, für die ihm aufgetragen war, Blumen zu holen, und die hochpoetische Vergleichung, die in diesem Gespräch zwischen Blumen, Sternen und Menschenleben angestellt wird. Muleys Dankbarkeit gegen den unglücklichen Prinzen verlangt sich in Thaten zu äußern und will ein Schiff zur Flucht bereit halten, der König indeß, dessen Argwohn erwacht, macht Muley verantwortlich dafür, daß Fernando nicht entkomme. In seinem Conflict zwischen Dankbarkeit und Gehorsam mahnt ihn der stolze Portugiese, Pflicht und Ehre der Freundschaft voranzustellen und giebt ihm die Zusicherung, er als sein Freund werde sich selbst bewachen und, falls ihm von andrer Seite die Mittel zur Rettung geboten würden, aus Rücksicht auf Muleys Ehre sie zurückweisen. Trotzdem sehen wir Muley im dritten Acte darauf bedacht, das Interesse des Prinzen nach allen Kräften wahrzunehmen; er bittet den König um Milderung seines Zustands, freilich umsonst, da der König erwiedert, daß der Infant ja sein Loos in der eignen Hand habe. Es werden zwei Gesandte gemeldet, vom König von Marokko und von Portugals Herrscher, hinter denen sich indeß die beiden Monarchen selbst verbergen. Alfonso, der neue portugiesische König, bietet an Ceutas Statt das reichste Lösegeld für den Infanten, der König von Fez besteht aber auf der Uebergabe Ceutas, worauf ihm Alfonso den Krieg erklärt. Tarudante bricht mit Phönix, seiner Braut, auf, der Muley das Geleit geben muß. Den Infanten, der nunmehr alles Schutzes bar ist, finden wir in der nächsten Scene auf einer Straße von Fez wieder, durch Hunger und Entbehrung entkräftet und den mit Tarudante und Phönix vorüberziehenden König um ein Almosen anflehend; hinreißend ist diese Rede, in der das menschliche Erbarmen als die Zierde jeder Religion gefeiert, auf die Nähe von Tod und Leben in einem der genialsten Vergleiche zwischen Wiege und Sarg hingewiesen wird und in der zum Schlusse der stolze Sinn, den der edle Dulder in all dem Elend bewahrt, in seiner ganzen Größe wahrhaft dithyrambisch durchbricht. Der König, wiewohl erstaunt ob solcher Sinnesart, bleibt unerschütterlich und räth ihm an, erst Mitleid mit sich selbst zu haben, dann werde er auch ihn rühren. Doch schon zu spät: als der treue Don Juan mit Speise zu ihm kommt, fühlt der Infant das Nahen des Todes und bittet nur noch, ihn in seinem Ordenskleide zu bestatten. In der nächsten Scene rückt Alfonso mit Heeresmacht zu seiner Befreiung heran. Mit seinem Ordensmantel angethan, die brennende Fackel in der Hand, erscheint der todte Infant den Seinen — wohl eine der großartigsten Geistererscheinungen, die je über die Bühne gegangen — und führt das Heer zum Siege. Auf der Stadtmauer gewahren

wir in der Schlußscene den Sarg mit Fernandos Leiche, umgeben von Don Juan und den Christensclaven. Alfonso, der sich der Königstochter bemächtigt hat, fordert und erhält den Leichnam für diese, und so erfüllt sich die Prophezeiung, die Phönix zu Theil geworden. Alfonso bittet den feindlichen König, sie Muley zur Gemahlin zu geben, „um der Freundschaft, die er pflog, wie ich weiß, mit dem Infanten.“ Würdig des ganzen ist der erhabne Schluß, der, um mit Schacks Worten zu reden, die ganze wunderbare Tragödie wie mit einem Heiligenschein umleuchtet, daß sie für alle Zeit als das Höchste bestehe, was die christliche Poesie erreicht hat.

„Welch eine Dichtung!“ ruft Immermann aus; „in diesem einzigen Werke hat sich der große katholische Dichter in eine Sphäre geschwungen, wohin der Brite mit seinen unermeßlichen Kräften doch nicht reicht. Denn nicht um das Geschick einer großen Natur durch Schuld und Leidenschaft handelt es sich darin, sondern um das Höchste, was es überhaupt giebt, um die Läuterung eines reinen Menschen in das Reinste, in die Seligkeit. Diese Aufgabe ist nur einmal gelungen und weder vor noch nach Calderon hat sich auch nur von fern eine Production dieser Tragödie annähern können.“ Wilhelm Grimm schrieb nach der Lectüre des Dramas an seinen Bruder Jakob am 28. April 1809: „Ich bin erstaunt und gerührt worden wie niemals von dem standhaften Prinzen: da ist ja der Mut der griechischen Helden, die Religion der christlichen und die Herrlichkeit aller Zeiten in einem frischlebendigen, reinmenschlichen Bilde vereinigt, das jeder Gesinnung zugehört und jedes Gemüth befriedigen muß. Es ist ordentlich abgelöst von jeder Besonderheit und allgemein weltlich geworden. Ich setze ihn höher als die Andacht zum Kreuz, wo uns bloß das Wunder interessirt, nicht die Menschen. Auch die Uebersetzung ist höchst vortrefflich.“ *) Und Goethe, welcher das spanische Meisterdrama 1811 auf die weimarische Bühne brachte, schrieb, nachdem er dasselbe in Schlegels damals wohl nur erst als Manuscript vorliegender Uebertragung gelesen, im Januar 1804 an Schiller über das Werk, das er nach Gegenstand und Behandlung „im höchsten Grade liebenswürdig“ nennt: „Ja, ich möchte sagen: wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stück wiederherstellen.“ Es wäre in der That sehr zu wünschen, daß solche Urtheile aus solchem Munde zur Lectüre dieser unvergleichlichen Dichtung anspornten; das deutsche Publicum unsrer Tage hat freilich sattsam zu thun, um jede neue Dorfnovelle und jeden „ägyptischen Roman“ pflichtschuldigst in sich aufzunehmen; aber wage es den Versuch, lese es eine Novelle, einen Moderoman weniger und greife einmal zu diesem Stücke — es spielt ja auch in

*) Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, herausgegeben von Herm. Grimm und Gustav Hinrichs (Weimar, 1881) S. 157.

Afrika! — und wen die Fülle reinster Poesie nicht stört, die darin aufgespeichert ist, dem können wir verbürgen, daß ihn die Abwechslung nicht gereuen werde.

Den religiösen Dramen Calderons am nächsten verwandt ist „Das Leben ein Traum" (La vida es sueño), eines der bekanntesten Schauspiele unsers Dichters, das in der würdigen Bearbeitung von West (Schreyvogel) auch auf deutschen Bühnen früher Bürgerrecht genoß. Zum ersten Male 1635 gedruckt, stammt es aus der Frühperiode Calderons, ein Umstand, durch den unsre Bewundrung für diese gedankentiefe Schöpfung gesteigert wird. Wie die Grotte, die ein grausames Schicksal dem polnischen Prinzen von seiner Geburt an als düstern Kerker angewiesen, in den nur spärliche Lichtstrahlen von oben dringen, so ist auch die Erde ein Gefängniß, darin der Mensch eingekerkert ist, und die Erscheinungen der Welt sind nichts als Schatten — dies der symbolische Grundgedanke, der einem Ausspruche des Platon entnommen, aber dadurch wesentlich erweitert ist, daß unser Drama nachdrücklich die Pflicht betont, sich durch den freien Willen aus dem Dunkel zu Licht und Wahrheit hindurchzuringen. Ein Seitenstück hat dieses phantastische Schauspiel in dem gleichnamigen Auto des Dichters, in dem der Mensch vom Fürsten der Finsterniß ins Verderben gezogen, von der himmlischen Weisheit errettet wird.

Nicht minder treten die glänzenden Eigenschaften Calderons in einer Anzahl historischer oder auf historischem Hintergrunde spielender Stücke zu Tage. Es muß erwähnt werden, daß auch Calderon wie sein großer Vorläufer Lope de Vega weit weniger streng, als es die wissenschaftliche und leider oft zugleich pedantische Richtung der modernen Zeit dem Dramatiker zur Pflicht macht, sich an das geschichtliche Detail bindet, nirgends den Spanier des 17. Jahrhunderts verleugnet und Sitten und Anschauungen seiner Zeit und seiner Nation unbedenklich auf entlegne Perioden und Völker zu übertragen und Stoffe der alten Geschichte romantisch umzubilden pflegt. Anachronismen und geographische Irrthümer lassen sich bei ihm ohne Mühe in gleicher Anzahl wie bei Shakespeare nachweisen, und es muß sehr dahinstehen, ob sie bei ihm, wie Lafond meint,*) lediglich als ein Zugeständniß an das Publicum gelten dürfen; trotzdem werden dieselben demjenigen, der in künstlerischen Dingen Wesentliches und Unwesentliches auseinanderzuhalten weiß, den Genuß der Calderonschen Dichtungen so wenig verkümmern wie dem Hörerkreis, für den sie entstanden.

Am glücklichsten ist Calderon ohne Frage in denjenigen historischen Stücken, zu denen Spanien, beziehentlich Portugal ihm den Stoff lieferte. So in der äußerst bühnenwirksamen Tragödie „Drei Vergeltungen in einer" (Las tres ju-

*) Dorothée, vierge et martyre, tragédie suivie du Magicien, drame de Caldéron traduit de l'espagnol, pag. 201.

sticias en una), welche das Thema behandelt, daß die Sünden der Väter an den Kindern sich rächen. Ein junger Mann flieht wegen eines Liebeshandels, der ihn zum Mörder gemacht, aus der menschlichen Gesellschaft und steht als Räuber seinem unerkannten Vater Don Mendo gegenüber; er und seine Schwester entbrennen, ohne eine Ahnung von ihrer Blutsverwandschaft, in gegenseitiger Liebe; in der Aufregung eines heftigen Augenblicks erhebt er die Hand wider den, der für seinen Vater gilt; sein wirklicher Vater muß ihn im Auftrag des Königs Don Pedro gefangen nehmen; der vermeintlichen Mutter des Verbrechers entlockt der König das Geständniß, daß jener der Sohn ihrer jüngern Schwester und des Don Mendo und daß sie ihn für den ihrigen ausgegeben, um diese vor Schande zu bewahren. So liegen drei Vergehen vor: der junge Lope schlug seinen vermeintlichen Vater, Don Mendo betrog die Geliebte, die Schwester derselben den eignen Gatten; sie werden zugleich bestraft, indem sie den erstern in seinem Gefängniß erdrosselt finden. Man erkennt, um dies nebenbei zu bemerken, hier leicht den Keim zu den übel berufnen deutschen Schicksalstragödien, jenen Carikaturen, die auf einer durchaus schiefen Auffassung Calderons und der antiken Schicksalsidee fußen und zu denen leider auch kein Geringerer als Grillparzer in seinem Erstlingsdrama, der „Ahnfrau“, einen Beitrag lieferte, dem er es zu danken hat, noch heute, trotz seiner spätern großartigen Leistungen, von den meisten Literarhistorikern mit Müllner, Houwald und andern in eine und dieselbe Kategorie geworfen zu werden.

Das „Liebchen des Gomez Arias“ (La niña de G. A.) behandelt eine Sage, die durch Volkslieder allgemein verbreitet und unter demselben Titel bereits von dem Valencianer Luis Velez de Guevara auf die Bühne gebracht war. Don Felix hat im Zweikampf mit Gomez Arias, dem Bräutigam der Donna Beatriz, die er liebt, sich todt gestellt und dadurch diesen gezwungen, aus Granada zu entweichen. Der Vater, Don Diego, der in den Krieg gegen die aufständischen Mauren muß, will die Tochter nicht allein lassen, sondern sie dem Don Juan Iñiguez de Haro in Cadix zur Ehe geben. Gomez Arias, den wir darauf in Cadix mit seinem Diener im Gespräch finden, giebt sich als ein Wüstling zu erkennen, der sich hier eiligst eine neue Geliebte, Dorotea, erkoren hat. In deren Gemach mit ihr in Unterredung, verbirgt er sich beim Auftreten ihres Vaters Don Luis und des Don Felix im Nebenzimmer. Von da aus belauscht er Don Luis' und Felix' Gespräch, in dem der letztere um ein verborgenes Asyl im Hause bittet, um seinem Rivalen Gomez nachstellen zu können, und von Don Luis das Versprechen seines Beistandes erhält. Don Juan wirbt bei Don Luis um die Hand seiner Tochter, und dieser giebt gern seine Zustimmung. Es folgt ein Dialog zwischen Gomez und Dorotea, die beide ungesehene Zeugen des

Vorigen waren; er wirft ihr vor, sie benutze die Aussicht auf eine Vermählung, um mit ihm zu brechen, sie ihm, daß er eine andre liebe. Das plötzliche Erscheinen des Don Felix führt zum Kampfe zwischen den Rivalen, die Frauen löschen die Lichter aus, und Gomez bewegt durch Drohungen und Schmeichelworte Dorotea, mit ihm zu fliehen. Im zweiten Act befinden sich die Flüchtigen in einem wilden Thale auf der Rast; Gomez Arias verläßt schnöde die Entschlummerte, die von Cañeri, dem Führer der empörten Mauren, gefunden wird. Diego, der mit bewaffneter Macht erscheint, rettet sie, die den Gomez im Kampfe gefallen glaubt, aus Cañeris Händen und bringt sie zu seiner Tochter Beatriz nach Granada. Dort ergeben sich allerhand Verwicklungen durch erneutes Zusammentreffen der beiden Nebenbuhler, die damit enden, daß Gomez mit Dorotea, die er im Dunkel für Beatriz hält, zum zweiten Male entflieht. Im dritten Act entdeckt er in demselben Thale wie zu Anfang des vorigen Aufzugs seinen Irrthum und macht seiner Wuth darüber auf die roheste Weise Luft; er verkauft zuletzt das betrogne Mädchen als Sclavin an Cañeri, den heftige Leidenschaft zu ihr erfaßt hat. Wunderbar ergreifend in ihrer volksthümlichen Färbung sind die Verse, in denen Dorotea den Erbarmungslosen um Mitleid anfleht. Dieser ist schamlos genug, in Granada vor Beatriz zu erscheinen und ihr vorzuspiegeln, daß er aus Liebe zu ihr die Rivalin verkauft habe. Beatriz wendet sich schaudernd von ihm ab. Die Königin Isabella, die an der Spitze einer Streitmacht vor der maurischen Festung Benamegi erschien, erfährt durch Don Luis von der Schmach seiner Tochter, befreit dieselbe und verurtheilt ihren Verführer, den Bauern gefangen herbeibringen, zum Tode, nachdem sie ihn gezwungen, seinem Opfer zur Wiederherstellung ihrer Ehre die Hand zu reichen.

In dem trefflich componirten Stücke „Der letzte Zweikampf in Spanien“ (El postrer duelo de España) und in der wunderbaren, wenn auch grauenhaften Tragödie „Der Arzt seiner Ehre“ (El médico de su honra)*) bildet der streng gefaßte Begriff der Ehre die treibende Kraft. Nur wenn man die Bedeutung dieses Begriffs im damaligen Spanien kennt, ist es möglich, diesem Stücke gerecht zu werden, das mit seinem entsetzlichen Ausgange für unser Gefühl sonst verletzend wirkt. Wohl bei keinem andern Stücke Calderons ist es so unthunlich, das Materielle der Fabel zu referiren, da diese ohne eine genaue Analyse der psychologischen Entwicklung nur halb verständlich sein würde. Es sei nur besonders auf die geniale Scene des zweiten Actes hingewiesen, in welcher der von Eifersucht erfüllte Don Gutierre Nachts, in seinen Nebenbuhler verstellt, aus dem Munde seines unschuldigen Weibes Beweise ihrer Schuld zu ver-

---

*) Uebersetzt von Gries im 8., von Malsburg im 5. Bde.

nehmen wähnt, die ihn zu dem verzweifelten Entschlusse treiben, sie zu tödten. Der Vergleich mit der Tragödie, in welcher der größte britische Dramatiker ein Gemälde der Eifersucht entrollte, drängt sich unwillkürlich auf, und es gereicht dem Calderonschen Werke zu hoher Ehre, daß es diesen Vergleich nicht zu scheuen braucht. Dieselbe Leidenschaft hat Calderon noch einmal, und zwar in dem ebenfalls 1637 zuerst gedruckten Schauspiele behandelt, welches den Titel führt: „Gegen geheimen Schimpf geheime Rache“ (A secreto agravio secreta venganza), bei dem jedoch der tragische Ausgang die Sühne für wirkliche, nicht bloß vermeinte eheliche Untreue bildet.

Indem wir es uns versagen müssen, alle Stücke dieser Gattung zu besprechen, unter denen besonders auch „Wohl und Weh“ (Saber del mal y del bien) und „Neigung und Abneigung beruhen nur auf Einbildung“ (Gustos y disgustos son no mas que imaginacion) durch Feinheit und Tiefe der psychologischen Motivirung hervorragen, wollen wir nur noch einen Blick auf die hierher gehörige Tragödie „Der Richter von Zalamea“ (El Alcalde de Zalamea)*) werfen, die unter den Schöpfungen Calderons durch ihren großartigen, überaus wirksamen Aufbau, die erschütterndsten Situationen und meisterhafte Charakteristik einen hohen Rang einnimmt. Bei dem reichen Bauer Crespo ist ein Hauptmann einquartiert, der dessen schöner und tugendhafter Tochter Isabel nachstellt; von seinem General aus dem Hause gewiesen, kehrt er nach Abzug seiner Truppe zurück, entführt das Mädchen in den Wald und raubt ihr die Ehre. Crespo, der mit entblößtem Degen gefolgt war, ist von den Soldaten an einen Baum gebunden worden. Juan, sein Sohn, der als Krieger in die Reihen des Generals getreten war, hat den Hauptmann nach vollbrachter That verwundet; Isabel befreit den Vater und kehrt mit ihm nach Hause zurück. Von gewaltiger Kraft ist die Scene, in welcher Crespo, soeben zum Schultheiß des Ortes ernannt, dem Hauptmann gegenübersteht und zunächst als Vater Genugthuung von dem Beleidiger seiner Tochter heischt; alles will er ihm zu Füßen legen, damit er sie heimführe und die Schmach tilge, die er über seine unbescholtne Familie heraufbeschworen. Aber selbst die Thränen des Greises bleiben wirkungslos, und rohe Ausfälle und Drohungen sind die einzige Entgegnung. Da ändert der Alte seine Haltung und läßt den Elenden einkerkern. Herb ironisch ist die Antwort, die er ihm giebt, als er respectvolle Behandlung fordert:

„Führt denn, ihr Gerichtsgesellen,
Den Herrn Hauptmann mit Respect
Ins Gemeindehaus und steckt
Mit Respect die Händ' in Schellen;

*) Uebersetzt von Gries im 5. Bde.

Legt dazu ihm Ketten an;
Mit Respect verhindert jeden
Seiner Schaar mit ihm zu reden.
Auch die andern sollt ihr dann,
Wie es recht, gefangen nehmen,
Doch getrennt: ist das vorbei,
Wollen wir sie alle drei,
Sämmtlich mit Respect, vernehmen.
Und, gesagt sei's ohne Spott:
Hab' ich Gründe gnug entdeckt,
Laß' ich, immer mit Respect,
Rasch Euch hängen, ja bei Gott!"

Seinen Sohn, der ins Dorf zurückgekehrt, läßt Crespo ebenfalls in Gewahrsam bringen, da er seinem Hauptmann gegenüber die Disciplin verletzt hat. Der General, der mit seinem Regiment nach Zalamea zurückkehrt, um den Hauptmann zu befreien, findet bei dem Schulzen energischen Widerstand; die Gewaltmaßregeln, die er im Begriff ist zu ergreifen, werden indeß durch das Erscheinen König Philipps verhindert, der auf dem Wege nach Portugal das Dorf passirt. Er erhält Kunde von dem Vorgefallnen und billigt das Vorgehen des Alcalden, bestreitet ihm jedoch das Recht, das Urtheil an dem Offizier zu vollstrecken. Dasselbe ist indeß bereits vollzogen, die Thür des Gefängnisses öffnet sich, und der Hauptmann sitzt erdrosselt auf einem Stuhle. „Der Henker, den wir haben," erwidert Crespo ironisch auf die Frage, warum er den Ritter nicht wenigstens standesgemäß habe enthaupten lassen, „der Henker, den wir haben, hat keine Uebung im Köpfen, da die Edelleute hier zu Lande zu brav sind." Der König kann nichts gegen das Verfahren des Bauern einwenden und bestätigt ihn für alle Zeit als Richter der Ortschaft. Die Tochter schickt der Alte in ein Kloster, „wo sie einen Gatten findet, der nicht achtet auf den Stand," und sein Sohn, dessen Freilassung der General selbst auswirkt, folgt des Königs Fahnen.

Wenden wir uns zu denjenigen Dramen, die der alten Geschichte entnommen sind, so dürfen wir, von Schöpfungen geringerer Art wie „Judas Macabeo" absehend, unter den biblischen Stücken die „Locken Absaloms" (Los cabellos de Absalon)*) nicht unerwähnt lassen, eine Tragödie von bewunderungswürdigster Erfindung, und schon durch die einzige grandiose Scene, in der es zwischen Amnon und Thamar zum Incest kommt, ein Vorwurf, den nur ein Genie ersten Ranges so bewältigen konnte, wie durch den meisterlich durchgeführten Contrast zwischen väterlicher Milde und Frevel der Kinder den vollendetsten Gebilden der Calderonschen Muse sich anreihend.

*) Uebersetzt im 7. Bde. von Gries.

„Eifersucht das größte Scheusal" (El mayor monstruo los celos)*) ist für deutsche Leser von speciellem Interesse, weil es ebenfalls eines jener Stücke ist, welche die Vertreter der Schicksalstragödie sich besonders zum Muster nahmen. Die Fabel, die, wenn auch vielleicht nur mittelbar, aus Josephus geschöpft ist und bei deren Gestaltung Calderon zum Theil das „Leben des Herodes" von Tirso de Molina benutzte, ist folgende. Mariamne, die Gattin des Herodes, des Tetrarchen von Jerusalem, ist in tiefer Trauer über die von einem Astrologen ihr gewordne Weissagung, daß sie durch das größte Scheusal auf Erden ihren Untergang finden und ihr Gemahl mit dem Dolche sein Liebstes tödten werde. Herodes wirft, um sie zu beruhigen, die Waffe ins Meer; dieselbe trifft seinen eben in den Hafen einlaufenden Admiral Ptolemäus, der ihm die niederschmetternde Nachricht bringt, daß die Flotte, die er dem Antonius zur Unterstützung gesandt, durch Octavianus völlig vernichtet und damit seine Hoffnung zerstört worden ist, mit Mariamne in Rom die Weltherrschaft anzutreten. In Memphis werden Aristobulus, Mariamnens Bruder und Mitbefehlshaber der aufgeriebnen Flotte, und sein Diener Polydor, mit dem er, um Gelegenheit zur Flucht zu finden, seine Rolle getauscht hat, als Gefangne vor Octavian geführt. Die Entdeckung von Schriftstücken, aus denen Herodes' Pläne sich klar ergeben, bestimmt Octavian, Polydor, den vermeinten Aristobul, in den Thurm zu werfen; gleichzeitig mit Schriftstücken kommt ihm ein Bild Mariamnens in die Hand, welches der Pseudo-Polydor für das Porträt einer Verstorbnen ausgiebt, das indeß in Octavian eine glühende Neigung erweckt. In Joppe erhält Herodes durch Philippus die Kunde von der Genesung des Ptolemäus; den Dolch, der ihm wieder eingehändigt wird, bietet er der Gattin zur Verwahrung an, um ihre Furcht zu zerstreuen, behält ihn jedoch auf ihre Bitte und Versicherung, daß sie sich so am ruhigsten fühle. Die Nachricht, daß Octavian gegen Palästina heranrückt, ruft den Tetrarchen zu den Waffen.

Der zweite Act führt wieder nach Memphis, wo Herodes als Gefangner vor Octavian steht. Voll Eifersucht erblickt er in dessen Hand das Bild Mariamnens; als derselbe durch die Thür abgeht, zückt er nach ihm den Dolch. Da fällt von der Wand eine größre Copie des Bildes, die Octavian hat anfertigen lassen, herab, der Dolchstoß trifft diese und verfehlt sein Ziel. Octavian nimmt den Dolch an sich und läßt den Herodes nun ebenfalls in den Thurm gefangen setzen, wohin ihn der treue Philippus begleitet. Diesen sendet der Tetrarch, von dem Gedanken gequält, die angebetete Gattin werde dem Sieger zur Beute fallen, nach Jerusalem mit dem Befehle sie zu tödten, sobald er selbst nicht mehr unter

*) Ebd. im 3. Bde.

den Lebenden sein werde, und giebt ihm zu seiner Beglaubigung einen Brief an Ptolemäus mit, dessen Schutz Mariamne anvertraut ist. Durch ein Spiel des Zufalls gelangt das Schreiben in die Hände der Fürstin, die, empört von der Unmenschlichkeit ihres Gemahls, das Schicksal um ein Mittel anfleht, sich als Weib zu rächen und zugleich als Königin ihre Würde vor der Welt zu wahren.

Im letzten Aufzuge erscheint Octavian als Sieger vor Jerusalem, den Tetrarchen mit sich führend; die Stadt ergiebt sich ihm, Ptolemäus und Philippus bringen ihm die Schlüssel und den Lorbeerkranz entgegen. Da naht im Geleite ihrer Frauen Mariamne und fleht um das Leben des Gemahls; Octavian erfüllt ihre Bitte, da er in ihr das Original des Bildes erkennt, dem er das eigne Leben zu danken hat. Der Tetrarch athmet auf, da er nun weiß, wie das Bild in Octavians Hände gelangte und da er voraussetzt, daß sein dem Philippus gegebner Auftrag verborgen geblieben. Bald jedoch wird ihm im Palaste von Mariamne die vernichtende Eröffnung, daß sie von seinem Anschlag auf ihr Leben weiß; sie zeigt ihm seinen eignen Brief und enthüllt ihm ihren Haß und ihre Verachtung.

Ihre Fürbitte für ihn war nur ein Act, den sie ihrer Pflicht als Fürstin schuldete, aber jedes Verhältniß zu ihm ist abgebrochen. Herodes greift den Ptolemäus mit dem Schwerte an, da er durch ihn seinen Auftrag verrathen glaubt; dieser flieht zu Octavian, dem er alles vorgefallne enthüllt und überdies vorspiegelt, daß Herodes seiner Gattin nach dem Leben trachte. In der nächsten Scene führt er Octavian des Nachts in Mariamnens Gemach, die den angetragnen Beistand des letztern zurückweist und ihm, auf ihren Schutz bedacht, den Dolch entreißt, den sie entsetzt als den ihres Gatten erkennt und im Fliehen von sich wirft. Herodes, der alsbald erscheint, findet die verhängnißvolle Waffe, und erkennt sie als dieselbe, die er einst in Octavians Händen ließ; von Eifersucht gefoltert, will er sich den Tod geben, als Mariamne, von Octavian verfolgt, zurückkehrt; es kommt zum Kampfe, Mariamne löscht die Lichter aus und der Tetrarch, dem Octavian das Schwert aus der Hand geschlagen, trifft mit dem Dolche anstatt des Gegners das eigne Weib. So ist die Unheilsprophezeiung buchstäblich in Erfüllung gegangen.

Wie in dieser Tragödie, deren Hauptverdienst in der überaus kunstvollen Charakterisirung der Mariamne liegt, die Hebel der Handlung (die Weissagung, der Dolch, das Bild, Octavians Liebe) und der Ausgang freie romantische Erfindung sind, so sind auch die Römerdramen Las armas de la hermosura (eine Bearbeitung der Geschichte Coriolans) und El segundo Scipion eine Umgestaltung der historischen Ueberlieferung im romantischen Sinne, deren Zweck hier zum Theil

allerdings kaum zu erkennen ist. Dasselbe ist der Fall bei der „Großen Zenobia,“*) einem Jugendwerke des Dichters, das bei einer oft ins Schwülstige verfallenden Diction und andern Mängeln immerhin eine große Gestaltungskraft bekundet.

(Schluß folgt.)

Zur Charakteristik Karls XII. von Schweden.

enige Kriegsfürsten haben eine so allgemeine Bewunderung genossen wie Karl XII. von Schweden. Wohl pries man seine Ahnen als siegreiche Heerführer, wohl hatte vor allem der große Gustav Adolf den Ruhm und die Macht der schwedischen Waffen in fernen Ländern begründet, aber die Vorfahren waren gereifte Männer gewesen, als sie an die Spitze ihrer Heere traten. Die Feldherrngabe des Enkels aber erschien als eine glückliche Mitgift der Natur, und schon der erste Feldzugsplan des kaum den Knabenjahren entwachsenen bewies sich als ein Meisterstück der Erfindung. Wie er, ein gottvertrauender Held, von gegnerischer Arglist umstellt, für seine gerechte Sache zum Schwerte griff, wie er im Jahre 1700 aus der vaterländischen Königsburg aufbrach und sein Muth, sein Selbstvertrauen die Pläne der Gegner durchkreuzte, sie überraschte und erschütterte, wie er sieben Sommer und sieben Winter hindurch die Waffen nicht aus der Hand legte und seine tollkühnen Anschläge fast immer vom Erfolg gekrönt wurden, wie er Dänemark demüthigte, Rußland schlug, wie Polen und Sachsen seine Beute wurden, wie er eine Königskrone verschenkte und kein König der Erde ihm widerstand, das hat die Welt erfüllt und die Menschen gezwungen, ihn zu den größten Helden zu zählen.

Und doch konnte jene Siegeslaufbahn nicht ohne Schaden betreten werden. „Sieben Jahre des ununterbrochnen Kriegsglücks,“ so sagt Karl von Noorden in seiner unvergleichlich schönen Charakteristik Karls XII. (Europäische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert. 2. Bd., S. 566), „hatten hingereicht, um in dem geistigen und sittlichen Wesen des fünfundzwanzigjährigen Mannes die Persönlichkeit des achtzehnjährigen Jünglings bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen. Eine riesige Naturkraft, die weder durch Selbstzucht noch durch die Schule des

*) Uebersetzt von Gries im 1. Bande.

Lebens geregelt worden, wogte nun schon als ein verwüstendes Element einher. Nüchternheit in Speise und Trank, Einfachheit der Bekleidung und Behausung waren Gewöhnung des Feldherrn geblieben. Jedoch aus Verschmähung des sinnlichen Behagens hatte sich Verachtung der Sitte entwickelt. Lücken der Bildung, welche das Knabenalter gelassen, hatte ein siebenjähriges Lagerleben nicht ausgefüllt. Willensfestigkeit und Selbständigkeit des Entschlusses waren in Starrsinn und Selbstüberhebung ausgeartet. Hatte der durchdringende Verstand des Jünglings einst viele Alte beschämt, so ließ Karls Glaube an sein Glück gegenwärtig das Urtheil der Erfahrnen nicht mehr aufkommen. Eingebungen der Launen rissen ihn hin, Aufwallungen des Augenblicks beherrschten sein Thun und Lassen. Weil der schwedische Kriegsherr stattliche Gegner gefällt, weil Ebenbürtige ihm gehuldigt, Stärkere ihn bisher geschont, wähnte sich Karl unbezwinglich . . . Von seinem Zeitalter als Großmeister der Kriegskunde angestaunt, hatte Karl, seitdem er die Vertheidigung des Vaterlandes mit der Eroberung Nordosteuropas getauscht, sich zum raufsüchtigen Abenteurer entwürdigt."

Diese Wendung hatte sich vollzogen, als der „schwedische Alexander" im zweiten Jahre des nordischen Krieges die Friedensvorschläge seiner Gegner verwarf. Er vergaß von nun an seiner königlichen Pflichten, um seiner Rache allein zu fröhnen. Alle, die gegen ihn aufgestanden waren, sollten nicht allein zum Frieden genöthigt, sie sollten zertreten werden. So hatte er den Kurfürsten-König von Sachsen-Polen verjagt, hatte drei Jahre lang Polen und Lithauen durchzogen, um den König seiner Wahl, Stanislaus Lesczinski, in den Besitz seines Reiches zu setzen, unbekümmert darum, daß inzwischen die baltische Vorherrschaft verloren ging, Esthland, Livland und Kurland von dem Zaren besetzt wurden und die militärische Organisation Rußlands vollendet wurde. So hatte er unthätig sich im sächsischen Altranstädt festgesetzt, um den Wohlstand des Kurlandes zu vernichten und Augusts Macht für immer zu lähmen, während die Russen das polnische Reich überflutheten und Peter der Große daran dachte, einen neuen König zu erheben. Endlich drang er in jene russischen Wälder, Steppen und Sümpfe ein, wohin die abendländische Welt den nordischen Eroberer längst gewünscht hatte. Wie er hier unbekümmert um die gefährdete Stellung seines Landes in nutzlosem Ringen seine Kräfte verblutete, ist hinreichend bekannt.

Gegenüber einer solchen Auffassung hat nun neuerdings Christian v. Sarauw*) ein apologetisches Verfahren eingeschlagen. Es liegt uns die Aufgabe fern, im

*) Die Feldzüge Karls XII. Ein quellenmäßiger Beitrag zur Kriegsgeschichte und Cabinetspolitik Europas im 18. Jahrhundert von Christian v. Sarauw, königl. dänischem Capitän a. D. Mit einer Uebersichtskarte des nordischen Kriegstheaters und sechs lithographirten Tafeln. Leipzig, B. Schlicke (Balthasar Elischer), 1881.

einzelnen hier hervorzuheben, in wie vielen Punkten Sarauw von den bekannten, viel gelesnen Darstellungen Lundblads und Fryxells abweicht und worin seine Darstellung Fortschritte gemacht hat. Nur darauf wollen wir uns beschränken, darzulegen, in welcher Weise Sarauw die kriegerische Thätigkeit Karls aufgefaßt wissen will.

Sarauw erklärt die Feldzüge Karls XII. für nichts andres als Versuche, mit gewaffneter Hand den Besitzstand Schwedens aufrecht zu erhalten. Nur aus diesem Gesichtspunkte, so behauptet er, müssen sie betrachtet werden, nur dann seien Handlungsweise und Auftreten dieses merkwürdigen Mannes, die scheinbar so viele Contraste enthielten, recht zu verstehen. Zu diesem Zwecke habe Karl XII., nachdem im Beginne des Jahres 1700 August von Polen und Sachsen durch seinen Angriff auf Riga den Besitzstand Schwedens angegriffen habe, den Plan gefaßt, den König von Polen und dessen Verbündete, die Herrscher von Rußland und Dänemark nicht bloß zurückzuschlagen, sondern völlig niederzuwerfen. Wenn er 1700 nach seiner siegreichen Landung auf Seeland mit Dänemark so schnell Frieden geschlossen habe, so sei dies sehr gegen seinen Willen geschehen. Sein Vorsatz sei es gewesen, die dänische Hauptstadt zu erobern, und er würde auch den Versuch dazu gemacht haben, wenn ihm nicht die Seemächte in den Arm gefallen wären. Darauf sei er gegen August gezogen, nachdem er nur gleichsam unterwegs den Russen bei Narwa einen nachdrücklichen Schlag, der sie für längere Zeit betäubte, versetzt habe.

Nicht eher habe er abgelassen, als bis er, kämpfend und unterhandelnd, endlich durch einen Marsch in das Land des Feindes diesen vollkommen gedemüthigt habe. Nun endlich habe es gegolten, den Zaren zu bestrafen, freilich die schwierigste aller Aufgaben. Die Mittel aber, welche Karl zur Erreichung seines Zweckes in Bewegung habe setzen wollen, wären wohl dazu geeignet gewesen; nur durch eine Kette von Unglücksfällen hätten sie sämmtlich versagt, wodurch er selbst in eine bedrängte Lage gerathen sei. Er habe es verschmäht, sich durch einen Rückzug vielleicht Rettung zu suchen und sein langes Stehenbleiben auf demselben Punkte, ohne Verbindung mit einer Operationsbasis, habe zur Katastrophe führen müssen. Vergeblich habe er als Flüchtling volle fünf Jahre die wirksame Unterstützung der Türken erwartet. Endlich sei er Ende 1714 in sein Reich zurückgekehrt, habe zunächst Stralsund vertheidigt, und nachdem die Festung gefallen, sei er in der Absicht, Eroberungen zu machen, nach Norwegen gezogen, wo ihn mitten im erfolgreichen Angriff ein feindliches Geschoß weggerafft habe.

Es sind mithin nach Sarauws Meinung die Feldzüge Karls keine abenteuerlichen Unternehmungen, die eines vernünftigen Planes und Zweckes ermangeln,

sondern Züge, die nach einer wohldurchdachten Anlage mit eiserner Consequenz ausgeführt wurden.

Daß diese Anschauung die richtige sei, müssen wir auch nach der Lectüre von Saraums Buch bezweifeln. Wir wollen von Einzelheiten ganz schweigen. In einzelnen Fällen, wie bei dem gänzlich unmotivirten Zuge gegen Lemberg, der dem König August Gelegenheit gab, sich wieder in den Besitz von Warschau zu setzen, bei der Vertheidigung von Stralsund, die den König von wichtigern Geschäften abzog und von jedem General geleitet werden konnte, bei dem ersten Zuge gegen Norwegen weiß Sarauw selbst nicht, die Absichten des Königs zu erklären oder sieht sich, wie im letztern Falle, noch gezwungen, einen Tadel auszusprechen. Andre Unternehmungen, wie der Angriff auf das von den Russen besetzte Pultawa oder das lange Verweilen in der Türkei, sind in keinem Falle genügend motivirt. Recht wenig gelingt es auch Sarauw, Karls Verfahren der polnischen Krone gegenüber zu rechtfertigen. Der Schwedenkönig, so meint er, sei nach vergeblichen Verhandlungen in seiner Ueberzeugung bestärkt worden, daß er in friedlicher Weise mit der polnischen Republik nicht zum Ziele käme und daß er Thatsachen schaffen müsse, um seinen Forderungen Kraft zu verleihen. Diese Thatsachen seien die Besetzung der wichtigsten Plätze Polens und die Vertreibung Augusts gewesen. Sobald er dies erreichte, habe er hoffen können, daß die Polen dem, was er verlangte, ein williges Ohr leihen würden. Aus diesem Gesichtspunkte müßten die folgenden Unternehmungen des schwedischen Königs betrachtet werden, wenn sie nicht das Aussehen eines planlosen Hin- und Herstreifens gewinnen sollen.

Die meisten Geschichtschreiber haben gefunden, daß Karls starres Festhalten an dem Plane der Absetzung Augusts ein großer politischer und militärischer Fehler war. Sie stimmen darin mit dem Urtheil Oxenstjernas überein, der von Stockholm aus den König beschwor, mit Polen Frieden zu machen. Zur Absetzung des Königs, hatte er geschrieben, würden sich die Polen schwer verstehen, weil sie ein gar stolzes Volk seien und vor der Welt eine beständige Devotion für ihren König affectirten. Der rechte Weg sei, sich eine starke Partei in Polen zu verschaffen und mit ihrer Hilfe der Republik vorzustellen, daß der König ihr ihre Freiheiten nehmen wolle, weshalb seine Macht so einzuschränken sei, daß er weder ihr noch auch Schweden mehr Schaden zufügen könne. Es müsse auch hervorgehoben werden, daß Schweden der natürliche Bundesgenosse Polens gegen Rußland sei, gegen welches beide Länder gemeinschaftliche Sache machen müßten.

So weit Oxenstjerna. Sarauw ist der Meinung, daß dieses „völlig irrelevante Actenstück die deutlichsten Spuren der Altersschwäche des Verfassers an sich trage," und spricht die Hoffnung aus, daß man seiner „ganzen, vorurtheilsfreien

und streng sachgemäßen Darstellung" den Vorzug geben werde. Doch wird man im großen und ganzen noch heute Oxenstjernas Gutachten unterschreiben können. Bei ruhiger Ueberlegung, bei gewissenhafter Berücksichtigung der Interessen Schwedens mußte Karl anders handeln, als er gehandelt hat. Was nützte es ihm, August abzusetzen und die Krone einem andern zu übertragen? Sollte er wirklich gemeint haben, daß ein König von Schwedens Gnaden das unruhige Volk mit seinem überaus reizbaren Selbstgefühl besser zügeln könne, daß er von einem Volke eine Unterstützung gegen Rußland zu erwarten habe, das er durch Einsetzung eines Königs sich zum theil geradezu verfeindete? War nicht der Kurfürst-König von Sachsen-Polen ein verächtlicher Gegner, aber kein unbedeutender Bundesgenosse gegenüber Peter dem Großen? Während Karl Polen durchzog, setzte sich Peter in den Ostseeprovinzen fest, während Karl trotzig und unthätig in den sächsischen Winterquartieren lag, überschwemmte Peter mit seinem Heere Polen. Und da wagt Sarauw von einem wohlüberlegten Plane zu sprechen, den Schwedens König mit eiserner Consequenz festhielt. Eine solche Kriegführung ist Tollheit, die Methode können wir ihr freilich nicht streitig machen.

So müssen wir hier wie in vielen andern Fällen von einem unverzeihlichen Starrsinn sprechen und bei aller Anerkennung der heldenmüthigen Tapferkeit des Königs doch gestehen, daß es ihm an planvoller Berechnung und strategischer Einsicht gefehlt habe. Letztres finden wir vor allem auch bei der wichtigsten Unternehmung, dem Zuge in das Innere von Rußland. Unter Karls Generälen war die Anschauung vorherrschend gewesen, daß es am richtigsten sei, geradenwegs nach den Ostseeprovinzen zu marschiren, die Russen aus diesen gänzlich zu vertreiben und ihre hier gegründeten Anlagen zu zerstören. Diese Meinung, welche die meisten Historiker sich angeeignet haben, findet bei dem Verfasser keine Zustimmung. „Rückte Karl," so sagt er, „in die Ostseeprovinzen, so konnte er sich allerdings mit leichter Mühe wieder in den unbestrittnen Besitz derselben setzen, allein das, worauf es in erster Reihe ankam und wodurch allein ein nachhaltiger Erfolg zu erzielen war, die Schwächung der russischen Macht, wurde dadurch nicht erreicht. Immer konnte Karl doch nicht in jenen Provinzen stehen bleiben, und sobald er sich aus denselben entfernte, kamen die Russen wieder, und das Spiel begann von neuem. Zur Nachgiebigkeit konnte der Zar nur durch die Vernichtung seiner Heere oder durch eine ernstliche Bedrohung des eignen Gebietes gezwungen werden. Das erstre hatte Karl versucht, aber bald die große Schwierigkeit, es zu erreichen, anerkennen müssen. Denn die Russen zogen sich überall vor ihm zurück und verwüsteten zugleich in weitem Umkreise das eigne Land, um dem Feinde das Nachrücken zu erschweren oder gar unmöglich zu machen. Es blieb daher nur das letztre Verfahren übrig:

ein Vorrücken in das Innere des Reiches unter Mitwirkung der unzufriednen Elemente der unter Rußlands Scepter stehenden Grenzbevölkerung."

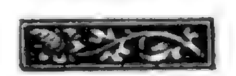
Sehen wir nun, wie Karl diesen Plan ausführte. Mazeppa mit seinen Kosacken und Lewenhaupt sollten mit dem König gegen Moskau, die lithauische Armee nach Smolensk und die polnische Kronarmee nach Kiew vordringen, während Lübecker die Aufgabe erhielt, in Ingermannland einzufallen und Petersburg sowie die übrigen russischen Anlagen hier zu zerstören. Zugleich machte sich auch Karl Hoffnung auf den Beistand eines zahlreichen Tatarenheeres aus der Krim und hegte die Erwartung, daß die Türken, wenn sie sähen, wie Rußland in die Enge getrieben würde, zu einem Angriff gegen dasselbe zu bewegen sein würden. Diesen so in großen Zügen entworfnen Plan nennt der Verfasser einen der genialsten, die je von Feldherren gefaßt worden sind. Gewiß nicht mit Recht. Was die Hilfe von Türken, Tataren, selbst die Unterstützung Mazeppas anbetraf, so konnte der König kaum sicher auf sie zählen. Nicht viel anders war es mit dem polnischen Zuzug, da eine Stärkung des schwedischen Reiches, abgesehen von der kriegerischen Untüchtigkeit des Landes, gar nicht im Interesse Polens lag. So konnte Karl sicher nur auf die schwedischen Truppen rechnen. Mit diesen war aber wegen ihrer geringen Anzahl eine ernstliche Bedrohung des russischen Gebiets nicht möglich, da man das eroberte nicht besetzt halten konnte.

Peter der Große hat wohl einmal gesagt, die Siege Karls seien ohne Belang, da doch auf jeden Schweden wieder drei Russen kämen und damit hatte er Recht. Er konnte den Krieg in die Länge ziehen, während Karls Kräfte sich erschöpfen mußten. Daß die Feinde gegen ihr eignes Land rücksichtslos verfahren würden, daß endlich der Widerstand ein höchst energischer war, meint Sarauw, hätte Karl nicht voraussetzen können. Auch dies ist nicht richtig. Karl selbst hatte schon, wie der Verfasser zugesteht, früher die russische Kampfweise erprobt. Können wir also einen Plan, der sich nur auf Möglichkeiten und höchst unsichere Voraussetzungen, nicht aber auf den Charakter und die Kampfweise des Gegners stützt, wohlüberlegt nennen? Karl mußte, wollte er die Ostseeprovinzen seinem Lande bewahren, auf einen gefüllten Schatz und ein gut gerüstetes Heer halten und seine Gegner durch die Politik zu trennen suchen. Umgeben von noch nicht vollständig besiegten Feinden, das beste Heer Schwedens im Lande eines zu verzweifelter Gegenwehr gereizten Gegners aufs Spiel zu setzen, das ist und bleibt abenteuerliche Verwegenheit. Nutzlos hat hier Karl die ohnehin beschränkten Mittel seines Landes vergeudet und in seinen Sturz zugleich die Größe Schwedens unrettbar verwickelt.

Noch an andern Stellen hat Sarauw seinen Helden von dem Vorwurf

des Abenteuerlichen nicht reinigen können. Wir wollen mit der Kritik einer bekannten „Heldenthat“ des Königs schließen.

Bei dem Rückmarsch der Schweden nach dem Frieden von Altranstädt erschien plötzlich der König mit wenig Begleitern bei dem Kurfürsten-König August in Dresden. Am sächsischen Hofe hatte man einen Augenblick wohl nicht übel Lust, sich der Person Karls zu bemächtigen, stand aber bei dem Charakter des Königs und seiner Umgebung sogleich wieder von dem Plane ab. Sarauw meint nun, der Ritt sei durchaus nicht tollkühn gewesen, vielmehr müsse es passend erschienen sein, daß Karl dem Fürsten, dessen Land ihn und sein Heer so lange beherbergt habe, vor seinem Abzug noch einen Abschiedsbesuch machte. Wieder eine merkwürdige Motivirung. Eine Aufmerksamkeit lag nicht in der Absicht Karls und wurde auch nicht von August erwartet. Die Schweden besaßen, im Falle, daß ihr König zurückgehalten worden wäre, kein Geschütz, Dresden zu beschießen, ihr Heer bestand zum großen Theil aus neugeworbnen Deutschen, die noch nicht an die Person des Königs gekettet waren, Dänemark und Rußland hätten sofort kühner ihr Haupt erhoben, kurz der Gedanke, Karl gefangen zu nehmen, war durchaus nicht so fern liegend, und wenn er es nicht war, mußte auch des Schwedenkönigs Besuch als ein überflüssiges Bravourstückchen bezeichnet werden.



Kleine Goethiana.

Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt.

1.

Das Goethische Gedichtchen bei Strehlke II, 431:

Die abgestutzten, angetauchten,
Die ungeschickten, viel gebrauchten,
Hast Du, die Freundliche, gewollt.
Nun aber nimm ein frisch Gefieder,
Das niederschreiben süße Lieder
Allschönster Tage Dir gesollt!

welches nach Goethes eignem Zeugniß an die Gräfin Titinne O'Donell gerichtet war, die ihn um eine seiner Schreibfedern gebeten hatte, hat sich merkwürdigerweise unter den Originalen der Goethiana erhalten, welche die Familie von

Egloffstein besaß, und welche später nach Weimar gelangten. Gegenwärtig ruhen diese aus jener Familie stammenden Goethiana, welche übrigens schon 1869 sämmtlich in den „Grenzboten" leidlich correct veröffentlicht worden sind, im Großherzogl. Sächs. Haus-Archive zu Weimar. Das Gedicht steht auf einem in Notenformat von Goethe selbst beschriebnen Blatte, welches versteckt in einem der Gräfin Julie von Egloffstein gewidmeten Exemplare des Maskenzuges von 1818 lag*) und sich so der Forschung wohl entzog. Interessant sind die von Goethe allmählich vorgenommnen Textesänderungen; während er ursprünglich Die abgestuzten angeschmauchten geschrieben, dann mit Bleistift das letzte Wort in eingetauchten verwandelt hatte, änderte er zuletzt beim Drucke das Wort nochmals in sehr bezeichnender Weise in angetauchten um.

Auffällig ist, daß bei Strehlke Das niederschreiben süße Lieder steht, während es sowohl im vorliegenden Entwurfe des Gedichtes als auch in der von Goedeke besorgten Cottaschen Ausgabe (Bd. XV. S. 84) heißt Das aufzuzeichnen süße Lieder. Gründe für diese Aenderung sind uns nicht bekannt.**)

2.

Goethe an Professor Batsch in Jena.

Euer Wohlgeboren

habe in meinem letzten Schreiben ersucht mir Ihre bisherigen Vorarbeiten zu der botanischen Anstalt und Ihre Gesinnungen schriftlich mitzutheilen. Da ich aber für nöthig finde noch diese Woche nach Jena zu kommen, um womöglich eine solche Einleitung zu machen, daß wir Ostern ohne Hinderniß ans Werk gehen können, so bitte ich alles biß dahin zurück zu halten, wenn ich zu einer mündlichen Behandlung eintreffen werde.

Ich habe die Ehre mich zu unterzeichnen

Ew Wohlgeboren
ergebenster
Goethe

Weimar d. 3 Febr.
1794

*) Uebrigens ist dieses Manuscript des Maskenzuges nicht vollständig erhalten; es reicht nur bis an den Schluß der „Vier Träume" und springt dann über zur „Braut von Messina", von der Goethe die beiden letzten Strophen eigenhändig hinzugefügt hat, während alles andre von Schreiberhand herstammt. Der Text weicht vom Gedruckten in keiner Weise ab. Aus den von der Gräfin Julie von Egloffstein übernommnen Rollen sieht man, daß Goethe ihr das Manuscript von denjenigen verehrte, die sie im Maskenzug vertrat, wenn auch einige fremde mit untergelaufen waren.

**) Strehlke macht im kritischen Apparat (S. 494) darauf aufmerksam, daß bereits die „Ausgabe letzter Hand" von 1827—31 die wegen des „zu" grammatisch ganz unmögliche Construction beseitigt hat. Vielleicht rührt der Verbesserungsvorschlag von Göttling her, der ja bei dieser Ausgabe dem Dichter philologische Hilfe leistete. D. R.

Goethe an Wolzogen.

Ew Excellenz erhalten hierbey einen kleinen Aufsatz wegen Morgen. Ist etwas dabei zu erinnern, was in mein Fach schlägt, so bitte es mir zu bemercken. Eine Abschrift möchte wohl ins Hofamt und eine an Durchlaucht die Herzogin gefällig zu besorgen seyn.

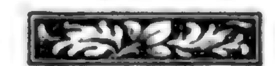
Soll man ein leichtes Dach über der Thür anbringen, wo Kaiser und Könige aussteigen, oder soll man wie neulich auf gutes Wetter hoffen und vertrauen?

Wäre Herr von Ziegesar hier, so übernähm er ja wohl die Austheilung der Billets nach den vorigen Registern

Mich bestens empfehlend

Weimar d. 13 October 1808 — Goethe.

Von dem zweiten Briefe ist nur die Unterschrift von Goethes Hand. Der darin erwähnte Aufsatz ist bis jetzt nicht aufgefunden worden. Er bezieht sich wie der Brief auf die Festlichkeiten zu Weimar, welche zu Ehren Napoleons stattfanden.



Fürst Bismarck und Berlin.

Sie wollen es nicht zugeben, die fortschrittlichen und secessionistischen Preßstimmen, daß in Berlin ein fortschrittlicher Ring existirt, der nicht nur die Angelegenheiten der Stadt wesentlich und in bedenklicher Weise beeinflußt, sondern auch sehr merklich in den Landtag und in den Reichstag hineinwirkt, und doch ist dieser Ring so wenig hinwegzuleugnen wie vor Jahren der Ring, der sich aus der Newyorker Tammanyhall, dem Centrallager der amerikanischen Demokraten, herausgebildet hatte.

Herr Eugen Richter hat sich unterstanden, die Andeutung des Reichskanzlers, es bestehe zwischen den Fortschrittsleuten und der Socialdemokratie ein gewisses Einvernehmen, als „unwürdige Verleumdung" zu bezeichnen, und doch kann schwerlich in Abrede gestellt werden, daß mancherlei Anzeichen diese Vermuthung rechtfertigen. Jedenfalls sind die Fortschrittsdemokraten, welche dem Bilde, das Taine in seinem neuesten Werke von den Jacobinern entwirft, in überraschender Weise ähnlich sind, sehr nahe Verwandte der Socialdemokraten, und wenn beide sich noch nicht in allen Beziehungen gefunden, wenn sie gelegentlich gegeneinander

agitirt haben, so wissen wir, daß sie wiederholt bei Wahlen mit einander gegangen sind.

Man leugnet die Berechtigung des Kanzlers, sich als Anwalt des kleinen Mannes, des Armen, zu betrachten. Er ist aber mit dem Unfallversicherungsgesetze und in Betreff der Abschätzung der Berliner bei der Miethsteuer ganz entschieden in dieser Eigenschaft aufgetreten und von allen Unbefangnen als Vertreter der Billigkeit in Bezug auf jene Klasse der Bevölkerung erkannt worden, gleichviel, ob alle Behauptungen, die er aufstellte, vollständig zutrafen. Die Fortschrittspartei und die Clique der Manchesterleute, der Vertreter des mitleidlosen Geldsacks, des Gründerklüngels, der unbeschränkten Ausbeutung der Conjuncturen, sind immer unbillig gewesen gegen die Armen, sie haben immer nach Kräften dahin gewirkt, daß der Staat gehindert werde, sie zu schützen. Möglichst viel laisser faire, möglichst viel Selbstregierung, Unbeschränktheit, Ellbogenraum für das Großcapital, möglichst viel Gelegenheit zur Aussaugung des kleinen Geschäftsmanns durch den großen, der Unwissenden und Unerfahrnen durch die Klugen und Geriebnen war zu allen Zeiten, von den Tagen an, wo diese Schule von Politikern aus England importirt wurde, bis auf den heutigen Tag die Inschrift ihrer Fahne und Ziel und Zweck ihrer Predigt.

Wir sind weit davon entfernt, eine weitgehende Selbstregierung der Gemeinden gegenüber dem Staate zu verwerfen. Sie hat ihre Vorzüge, aber auch ihre Nachtheile. Wenn sie nicht immer dasselbe Gerechtigkeitsgefühl bekundet, wie das staatliche Beamtenthum, so liegt das in der menschlichen Natur, die eben nicht so vollkommen ist, wie sie die Fürsprecher der absoluten Selbstregierung voraussetzen. Man wird immer mehr oder minder geneigt sein, Verwandte, Freunde, Kunden zu bevorzugen, und dies wird in vielen Fällen wirklich geschehen, wie sehr man sich auch vorgenommen hat, unparteiisch zu sein; man sieht die Dinge dann eben anders, als sie sind. Es ist ganz begreiflich, daß der Krämer seine Kunden bei Abschätzungen selbst gegen seinen Willen nicht mit derselben Elle mißt, wie die Nichtkunden, und wenn dann noch Parteihaß und Rücksicht auf die Parteigenossen hinzukommen, so sind Unbilligkeiten kaum zu vermeiden. In einer großen Stadt, wo eine Partei sich des Regiments bemächtigt hat, kann das zu sehr ernsten Uebelständen führen, zumal da es nicht bei ungerechten Abschätzungen zu bleiben pflegt, sondern der Parteigeist oft auch auf die Vergebung städtischer Arbeiten einwirkt und bei solchen mehr die Gesinnungsgenossen berücksichtigt werden als die Gegner der Herrschenden.

Die Selbstregierung darf keine unbegrenzte sein, sie muß mit Schranken umgeben werden, der Staat muß die, welche nicht zu der herrschenden Partei gehören, vor der Willkür schützen, welche die von jener Partei gewählte, von

ihr fortwährend beeinflußte und ihr mittelbar oder unmittelbar verantwortliche Gemeinderegierung unter allen Umständen auszuüben bestrebt sein wird. Wir denken dabei nicht allein, aber allerdings vorzugsweise an Berlin mit seinem großen, vielgegliederten demokratischen Fortschrittsklüngel, dessen schädlicher Einfluß auf die Stadtverwaltung vergeblich abzuleugnen versucht worden ist, und wir stehen nicht an, es als einen Mißgriff zu bezeichnen, daß der letzte Minister des Innern, Graf Eulenburg der Zweite, dem Stadtregimente, dessen oberster Vorstand ihm befreundet war, so viel Rechte eingeräumt hat.

Der Kanzler soll dies ebenso aufgefaßt haben und überhaupt mit der Richtung der Politik des Grafen gegenüber den großen Städten in vielen Punkten nicht einverstanden gewesen sein, und der König soll diese Abneigung vor dem Verfahren des Grafen, der ursprünglich conservativ war, aber bei seinem Bedürfniß nach Beifall und Popularität allmählich fortschrittlichen Zumuthungen sich fügen zu müssen meinte, getheilt haben. Man darf darin einen der Gründe — vielleicht den wichtigsten — erblicken, welche zum Rücktritte des Grafen Eulenburg führten. Der Vorgang, der am 19. Februar im Herrenhause stattfand, wurde, wenn wir recht unterrichtet sind, nur als günstige Gelegenheit benutzt, um sich aus einer der monarchischen Denkart des Königs gegenüber unbequemen und zuletzt unhaltbar gewordnen Stellung zurückzuziehen.

Wir dürfen uns die Meinungsverschiedenheiten, die hier in Frage standen, ungefähr folgendermaßen vorstellen. Der Reichskanzler wünschte hinsichtlich der Kreis- und Provinzialordnung vor deren Abschluß nochmalige Prüfung und theilweise Abänderung, Graf Eulenburg dagegen hatte Eile mit der Sache und wollte rasch den Rahmen vollendet sehen, der für alle Provinzen bestimmt war, er war zu diesem Zwecke bereit, den Liberalen im Abgeordnetenhause weitgehende Zugeständnisse zu machen, die der Fürst Bismarck für gefährlich hielt, und denen er deshalb seine Unterschrift versagt haben würde, wenn dieselbe von ihm verlangt worden wäre. Andrerseits mißfiel dem Könige an der Eulenburgschen Politik der Verlust an monarchischen Rechten und die Zerbröckelung der Staatsgewalt in Gemeindebrocken, welche diese Politik involvirte. Zunächst trat dieses Mißbehagen, wie man sagt, in Bezug auf den Berliner Polizeipräsidenten an den Tag, dessen Autorität durch den Umstand, daß neuerdings der Minister des Innern über Angelegenheiten der Stadtverwaltung, Herrn v. Madai bei Seite lassend, direct mit dem Oberbürgermeister sich verständigt hatte, dermaßen geschmälert worden war, daß er die Verantwortlichkeit für die Ordnung dem Könige gegenüber nicht wohl mehr zu tragen vermochte.

Es ist kaum übertrieben, wenn neulich die „Deutsche Revue“ behauptete, das Stadtregiment von Berlin regiere infolge jener Concessionen absoluter als irgend

eine Staatsregierung in Deutschland, wenn sie auf die Förderung hinwies, welche diesem Absolutismus aus der Exclusivität erwachse, mit der jede Behörde von dem demokratischen Fortschrittsring absorbirt werde. Die Gemeinde- und Staatswahlen werden geradezu terroristisch beherrscht, indem nichtfortschrittliche Wähler durch mancherlei Manöver abgeschreckt werden, ihre Gesinnung laut werden zu lassen. Namentlich wird jede nicht zu den Ansichten und Maßregeln der gebietenden Partei stimmende öffentliche Aeußerung über die Steuereinrichtungen Berlins behutsam unterdrückt. Selbst Volksvertreter werden von der in Berlin fast allein maßgebenden Clique in dieser und andern Beziehungen einzuschüchtern versucht. „Als einer der Räthe des Polizeipräsidenten, der zugleich Mitglied des Abgeordnetenhauses ist, bei den Debatten über das Zuständigkeitsgesetz mit Schärfe, aber mit großer Sachkunde, die Beziehungen des berathnen Gesetzes zu den Communalverhältnissen Berlins beleuchtete, hat der für die parlamentarische Redefreiheit sonst so eifrig eintretende Berliner Fortschritt doch, im Widerspruche mit allen sonst in parlamentarischen Versammlungen behaupteten Theorien, sofort Beschwerde bei dem Ministerium des Innern geführt. Indeß ist das noch weniger zu verwundern als die Bereitwilligkeit dieser Staatsbehörde, auf die Beschwerde einzugehen. Wie von unterrichteter Seite verlautet, war die Versetzung des betreffenden Beamten nach Ostpreußen beabsichtigt, und dieselbe würde ausgeführt worden sein, wenn dem Betheiligten nicht von andrer Seite ein nicht angerufner, aber wirksamer Beistand geworden wäre."

So das angeführte Blatt. Wir fügen noch hinzu, daß auch der Uebergang der Straßen der Stadt Berlin in das Eigenthum der letztern, der 1875 stattfand, den Zwecken der regierenden Demokratenclique dienen mußte, und daß er auch sonst Ungehörigkeiten zur Folge gehabt hat. Man pocht jetzt darauf und verfährt, als könne man hier thun, was man wolle. Ein Beispiel ist die Pferdebahn, von der man in gewisser Hinsicht sagen kann, seit die Verwaltung das Recht des Staats an den Straßen der Stadt abgetreten hat, sei geradezu das mittelalterliche Geleitsrecht wieder aufgelebt und in Kraft getreten. Der Minister Maybach aber hat den Herren, als die Bahn über die Jerusalemer Straße gelegt werden sollte, noch einmal, um einen Volksausdruck zu brauchen, zu zeigen gewußt, was eine Harke ist.

Der Reichskanzler will, wie er am 28. März im Reichstage erklärte, keine Staatsomnipotenz, aber er will auch keine Zersetzung, keinen Zerfall des Staats in communale Republiken nach dem Geschmacke der Demokraten von der Partei der Herren Richter und Virchow. Wie weit man mit den Bestrebungen nach einer solchen Ausdehnung der Selbstregierung kommt, haben wir in Paris wiederholt zu beobachten Gelegenheit gefunden. Jetzt wird es wieder versucht von der

radicalen Sippe. Man lese die Reden des Pariser Polizeipräfecten in der Kammer und vor seinen Wählern in Arbresle bei Lyon. Es geht aus denselben hervor, daß verständige und charaktervolle Männer auch in Republiken kein absolutes Selfgovernment, wie es unser Fortschrittsklüngel in seinem Interesse fordert, gewähren wollen. Man behauptete von Seiten des Pariser Gemeinderaths, der Präfect habe zu viel Gewalt und er gebrauche sie maßlos, er sei nur als Verwaltungsbeamter ohne Auftrag vom Volke zu betrachten, welches Volk natürlich die radicale Partei war, wie es in Berlin die Fortschrittspartei ist. Man erklärte mit dem üblichen Pathos, er müsse zurücktreten oder seines Postens enthoben werden. Der Minister Constans aber nahm entschieden für den Verklagten Partei. Er sprach dem Gemeinderath das Recht zu, über örtliche Vorkommnisse Auskunft zu verlangen, nannte es dagegen Uebertreibung, wenn er sich in allgemeine Verwaltungsfragen mischen zu dürfen verlange. Die Sicherheit von Paris könne keine Frage der Gemeinde sein. Von radicaler Seite wurde darauf verlangt, daß der Polizeipräfect dem Gemeinderathe verantwortlich gemacht werde, womit man die obige Anklage des Rathes der Berliner Polizeidirection vergleichen wolle. Der Präfect selbst erklärte dann in seiner Vertheidigung, er habe nur Rechtsüberschreitungen des Gemeinderaths abgewehrt. Es habe sich darum gehandelt, ob der Staat über der Gemeinde stehe, und Redner glaubt „die Regierung des Landes durch das Land" (im Gegensatz gegen die Regierung des Landes durch Paris, durch den hier herrschenden, in der Mehrheit des Gemeinderaths verkörperten Geist, der 1871 die Commune erzeugte) vertheidigt zu haben, als er den Zumuthungen der radicalen Stadtvertretung widerstanden.

Kehren wir nach Preußen zurück und betrachten wir eine andre Frage, welche der Reichskanzler neulich angesichts der in Berlin grassirenden Demagogenseuche aufgeworfen hat. Wenn er andeutete, daß es gut sein würde, den Reichstag von Berlin wegzuverlegen, so haben die geistesverwandten fortschrittlichen und secessionistischen Journale in dem bei ihnen herkömmlichen ordinären Stile eine Fluth von Spott und Hohn ausgeleert, und ihre hanswurstelnden Collegen in den Witzblättern haben ihnen mit Bocksprüngen in Prosa und Versen dabei secundirt. Aber auch die Organe andrer Parteien zweifeln einerseits an der Möglichkeit, diesen Gedanken zu verwirklichen, andrerseits daran, daß eine Verwirklichung desselben nützlich für das Reich und dessen Volksvertretung sein werde. Indeß sind es doch meist Berliner Stimmen, welche diese Zweifel geltend zu machen versuchen, und es fehlt nicht an andern, welche die Andeutungen des Fürsten Bismarck billigen und unterstützen. Der „Schwäbische Merkur," ein gewiß nicht illiberales Blatt und eins der angesehensten und verbreitetsten in Süddeutschland, sagt in Betreff der Sache: „Es muß weit gekommen sein mit den

mißlichen politischen Zuständen in Berlin, wenn der Reichskanzler sich veranlaßt sah, in offener Sitzung des Reichstags jene Verwarnung auszusprechen. Er muß es als eine hochwichtige Angelegenheit erkennen, die Tyrannei des Fortschrittsrings in der Reichshauptstadt zu brechen. . . Fürst Bismarck sieht offenbar schwere Gefahren für den Staat herankommen, wenn nicht die sociale Frage helfend und leitend von einer mächtigen Regierung, seiner Regierung, in die Hand genommen wird. Er hat sich offen als Anwalt des kleinen Mannes proclamirt und proclamiren lassen. Wenn er diese Rolle durchführen will, so muß zuerst die Macht der ‚Winkeladvocaten des Volks' (wir fügen hinzu, auch die der herzlosen Manchesternen, denen der Geringe und Arme nur Gegenstand der Ausnutzung ist) am Hauptsitz derselben gestürzt werden." Und die „Schlesische Zeitung" bemerkt: „Alle politischen Gründe, welche von fortschrittlicher und secessionistischer Seite unter Hinweis auf die Verlegung der französischen Kammern von Versailles nach Paris gegen diesen Gedanken geltend gemacht werden, sprechen in unsern Augen entschieden für denselben, da die Parlamente von localen Parteiströmungen möglichst unberührt bleiben sollen."

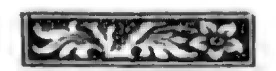
Wir theilen die hier geäußerten Ansichten, halten aber die betreffenden Aeußerungen des Kanzlers auf die Gefahr hin, den wohlfeilen Späßen der jüdischen Fortschrittsharlekine zu verfallen, nicht für eine bloße „Verwarnung," sondern für einen in der Entwicklung begriffnen, dem Uebergange zum Beschlusse, dem Reifen zur That nahen Gedanken des Fürsten Bismarck. Vieles empfiehlt ihn, wenig steht ihm im Wege. Der Kaiser kann den Reichstag berufen, wohin er will; denn in der Verfassung ist nichts über den Ort bestimmt, wo er zu tagen hat. Die alten Kaiser Deutschlands hatten keine Reichshauptstadt, sie versammelten die Vertreter des Reiches, Fürsten und Stände, wo es ihnen gerade paßte, bald im Norden, bald im Süden oder Westen. Bei Bedrohungen vom Westen her wäre es heutzutage indicirt, daß der Reichstag in Berlin oder Breslau zusammenträte, während er bei Unruhen im Osten nach einer rheinischen, bairischen oder hessischen Stadt, etwa nach Köln, Nürnberg, Augsburg oder Kassel berufen werden sollte. Auch gegen Hannover und Hamburg würde unter Umständen nichts einzuwenden sein. Die Herren Reichsboten würden an allen diesen Orten sehr günstig aufgenommen werden, und es würde ihnen daraus überdies der Vortheil erwachsen, daß sie mit andern Sphären der Nation, andern Leuten, andern Verhältnissen in Berührung kommen, anders beeinflußt werden würden als bisher in Berlin. „Der Berliner ist so wenig mit dem Deutschen zu verwechseln wie der Pariser mit dem Franzosen; es sind hier wie dort, so zu sagen, zwei ganz verschiedne Nationen."

Auch sonst sprechen Gründe und die als noch viel wichtigere Gründe bis

jetzt genannten für den Plan. Die Unabhängigkeit der Boten und die Redefreiheit ist in Mittelstädten besser gewahrt als in einer großen Stadt mit mehr als einer Million Einwohner. Man hat das 1848 gesehen, wo die Radicalen, die Demokraten, welche jetzt Fortschrittspartei heißen, die Gewalt an sich gerissen hatten und Volkshaufen die ihnen mißliebigen Abgeordneten bedrohten, ja einmal förmlich belagerten und sie das Schicksal Auerswalds und Lichnowskys befürchten ließen. Die Reichstagsmitglieder haben ferner dort nicht die Kothwürfe der Berliner Schmutzpresse zu scheuen. Wie viele von ihnen sind fest gegen solchen Zeitungspöbel? Wie viele würden in revolutionären Zeiten, die in Berlin wiederkehren können, fest sein gegen Einschüchterung durch Bedrohung ihres Lebens? In kleinern Orten sind sie weit leichter zu schützen als dort, wo die Fortschrittsleute mit ihren Vettern, den Socialisten, einst das enge Bündniß schließen werden, auf das beider letzte Ziele hinweisen, und das beider Verwandte vor zehn Jahren vor dem Altar der Commune in Paris wirklich schlossen. Wenn diese beiden Parteien aber in Berlin einig sind, so bilden die Ordnungsfreunde und die Monarchischgesinnten die Minorität und können selbst, wenn sie alle ihre Kräfte aufbieten, sich und ihre Meinung nicht zur Geltung bringen. Auch anderswo hat man das begriffen. In den Vereinigten Staaten versammelt sich der Congreß nicht in Newyork, Philadelphia, St. Louis oder Chicago, sondern in Washington, einer mäßig großen und für gewöhnlich stillen Stadt, und gleicherweise tagen die Legislaturen sämmtlicher Einzelstaaten in Mittelstädten, ja in kleinen Orten. Sehr gute Gründe sprachen für das Verbleiben der französischen Kammern in Versailles, und es müßte mit wunderbaren Dingen zugehen, wenn ihre Rückkehr nach Paris sich nicht einmal rächte. Schon die Verlegung des Reichstagsgebäudes nach Potsdam würde gegen Unzuträglichkeiten der erwähnten Art eine gewisse Bürgschaft bieten.

Endlich würden, wenn der Reichstag nicht in Berlin domicilirt wäre, nicht so erstaunlich viele Berliner drin sitzen. Nehmen wir das Verzeichniß der Mitglieder zur Hand, so sinds nicht weniger als 46. Die Präsenzziffer schwankt dicht unter 200, und von denen sind die Sechsundvierzig wahrscheinlich immer zugegen. Dann aber kommen wir zu dem ungeheuerlichen Verhältnisse, daß die einzige Stadt Berlin nicht weniger als ein Fünftel, ja fast ein Viertel der effectiv wirksamen Vertretung Deutschlands mit Einschluß Elsaß-Lothringens liefert, und wenn man die höchste Präsenzziffer von etwa 310 nimmt, bleiben immer 15 Procent Berliner. Auf jede Million der Seelenzahl des deutschen Reiches kommt mehr als ein Bewohner der Millionenstadt an der Spree, und wenn der Ueberdruß an den Reichstagsverhandlungen, der bei vielen Abgeordneten durch den Zwang erzeugt wird, zwei- und mehrstündige Reden der Herren Richter und

Lasker anzuhören, so zunimmt, wie in der letzten Zeit, so kann man es für richtig halten, wenn prophezeit wird, daß künftig wenigstens ein Fünftel der Reichsvertretung bei den Abstimmungen oder der Präsenzzahl regelmäßig aus Berlinern bestehen wird. Die sind immer am Platze und nahe bei der Hand, und wenn sich zu den Demokraten unter ihnen nur die gleiche Zahl von Nichtberlinern als Gesinnungsgenossen findet, so haben sie schon nahezu die geborne Majorität der üblichen Präsenzziffer von etwa 200. Dabei findet sich in der Stadt ein erhebliches Contingent solcher Candidaten, die aus gewerbsmäßiger Ausübung der Volksvertretung, combinirt mit der Redaction von Zeitungen, ein Geschäft machen. Beides arbeitet einander in die Hand, um den wirthschaftlich unproductiven Klassen, den fruges consumere nati, ein Uebergewicht in der Gesetzanfertigungsanstalt zu verschaffen. Mit Hilfe der von Besoldung und Honorar lebenden Beamten in Berlin und außerhalb, für welche die Parlamentszeit im Vergleich mit ihrer dienstlichen Thätigkeit eine angenehme Ferienzeit ohne strenge Anforderungen, ohne barsche Vorgesetzte, ohne Unterordnung und ohne Rüge ist, eine Zeit, wo man sich als Träger des Volkswillens fühlen und sich mit Reden bewundern lassen kann, giebt das eine Majorität, genau wie sie nicht sein sollte. Dem muß also abgeholfen werden. „Das deutsche Volk hat ein Recht darauf, zu verlangen, daß der Reichstag nicht verberlinert wird“ — daß er bis zu einem billigen Maße entberlinert wird, erlauben wir uns hinzuzufügen.



Notiz.

In Bezug auf das im 9. Hefte der Grenzboten erwähnte, in London seiner Zeit circulirende Gerücht, daß Dr. Schliemann mit dem Kensington-Museum wegen Verkaufs seiner Sammlung trojanischer Alterthümer für die Summe von 6000 Pfund Sterling in Unterhandlung gestanden habe, versichert derselbe dem Verfasser des betreffenden Artikels, daß nie von einem Verkauf der Sammlung die Rede gewesen sei, und daß er dieselbe auch nicht für 100 000 Pfund Sterling verkauft haben würde, geschweige denn für den nichtigen Preis von 6000 Pfund, indem er hinzufügt, daß die Kosten der Ausgrabung allein sich auf 16 000 Pfund belaufen haben, und daß er den Proceß mit der Türkei, der weitere Kosten im Belauf von 6000 Pfund zur Folge hatte, hätte vermeiden können, wenn er derselben nur das kleinste der von ihm gefundnen goldnen Kopfgehänge und den kleinsten der goldnen Becher hätte geben wollen.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Rußland und die Reform.

Als der jetzige Zar den durch Ermordung seines Vaters erledigten Thron bestiegen, erließ der gegenwärtige Leiter des Auswärtigen Amtes in Petersburg, Herr v. Giers, ein Rundschreiben an die Vertreter Rußlands an den auswärtigen Höfen, worin es über die zukünftige innere Politik Alexanders des Dritten hieß: „Der Kaiser wird sich zunächst der Sache der innern Staatspolitik widmen, welche mit den Erfolgen der Civilisation sowie mit socialen und ökonomischen Fragen in engem Zusammenhange stehen, Fragen, die jetzt den Gegenstand besondrer Sorgfalt bei sämmtlichen Regierungen bilden."

Das war sehr allgemein gesprochen, und da sich infolge dessen viel hineinlegen ließ, so legte die westeuropäische Presse je nach dem Standpunkte, den ihre einzelnen Organe einnahmen, allerlei hinein, die liberale natürlich allerlei Liberales. Manche Blätter, die Rottek und Welcker mit Nutzen studirt hatten, wußten, daß die Uebel, die Rußland im letzten Jahrzehnt heimgesucht, nur mit einer Verfassung nach englischem oder belgischem Muster beschworen werden konnten, daß sich der Nihilismus und das, woran unser östlicher Nachbar sonst krankt, allein mit dem Constitutionalismus heilen ließ.

Die Wiener „Presse" ließ sich, wie folgt, vernehmen: „Wenn sich die Regierung dem Rundschreiben des Herrn v. Giers zufolge ‚zunächst' der innern Staatsentwicklung widmet, so wird sich eine constitutionelle alsbald als unabweisliche Nothwendigkeit ergeben. Das drängende Bedürfniß ist einmal in den Geistern vorhanden, es giebt keine Wahl mehr. Die Regierung muß wenigstens den gebildeten, zur Zeit allein stimmfähigen und maßgebenden Theil ihres Volks befriedigen. Rußland wird in den nächsten Jahren eine constitutionelle Umbildung erfahren und das wird auf alle Theile des Staatswesens einwirken." Das Blatt bezeichnete dann

als Aufgaben der Reformarbeit vorzüglich Hebung der Finanzkraft des Landes, Sorge für bessern Anbau des Bodens und geschicktere Ausbeutung seiner noch ungehobnen Schätze, größre Nutzbarmachung der Eisenbahnen und Canäle, Erlösung von der Branntweinpest, religiöse, nicht bloß kirchliche Erziehung der Massen und wahrhafte Volksbildung, die Pflichtgefühl einpräge. Das allein könne den Nihilismus ertödten.

Andre Zeitungspolitiker waren wenigstens der Meinung, daß eine Auswahl aus den Medicamenten der liberalen Apotheke dem Zustande des Kranken entsprechen und Besserung herbeiführen werde, eine Ansicht, in der sie dadurch bestärkt wurden, daß in Rußland eine Partei, an deren Spitze sie den bekannten Loris Melikoff stellten, ebenso dachte. Das russische Volk, so raisonnirten sie, ist keineswegs ganz unreif für den Besitz der Freiheit. Es muß wie andre Nationen schrittweise der Mündigkeit, der Fähigkeit zur Selbstverwaltung entgegengeführt werden. Dazu ist aber noch nicht einmal ein Anfang vorhanden. Die gebildete Klasse der Russen beansprucht für sich jenes Maß individueller Freiheit, jener Rechtssicherheit, für die Person und das Eigenthum, für die Entfaltung ihrer intellectuellen und materiellen Kräfte, deren sich im Westen auch der letzte Arbeiter erfreut. Ihr können die bisherigen, für die großen halbcivilisirten Massen des Riesenstaates ausreichenden Einrichtungen nicht genügen. Sie wollen erlöst sein von der Willkürherrschaft einer eigenmächtigen und habsüchtigen Bureaukratie, wollen in freier Weise theilnehmen an der Verwaltung, wollen eine genügende Controle über die Administration ausüben, lauter Forderungen, welche in den Staaten des Westens verwirklicht wurden, weil das ganze Volk sie gestellt hatte, während in Rußland diesem Verlangen der Nachdruck der allgemeinen Ueberzeugung mangelt. An die Stelle dieses Nachdrucks trat die Bedrohung der Verschwörer und die Ausführung der Bedrohung. Wenn der Kaiser mit ernstem Willen ans Werk ginge, wenn er zunächst die Grundbedingungen der persönlichen Freiheit und Sicherheit, die Garantien des Hausrechts, die Bürgschaften einer geregelten und ehrlichen Verwaltung schaffen wollte, dann würden die verhängnißvollen Zustände Rußlands wahrscheinlich bald ein bessres Aussehen gewinnen.

Wieder andre Blätter riethen wenigstens zur Einsetzung einer Controle durch das Volk in finanziellen Angelegenheiten; denn tief eingewurzelt sei in Rußland die Vorstellung, daß der Absolutismus in beispielloser Weise die Staatsgelder verschleudert, und daß ein corruptes Beamtenthum sich wie ein Blutegel an die Adern des Volkes gesetzt habe. Alexander der Dritte sei fest entschlossen, dieser Verwaltungsweise, deren unsaubres Gebahren bis über Minister und Generale heraufreiche, ein Ende zu machen, dazu aber müsse er wohl oder übel an den Beistand des Volkes appelliren. Gleichviel, ob er zur Beaufsichtigung der Staatsausgaben ein Parlament, oder einen gewählten „Aufsichtsrath" berufe, fest stehe, daß er der Bevölkerung einen Antheil an der Regierung gewähren müsse, wenn er sein Reich vor dem wirthschaftlichen Ruin bewahren wolle.

Besonders klug geberdeten sich die Doctoren der „Times“ in dem Recepte, mit dem sie sich den Russen in der dritten Woche des April beizuspringen beeilten. Sie fanden sogar die Nihilisten, abgesehen von ihren verbrecherischen Thaten, nicht übel. Ihr Manifest enthalte, wie diese englischen Gelehrten meinten, „nicht wenig, was die Sympathie aller verdiene, welche die Segnungen der Freiheit und einer guten Regierung zu schätzen wüßten,“ und ihre Beschwerde „helfe die wahnwitzige Leidenschaft erklären, die zu dem Verbrechen angetrieben.“ „Ihr Verlangen nach Preßfreiheit, Redefreiheit, Versammlungsfreiheit und Wahlfreiheit ist,“ hieß es weiter, „offenbar weder unzulässig noch unverständlich. Nur weil der Nihilismus dabei beharrt, sich als Feind aller civilisirten Gesellschaft hinzustellen, der seine Ziele durch Methoden erstrebt, welche die Menschheit erschüttern, ist es der Regierung geradezu unmöglich, selbst dessen vernünftigen Forderungen Gehör zu schenken. Dies ist jedoch kein Grund, zu leugnen, daß die in dieser Weise ausgesprochnen Forderungen an und für sich vernünftig sind und Concessionen beanspruchen, deren Verweigerung einem freien und vernünftigen Volke, wie das unsrige ist, kaum in den Kopf will. Was soll man von den gesellschaftlichen Zuständen Rußlands halten, wenn die furchtbarste und gewissenloseste Verschwörung der Neuzeit in ihrem ‚Bittgesuche um Rechte‘ Zugeständnisse verlangt, welche in einem jeden freien Gemeinwesen nur etwas ganz Alltägliches sind? Wir können nur hoffen, daß der jetzige Zar, nachdem die Mörder seines Vaters ihr Verbrechen gesühnt, die Verschwörung mit der Gerechtigkeit und nicht mit der Unterdrückung bekämpfen wird.“ Aehnlich die „Daily News“, welche meinte, der Nihilismus könne nicht durch Hinrichtungen beseitigt werden; das Heilmittel sei in der „Lockerung der Bande zu suchen, welche die freie Rede und politische Agitation fesselten.“

Was man hofft, das sieht man bisweilen schon fix und fertig am Horizont auftauchen, und sieht mans nicht, so muß die Phantasie aushelfen und Wirklichkeit spielen. Am 21. April ließ sich das letztgenannte Blatt von seinem Petersburger Correspondenten berichten, daß der Kaiser Alexander auf dringende Vorstellung Loris Melikoffs endlich einen Ministerrath berufen habe, um den von letzterm vorgeschlagnen und vom verstorbnen Zaren bestätigten Plan einer Repräsentativ-Verfassung für Rußland zu discutiren. „Zunächst soll,“ so las man da und staunte, „eine Redactionscommission, bestehend aus gewählten Mitgliedern der Landcorporationen (Semstwos), der Städte und des Adels berufen werden, um sich mit den Staatsfragen zu beschäftigen. Zu diesem Zwecke wurde ein Ministerrath unter dem Vorsitze des Kaisers anberaumt, der mit Vorlegung von drei Documenten eröffnet wurde: 1) Graf Melikoffs Vorschlag zur Berufung der Commission zur Entwerfung der Verfassung, auf welchen der verstorbne Kaiser „Genehmigt“ geschrieben, 2) der Ukas an den regierenden Senat, datirt vom 1. März, 11 Uhr 30 Minuten Vormittags, 3) ein neuer Ukas zur Unterschrift für den jetzigen Zaren redigirt. Nach Verlesung dieser Documente gab der Kaiser zu verstehen, daß diejenigen der Anwesenden, welche geneigt wären, ihren Ansichten darüber Ausdruck zu geben, dies thun sollten.“ Der

Correspondent läßt nun eine Anzahl von Rednern auftreten und giebt deren Aeußerungen in einer Weise wieder, nach der man annehmen muß, er sei Augen- und Ohrenzeuge gewesen. Einige sprechen entschieden für, andre gegen den Plan, alle mit Gründen. Zuletzt giebt es eine Abstimmung, bei der 9 von den Anwesenden (Adlerberg, Melikoff, Miljutin, Walujeff, der Finanzminister Abasa, Giers, Nabokoff, Saburoff und Solski) für und 5 (Fürst Liewen, Admiral Possiet, der Eisenbahnminister, Makoff, Pobedonostscheff und Graf Stroganoff) gegen den Melikoffschen Vorschlag stimmen, während der Großfürst Wladimir, ebenfalls zugegen, sich der Abstimmung enthält. „Der Kaiser," so erzählt der Correspondent weiter, „erhob sich und dankte der Versammlung. Er sagte: Demnach hat sich die Mehrzahl der Herren in dem Sinne ausgesprochen, daß der Vorschlag wegen Einberufung einer vorbereitenden Commission, welche aus allen Klassen gewählt würde, im Interesse des Staates ausgeführt werden soll. Ich stimme mit der Majorität überein und wünsche, daß der Ukas diese neue Reform als ein Andenken an meinen seligen Vater bezeichne. Der Minister des Innern wird den Ukas in Uebereinstimmung mit den Bemerkungen, die wir gemacht haben, ausarbeiten. Alle Anwesenden standen, als der Kaiser sprach. Se. Majestät drückte dem Grafen Melikoff warm die Hände. Er bat dann die Minister, unbedeutende Angelegenheiten selbständig zu ordnen und nicht erst seine Entscheidung nachzusuchen."

Dieser interessante Bericht fand in der Mehrzahl der deutschen Blätter um so mehr Beachtung und Glauben, als die „Berliner Börsen-Zeitung" schon früher in einem Briefe aus Petersburg die Mittheilung erhalten hatte, Melikoff habe „beim letzten Ministerrathe vollständig gesiegt," und man werde „in kurzer Zeit eine neue Aera betreten, die direct zur Constitution führe", und als die „Kölnische Zeitung" am 19. April eine Depesche aus Petersburg bekommen hatte, welche gemeldet, daß Melikoff mit dem Kaiser ausgezeichnet stehe und dazu berufen sei, eine große Rolle zu spielen.

Wir haben schon angedeutet, daß wir alle diese Mittheilungen von Anfang an für Fabeleien hielten, und bis jetzt ist jedes Zeichen, daß sie ganz oder theilweise begründet, ausgeblieben. Heute trifft eine Meldung ein, welche die Liberalen befriedigt, morgen eine, welche sie verstimmt. Alle aber scheinen nichts als Gerüchte, ja bloße Erfindungen der betreffenden betriebsamen Correspondenten zu sein. Bald ist Melikoff um seine Entlassung eingekommen, bald ist er oben auf. Nach den neuesten unter diesen Berichten schwankt man in den maßgebenden Kreisen infolge der sich bekämpfenden Strömungen, die am Hofe herrschen. An der Spitze der einen Partei stünde der Großfürst Wladimir, der die Anwendung von Repressivmitteln wenigstens für den Verlauf des nächsten halben Jahres verlange. Die zweite Richtung vertrete Abasa, der nur Verstärkung des Reichsrathes durch Mitglieder wolle, die vom Lande zu wählen wären. Führer der dritten Partei sei Melikoff, welcher alles Heil von der Einberufung einer durch Volkswahlen zu schaffenden berathenden Versammlung erhoffe. Unterliege Melikoff, so solle er durch Ignatieff

ersetzt werden, wo von Reformen keine Rede mehr sein würde. Am 29. April habe wieder ein Ministerrath stattgefunden, dem der Kaiser und mehrere Mitglieder seiner Familie beigewohnt hätten, und in welchem über drei „Pacificationsprojecte" verschiedener Art Beschluß gefaßt worden sei. Das erste derselben verlange kurz und rund Unterdrückung der verbrecherischen Thätigkeit der socialistischen Revolutionäre ohne irgendwelche liberale Reformen. Das zweite schlage vor, unverzüglich ziemlich weitgehende Reformen dieser Art ins Leben zu rufen und die Repressivmaßregeln zu unterbrechen, um die Wirkung der Reformen abzuwarten. Würde trotzdem das Treiben der Nihilisten fortdauern, so solle zu schärfster Reaction übergegangen werden. Das dritte Project endlich beantrage: gegen die nihilistische Bewegung mit äußerster Strenge vorzugehen, zugleich aber den Wünschen des bessern Theils des Volkes, sowie den wirklichen Verhältnissen Rechnung zu tragen und sofort zur Verwirklichung der vom verstorbnen Kaiser beabsichtigten liberalen Maßnahmen zu schreiten.

Wir geben zunächst kein eignes Urtheil über die Frage ab, ob überhaupt und wie weit in Rußland Reformen constitutioneller Art ohne Schaden möglich sind und voraussichtlich nutzen und dem nihilistischen Treiben ein Ende bereiten würden. Wir wollen zunächst einem guten Kenner der russischen Verhältnisse das Wort verstatten. Der Schrift „Aus der Petersburger Gesellschaft" und der „Neuen Folge" dieses vielbesprochnen Buches ist soeben unter dem Titel „Von Nikolaus I. zu Alexander III., St. Petersburger Beiträge zur neuesten russischen Geschichte" (Leipzig, Duncker & Humblot) ein neues Werk des außerordentlich fleißigen Verfassers gefolgt, das theils Episoden aus der Geschichte Rußlands im letzten halben Jahrhundert (Allerlei aus der „dritten Abtheilung," die Petraschewskische Verschwörung von 1848 und 1849, die russische Emigration in London 1852 bis 1864 u. a.), theils geheime russische Denkschriften enthält und mit einer Charakteristik des jetzigen Zaren und der gegenwärtigen Zustände Rußlands mit Hinblicken auf die dort und anderwärts gehegten Wünsche nach Reformen schließt, die wir im wesentlichen folgen lassen.

Keiner der seit dem Tode Peters des Großen auf den russischen Thron gelangten Söhne des Hauses Holstein-Gottorp-Romanoff hat eine so große Summe tüchtiger sittlicher Eigenschaften und einen solchen Schatz von Erfahrungen mitgebracht, wie der sechsunddreißigjährige Alexander III. Mit der Energie seines Großvaters Nikolaus verbindet der junge Monarch den humanen Sinn seines Vaters. Die Unsträflichkeit des Privatlebens, die ihm nachgerühmt wird, hat er vor allen seinen Vorgängern voraus. Der durch dasselbe bethätigte sittliche Ernst ist ebenso sein freier Erwerb wie die Tüchtigkeit, die er als Heerführer, und die Gewissenhaftigkeit, die er als Administrator bewiesen hat. In einer Zeit schwerer Erschütterungen und Umwälzungen der bestehenden Ordnung zum Manne gereift und schon als Jüngling zur Theilnahme an den großen Geschäften zugelassen, ist Alexander früher ein wirklicher Mann geworden, als bei den Mitgliedern seiner Familie sonst üblich

ist. Als Mann hat er einen schwierigen, sorgenvollen Krieg mitgemacht, und wie ein Mann hat er diesen Krieg geführt. Während andere Fürsten von dem blutigen Handwerke der Waffen gewöhnlich nur die glänzende Außenseite zu sehen bekommen, hat er reichlich erfahren, was es bedeutet, die Geschicke eines großen Staates auf die Spitze des Schwertes zu setzen. Strenger als irgend ein andrer Theilnehmer am Feldzuge von 1877 hat er die begangnen Mißgriffe beurtheilt, rücksichtsloser als selbst der oberste Träger der Staatsgewalt hat er die großen und kleinen Herren seine Ungnade empfinden lassen, welche im Verdachte standen, ungetreue Haushalter gewesen zu sein. Alles, was von ihm, dem zweiten Sohne Kaiser Alexanders II., in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, läßt auf ein tüchtiges, gediegenes Wesen schließen, das für einen unter normalen Verhältnissen, d. h. durch Erbfolge, auf den Thron gelangten, mehr Werth hat, als hoher Flug des Geistes, Kühnheit der Phantasie oder Ueberlegenheit im persönlichen Verkehr. Bereits in den ersten Wochen seiner unter fast beispiellos schwierigen Verhältnissen begonnenen Regierung hat Alexander III. bewiesen, daß er zu lernen und zu vergessen verstanden hat. Gelernt hat er, daßdie 1863 und 1877 von seinem Vater versuchte Politik der Diversionen eine aussichtslose ist, und daß es vor allem der Erhaltung des Friedens bedarf, wenn eine Consolidirung der Zustände im russischen Reiche auch nur zu hoffen sein soll. In dieser Erkenntniß hat er die seit 1879 stark gelockerten Bande zwischen der Regierung in Petersburg und den Cabinetten in Berlin und Wien neu befestigt und diejenigen des Irrthums überführt, die aus der Vorliebe für Frankreich, welche man ihm als Zarewitsch nachsagte, Schlüsse auf die Politik gezogen hatten, die von ihm als Kaiser zu erwarten. Er hat ferner gelernt, daß das System der zur Aburtheilung politischer Verbrecher niedergesetzten, außerordentlichen, nicht öffentlichen Commissionen mit dem Bestande einer Vertrauen erweckenden Rechtspflege unvereinbar ist und im Hinblick auf diesen Umstand die Mörder seines Vaters vor den ordentlichen Gerichtshof ihres Landes gestellt. Daß er auch zu vergessen weiß, hat er dadurch kundgegeben, daß er Walujeff und Miljutin, die beiden Minister, mit denen er als Thronfolger die härtesten Zusammenstöße gehabt, im Amte gelassen, und daß er den gefürchtetsten und am wenigsten beliebten unter seinen ehemaligen Gegnern, den seit 1879 außer Activität gesetzten Grafen Schuwaloff mit einer ehrenvollen Sendung beauftragt hat.

An den übrigen Entscheidungen, die der neue Beherrscher Rußlands bisher getroffen hat, findet der Verfasser unsrer Schrift allerlei zu tadeln, ob in allen Puncten mit Grund, lassen wir dahin gestellt. Indeß halten wir es für gut, hier mildere Ausdrücke zu brauchen als er. Ganz unerklärlich erscheinen ihm die Wahl des neuen Stadthauptmanns der Residenz, die der beiden neuen Minister und die von Melikoff gegen die periodische Presse unternommenen Repressionsversuche. Jener Stadthauptmann, Baranoff, der sich durch seine frühern Conflicte mit dem Großfürsten Konstantin einen gewissen Ruf verschafft, hat schon in den ersten Tagen seiner Amtsführung gezeigt, daß er der Mann der Situation nicht ist. Der Einfall, der Polizei einen Municipalrath beizugesellen, sah deutlich wie die Einfälle

aus, mit denen die vorige Regierung ihr Bedürfniß nach Popularität zu verrathen pflegte, und die mit Hilfe dieser neuen Einrichtung ins Werk gesetzten Sicherheitsmaßregeln waren der Art, daß sie zurückgenommen werden mußten, bevor sie nur zur Hälfte ausgeführt waren. Und die Kritik, welche gewisse Zeitungen diesem unglücklichen Experimente zu Theil werden ließen, hat Melikoff Anlaß zu Preßmaßregelungen gegeben, welche den Eindruck der ersten gegen die hauptstädtische Publicistik verhängten Repression in weite Kreise trugen und den Minister Abasa bestimmten, um seine Entlassung zu bitten. Derselbe Mann, auf dessen Anregung eine unter Beirath jener Publicistik unternommene Umgestaltung der Preßgesetzgebung von 1865 und 1873 vorbereitet wurde, hat in den ersten drei Wochen der neuen Regierung mehr Verwarnungen, Zeitungssuspensionen und Einzelverkaufsverbote erlassen, als innerhalb seiner ganzen übrigen Verwaltung. Nicht nur die bekannten Organe des vulgären Liberalismus Rußlands, „Golos“, „St. Petersburger Zeitung“, (die russische, nicht die deutsche ist gemeint), „Molwa“ und „Nowoje Wremja“, sondern auch der zwar freimüthige, aber besonnene und anständige „Porjädok“ und die hochconservative „Moskauer Zeitung“ wurden von diesen Maßregelungen betroffen.

„Keinem Denkenden wird,“ so fährt unser Autor fort, „in den Sinn kommen, das Constitutionsgeschrei des Petersburger Preßpöbels in Schutz zu nehmen. Welchen Sinn hat aber die Unterdrückung desselben, wo alle Welt weiß, daß die Presse das bloße Echo dessen ist, was auf Märkten und Straßen laut verkündigt wird, und daß die Verkündigungen durch das Geschwätz jener Aksakoff und Genossen provocirt worden sind, die ihre frühern Angriffe auf den ‚Europa nachgeahmten Absolutismus Peters des Großen‘ durch das Ableiern sinnloser Phrasen von der mystischen Bedeutung des ‚nationalen Zarenthums‘ vergessen zu machen suchten. . . Noch bedenklicher nimmt sich freilich aus, daß der Gevatter des Moskauer Slavophilenthums, jener Exbotschafter in Konstantinopel, den die Türken den ‚Vater der Lüge‘ nannten, und der als Instigator des letzten Kriegs, als Mitschuldiger bei den Ueberstürzungen des Sommers von 1877 und als Urheber der Thorheit von San Stefano für endlich abgethan gelten durfte, daß Graf Ignatieff mit der Verwaltung eines Ministeriums betraut worden ist, für dessen Leitung sonst die besten Köpfe Rußlands gerade gut genug gewesen waren.“ Unsre Schrift fragt: „Bedeutet diese Ernennung einen Rückfall in die nationalen Jugendvelleitäten des einstigen Thronfolgers? Ist sie ein den Aksakoff, Orest Müller, Illowaiski u. s. w. gemachtes Zugeständniß, oder handelt es sich wirklich bloß um eine Bestätigung des alten Satzes, daß das Regieren in Rußland das Privilegium einer gewissen Kaste sei, deren Glieder die hohen Aemter der Reihe nach durchprobiren?“

„Ebenso unlösbar ist das Räthsel, welches der russischen Gesellschaft durch die Ernennung des Barons Nikolai zum Nachfolger des gescheiten, gutintentionirten, allgemein beliebten, wenn auch vielleicht etwas vorschnellen Unterrichtsministers Saburoff zum Rathen aufgegeben worden ist. Herr v. Nikolai hatte zu Anfang

der Verwaltung des liberalen Unterrichtsministers Golowin dessen Gehilfen abgegeben, aber niemals für seines Chefs Gesinnungsgenossen gegolten und sich nur wenig bemerkbar gemacht; als er zurücktrat, wußte das Publicum nicht mehr von ihm, als daß er die Abschaffung der körperlichen Züchtigung in den höhern Schulen dringend widerrathen und Golowins Vorliebe für die Realschulen getheilt habe. Seitdem ist Nikolais Name auf dem Gebiete des Unterrichtswesens nicht wieder genannt worden. Er begleitete den Großfürsten Michael nach Tiflis, wo er bis zum Jahre 1876 als Civiladlatus des Statthalters fungirte, Eifer und Energie bewies, besondere Lorbeern aber nicht erntete. In das Unterrichtsministerium haben ihm die Empfehlung des Großfürsten-Statthalters und die Freundschaft Melikoffs verholfen, der ihn vom Kaukasus her kennt. Möglich ist, daß Baron Nikolai in der Leitung des ihm anvertrauten Verwaltungszweiges glücklicher ist als seine Vorgänger, besondern Beruf für sein Amt hat er nicht nachgewiesen, besondre Beliebtheit durch seine bisherige Wirksamkeit nicht erworben; seine Ernennung ist ungleich skeptischer aufgenommen worden als diejenige seines Vorgängers, dem außer der Empfehlung des damals noch populären Melikoff die hohe Achtung zur Seite stand, die er sich als Curator des Dorpater Lehrbezirks erworben hatte."

„Gleichzeitig mit Herrn Subaroff hat Melikoff den im August vorigen Jahres zum Chef des neugebildeten Post- und Telegraphenwesens und der dissidentischen Cultusverwaltung ernannten Staatssecretär Makoff beseitigt und jene Administrationszweige wieder mit dem Ministerium des Innern vereinigt. Verschiedne Meinungen darüber, daß Post- und Cultusangelegenheiten nicht zusammengehören, haben begreiflicherweise niemals bestanden; nichtsdestoweniger mußte es allgemeine Verwunderung erregen, daß über das vor kaum sieben Monaten angestellte Experiment einer Vereinigung dieser Ressorts ohne greifbare Veranlassung der Stab gebrochen und daß das mit den heterogensten Aufgaben überlastete Ministerium des Innern abermals auf seinen frühern ungeheuerlichen Umfang — zwölf Abtheilungen! — gebracht wurde."

Ueber die Absichten des neuen Zaren in Betreff einer Constitution und über die Wirkung einer solchen äußert sich unsre Schrift in durchaus pessimistischer Weise. Nachdem sie bemerkt, daß Alexander III. früher für eine Reform der Art geneigt gegolten, jetzt aber offenbar schwanke, fährt sie ungefähr fort wie folgt: Wie die Dinge liegen, dürfte es kaum mehr darauf ankommen, nach welcher Seite die Wünsche und Absichten Sr. Majestät schließlich neigen werden. Für den Uebergang von der unbeschränkten zur beschränkten Monarchie werden ja nicht die angeblichen oder wirklichen Vorzüge der letztern, sondern lediglich die mit derselben verknüpften Schwierigkeiten maßgebend sein. Rußland (wir würden gesagt haben: die gebildete Klasse der Russen) gleicht einem zu seinen Jahren gekommnen, aber innerlich unreif gebliebnen Menschen, der, weil er mit seinem Vormund unzufrieden geworden ist, mündig gesprochen zu werden verlangt, und dem die Erfüllung dieser Forderung nur noch mit Gewalt vorenthalten werden kann. Durch die Wahrscheinlichkeit eines Mißbrauchs des verlangten Mündigkeitsrechts wird an der Macht des Anspruchs auf dasselbe

ebenso wenig geändert wie an der beschränkten Leistungsfähigkeit des Vormundes. Auch wenn aufs schlagendste bewiesen würde, daß Rußland eine andre als die absolutistische Regierungsform zu ertragen nicht imstande ist, würden die Bedingungen für die Erhaltung des bisherigen Zustandes darum doch nicht hergestellt werden können. An dem innern Widerspruche zwischen den Reformen der sechziger Jahre und den Ueberbleibseln des altväterischen Despotismus ist die Regierung Alexanders II. zu Grunde gegangen; dem gegenwärtigen Zustande der Halbheit muß in der einen oder der andern Weise, sei es durch Rückkehr zu der frühern Allgewalt der Verwaltung, sei es durch gesetzliche Abgrenzung der Befugnisse der Krone, ein Ende gemacht werden. Daß der gegenwärtige Zustand ein Interimisticum sei, wird unter den Augen der Regierung täglich wiederholt. Da sich noch kein russischer Staatsmann erboten, statt des Gemisches von heute den alten Stand der Dinge rein wieder herzustellen, so hat man keine andre Wahl als die, entweder zu verkommen oder den Absolutismus zu beschränken. Von dem Beamtenthume eines durch die Schuld seines Beamtenthums in Corruption, Rechtsunsicherheit und Autoritätslosigkeit versunknen Staates erwarten, daß dasselbe Ordnung, Sicherheit und öffentliche Moral wiederherstelle, heißt ungefähr so viel, wie von einem in den Sumpf gerathnen Manne zu verlangen, daß er sich an seinem eignen Zopfe herausziehe. Man hat nicht die Wahl, ob Verwaltungs- oder Verfassungsreform, man ist vielmehr wegen erfahrungsmäßiger Unmöglichkeit, an der Hand administrativer Reformen dem Staate aufzuhelfen, auf den verzweifelten Gedanken gerathen, es müsse mit der Einführung constitutioneller Einrichtungen gehen. Wer dieses Auskunftsmittel unzweckmäßig findet, der wird gefragt, ob er etwas Besseres vorzuschlagen habe, und auf diese Frage giebt es keine Antwort. Die Geschichte der letzten zehn Regierungsjahre Alexanders II. ist die Geschichte des schwindenden Glaubens an die „Samoderschawije," die absolutistische Regierungsform, gewesen, und der Glaube an Alexander III. steht und fällt mit dem Glauben an dessen Geneigtheit, auf die unbeschränkte Gewalt seiner Väter zu verzichten. Man wird durch die Verhältnisse gezwungen werden, die Volkskraft zur Regierungsarbeit heranzuziehen, in welcher Form, ist noch unbestimmt. Der eine Plan, als dessen Urheber Melikoff und Walujeff gelten, geht von den Revisionen aus, welche die in verschiedne östliche Gouvernements entsandten Senatoren vornehmen, und deren Ergebnisse einer ad hoc einberufnen Versammlung ständischer Deputirter zur Beurtheilung vorgelegt werden sollen. Nach der Meinung „vorgeschrittner" Köpfe, zu denen Miljutin gehören dürfte, soll das einzige zum Zwecke führende Mittel im Erlaß einer Charte bestehen, welche erwählten Vertrauensmännern der Nation eine vorläufig bescheiden zu bemessende Theilnahme an der Gesetzgebung und der Controle des Staatshaushalts ertheilt.

Ob man sich für die wahrscheinlichere erstere oder sofort für die zweite Eventualität entschließt, ist ziemlich gleichgiltig. Nach der Erfahrung wissen wir, daß berathende Versammlungen entweder gar nichts bedeuten oder zu beschließenden werden. In Rußland, wo man gewöhnt ist, sich nach französischen Vorbildern zu

richten und aus den Dingen entweder gar keine oder die letzten Consequenzen zu ziehen, wird die berathende Volksvertretung rascher, als irgend anderswo bisher der Fall gewesen ist, sich in eine beschließende verwandeln, und je weniger die Regierung bietet, desto mehr wird genommen werden, je später man sich zu Verhandlungen entschließt, desto stürmischer wird deren Verlauf sein.

Beruft man eine Versammlung, die berathen und den dabei gewonnenen Stoff in die alten bureaukratischen Formen gießen soll, so wird entweder ein neues Argument für die Unentbehrlichkeit einer gewaltsamen Umgestaltung geschaffen, oder die berathende Versammlung verwandelt sich in eine Constituante. „Aehnlich würde es zugehen, wenn man dem Rathe derjenigen folgen sollte, die von der sofortigen Einberufung eines mit bescheidnen Vollmachten ausgestatteten russischen Parlaments die Beseitigung des revolutionären Strebens, die Wiederherstellung des Vertrauens und die übrigen ‚Segnungen der Freiheit' erwarten. Hat es sich schon gegenwärtig unmöglich erwiesen, die über das weite Reich zerstreuten, des gehörigen Zusammenhangs entbehrenden radicalen Elemente mit ‚gesetzlichen Mitteln' zu bändigen, haben hundertfache Erfahrungen vielmehr gelehrt, daß es der Anwendung von Gewalt bedarf, um in Zeiten der Erregung auch nur die Adels- und Landschaftsversammlungen der einzelnen Gouvernements an Ausschreitungen bedenklichster Art zu hindern, so ist schlechterdings nicht abzusehen, wo die Kräfte herkommen sollen, um einer zur Geltendmachung von ‚Volksrechten' gesetzlich berufnen Versammlung russischer Nationalvertreter (Semski Sobor) die Wage zu halten .... Wer die russische Presse kennt, weiß ein für alle Mal, wessen man sich von einem ‚freien' russischen Parlamente zu gewärtigen hätte; er weiß, daß der großen ‚theoretischen Umwälzung,' welche sich seit einem Vierteljahrhundert in den russischen Köpfen vollzogen hat, die praktische auf dem Fuße folgen würde, sobald die Pandorabüchse einmal geöffnet worden, welche im Laufe des letzten Menschenalters unaufhörlich aufgefüllt worden ist."

Der Kaiser zögert vor diesen ihm wohlbekannten Gefahren mit der Einberufung einer allgemeinen russischen Volksvertretung. Er entscheidet sich zuletzt vielleicht für einen Plan, der neben den beiden obgenannten hergeht, und der vielfach mit dem Grafen Schuwaloff in Verbindung gebracht wird. Nach demselben soll statt des einen Vertretungskörpers, nach welchem der national-russische Liberalismus verlangt, eine Anzahl localer Repräsentationen geschaffen werden, welche den conservativen Elementen der Gesellschaft zu Mittelpunkten dienen und die Gefahr einer Zusammenfassung der auflösenden Kräfte vermindern könnten. Der Verfasser unsrer Schrift sagt über diesen Gedanken: „Daß die willkürlich zusammengelegten Gouvernements von heute nicht ausreichen, um die Grundlage einer diesen Namen verdienenden Selbstverwaltung zu bilden, hat die mit den Landschaftsinstitutionen (Semstwos) gemachte Erfahrung sattsam bewiesen. Die centralen und die östlichen Provinzen des Reiches haben wegen der Gleichartigkeit ihrer Verhältnisse, wegen ihrer Armuth an Elementen, die für die Verwaltungsarbeit geeignet sind, und wegen ihrer Ab-

hängigkeit von den Regierungsorganen seit der ersten Stunde der Einrichtungen von 1864 das Bedürfniß nach einem Centrum empfunden, an welchem ihre Delegirten zum Behufe gemeinsamer Thätigkeit gesammelt und in die Lage gebracht werden könnten, ihre im einzelnen unzureichenden Kräfte zusammenzufassen. Wesentlich aus diesem Bedürfnisse ist das Verlangen nach einem Semski Sobor herausgewachsen, den zahlreiche liberale Russen sich noch jetzt als einen periodisch zusammentretenden Ausschuß provinzialer Landschaftsdeputirten denken. Entsprechend der gouvernementalen Gewohnheit, allenthalben und um jeden Preis zu centralisiren, ist dabei immer nur eine alle Theile des Reiches umfassende Repräsentation ins Auge gefaßt und von der Möglichkeit localer Centren vollständig abgesehen worden, obgleich diese Centren im größten Theile Rußlands längst vorhanden sind. Nur daraus, daß es dem Slaventhum an geschichtlichem Sinne gebricht, und daß es nur eine mechanische Auffassung des Staatslebens kennt, erklärt es sich, daß man nie daran gedacht hat, statt der Gouvernements (Regierungsbezirke) die Generalgouvernements (etwa Provinzen) zu Ausgangspunkten für ein repräsentatives System zu machen. Diese Generalgouvernements entsprechen der ethnographischen Zusammensetzung des Reiches und den geschichtlichen Antecedentien der einzelnen Theile desselben fast in allen Stücken und könnten ohne Mühe in ihre frühere Bedeutung wieder eingesetzt werden."

Als Mittelpunkt Großrußlands stellt sich Moskau dar, während Petersburg das natürliche Centrum für die drei nördlichen Provinzen und die nordwestlichen (Pleskau, Twer und Nowgorod) bildet. Ostrußland hat Orenburg, der weißrussisch-lithauische Westen Wilna, Kleinrußland Kiew zur Hauptstadt, die Metropole Neurußlands ist Odessa, die Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland haben ein halbes Jahrhundert hindurch das von Riga aus verwaltete baltische Generalgouvernement gebildet, für Polen wäre Warschau die einzig mögliche Hauptstadt. Was läge näher, als Wiederherstellung jener Einheiten mit Hinzufügung der außerhalb der Generalgouvernements-Bezirke verbliebnen Provinzen? „Ohne daß es einer Anstrengung bedürfte, würde sich auf solche Weise das Zusammengehörige zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden. Den gesund gebliebnen Volkselementen wäre die Gelegenheit geboten, ihre praktischen Bedürfnisse zur Geltung zu bringen, häusliche Angelegenheiten friedlich zu ordnen, locale Beschwerden ohne Inanspruchnahme des großen Reiches zu erledigen, ihre Kräfte auf greifbare Ziele zu richten; die Regierung aber hätte den ungeheuren Vortheil, die von den nihilistischen Umtrieben unberührt gebliebnen Theile des Reiches vollständig auf ihrer Seite und zu ihrer Verfügung zu haben und dem Radicalismus die Gelegenheit zur Zusammenfassung seiner Streitkräfte und zur Aufführung eines verfassungmäßigen Bollwerks seiner Ungestraftheit genommen zu sehen. In einer Centralversammlung würden sich der conservative Theil des großrussischen Adels, das deutsche Element der Ostseeprovinzen, die einsichtigen Polen der ehemaligen Wielopolskischen Partei wie Tropfen im Meere verlieren, die bestimmbaren und begehrlichen Elemente aus allen Theilen des Reiches

dagegen sich ohne weiteres zusammenfinden, in den Dienst des Radicalismus genommen werden und die tollsten Ausschreitungen begehen ... Nothwendig wäre dann freilich, daß die Regierung sich zu wirklicher Decentralisation und zur Uebertragung eines Theils ihrer Befugnisse an die kleinern Kreise entschlösse, daß es sich nicht um eine Selbstverwaltung im modernen Wortverstande, sondern um ein mit autonomistischen Attributen ausgestattetes Selfgovernment handelte, das bei den Betheiligten Freude an der eignen Thätigkeit und das Bewußtsein wirklicher Bedeutung aufkommen ließe. In weitere Aussicht könnte dann die Bildung eines aus localen Delegationen zusammengesetzten Centralkörpers genommen werden, der den Vortheil böte, auf der gediegnen und festen Grundlage greifbarer Größen, im Innern consolidirter Körperschaften zu ruhen, und dessen Bestandtheile das natürliche Bestreben hätten, sich unmittelbar, ohne Einmischung Dritter ins Einvernehmen zu setzen. Machte man mit autonomistischen Zugeständnissen an die kleinern Kreise Ernst, und ließe man es darauf ankommen, daß den Wünschen derselben auch solche bureaukratische Gewohnheiten geopfert würden, welche das Herkommen und die Theorie gegen sich haben, so würde den thatenlustigen Elementen mindestens für ein Jahrzehnt die nöthige Beschäftigung geboten und für die Regierung inzwischen Zeit und Gelegenheit zur Sammlung ihrer Kräfte und zur Befestigung derjenigen Zügel gewonnen sein, die heute zerreißen, sobald sie schärfer angezogen werden."

Dieser Plan läßt sich gewiß hören. Er sieht sehr einfach und leicht durchführbar aus, er hat ein durchaus praktisches Gepräge und sehr solide Grundlagen. Er scheint sich als die relativ gefahrloseste Lösung der russischen Verfassungsfrage zu empfehlen. Leider aber ist sehr unwahrscheinlich, daß man ihn adoptiren wird. Ihm widerstrebt der centralistische Zug der Zeit, gegen ihn sprechen die Besorgnisse der herrschenden liberalen Schule vor einer föderalistischen Auflösung der Staatseinheit, die Gewohnheiten einer auf ihre Allgewalt eifersüchtig bedachten Bureaukratie, endlich das tiefeingewurzelte und allerdings in betreff Polens nicht grundlose Mißtrauen gegen den Separatismus der Grenzländer; gegen ihn bäumen sich die nationalradicalen Politiker Rußlands mit aller Macht auf. Denn „wohlwissend, daß eine ernsthaft unternommne Decentralisation das einzige Mittel wäre, mit dessen Hilfe die ‚souveräne allgemeine russische Landesversammlung‘ entbehrlich gemacht und dem Radicalismus die sichere Beute entrissen werden könnte, treffen Moskauer und Petersburger Doctrinäre der verschiedensten Farben in dem Wunsche zusammen, durch Einstampfung der den Grenzländern verbliebnen organischen Einrichtungen die Dynastie jeden Rückhalts gegen den nationalen Sturm und Drang zu berauben und die tabula rasa zu schaffen, auf welche der Semski Sobor gebaut werden soll."

Der Verfasser schließt seine Betrachtung mit folgender Prophezeiung, die sehr düster, vielleicht zu düster ist, im allgemeinen aber viel Wahrscheinliches hat: „Wäre Aussicht dafür vorhanden, daß die von der Regierung Alexanders III. zu

treffende Entscheidung über die künftige Staatsform Rußlands frei und nach unbefangner Prüfung aller in Betracht kommenden Elemente getroffen werden würde, so hätte die Idee eines an die Stelle des ‚Semski Sobor' zu setzenden ‚Regionalsystems' mindestens Aussicht auf ernste Erwägung. Da alle geschichtliche und psychologische Wahrheit gegen diese Annahme spricht, so läßt sich voraussehen, daß von einer Entscheidung in diesem Sinne nicht einmal die Rede sein wird. Täuschen die Anzeichen nicht, so wird der Gang der Dinge etwa folgender sein. Man wird zögern, so lange es irgend geht, und wenn es nicht mehr geht, wird man zu Beschlüssen gelangen, die man freiwillig nimmermehr getroffen hätte. Entsprechend den centralistischen Gewohnheiten des Gouvernements und den Wünschen des bereits gegenwärtig zur treibenden Macht gewordnen Radicalismus wird zunächst eine aus allen europäischen Gebietstheilen des Reichs beschickte ‚Commission' zur Begutachtung eines Reformprojects einberufen werden. Von diesem Project wird es heißen, daß es hinter den mäßigsten Erwartungen zurückgeblieben sei, und daß die Initiative der Regierung dem Bedürfniß und Verlangen des Volkes nicht genüge. Ist es einmal so weit gekommen, und hat die Commission das Heft in die Hände genommen, so findet das fernere sich von selbst, und der Kreislauf der russischen Revolution hat thatsächlich begonnen ... Daß die Bewegung, einmal in Fluß gekommen, unaufhaltsam werden, und daß nach Eröffnung des russischen Parlamentskraters eine revolutionäre Ueberfluthung der sarmatischen Ebene nicht abzuwenden sein wird, lehrt jeder Blick auf die Verhältnisse, unter denen Alexander III. das Reich seiner Väter überkommen hat. Die Hoffnungen der Wohlgesinnten beschränken sich schon darauf, daß die kaiserliche Initiative dem weitern Vorschreiten der innern Auflösung zuvorzukommen und für den neuen Wein neue Schläuche zu beschaffen wissen werde, ehe die alten zerplatzt sind. Was man sich unter den ‚neuen Schläuchen', in welche das russische Staatsleben gefaßt werden soll, gemeinhin denkt, weiß der Leser. Wahrscheinlich (wir hätten gesagt, möglicherweise) theilt auch er den Glauben, daß mit einem großen Constitutionsschlauche würde geholfen werden können. Der Glaube an die Heilkraft parlamentarischer Institutionen ist ja der einzige Glaube, der unserm Geschlechte noch geblieben zu sein scheint. (Zu viel gesagt, wir und viele andre außer uns, darunter offenbar auch der Verfasser, theilen diesen Glauben durchaus nicht unbedingt.) Stellt Rußland wirklich die Probe auf dieses Exempel an, so wird — dessen sind wir sicher, der Optimismus, der den landläufigen liberalen Anschauungen zu Grunde liegt, um Erfahrungen bereichert werden, wie sie in der Welt noch nicht gemacht worden sind."

Wir möchten dem noch einiges hinzufügen. Die Franzosen waren, als sie vor etwas mehr als neun Jahrzehnten den englischen Constitutionalismus auf ihrem Boden anzupflanzen versuchten, eine verhältnißmäßig kleine, eine im ganzen homogene und eine civilisirte Nation. Noch höher als die damaligen Franzosen standen die Preußen, als sie vor dreiunddreißig Jahren ihr Verfassungsleben begannen. Heute sollen die Russen, eine Volksmasse über dreimal so zahlreich als die Fran=

zosen von 1789 und viermal so stark als die Preußen von 1848, in ihrer ungeheuren Mehrzahl noch im Zustande der Halbbarbarei und ohne den geringsten Begriff von den einfachsten Fragen, Rechten und Pflichten politischer Art Vertreter für eine Gesetzgebung wählen. Wie wollen sich die Deputirten aus Polen und Sibirien, aus den baltischen Provinzen, aus Archangel und Odessa verständigen, sie, die ganz verschiedne Bildungsstufen vertreten, ganz verschiedne Interessen haben und ganz verschiedne Sprachen reden? Vom russischen Volke sind mehr als neun Zehntel gutmüthige, genügsame, in kleinen Dingen recht anstellige Leute, die aber im ganzen und großen durchaus unmündig genannt werden müssen. Sie haben keine Gedanken, kaum Empfindungen, und ihr Horizont ist so eng begrenzt wie nur möglich. Höchstens sechs Procent der Nation besitzen Bildung, und darunter sind noch die begriffen, deren Bildung näher besehen, Verbildung ist, und überdies sind alle, die durch die Schulen gegangen sind, von jener Volksmasse getrennt wie durch eine breite Kluft ohne Brücken. Der Adel, dem unter Umständen die Führung zufallen würde, ist beim Bauer nicht so angesehen, wie eine solche Rolle es verlangt, jener betrachtet ihn nicht als seinen patriarchalischen Freund, sondern als seinen Ausbeuter. Der Beamte erscheint und ist dem Volke der böse Vogt, der die ihm übertragne Vollmacht des weißen Zaren, des guten Herrn im fernen Petersburg, mißbraucht und sich bestechen läßt, wenn er anzuordnen oder Recht zu sprechen hat. Einen eigentlichen Mittelstand giebt es im Lande nur sporadisch. Der hervorragenden Männer aus den Kreisen der Landwirthschaft, der Industrie, des Handels und der gelehrten Berufsarten giebt es zu wenig, als daß sie das, was sonst für ein verfassungsmäßiges Leben mangelt, zu ersetzen vermöchten. Ja gerade aus der Sphäre der Gelehrten droht, wenn es zu einer Constitution nach westlicher Schablone kommt, ganz besondre Gefahr. Hier haben die Maulhelden des Katheders, des Literatenthums, der Zeitungsredactionen schon seither eine große Rolle gespielt und erhebliches Unheil gesäet und gefördert. Man hat gesehen, wie unfähig die Landschaftsvertretungen (Semstwos) und die Stadtverordnetencollegien (Dumas), wie selbstsüchtig und ohne Pflichtgefühl sie wirthschafteten. Vertreter dieser, Literaten, Professoren, Journalisten würden auf einem russischen Reichstage die erste Geige spielen. Daß die gesündern Elemente des russischen Volkes dem Eifer und der Suade der radicalen und panslavistischen Schreier und Wühler die Wage halten würden, ist sehr wenig wahrscheinlich, schon weil bei jeder politischen Krisis diejenigen oben aufkommen, welche die kräftigste Lunge haben und die tönendsten Redensarten im Munde führen, und da die Radicalen bereits für die Action organisirt sind. Was diese häßliche Rotte will, weiß man aus der Erfahrung, was sie schon angerichtet hat, ist uns ebenfalls erinnerlich, und wurde uns neulich von einem Aufsatz in der „Gegenwart" wieder einmal vor die Augen gehalten. „Vor dem polnischen Aufstande," so lesen wir da u. a., „ließ die öffentliche Meinung sich von den Schülern Herzens und Tschernitscheffskis gängeln, die den Adel abschaffen, alles persönliche Grundeigenthum zu Gunsten des altrussischen Gemeindebesitzes confisciren

und den Thron mit republicanischen Institutionen umgeben wollten. Während des polnischen Aufstandes und unmittelbar nach demselben beherrschten die Nationalfanatiker Katkoff und Samarin die öffentliche Meinung und den öffentlichen Willen mit fast unumschränkter Gewalt, und suchten die, welche überhaupt zum Worte kamen, einander an antideutschen, antipolnischen und antieuropäischen Formeln zu überbieten. Damals wurde die Saat des seitdem so üppig ins Kraut geschossnen Nihilismus mit vollen Händen ausgestreut, alle überkommne Autorität, alle traditionelle Bildungsform als nicht auf russischem Boden gewachsen, nicht national, nicht angestammt für todeswürdig erklärt und ein Zerstörungswerk angerichtet, das dem heranwachsenden Geschlechte allen Boden unter den Füßen wegzog. Die alten westeuropäischen Ordnungen in Polen und Lithauen wurden ins Herz getroffen; ein neues ‚nationales‘ Leben zu schaffen, waren die Zerstörer völlig außer Stande. Die von ihnen veranlaßten unsinnigen Gesetze, die zum Theil noch heute gelten, geben uns einen Vorgeschmack dessen, was man zu erwarten haben würde, wenn die ‚nationale Gesinnungstüchtigkeit‘ durch eine russische Nationalversammlung wieder ans Ruder gelangte. Und als die Eventualität des letzten Türkenkriegs auftauchte, behielten die panslavistischen Schreier wieder Recht, und Rußland wurde zu einem Feldzuge gedrängt, auf den es nicht genügend vorbereitet war. So lange es schief ging, schimpften die wahren Urheber des Kriegs auf die Führung und erklärten keck, sie hätten ein solches voreiliges Vorgehen nicht gewollt, und Aksakoff machte Miene, die Befehlshaber vor ein Volksgericht zu stellen. Als das Blatt sich wendete, verwandelten sich die Lästrer der Armee in geschwollne Renommisten, welche in blinder Ueberschätzung des Geleisteten die Wegnahme von Konstantinopel und einen Kreuzzug gegen den gesammten Westen verlangten. „Hat es,“ so fragt der Aufsatz dann, „irgendwelchen Sinn, denjenigen, die sich so schwerer, so unverzeihlicher Thorheiten schuldig gemacht, die bei jeder Probe gezeigt haben, daß sie zu Besonnenheit, Selbstkritik und Mäßigung unfähig sind — hat es irgendwelchen Sinn, solchen Leuten die Fähigkeit zu constitutionellen und parlamentarischen Leistungen zuzutrauen?“

Zum Schlusse noch eins. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, eine der ersten Reformen, die dem neuen Kaiser oblägen, wäre Verbesserung des Looses der Bauern. Wir sind der Meinung, daß dies mit andern Worten heiße, man müsse ihnen Privateigenthum, persönlichen und vererbbaren Grundbesitz geben. Jetzt, wo die Feldmark Gesammtbesitz des Dorfes ist, der von Zeit zu Zeit neu vertheilt wird, hat der Trunkenbold und Faulenzer dasselbe Recht wie der fleißige Mann, der nicht in der Schenke liegt. Die Sammtgemeinde muß aufhören. Die aber, welche die Revolution wollen, welche darnach streben, den Bauer vom Kaiser zu trennen, kämpfen für Beibehaltung dieses Communismus, wie für ein Palladium. Er soll echt national, alt- und urrussisch sein. Die Herren bekunden aber damit eine crasse Unwissenheit. Der Gemeinbesitz der Feldmark war auch im größten Theile Frankreichs bis auf die erste Revolution, desgleichen fast in ganz Deutschland bis auf

die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung Herkommen, und die Russen haben den Gebrauch wahrscheinlich wie manches andre „Europäische“ durch die germanischen Fürsten erhalten, die unter dem mythischen Rurik in ihrer Urgeschichte figuriren.

Calderon.

Eine literarhistorische Studie zu seiner Gedächtnißfeier.

Von Paul Schönfeld.

(Schluß.)

ie Palme gebührt unter den Stücken, die Calderon aus dem Alterthum schöpfte, unstreitig der „Tochter der Luft“ (La hija del aire*), einer aus zwei Theilen bestehenden Tragödie, die in Bezug auf kunstvolle Architektonik und übersichtliche Gliederung eines überreichen Stoffes das Meisterwerk des Dichters genannt werden darf. Schon durch Cristóval de Virués hatte die Geschichte der Semiramis, wie wir sahen, eine dramatische Bearbeitung erfahren, die Calderon zum Theil benutzte, freilich in einer Weise, wie es Shakespeare mit seinen Vorgängern that, den Stoff unendlich vertiefend und an Stelle lose aneinandergereihter Ereignisse einen strengen Organismus von Scenen setzend. Nur in den Hauptzügen wollen wir den Gang der bewegten Handlung verfolgen.

Semiramis, infolge einer Weissagung, daß durch sie unerhörte Greuel geschehen würden, von ihrer Geburt an in einer Höhle bei Askalon verborgen gehalten, wird von Menon, dem Feldherrn des Ninus, den dieser zum Herrn der Gegend eingesetzt, in ihrer Einsamkeit gefunden und berichtet ihm ihre wunderbare Herkunft: Tochter einer Nymphe Dianas, ward sie von letztrer verfolgt, von Venus aber beschützt und durch Vögel gespeist, weshalb sie sich Tochter der Luft nennt. Von ihren Reizen bezaubert nimmt Menon sie mit sich und führt sie auf einen Landsitz. Dem Könige schildert er in überschwänglicher Weise ihre Schönheit und erweckt dessen Begier sie zu sehen. Die anwesende Irene, die Schwester des Königs, giebt unzweideutig ihren Unmuth über Menons Begeisterung zu erkennen. Ninus wird auf der Jagd mit Semiramis zusammengeführt und von ihrer Schönheit völlig bestrickt; doch sie entreißt sich ihm, der König befiehlt

*) Ebd. im 4. Bande.

nach ihr zu forschen, Menon und Lidoro, der König von Lydien, der von Ninus besiegt, aber unter dem Namen Arsidas an dessen Hof gekommen ist, da ihn Neigung zu des Königs Schwester zieht, finden Semiramis gleichzeitig und streiten sich darum, wer sie dem König zuführen soll. Den hinzukommenden Fürsten bittet Menon, ihm Semiramis zu lassen, und jener willigt ein, will indeß ihre Verbindung aufgeschoben wissen. Allein mit Menon, offenbart er jedoch seine wahren Absichten und sucht erst auf gütliche Weise, dann durch Drohungen den Feldherrn zum Verzicht auf Semiramis zu bewegen. Diese läßt er seiner Schwester nach Ninive folgen, wo wir beide im dritten Acte wiederfinden. Beide lieben Menon, und Irene fordert seinen Alleinbesitz. Semiramis, vor die Wahl zwischen Menon und Ninus gestellt, entscheidet sich für den letztern, der den Rivalen von seinem Hofe verbannt. Arsidas (Lidor) wird von ihm zum Heerführer gegen Lidor und den König von Baktrien ernannt, von denen neue Feindseligkeiten gemeldet werden. Nachts treffen sich im königlichen Garten vor Semiramis' Wohnung Ninus und Menon, der seiner Verbannung zum Trotz noch in Ninive weilt. Leben und Freiheit zwar erwirken ihm Semiramis' Bitten, die damit ihre Dankespflicht abgetragen meint, heimlich aber giebt der König den Befehl ihn zu blenden. Am Schlusse des ersten Theils wird Semiramis, neben Ninus thronend, vom Volke als Herrscherin begrüßt. Einen Mißton bringt in den allgemeinen Jubel die Stimme des blinden Menon, in dessen Mund sich der Glückwunsch in grausen Fluch verwandelt: der ihr soeben die Krone gab, dem soll Semiramis das Leben rauben und dem ganzen Erdkreis Leid und Kummer bringen. Blitz und Donnerschläge bezeugen den Antheil höherer Mächte.

Im zweiten Theile der Tragödie, der nach einem Zwischenraum von ungefähr 20 Jahren die Fäden der Handlung wieder aufnimmt, finden wir Semiramis als Alleinherrscherin in dem von ihr gegründeten Babylon. Mit ihrem Putz beschäftigt, giebt sie Lidor Audienz, der, im Kriege mit ihr, als sein eigner Abgesandter zu ihr kommt. Das Zwiegespräch ist eine meisterhafte Exposition der zwischen dem ersten und zweiten Theil liegenden Begebenheiten, der Vermählung Lidors mit Irene, des, wie es heißt, von Semiramis herbeigeführten Todes des Ninus u. s. w. Als nächster Verwandter des todten Königs beansprucht Lidor dessen Reich, er unterliegt jedoch im Kampfe und geräth verwundet in die Hände der Feindin, die grausame Rache nehmend ihn gleich einem Hunde vor ihrem Palast anketten läßt und ihn dem Bauer Chato, der schon im ersten Theil auftretenden komischen Figur der Tragödie, zur Bewachung überweist. Auf der Höhe ihres Glückes jedoch wird sie von der wandelbaren Volksgunst verlassen und muß dem Throne zu Gunsten ihres kraftlosen Sohnes Ninyas entsagen. Phryxus, der Oberbefehlshaber der Flotte, bleibt ihr ergeben, sein Bruder

Lycas dagegen, der Oberfeldherr zu Lande, stellt sich auf die Seite des neuen Herrschers. Semiramis zieht sich in tiefste Verborgenheit zurück und läßt keinen Menschen vor sich. Ninyas, seiner äußern Erscheinung nach das täuschende Ebenbild, in allem übrigen das directe Widerspiel der Mutter, eröffnet seine Herrschaft mit einer Reihe neuer Maßregeln und Anordnungen. Phryxus wird seiner Stellung entsetzt und diese seinem Bruder Lycas zuertheilt, Lidor, der den jungen Herrscher vor dem Unbestand des Glückes warnt, aus seinem schmachvollen Zustande befreit. Ninyas liebt Asträa, eine der Frauen der Semiramis, die zugleich von Phryxus umworben wird, aber ihre Liebe dem Ehrgeiz zum Opfer bringt — ein Beispiel für die Eigenthümlichkeit des Dichters, ähnlich wie Shakespeare den Hauptpersonen Nebenfiguren zur Seite zu stellen, in denen einzelne Züge der Hauptheldenen ihre Parallele finden. Dem Ninyas wird die Nachricht, daß Iran zur Befreiung seines Vaters Lidor heranrücke. Phryxus hat eine nächtliche Unterredung im Parke mit Semiramis, die ihm ihre Absicht mittheilt, in Männerkleidern die Rolle ihres Sohnes zu spielen; diesen zu beseitigen fordert sie Phryxus' Beistand, der den schlafenden jungen König ins Gemach seiner Mutter trägt, die inzwischen seine Kleider anlegt. Die List glückt und Semiramis sieht sich von neuem im Besitz der ersehnten Macht. Die ersten Schritte, die sie thut, und mit denen sie alles, was kurz vorher ihr Sohn angeordnet, umstößt, rufen allgemeines Erstaunen hervor: Lycas fällt in Ungnade, auf Phryxus häufen sich Gunst und Ehren, und Asträa muß ihm die Hand reichen. Lidor wird eingekerkert, er entkommt jedoch und stellt sich an die Spitze des zu seiner Befreiung nahenden Heeres. Semiramis wird im Felde besiegt und stirbt verwundet unter schrecklichen Visionen, hervorgerufen durch das Kettenrasseln des Chato, der von ihr zum Loose Lidors verurtheilt, in der allgemeinen Verwirrung sich frei gemacht hat. Die Babylonier suchen nach dem Tode des vermeinten Königs die letzte Rettung bei Semiramis, an deren Stelle ihnen Ninyas entgegentritt. Lidor bezeugt ihm seine Dankbarkeit durch sofortige Einstellung des Kampfes.

Auf die tragische Wucht der überwältigenden Hauptscenen, die meisterhaft durchgeführte psychologische Zeichnung, die auch den Nebenpersonen zu Theil wird, auf die Hereinziehung komischer Elemente, durch die auch hier wie im „Wunderthätigen Magus“ und anderwärts das Tragische eine wirksame Folie erhält, auf die vortreffliche Steigerung, die innerhalb jedes einzelnen Theils und zwischen beiden stattfindet, kann nur im allgemeinen hingewiesen werden. Es sei bemerkt, daß Goethe, der die „Tochter der Luft“ für das herrlichste von Calderons Stücken erklärte, demselben eine eigne längre Abhandlung widmete.*)

*) „Ueber Kunst und Alterthum,“ 3. Heft des 3. Bandes (1821). In einem Briefe an Zelter vom 6. Februar 1827 nennt Goethe die „Tochter der Luft“ ein grandioses Werk.

Auch die mythologischen Schauspiele Calderons sind durchaus von romantischem Geiste durchdrungen. Da sie zumeist auf äußere Veranlassung entstanden und bei festlichen Gelegenheiten, wie Vermählungen am Hofe, zur Aufführung gelangten, wobei es vor allem auf möglichste scenische Prachtentfaltung ankam, so wird es begreiflich, daß innerhalb dieser Gattung sich manches Minderwerthige und Mittelmäßige befindet. In einzelnen dieser Schöpfungen aber zeigt sich die Calderonsche Poesie in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit und bestrickenden Anmuth, so vor allem in dem köstlichen Festspiel: Ni Amor se libra de amor (Auch Amor erliegt der Liebe), einer Behandlung des Märchens von Amor und Psyche, und in den beiden aus Ovids Metamorphosen geschöpften Stücken: Celos aun del aire matan (Eifersucht selbst auf die Luft tödtet), einer Combination des Mythus von Cephalus und Procris mit dem bekannten Verbrechen des Herostrat, der hier den ephesinischen Tempel aus Rache dafür einäschert, daß Diana ihm die Geliebte Aura in Luft verflüchtigt hat, und Eco y Narciso*) worin, um mit Platen zu reden, „Blume jedes Bildniß, jedes Wort Musik.“ El mayor encanto Amor (Ueber allen Zauber Liebe)**), eine Bearbeitung der Circesage, in der mehrere Züge aus Ariosts und Tassos Epen verwerthet sind, führt uns über zu andern Stücken romantischer Art, die sich an ältere Dichtungen anlehnen, wie „Der Garten der Falerina“, aus Bojardos Orlando innamorato, „Loos und Spruch von Leonido und Marfisa“ (Hado y divisa de Leonido y Marfisa), das letzte Werk des Dichters, aus Bojardo und Ariost geschöpft, und anderes. Eine beträchtliche Anzahl romantischer Schauspiele beruht dagegen auf freier Erfindung; hierher gehören, um nur das bedeutendste anzuführen, das fein angelegte Intriguenstück „Das laute Geheimniß“ (El secreto á voces)***) und „Die Schärpe und die Blume“ (La banda y la flor)†), beide auf italienischem Boden spielend, ferner „Schweigen genügt“ (Basta callar), „Weiße Hände kränken nicht“ (Las manos blancas no ofenden) und die düstre Tragödie „Der Maler seiner Schmach“ (El pintor de su deshonra)††), ein Seitenstück zu dem oben angeführten „Arzt seiner Ehre.“ Liebe und Ehre sind in diesen Stücken die beiden Grundprincipien, zwischen denen allerhand Collisionen herbeigeführt werden. Man muß sich, um sie richtig zu beurtheilen, die spanischen Sitten jener Zeit gegenwärtig halten, in denen länger als irgendwo die Traditionen des Ritterthums lebendig blieben, die feinste Galanterie gegen die Frauen, die sogar dem Fremden zur Pflicht macht, eine Dame zu vertheidigen, wenn sie seine Hilfe in Anspruch nimmt, ferner unverbrüchliche Treue gegen den

---

*) Uebersetzt von Malsburg im 3. Bde. — **) Uebersetzt von Schlegel im 1. Bde. — ***) Uebersetzt von Gries im 2. Bde. — †) Uebersetzt von Schlegel im 1. Bde. — ††) Enthalten im Supplementband zu Gries' Uebersetzung, Berlin 1850.

geliebten Gegenstand, bis zur Selbstverleugnung gehende Freundschaft und besonders unbedingte Ergebenheit gegen den Fürsten (lealtad), der jede andre Rücksicht hintanstehen muß. Diese ein für allemal feststehenden, unverrückbaren Begriffe, die Solger zutreffend eine abstracte Mythologie genannt hat, dieses sorgfältigst ausgearbeitete System, das überall vorausgesetzt wird, unbedingte Anerkennung fordert und sich in allen Handlungen abspiegelt, birgt freilich die Gefahr in sich, zu einer conventionellen Darstellung des Lebens zu führen, den berechnenden Verstand allzu sehr walten zu lassen und die psychologische Vertiefung zu beeinträchtigen, und in der That bietet die Geschichte des spanischen Dramas Beispiele genug, daß selbst ungewöhnliche Talente dieser Gefahr nicht entgingen. Um so mehr muß es Calderon zum Lobe gereichen, daß er, gestützt auf eine reiche und tiefe Lebensanschauung, jene Begriffe nicht nur äußerlich faßt, sondern fast immer aus ihrem innern Quell, dem menschlichen Herzen herzuleiten und dadurch den Hörer auch innerlich zu ergreifen versteht.

Eine besondre Rolle spielen die Begriffe der Liebe und Ehre in den Lustspielen, deren Stoffe der Dichter dem Leben seiner Zeit entnimmt und die nach dem Costüm ihrer Hauptfiguren mit dem Namen „Mantel- und Degenstücke“ (comedias de capa y espada) bezeichnet zu werden pflegen. Hier treten die Anschauungen über ritterliche Ehre als ein äußerst subtiles, man möchte sagen Reglement auf, und die Anlässe zu den Ehrenhändeln geben oft an Puerilität den sogenannten Bestimmungsmensuren an deutschen Universitäten wenig nach. Mit welcher Sophistik die spanischen Lustspielhelden, auch diejenigen Calderons, in diesem Puncte zu Werke gehen, möge anstatt vieler ein Beispiel aus den „Verwicklungen des Zufalls“ (Los empeños de un acaso) veranschaulichen, wo zwei Cavaliere, Don Diego und Don Juan, einen Don Felix zum Duell fordern, ersterer, weil Don Felix, sein Rival, dem Diener des Don Juan einen Brief an seine Dame abgenommen, Don Juan, weil Felix ihn beleidigt, indem er, den Diener nicht ausreden lassend, in wessen Auftrag er gekommen, an seine, Don Juans Adresse Drohungen gerichtet hat, und nun ein langer Streit darüber entsteht, mit wem sich der Herausgeforderte zuerst zu schlagen habe, ein Problem, an dessen Lösung sich sogar ein alter Herr aufs eifrigste betheiligt. Die komischen Verwicklungen und Situationen werden mehr durch den Zufall herbeigeführt, als daß sie sich aus den Charakteren ergeben, und überhaupt fällt der Nachdruck zumeist auf die äußere Handlung, so daß die größte Zahl der Calderonschen Komödien der Kategorie des Intriguenlustspiels angehört. Die unerschöpfliche Fülle komischer Motive, die Kunst, mit welcher der Dichter die Spannung des Hörers zu wecken und rege zu erhalten weiß, muß die höchste Bewunderung für die universale Begabung eines Geistes hervorrufen, den wir auf

dem Gebiete des Tragischen die schwierigsten Aufgaben, an die sich je ein Poet gewagt, bewältigen sahen.

Zu den vorzüglichsten Lustspielen Calderons sind zu rechnen „Die Dame Kobold“ (La dama duende)*), „Nichts geht über das Schweigen“ (No hay cosa como callar), „Es steht schlimmer als es stand“ (Peor está que estaba)**), „Meine Dame über alles“ (Antes que todo es mi dama) und „Hüte dich vor stillem Wasser“ (Guárdate de la agua mansa)***); das letzte erhält nicht allein durch die kunstreiche Führung der Handlung, sondern auch durch köstlich gezeichnete Charaktere, wie den täppischen Landjunker Don Toribio, besondern Werth. Leichtigkeit der Erfindung, liebevollste Sorgfalt der Ausführung, die sich bis auf das Nebensächlichste erstreckt, und eine vom Reiz der feinsten Urbanität durchdrungne Diction machen diese Stücke zu den genußreichsten Schöpfungen der komischen Dichtkunst und erheben sie hoch über das Durchschnittsniveau dessen, was das 19. Jahrhundert unter dem Namen Lustspiel in Kauf nimmt. Obwohl sie zeitgenössische Personen und Verhältnisse schildern, sind diese Komödien doch nichts weniger als ein Abklatsch der banalen Wirklichkeit, sondern rücken auch das Alltägliche durch poetische Beleuchtung in eine höhere Sphäre. Auf die Wahrscheinlichkeit wird dabei keineswegs mit jener pedantischen Aengstlichkeit moderner Praxis Rücksicht genommen, und es ist höchst erfreulich, daß dies gerade ein französischer Kritiker†) so scharf erfaßt und betont hat, dem daher das Wort über diesen Punct vergönnt sei: „La vraisemblance, pour Caldéron, n'a pas besoin d'être attestée par ces détails minutieux qui donnent à l'illusion l'apparence de la réalité. Caldéron ne matérialise jamais son drame; il ne s'amuse pas à préciser les ressorts grossiers de sa création. Il lui suffit de ne point heurter ou forcer la croyance, de ne pas faire violence à l'esprit de l'auditeur, de se maintenir dans la sphère naturelle de son œuvre. Pour les peuples modernes l'art est devenu tout autre; il s'est fait méchanisme. On procrée avec effort des inventions impossibles que l'on essaie d'expliquer par une multitude de ressorts factices et fragiles. On fabrique des machines compliquées, dont le jeu excite l'étonnement.“

Daß die Lustspiele Calderons, wie die der ältern spanischen Literatur insgemein, sich nicht in die Trivialität der modernen Komödie verlieren, beruht zum guten Theil, wie Schack sehr richtig hervorgehoben hat††), schon auf ihrer poetischen Form, die es „über das Gemeine und Alltägliche hinausriß und die Dichter nöthigte, das wirkliche Leben nicht in den harten und trocknen Umrissen seiner

*) Uebersetzt von Gries im 5. Bde. — **) Uebersetzt von Malsburg im 1. Bde. — ***) Uebersetzt von Gries im 6. Bde. — †) Philarète Chasles, Études sur l'Espagne, pag. 53. ††) a. a. O. III, 95.

unmittelbaren Erscheinung, sondern in einem idealern Lichte darzustellen, nicht auf dem Befangnen und Beschränkten, sondern auf den höhern Lebensregungen der Menschen zu verweilen.“ In dieser Hinsicht könnte die spanische Lustspieldichtung, natürlich nicht sclavisch copirt, sondern nur als Fingerzeig benutzt, höchst veredelnd und befruchtend auf die Bühnenproduction der Gegenwart einwirken und derselben die Mittel weisen, um sich aus der schalen Lebensprosa zu einer künstlerischen, idealistischen Haltung emporzuarbeiten.

Nicht fehlen dürfen in einem Gesammtbilde Calderons seine Autos sacramentales, obwohl dieselben unter allen seinen Werken ihrem ganzen Wesen nach unsrer Zeit am fernsten stehen. Der Mitwelt des Dichters dagegen galten sie als die Hauptpfeiler seines Ruhmes und ihm selbst, wie wir bereits sahen, als das Werthvollste von allen seinen Schöpfungen, was von historischem Standpuncte aus sich sehr wohl begreifen läßt. Die Glorification des Christenthums und zwar speciell der Sacramente ist der Zweck dieser allegorischen Dramen, deren der Dichter während eines Zeitraums von 37 Jahren für die Feier des Frohnleichnamsfestes in Madrid und andern Städten nach Vera Tassis' Angabe über hundert verfaßte, während Calderon selbst in dem oben berührten Briefe nur 68 angiebt und die Sammlung des Apontes 72 Titel aufweist. Auch innerhalb dieser Gattung fußt Calderon auf frühern Leistungen, namentlich auf seinem großen Vorgänger Lope de Vega, aber erst ihm war es bestimmt, sie zu künstlerischer Vollendung zu erheben. Ueberall freilich ist es auch ihm nicht gelungen, die abstracten Gebilde der scholastischen Theologie mit poetischem Leben zu erfüllen, doch daß auch allegorische Figuren ein individuelles Interesse, daß auch symbolische Handlungen auf der Bühne Spannung erregen können, davon liefert eine beträchtliche Anzahl dieser Autos glänzende Beweise. Der Glaube, die Schuld, die Gnade, die Natur, der Verstand. der Wille (letztrer oft in der Rolle des Gracioso), die verschiednen menschlichen Eigenschaften gehören zu den stehenden Figuren dieser Gattung; bisweilen ist die Allegorie sogar eine doppelte, wie in „Amor und Psyche“, wo Amor Christus, Psyche den Glauben vorstellt, oder im „Göttlichen Orpheus“, wo die menschliche Natur unter dem Bilde der Eurydike erlöst wird. Daß „Das Leben ein Traum“ in einem gleichnamigen Auto Calderons sein Gegenstück besitzt, ward bereits früher erwähnt; auch andre Stücke, wie „Der Maler seiner Schande“, erfahren in Autos symbolische Umbildung. Von gewaltiger Gestaltungskraft und auf großartige scenische Wirkung angelegt ist unter denjenigen dieser Dramen, die sich an ein bestimmtes Factum der biblischen Ueberlieferung anlehnen, das „Mahl des Belsazar“ (La cena de Baltasar). Mit seinen Weibern, deren eines, die Idolatrie, er eben heimgeführt, feiert Belsazar seine Orgien, umsonst gewarnt von Daniel und dem Tode, der in Gestalt eines Ritters sich unter die

Gäste mischt und ihm düstere Worte von seinem Ende zuraunt. Die Beziehung zum Sacrament geben die Tempelgefäße, deren Entweihung dem König das Leben kostet, und am Schlusse läßt Daniel Kelch und Hostie auf einem zum Altar verwandelten Tische erscheinen, vor dem die Idolatrie sich anbetend niederwirft.

An Stelle weiterer Inhaltsangaben, die doch nur von fern eine Vorstellung von der Eigenart dieser Stücke erwecken könnten, möge die ebenso getreue wie poetische Charakteristik, welche Schack in seinem schönen Werke giebt*), hier Platz finden: „Von der Dämmernacht an, die den Ursprung aller Dinge verhüllt, sehen wir den Zug der Völker durch die aufblühenden und hinwelkenden Geschlechter der Menschen hindurch jenem Sterne folgen, der die Weisen aus dem Morgenlande leitete, und der Stelle der Verheißung entgegenpilgern; nach vorwärts aber liegt, vom Glanze der Erlösung und Versöhnung überstrahlt, die Zukunft mit ihren noch ungebornen Generationen. Und der heilige Dichter weist rings umher ins Grenzenlose, durch die Schranken der Zeit in die Ewigkeit hinaus, zeigt die Beziehungen alles Geschaffnen und Ungeschaffnen zu dem Symbol der Gnade und wie alle Völker andachtsvoll zu ihm emporschauen; das Weltall in seiner tausendfachen Erscheinung wird mit dem Chore aller seiner Stimmen ein Psalm zum Preise des wunderbaren Herrlichen; Himmel und Erde legen ihre Gaben vor ihm nieder, die Sterne, ‚die nie welkenden Blumen des Himmels‘, und die Blüthen, ‚die vergänglichen Sterne der Erde‘, müssen ihm huldigen; der Tag und die Nacht, das Licht und die Finsterniß liegen anbetend vor ihm im Staube, und der Menschengeist öffnet seine verborgensten Schachte, um alle seine Gedanken und Gefühle in der Anschauung des Unendlichen zu verklären.“

Von dem unermeßlichen Reichthum der Calderonschen Muse wird die vorstehende Besprechung seiner Werke, wiewohl sich dieselbe auf das Nothwendigste beschränken mußte, immerhin eine Anschauung erweckt haben. Das ganze Reich des Irdischen und Ueberirdischen umfaßt sein gewaltiger Genius, die erhabensten und kühnsten Flüge wagt seine Phantasie, ohne darum den Boden der Wirklichkeit zu verlieren, an dem sie vielmehr, ein Antäus, immer von neuem ihre Kraft verjüngt. Die ganze Scala dessen, was Menschenbrust bewegt, ist dem tiefblickenden Meister geläufig, für die zartesten Regungen der Seele wie für die düstersten Abgründe der Leidenschaft stehen ihm tausendfache Töne zu Gebote. Aber nicht nur dem Genie des Dichters gebührt Bewunderung, sondern in gleichem Maße dem eminenten Fleiße, der großartigen Energie, mit der er unausgesetzt sein künstlerisches Ideal verfolgte. Daß Calderon aufs klarste die Ziele erkannte,

*) III, 253 f.

welche die spanische Bühnendichtung auf Grund des vor ihm geleisteten zu erstreben habe, und sich bei seinem Schaffen von festen Principien leiten ließ, darüber kann für den, der Calderons Schöpfungen mit denen seiner Vorgänger vergleicht, kein Zweifel bestehen. Der kunstvoll durchgeführte Plan und die innere Geschlossenheit seiner Stücke, die Vermeidung alles müssigen Beiwerks, mit einem Worte die präcise dramatische Form ist es, die erst bei Calderon völlig ausgebildet und principiell gehandhabt zu Tage tritt. Freilich ist das Walten der Reflexion, das sich in seinem Schaffen geltend macht, bisweilen nicht ohne nachtheilige Einwirkung geblieben, indem man das Berechnete zu sehr empfindet, nicht nur im Aufbau mancher Stücke, in der streng symmetrischen Vertheilung der Scenen und Situationen, sondern oft auch in der Sprache, die bei all ihren blendenden Eigenschaften nicht selten der Ursprünglichkeit und Frische eines Lope, Tirso und Alarcon ermangelt und namentlich in den Jugendwerken sich bisweilen noch in den Banden des Gongorismus gefangen zeigt. Gezierte Wendungen, gesuchte Bilder und spitzfindige Antithesen wirken oft erkältend inmitten der großartigsten Scenen und lassen es bedauern, daß der Dichter, wohl nicht zum geringsten Theil durch seine Stellung zum Hofe, sich zu Concessionen, die seiner unwürdig waren, verleiten ließ. Die Absichtlichkeit und Künstlichkeit in der Ausführung geht häufig so weit, daß lange Partien des Dialogs hindurch Rede und Gegenrede in strengster Symmetrie vertheilt ist, wofür als ein Beispiel eine Stelle aus dem dritten Acte des „Standhaften Prinzen“ angeführt sei:

Tarudante: Hocherhabner Herr von Fez —
Alfonso: Herr von Fez, so groß und mächtig —
Tar. Dessen Name —
Alf. Deß Gedeihen —
Tar. Niemals sterbe.
Alf. Ewig lebe.
Tar. Und du, dieser Sonn' Aurora —
Alf. Aufgang dieses Occidentes —
Tar. Mögst zum Trotz den Jahren blühen.
Alf. Mögst zum Trotz den Zeiten herrschen.
Tar. Um zu haben —
Alf. Zu genießen —
Tar. Herrlichkeiten —
Alf. Lorbeerkränze —
Tar. Große Siege —
Alf. Hohe Glorien —
Tar. Wenig Uebel.
Alf. Viele Segen.
Tar. Wie, indeß ich rede, Christ,
Kannst du wagen hier zu reden?
Alf. Weil da, wo ich mich befinde,
Niemand anders eher redet.

Aehnlich finden sich Doppelmonologe mit einander verflochten, so z. B. in jener Scene der „Tochter der Luft," wo Semiramis und Menon, von Irene und Ninus gezwungen, einander zu entsagen, im Garten zusammentreffen:

Sem. (für sich). War ein Zwang je ungestümer?
Men. (ebenso). War ein Loos je qualenvoller?
Sem. Zu verstehen geben, ich,
Daß ich ihm mit Undank lohne?
Men. Mit Gewalt ankünden, ich,
Daß ich hasse, der ich wohlwill?
Sem. Ja, denn so wird Sie befriedigt.
Men. Ja, denn so wird Er gewonnen.
Sem. Freilich acht' ich auf den Unmuth —
Men. Freilich, denk' ich dieses Grolles —
Sem. Welcher durch Irenens Neid
Tief in meiner Brust entglommen —
Men. Der durch Ninus' Eifersucht
Tief in meiner Seel' entlodert —
Sem. Ach, der vorgegebne Haß —
Men. Ach, das nachgemachte Trotzen —
Sem. Sorg' ich, wird mir schwer gelingen.
Men. Fürcht' ich, wird mir schlecht bekommen.
Irene (im Versteck). Ha, sie sehn sich! Eifersucht,
Sei du meiner List gewogen!
Ninus (ebenso). Ha, sie nahn sich! Eifersucht,
Still' in meiner Brust dies Toben!

Man sieht, die opernhafte Responsion, die sich auch auf den Inhalt des Gesprochnen erstreckt, ist in einer Weise beobachtet, an der gewisse classische Philologen, fände sie sich so ausgeprägt bei den griechischen Tragikern, ihre Freude haben müßten, wenn ihnen nicht alsdann die Gelegenheit entginge, ihren Scharfsinn an den armen Classikertexten zu bewähren.

Was die Versformen betrifft, die Calderon in seinen Dramen zur Anwendung bringt, so bietet er nicht den bunten und oft mehr störenden als ästhetisch wohlthuenden Wechsel, dem man bei den meisten seiner Vorgänger begegnet. So wendet er daktylische Rhythmen und italienische Canzonenstrophen nirgends, andre vor ihm vielfach gebrauchte Formen wie Liras und Endechas nur selten an. Der Hauptvers ist bei ihm der vierfüßige Trochäus, der theils nach Art der volksthümlichen Romanzen in assonirenden Reihen, theils in künstlichen Reimverschlingungen auftritt; von italienischen Formen finden sich mehrfach die ottave rime und das Sonett, Terzinen nur ein einziges Mal im „Standhaften Prinzen." Der zauberische Wohllaut, den die an sich schon so klangvolle castilianische Sprache in Calderons Rhythmen ausströmt, ist ein Vorzug, den natürlich auch die beste Uebertragung höchstens ahnen lassen kann; am nächsten möchten den

Originalen in dieser Beziehung die trefflichen Uebersetzungen ins Schwedische kommen, die Theodor Hagberg von drei Calderonschen Schauspielen geliefert hat*) und in denen das sonore nordische Idiom sehr glücklich mit dem musikalischen Reize des spanischen wetteifert.

Wenn man mit Recht vom dramatischen Dichter fordert, daß seine Schöpfungen nicht nur dem Leser Genuß bereiten, sondern vor allem auf der Bühne fesseln und wirken, so muß Calderon auch in dieser Beziehung den Größten aller Zeiten beigezählt werden. Auch er liefert einen schlagenden Beweis dafür, daß der Dramatiker nur dann lebensfähig wird, wenn er den Anforderungen der realen Bühne Rechnung trägt. In keinem seiner Stücke hat Calderon dies verabsäumt. Gleich Shakespeare nahm er die Bühnenverhältnisse seiner Zeit als etwas gegebenes hin und war weit entfernt sich über dieselben hinwegzusetzen, wodurch so manche hoffnungsvolle Kraft in alter und neuer Zeit gescheitert ist. Calderons Stücke sind nicht bloß Buchdramen, sie sind durchaus „bretterrecht", wie Goethe sagt, und „es ist in ihnen kein Zug, der nicht für die beabsichtigte Wirkung calculirt wäre. Calderon ist dasjenige Genie, das zugleich den größten Verstand hatte."**) Aehnlich äußert sich A. W. Schlegel***): „Die Erscheinung auf der Bühne ist ihm das Erste, aber diese sonst beschränkende Rücksicht wird bei ihm durchaus positiv. Ich weiß keinen Dramatiker, der den Effect so zu poetisiren gewußt hätte, der zugleich so sinnlich kräftig und so ätherisch wäre." Jenes „Bretterrechte" seiner Compositionsweise aber, eine Eigenschaft, die, wie das moderne französische Schauspiel und seine Nachahmungen zeigen, auch solchen erreichbar ist, denen alle und jede poetische Anlage abgeht, hemmt Calderon nirgends in der Entfaltung dessen, was das Drama nicht vermissen lassen darf, wofern es nicht auf die Bedeutung eines dichterischen Kunstwerks verzichten und sich damit begnügen will, die Bravour eines geschickten Schachspiels zu entwickeln. Auf die Tiefe der dramatischen Grundgedanken in Calderons Stücken, auf seine geniale Lösung der schwierigsten psychologischen Probleme braucht nach dem bereits gesagten nicht nochmals hingewiesen zu werden; wohl aber ist es hier am Platze hervorzuheben, daß Calderon sich in seinen Dramen zugleich als einen der gewaltigsten Lyriker aller Zeiten bewährt, dem nicht nur jede Stimmung des Menschenherzens, sondern auch alle Geheimnisse der Natur vertraut sind, die ihm in verschwenderischer Fülle die erhabensten Bilder liefert und die er mit einer wahrhaft hymnischen Beredsamkeit verherrlicht. Und so vereinigt sich alles,

*) Trenne Dramer af Don Pedro Calderon de la Barca. J Svensk öfversättning, Upsala 1870.

**) Eckermann I, 175.

***) Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur III, 355.

um Calderon als den größten Vertreter der romantischen Poesie erscheinen zu lassen, bei dem, um mit Schlegel zu reden, sich alle Pracht verschwendet findet, wie man bei einem Feuerwerke die buntesten Farben, die glänzendsten Lichter und wunderlichsten Figuren der feurigen Springbrunnen und Kreise für die letzte Explosion aufzusparen pflegt.

Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick auf den Einfluß, den Calderons dramatische Kunst auf die Nachwelt ausübte.

Während zu Lebzeiten des Dichters bedeutende Talente wie Francisco de Rojas, von dem das berühmte Stück Del rey abajo ninguno (Außer meinem König Keiner) herrührt, Moreto, der Verfasser des reizenden „Trotz wider Trotz“ (El desden con el desden), das West in seiner vorzüglichen Bearbeitung unter dem Titel „Doña Diana“ dem Besitze des deutschen Theaters einverleibte, und außerdem manche achtbare Kraft zweiten Ranges neben ihm thätig war, unterbrach im 18. Jahrhundert der eindringende französische Pseudoclassicismus, gegen den José Cañizares und Antonio de Zamora vergeblich die nationalen Traditionen aufrecht zu erhalten suchten, die Weiterentwicklung eines Theaters, das durchaus selbständig wie das altgriechische, sich von fremdem Einfluß bisher völlig intact gehalten. Erst gegen Ablauf des 18. Jahrhunderts, als das französische System hauptsächlich durch deutsche Angriffe ins Wanken gerieth, und zu Anfang des 19., als die in Deutschland erwachte Verehrung für Calderon auch auf Spanien zurückwirkte, begannen berufne Talente wie Martinez de la Rosa, Breton de los Herreros u. a. mit Erfolg an die Meisterwerke der alten nationalen Bühne wieder anzuknüpfen.

Was die Stellung des Auslandes zu Calderon betrifft*), so äußert sich dieselbe namentlich in Frankreich in umfangreichen Entlehnungen, die man sich, oft ohne die Quelle anzugeben, wie aus der dramatischen Literatur Spaniens überhaupt, so auch aus Calderons Stücken erlaubte. Der große Corneille, der in seinem Cid eine abgeblaßte und verwässerte Copie nach Guillen de Castro lieferte, in seinem Menteur Alarcons berühmtes Stück La verdad sospechosa zum Theil direct übersetzte, des Mira de Mescua Palacio confuso bearbeitete,

*) Von Uebersetzungen Calderons mögen außer den schon erwähnten hier noch genannt sein die französischen von Damas Hinard, Théâtre de Caldéron, 3 Bde., Paris 1841—44 und 1869; Antoine de Latour, Oeuvres dramatiques de Caldéron, Paris 1871; Th. de Puymaigre, Le prodigueux magicien, drame de Caldéron de la Barca, traduit en français, Metz 1852; die englischen von Mac-Carthy (2 Bde. 1853, 1 Bd. 1861), Edward Fitzgerald (6 Stücke, 1853), Trench (Life's a dream, 1856) und die trefflichen Uebersetzungen einzelner Scenen aus dem Magico prodigioso, die in Shelleys Posthumous Poems (1824) S. 362—392 sich finden; außerdem die 15 Stücke umfassende italienische Uebersetzung in Pietro Montis Teatro scelto (4 Bde., 1855).

benutzte in seinem Heraclius Calderons Drama En esta vida todo es verdad y todo es mentira, und in demselben Jahre (1647) brachte Thomas Corneille unter dem Titel Les engagemens du hasard eine Nachbildung von Calderons Lustspiel Los empeños de un acaso auf die französische Bühne. Von demselben, der u. a. auch den Moreto plünderte, ward 1648 Le feint Astrologue, eine Bearbeitung des gleichnamigen Calderonschen Stückes, 1657 Le Géolier de soi-même, eine Nachahmung von Calderons Alcaide de sí mismo aufgeführt, und in seinen Illustres ennemis findet man mehrere Stellen aus Calderons historischem Drama Amar despues de la muerte (Lieben bis jenseits des Todes) übersetzt. Das Intriguenstück El encanto sin encanto (Zauber ohne Zauber) diente Lambert als Grundlage für sein Stück Magie sans Magie, das zum ersten Male 1660 in Paris über die Bretter ging. Molière, der den Plan zu seinem Médecin malgré lui aus Lopes Acero de Madrid, die Versöhnungsscene im Tartuffe aus Lopes Perro del hortelano entlehnte und auch in seiner École des maris Reminiscenzen an denselben Dichter aufweist, sowie zwei Stücke des Tirso de Molina (El burlador de Sevilla und El Amor médico) nachahmte, hat auch durch Calderon sich anregen lassen, wie eine Vergleichung seiner Femmes savantes mit dessen Intriguenstück No hay burlas con el amor zeigt, neben dem er auch Los melindres de Belisa von Lope de Vega benutzte. Wie aber selbst Molière in der Bearbeitung spanischer Stücke nicht eben glücklich war, so verflachten sich dieselben vollends unter den Händen der mittelmäßigen französischen Bühnenschriftsteller aufs kläglichste, indem sie lediglich als Fundgrube für spannende Verwicklungen ausgebeutet, ihres poetischen Duftes aber meist vollständig beraubt wurden. Auch in den Bearbeitungen, die Gozzi mit Calderonschen Stücken vornahm, sind die eigenthümlichen Reize der Originale zum größten Theil abgestreift; gleichwohl bewiesen Schöpfungen wie Gustos y disgustos son no mas que imaginacion, El secreto á voces und Eco y Narciso auch in ihrem entstellten Zustande ihre unverwüstliche Lebenskraft auf der venezianischen Bühne.*)

In Deutschland datirt die Beschäftigung mit der dramatischen Literatur der Spanier vom Ende des vorigen Jahrhunderts. Hier war es Lessing, der durch seine in der Hamburgischen Dramaturgie gegebene Analyse der angeblich von König Philipp IV. herrührenden Tragödie „Graf Essex" die erste Anregung bot; „eine ganz eigne Fabel, eine sehr sinnreiche Verwicklung, sehr viele und sonderbare und immer neue Theaterstreiche, die ausgespartesten Situationen, meistens sehr wohl angelegte und bis ans Ende erhaltene Charaktere, nicht selten viel Würde und Stärke im Ausdruck," das sind die Eigenschaften, die er bei dieser Gelegenheit

*) Gozzis Due notti affannose erschienen gedruckt 1771 zu Venedig, Il pubblico secreto und Eco e Narcisso im folgenden Jahre.

als ein Gemeingut der spanischen Stücke bezeichnet.*) 1770 erschien sodann das Théâtre Espagnol von Linguet in deutscher Uebersetzung, auf die 1760 von Scharfenstein nach einer italienischen Uebertragung gefertigte Bearbeitung von Calderons „Leben ein Traum" folgte 1782 eine zweite von Bertrand.**) In Weimar wirkten um dieselbe Zeit Bertuch, der Herausgeber des Magazins der spanischen und portugiesischen Literatur, Freiherr von Seckendorf und Friedrich von Einsiedel für die Kenntniß der spanischen Dramatik, letztrer auch als Uebersetzer, dem andre auf diesem Gebiete folgten. A. W. Schlegels „Spanisches Theater" erschien in den Jahren 1803—1809, Gries, der verdienstvolle Vermittler romanischer Poesie, eröffnete 1815 die Reihe seiner vorzüglichen Calderonübersetzungen mit der „Großen Zenobia," und Otto Freiherr von der Malsburg ließ in dem Zeitraum von 1819—1825 6 Bände Calderonscher Stücke verdeutscht erscheinen. Allen diesen Unternehmungen schenkte Goethe den regsten Antheil, der sich in lebhafter Anerkennung und Aufmunterung zu weiterm Fortfahren zu erkennen gab. Er selbst, der der spanischen Sprache nicht mächtig war, lernte aus den Uebertragungen Calderon allmählich kennen und hochschätzen und nannte ihn u. a. in einem Dankschreiben an Gries einen Dichter, über den man bei jedesmaligem Erblicken erstaune, wie über die Natur, so oft man aufmerksam an sie heranblicke; an Zelter schrieb er noch wenige Jahre vor seinem Tode, daß höchste Cultur und Poesie sich niemals inniger zusammengefunden hätten als bei Calderon; schon 1805 hatte er in den Anmerkungen zu „Rameaus Neffen" den spanischen Dichter mit Shakespeare auf eine Stufe gestellt, indem er urtheilte, daß beide untadlig vor dem höchsten ästhetischen Richterstuhl beständen und wegen ihrer vermeintlichen Fehler, indem diese ein Erzeugniß ihrer Zeit seien, neue Lorbeern verdienten. Und so bezeugen noch manche Aeußerungen, die Woldemar Freiherr von Biedermann in seinen „Goethe-Forschungen" (S. 154 ff.) zusammengestellt hat, die hohe Verehrung des deutschen Dichterfürsten für Calderons Poesie. Indem er mehrere seiner Stücke zur Aufführung brachte***), verfolgte er, wie er es selbst ausspricht, den Zweck, den Geschmack des Publicums daran zu gewöhnen, auf der Bühne die Befriedigung der höhern Forderungen der Einbildungskraft zu verlangen. Auch zu eigner Nachahmung Calderons, den er mehrfach andern als Muster empfiehlt, fühlte Goethe sich angeregt, indem er den Plan zu einem Trauerspiel ausarbeitete, in dem wie im „Standhaften Prinzen" christliches Märtyrerthum den Stoff bilden sollte; es darf über diesen Gegen-

*) 68. Stück der Hamburgischen Dramaturgie.

**) Sigismund und Sophronie oder Grausamkeit und Aberglauben.

***) 1811 ging „Der standhafte Prinz," 1812 „Das Leben ein Traum," 1815 „Die große Zenobia" über die Weimaraner Bühne.

stand auf die eingehende Besprechung verwiesen werden, die von Biedermann a. a. O. veröffentlicht hat; bemerkt sei nur noch, daß auch Diction und Versbildung der vorliegenden Goethischen Fragmente unverkennbare Anklänge an das spanische Vorbild aufweisen. Daß die Ausführung des Werkes unterblieb, ist wohl in der That, wie von Biedermann annimmt, ein Beweis dafür, daß Goethes dichterische Eigenart in jener Zeit zu ausgeprägt war, um sich einer andern Individualität so heterogener Art anzupassen.

Die an Apotheose grenzende Verehrung, welche die Romantiker für Calderon an den Tag legten, findet in der ganzen Tendenz dieser Schule ihre Erklärung. Ist ihr doch Calderon, wie es Friedrich Schlegel prägnant ausspricht, „unter allen Verhältnissen und Umständen und unter allen andern dramatischen Dichtern vorzugsweise der christliche und eben darum auch der am meisten romantische.“ Freilich können die Nachahmungen, die aus diesem Enthusiasmus hervorgingen, ein andres als literarhistorisches Interesse nicht beanspruchen; der „Alarcos“ Friedrich Schlegels ist ein in Anlage und Ausführung verfehltes Machwerk, das aller poetischen Weihe entbehrt, Ludwig Tiecks „Genoveva“ ein Versuch, dem außer vielem andern namentlich das, was Calderon so groß macht, die dramatische Wirkung, vollkommen abgeht, und die krankhaften, kunstwidrigen Schicksalstragödien der Werner, Müllner und andrer haben längst die verdiente Verurtheilung gefunden. Daß aber Calderon, verständig studirt, für das moderne Drama von hohem Nutzen werden könnte, wird niemand in Abrede stellen, der seine großen Vorzüge zu würdigen versteht: die schöpferische Kraft, die sich nicht allein im Umfang, sondern vor allem im Gehalte seiner Schauspiele manifestirt, die Vielseitigkeit und Beweglichkeit seines Talents, die Vereinigung eines nie versiegenden poetischen Reichthums mit souveräner Beherrschung der technischen Mittel, ohne die auch das gehaltvollste Werk auf der Bühne keine Wirkung hervorbringt. Und so wird Calderon, was man auch vom Standpunkte unsrer Zeit und unsrer Denkweise im einzelnen an ihm aussetzen und bemängeln möge, in seiner Totalität betrachtet als einer der Genien anerkannt werden müssen, die das Anrecht auf einen dauernden Ehrenplatz in der Weltliteratur besitzen.

Die Düsseldorfer Schule.

Von Adolf Rosenberg.

3. Der Realismus und die Romantik in der Landschaftsmalerei. Andreas und Oswald Achenbach. Albert Flamm.

m Laufe ihrer Entwicklung bis auf die Gegenwart hat die Düsseldorfer Landschaftsmalerei eine wesentlich andre Richtung eingeschlagen, als ihr von ihren Begründern, Lessing und Schirmer, vorgeschrieben war. Obwohl der letzre bis zum Jahre 1853, wo er einem Rufe als Director an die Kunstschule in Karlsruhe folgte, der Landschaftsklasse der Düsseldorfer Akademie vorstand und infolge dessen kein Maler, der sich an der Akademie der Landschaftsmalerei widmete, sich seiner Unterweisung und seinem Einflusse entziehen konnte, so ist doch seine Eigenart, namentlich, wie sie sich in der letzten Epoche seines Lebens ausgebildet hatte, mit ihm ausgestorben. Schirmer rang sich vom naiven und treuen Nachahmer der Natur, nach einem Durchgangsstadium durch den nach frappanten Lichteffecten strebenden Colorismus französischen Charakters, zu einem formenstrengen Stilisten empor, der das höchste Ziel seines Schaffens in der „historischen" Landschaft sah. Die moderne Landschaftsmalerei in Düsseldorf hat denselben Weg in umgekehrter Richtung gemacht.

Schirmers Verdienste um die Entwicklung derselben beruhen im wesentlichen auf seiner technischen Virtuosität, welche er namentlich durch Reisen nach Frankreich gewonnen hatte, wo er mit den Häuptern der französischen Landschafterschule in persönliche Berührung gekommen war. Seine glänzende Technik, welche noch den stilisirten Landschaften seiner letzten Jahre, namentlich den großen biblischen Cyklen, die Romantik der Farbe verleiht, captivirte selbst diejenigen unter den jungen Künstlern, welche in ihrem innern Wesen dem Meister fremd gegenüberstanden. Die Wurzeln der phänomenalen Erscheinung Andreas Achenbachs liegen nach der technischen d. h. rein malerischen Seite in Schirmer, nach der formalen Seite in Lessing. Der Realismus der Bewegung trat dann als neues Element hinzu, welches die beiden ältern verband und durchdrang und so eine neue künstlerische Individualität von gewaltiger Kraft schuf.

Andreas Achenbach wurde am 29. September 1815 in Kassel als der Sohn eines Kaufmanns geboren, welcher ebenso wie seine Frau Neigung und Herz für die bildenden Künste besaß. Der Knabe verbrachte eine sehr unruhige Jugend, da der Gang der Geschäfte den Vater veranlaßte, mehrere Male seinen Wohn-

sitz zu wechseln. Auf Kassel folgt Mannheim, dann Petersburg, wo Andreas den ersten Zeichenunterricht genoß und zugleich Gelegenheit fand, zum ersten Male das Meer zu sehen, und endlich Düsseldorf, wo der Vater 1823 eine dauernde Stätte fand und der Sohn den Grundstein seines zukünftigen Ruhmes legen sollte. Er setzte es durch, daß er schon als zehnjähriger Knabe die Elementarklasse der Akademie besuchen durfte. 1827, also mit zwölf Jahren, trat er als Schüler in die Akademie selbst ein und wurde, dank der Protection Schadows, später nach seiner ausgesprochnen Begabung, in die etwa 1830 unter Schirmers Leitung ins Leben getretne Landschafterklasse aufgenommen. Pecht erzählt in seiner Biographie Achenbachs,*) zu welcher ihm der Künstler selbst Material geliefert hat, daß derselbe schon in seinem fünfzehnten Jahre sein erstes Bild, eine felsige Seeküste, gemalt habe, welches der Graf Raczynski in Berlin, der bekannte Kunstmäcen, ankaufen ließ. Wie schnell sich aber auch das Talent des jungen Andreas entwickelt haben mag, so ist seine Reife denn doch nicht so frühzeitig eingetreten. Das würde schon den thatsächlichen Verhältnissen in Düsseldorf nicht entsprochen haben. Im vorigen Abschnitt ist berichtet worden, daß Schirmer nach längern Vorstudien seine erste Landschaft 1828 zu Stande brachte. Erst ein paar Jahre darauf wurde von Schadow unter Schirmers Leitung eine Art Landschaftsklasse improvisirt, in welcher Andreas Achenbach seine regelrechten Studien begann. Und damit stimmt denn auch, daß die Raczynskische Landschaft die Jahreszahl 1834 trägt, von dem Künstler also in seinem neunzehnten Lebensjahre gemalt worden ist. Diese Marine also ist nicht sein Erstlingswerk. Er begann vielmehr 1831 mit einer Ansicht des Düsseldorfer Akademiegebäudes, welchem 1832 eine Landschaft mit einer Kapelle folgte. In diesem Jahre unternahm Achenbach auch mit seinem Vater eine größre Reise, die ihn über Rotterdam, Scheveningen, Amsterdam durch die Nordsee nach Hamburg und von da nach Riga führte und bis ins nächste Jahr hinein dauerte. Nach seiner Rückkehr malte er zunächst noch Landschaften nach heimischen Motiven, ländliche Idyllen wie die „Fähre bei Hamm," das „Haus im Walde." 1834 debütirte er dann mit jener Marine bei Raczynski, welche er „Norwegische Landschaft" nannte, wiewohl er erst im folgenden Jahre Norwegen kennen lernte. Auf dieser zweiten Reise, die ihn über Dänemark nach Norwegen und Schweden führte, vertieften sich erst bei ihm die Eindrücke der norwegischen Natur, so daß er sie zu Bildern gestalten konnte. Bis zum Jahre 1835 gehörte Achenbach der Akademie als Schüler an. Er schied von derselben, weil sich, wie Pecht erzählt, Gegensätze zwischen ihm und Schirmer gebildet hatten, welcher auf den schnell

*) Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Dritte Reihe. Nördlingen, 1881. S. 336.

wachsenden Ruhm des jungen Mannes mit eifersüchtigen Augen blickte. Es kam zu Reibungen und Zerwürfnissen, infolge deren Achenbach als Führer einer Opposition, zu welcher Funk, Pose und andre gehörten, „ziemlich ostentativ" die Anstalt verließ.

Die erste Frucht seiner norwegischen Reise war eine „Marine mit einem Leuchtthurm" (1835), welche Prinz Friedrich von Hohenzollern ankaufte, dessen kleiner Hof in Düsseldorf der geistige Mittelpunkt des dortigen Kunstlebens war. Im folgenden Jahre malte er einen „Seesturm an der schwedischen Küste", ein Bild, welchem man trotz mancher Unvollkommenheiten in der Ausführung eine geradezu epochemachende Bedeutung in der modernen Landschaftsmalerei beimessen muß. Es ist ein historisches Merkzeichen, von welchem eine neue Aera der Landschaftsmalerei beginnt. Vor ihm hatte von den neuern Meistern nur der Berliner Wilhem Krause im Jahre 1831 einen Seesturm zu malen gewagt. Es ist nicht anzunehmen, daß Achenbach von ihm beeinflußt worden ist. Außer der Natur waren etwa noch die holländischen Marine- und Landschaftsmaler seine Lehrmeister gewesen. Aber bei aller Hochachtung vor Willem van de Velde und Ludolf Backhuisen — dem modernen Maler steht doch eine größere Universalität der Anschauung, ein weiterer Gesichtskreis zur Seite. Die dramatische Kraft, mit welcher er das Toben und Wüthen der See darzustellen weiß, hat etwas elementares, etwas dämonisches, und das ist eben der neue Grundstoff, der mit Andreas Achenbach in die Erscheinung tritt und durch ihn in die Kunstgeschichte eingeführt wird. Allmählich bildet sich dann dieses dramatische Element zu größerer Vielseitigkeit aus. Dem ungestümen Rasen des Wassers tritt die menschliche Kraft gegenüber, um sich mit dem blindwüthigen Riesen zu messen, und dieser Kampf der menschlichen Intelligenz mit der rohen Elementargewalt bildet später das Grundthema der großartigsten Schöpfungen Andreas Achenbachs. Er vertritt in den scheinbar durch und durch realistischen Gebilden des Meisters die ideale Seite, und so finden wir denn auch in der Beobachtung, daß ein wahrhaft großer Realist zugleich ein großer Idealist ist, die ewige Wahrheit wieder, die manche in der Gegenwart verdunkelt oder gar verkannt glauben, daß das höchste Ziel der Kunst immer das Ideal ist, gleichgiltig, auf welchem Wege es erstritten wird, ob mit Hilfe einer von vornherein idealistischen Ausdrucksweise oder mit der leidenschaftlichen Rhetorik eines kühnen Realismus.

1836 unternahm Achenbach eine Reise nach Süddeutschland und Tirol und ließ sich dann für einige Zeit in München nieder, wo König Ludwig den oben erwähnten „Seesturm" für die neue Pinakothek in München ankaufte. Einen zweiten „Seesturm" aus demselben Jahre erwarb der Rheinisch-westfälische Kunstverein. Der Künstler kam noch öfters auf dieses Thema zurück, welches ihm

gestattete, seine enorme Kenntniß des Seewassers in allen Stadien der Erregung, in allen Metamorphosen von der schweren, schlammigen Sturzwelle bis zum flockigen Gischt zu zeigen. Mit diesem Studium des Wassers ging ein gleich eingehendes Studium der Luft über dem Meere und über dem Strande und ihrer eigenthümlichen Reflexe auf dem Wasser Hand in Hand. Man sagt, daß Achenbach die gewonnenen Eindrücke nicht in Skizzenbüchern und Oelstudien festhielt, sondern daß er dieselben, unterstützt durch eine erstaunliche Gedächtnißkraft, im Kopfe mit sich herumtrug. 1837 begab sich Achenbach nach Frankfurt a. M., wohin ihm sein Düsseldorfer Freund Alfred Rethel vorausgegangen war, und dort vollendete er einen dritten „Seesturm an der Küste mit einem strandenden Schiffe", welcher für das Städelsche Institut angekauft wurde. Dann ging er wieder nach Düsseldorf zurück, und dieses blieb nun bis zum Jahre 1843 seine Heimstätte, zu der er von seinen häufigen Reisen nach England, Frankreich, wo er Turner und Gudin kennen lernte, und Norwegen (1838) immer wieder zurückkehrte. Die großartige Schönheit der norwegischen Gebirgsnatur hat er zuerst für die Kunst entdeckt. Durch seine Erfolge ermuntert, kamen erst junge skandinavische Maler nach Düsseldorf, um dort von seiner glänzenden Technik zu profitiren und mit ihrer Hilfe die Reize ihres Heimatlandes nach seinem Vorgange weiter zu erschöpfen. Achenbach entfaltete schon in dieser Zeit eine außerordentliche Productivität, und bald sagte man ihm nach, daß er am schnellsten von allen Düsseldorfern male, ohne daß die Solidität seiner Mache dadurch geschädigt wurde. Der „Hardanger Fjord bei Bergen" (1843) in der städtischen Galerie in Düsseldorf bezeichnet wohl den Höhepunkt der Schöpfungen dieser ersten Epoche.

Es ist ein psychologisches Räthsel, daß Achenbach in dieser Zeit voll regster Arbeitsamkeit sich mit Speculationen abgab, die im Frühjahr 1843 seinen Uebertritt zum Katholicismus zur Folge hatten. Zum Gedächtniß an diesen Act malte er für den Hochaltar der Lambertikirche in Düsseldorf ein Altarbild mit neun Heiligen auf Goldgrund, das erste und letzte Heiligenbild, das er gemalt hat. Die Energie und Tiefe der Farbe verräth einen Künstler, der auch auf diesem, ihm sonst fernen Gebiete zu der süßlichen Romantik der Düsseldorfer Heiligenmaler in Opposition getreten war.

Mit seinem Uebertritt zum Katholicismus scheint auch eine Reise nach Italien in Verbindung gestanden zu haben, die er im Herbst 1843 unternahm. Das Studium des Meeres und der italienischen Küsten war selbstverständlich für ihn die Hauptsache. Aber im großen und ganzen war die Ausbeute seines Aufenthalts in Italien, der sich bis zum Jahre 1845 ausdehnte, nicht sonderlich reich. Die classischen Linien der italienischen Landschaft bildeten den Inbegriff alles Studiums für die Formenstilisten im Geiste Rottmanns und Schirmers. Achen-

bachs Streben ging aber anderswohin. Seinem Bruder Oswald blieb es vorbehalten, eine neue Auffassung der italienischen Landschaft zu begründen.

Andreas fand indessen auch in Italien manches, was seine Eigenart reizte. Die „Pontinischen Sümpfe“ in der Neuen Pinakothek zu München (1846), die „Cyklopenfelsen“ (1847) im Museum zu Philadelphia, die Landschaft von Corleone (im Besitz des deutschen Kaisers), „Scylla“ an der Küste von Sicilien sind Beispiele für die Art und Weise, in welcher sich Achenbach mit der südlichen Natur abfand. Indessen bilden diese italienischen Landschaften und Marinen nur eine Episode in seiner Thätigkeit, die man getrost streichen könnte, ohne daß sich das Charakterbild seiner Kunst ändern würde. Seine Kraft wurzelt im Norden, an der nordischen Küste, in Holland, Belgien und Norwegen. Die schäumenden Wasserfälle des letztern Landes hat Achenbach oft mit unübertroffner Bravour dargestellt: romantische Motive, die durch die realistische Auffassungsart des Malers nur noch großartiger wirken.

Obwohl aber Achenbachs größte Erfolge nach der Seite des geräuschvollen Effects auf dem Gebiete des Seestücks liegen, hat er sein Leben lang mit gleicher Liebe die Binnenlandschaft cultivirt. Und gerade auf diesen Bildern erkennen wir am deutlichsten, wie nachhaltig und für sein ganzes Leben bestimmend Lessing auf ihn eingewirkt hat. Wie Lessing, wählt Achenbach gern einen hohen Standpunkt und läßt von diesem aus den Beschauer in stille Thalwinkel, auf Wiesen und Felder, auf die Windungen kleiner Flüsse, in die Gäßchen alterthümlicher Städte blicken, die er mit lichtem Sonnenglanz oder mit dem Scheine des Mondlichts umwebt. Da zeigt sich denn der Meister, der sonst gewöhnt ist, mit breitem Pinsel ungeberdige Sturzwellen zu malen, als liebevoller, sorgsamer Miniaturmaler, den die geringste Einzelheit nicht zu unbedeutend ist. Die Motive zu diesen Landschaften sind meist vom Niederrhein gewählt. Gelegentlich macht Achenbach dann einen Abstecher ins Hannöversche, wo ihm besonders Hildesheim mit seinem mittelalterlichen Charakter fesselte. Bisweilen drang er auch in das innere Gassengewirr holländischer Städte, wie zum Beispiel in das Judenviertel Amsterdams, ein und holte sich mit seinem treffsichern Blick für das Malerische Motive heraus, an die niemand zuvor gedacht hatte. Das Malerische sucht er stets in der Bewegung, mag sie ihm das Gewühl der Menschen oder das Treiben der Wolken oder das Spiel des Lichts und des Windes auf der Wasserfläche darbieten. Innerhalb dieser Bewegung bleibt aber immer die plastische Form bestehen, die ihm niemals zum Spielball wird. Achenbach ist deshalb ein ebenso tüchtiger Terrain- und Architekturmaler, wie es Lessing gewesen, und deshalb durften wir oben sagen, daß die formale Seite seiner Kunst an Lessing anknüpft. Aber noch in einem andern Sinne. Lessing war der erste,

welcher die Bedeutung der Staffage für die Landschaft in einer völlig neuen Weise auffaßte. Indem er aufhörte, die Figuren nach der Art der ältern Landschaftsmaler flüchtig zu skizziren, setzte er sie in innige Beziehung zu ihrer landschaftlichen Umgebung, so daß diese oft einen erläuternden Commentar zu dem durch die Figuren versinnlichten Vorgange bildete. Wir erinnern nur an zwei Beispiele: an die Landschaft mit dem getödteten Krieger (in Frankfurt a. M.) und an das herrliche Bild mit dem brennenden Kloster und den abziehenden Mönchen (in der Dresdener Galerie). Eine ähnlich bedeutsame Rolle spielen die Figuren auf den Gemälden Andreas Achenbachs, ebenso wie seines Bruders Oswald, der dieselben formalen Elemente von seinem Bruder und Lehrer übernahm. Romantische Geheimnisse haben uns freilich die Figuren des energischen Realisten nicht zu verrathen. Es sind Gestalten aus dem Leben herausgerissen, nicht in dasselbe hineingediftelt: Küstenbewohner, die ihren harten Kampf mit dem Meere bestehen, Fischer, die bei herannahendem Sturme ihre Schaluppe und ihre Netze bergen, Lootsen, die einem bedrängten Schiffe zu Hilfe kommen, wettererprobte Männer, die ihre Dämme vor dem Anprall der Wogen sichern, Leute, die ein Fahrzeug ausladen u. dgl. m. Oft sind die Figuren zu einer hochdramatischen Action vereinigt, zu einem Kampfe um Leben und Tod, wie z. B. auf der prachtvollen Schilderung des Sturms und der Ueberschwemmung am Niederrhein im Jahre 1876. Ein andermal geben sie ihren episodischen Charakter ganz auf, treten so stark in den Vordergrund und dehnen sich in solcher Zahl über das ganze Bild aus, daß sich die Grenze zwischen Landschaft und Genre verwischt. Ein Beispiel für diese letztere Gattung ist der „Fischmarkt in Ostende," ein Motiv also aus einer Oertlichkeit, die mit Scheveningen in den letzten Jahren der Schauplatz von Achenbachs glorreichsten Thaten gewesen ist. Verweilen wir einen Augenblick bei diesem letztern Bilde.

Die großen Fischerboote sind eben eingetroffen. Sie legen am Quai an, und ihre Mannschaften machen sich daran, die Ladung ans Land zu schaffen, wo sich bereits ein reges Leben entfaltet hat. Auf den Steinplatten liegen die Meeresbewohner ausgebreitet, der Käufer harrend. Es ist noch früh, und der eigentliche Verkauf hat noch nicht begonnen. Desto lebhafter discuriren die Marktweiber, die Fischer und die Bootsleute mit einander. Alles ist eitel Bewegung und Leben. Alle diese Figuren, dieses Menschengewoge, dieses Kommen und Gehen trägt den Stempel treuester Naturbeobachtung, unübertrefflicher Wahrheit an sich. Und nun denke man sich dazu die schäumenden Wellen, welche an die Quadern klatschen, die Boote heben und gegen den Quai drängen, den blaßblauen Himmel, an dem sich unter der frischen Brise weiße Wolken jagen, den bläulichen Rauch, der aus den Essen steigt und sich mit aufspritzendem Gischt

und den Dünsten des Wassers mischt — das alles verleiht dem alltäglichen und trivialen Vorgange ein so großartiges Relief, daß dem Beschauer ein Gefühl beschleicht, als stünde er dem erhabensten Naturschauspiel gegenüber. Und mit welcher gesättigten Kraft hält die Farbe diese Scenerie voll Hast und Unruhe zusammen! Da ist kein Ton, der herausfällt, keiner, der schreiend die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Jeder Farbenfleck hat seine Beziehungen zum Ganzen, seinen bestimmten Zweck im Organismus, ohne daß irgendwo die Spuren einer raffinirten Suche nach Effecten, eines spitzfindigen Diftelns sichtbar sind. Rein instinctiv wie jedes echte Genie stellt der Meister durch den Zusammenklang der Farben die Harmonie in der Bewegung her, eine ihm angeborne malerische Procedur, über welche er sich in ihren einzelnen Stadien nicht einmal selbst wird Rechenschaft ablegen können.

Freilich artet die stupende Technik des Künstlers, wie es nicht anders sein kann, bisweilen auch in Flüchtigkeit aus. Das war namentlich in jener Zeit der Fall, als der Milliardensegen in die Börsen der Gründer strömte und die letztern über Nacht zu Kunstkennern wurden, von denen jeder seinen Achenbach haben mußte. Da vermochte selbst der furiose Pinsel des Meisters Andreas dem Ansturm kaum zu genügen, und die Kunsthändler holten ihm die nassen Bilder aus dem Atelier, unbekümmert, ob sie fertig waren oder nicht. Wenn nur der splendide Besteller das bekannte, sauber gerundete Zeichen A. Achenbach. in der Ecke fand. Auch der flotte Export nach Amerika nahm eine Zeit lang den Meister stark in Anspruch, und so tragen denn die Bilder dieser Epoche nicht den Stempel liebevoller Durchbildung der Lufttöne und Wasserflächen, an welche uns Achenbach gewöhnt hat. Himmel und Wellen sehen „blechern" und „ledern" aus, und das Achenbachsche Grau, eine Farbe, die er in einer erstaunlichen Weise zu nüanciren weiß, macht sich recht trocken, nüchtern und eintönig. Man wird also diese Sorte von Bildern aus dem Werke des Meisters, das schon jetzt über tausend Nummern umfaßt, ausscheiden müssen, weil man sonst zu der irrigen Auffassung gelangen könnte, daß die Kraft des den Siebzigern zusteuernden Meisters zu erlahmen drohe. In Wahrheit ist aber das Gegentheil der Fall. Wie seinem Altersgenossen Menzel, der auch im Jahre 1815 geboren ist, wachsen ihm mit den Jahren die Schwingen zu immer höherm Fluge.

Es ist selbstverständlich, daß eine so geniale Kraft von großem Einfluß auf ihre Umgebung werden mußte. Gleich Lessing trat zwar auch Achenbach in kein näheres Verhältniß zur Akademie, hat auch, wie jener, in seinem Atelier keine Schüler, mit Ausnahme von zweien, herangebildet. Aber sein Beispiel, seine gloriosen Thaten wirkten auf die heranwachsende Generation, und so verdankt ihm die gegenwärtige Düsseldorfer Schule ein gut Theil ihrer Tüchtigkeit.

Der eine seiner beiden Schüler war sein jüngerer Bruder Oswald Achenbach, geboren zu Düsseldorf am 2. Februar 1827. Frühreif, wie Andreas, besuchte er schon seit 1839 die Akademie, eignete sich schnell die Elementarkenntnisse an und widmete sich dann unter Leitung des Bruders der Malerei. Seine Naturstudien begannen 1845 mit einer Reise in das bairische Gebirge, nach der Schweiz und Oberitalien. Die Frucht derselben waren bis zum Jahre 1849: „Morgenlandschaft aus der Lombardei", „Abend im bairischen Gebirge", „Landschaft aus Oberitalien", „Italienische Gewitterlandschaft", „Italienische Landschaft am Meere", „Partie einer Villa im Mondlicht." Diese Liste ist insofern lehrreich, als sie uns schon die eigenthümliche Richtung Oswald Achenbachs charakterisirt, die ihn von seinem Bruder so wesentlich unterscheidet. Beide sind Poeten, der eine aber ein Realist, dessen dramatische Kühnheit sich nur mit Shakespeare vergleichen läßt, der andre ein idealgestimmter Romantiker, welcher sich mächtig zum Vaterlande Tassos und Ariostos hingezogen fühlt. Seine Bilder sind farbenglühend, stimmungsvoll und harmonisch gefügt wie die Strophen der beiden ihm congenialen Dichter.

Was seinem Bruder versagt geblieben war, die italienische Landschaft in ihrem vollen poetischen Dufte, mit ihrem sanften, fast elegischen Wechselspiel zwischen Licht und Schatten, mit ihren zauberischen Perspectiven, in denen die zartesten Töne sich mit einander verschmelzen, zu erfassen, das erreichte Oswald wie kein zweiter Landschaftsmaler der Welt. Die deutschen Künstler, die vor ihm die italienische Natur ausbeuteten, fußten fast ohne Ausnahme auf der stilisirten Anschauungsweise Rottmanns. Sie lösten aus den wechselnden Phänomen des Himmels und der Luft die ewigen Formen der Landschaft heraus. Die classische, strenge und keusche Schönheit der Linien war ihr Ideal, dessen alleinige Giltigkeit noch bis auf die neueste Zeit von Friedrich Preller und Gurlitt vertreten worden ist und vertreten wird. Diesen Stilisten trat nun Oswald Achenbach mit dem magischen Reichthum einer unerschöpflichen Palette gegenüber. Bei ihm verschwand die Linie, welche den Horizont begrenzt, unter dem weichen Nebeldunst der Ferne, der je nach der Beleuchtung in allerhand Farben schillerte. Das Meer wurde auch ihm zum wichtigen Factor; aber er zeigte es niemals in seinem Aufruhr, sondern in jener majestätischen Ruhe, welche die Fläche wie einen Spiegel erscheinen läßt, auf dem tausend Lichter funkeln, die, gebrochen durch die dazwischen liegende Luftschicht, wieder zum Himmel zurückstrahlen. Die Stimmungen aller Tages- und Nachtzeiten hat er zum Gegenstande eindringlichsten Studiums gemacht, sofern sich ihnen eine poetische Seite abgewinnen läßt. Gleich den Dichtern weilt er aber am liebsten im Mondenscheine, und so sind seine Mondscheinlandschaften die Höhepunkte seines Schaffens

geworden. Unter ihnen steht obenan die herrliche von Santa Lucia in Neapel mit dem flammenden Vesuv im Hintergrunde, welche im Jahre 1879 vollendet wurde.

Wo Oswald Achenbach in das Innere der italienischen Städte dringt, da ist er ein Architekturmaler ersten Ranges, der zwar nicht Stein für Stein copirt, gleichwohl aber das Charakteristische eines Bauwerks so klar und deutlich hervorhebt, daß man gar nicht gewahr wird, daß die Architekturen nicht detaillirt, sondern als Massen behandelt sind. Ein classisches Beispiel für diese Richtung in seiner Kunst ist der „Marktplatz von Amalfi," welchen die Berliner Nationalgalerie besitzt, 1876 gemalt. In greller Mittagssonne liegt der Platz mit seiner ehrwürdigen Umgebung vor uns. Scharf und klar heben sich die Formen der Architektur vom Himmel ab: links vom Beschauer der schlanke Glockenthurm, rechts die Kathedrale von San Andrea, zu der eine steinerne Treppe hinaufführt, und im Hintergrunde, gleichsam als Fortsetzung der Architektur, das terrassenförmig emporsteigende Gebirge mit dem alten, verwitterten Thurm der Königin Johanna, der mit den Felsen verwachsen zu sein scheint. Auf dem Marktplatz, der sich in sanfter Steigung bis an die Kirchentreppe hinaufzieht, stehen Obsthändler und hocken Maisverkäufer herum. Einer ist beschäftigt, einen Maishaufen zusammenzukehren — sonst absolute Trägheit und Ruhe, die mit der umgebenden Natur im Einklang steht.

Oswald Achenbach legt auf die Staffage einen noch größern Werth als sein Bruder Andreas. Wenn man seine Figuren aus unmittelbarer Nähe betrachtet, sieht man nur formlose, bunte Kleckse. Man ahnt ungefähr, daß diese Farbenflecke ein gewichtiges Wort in der coloristischen Totalwirkung mitzureden haben. Man begreift aber nicht, wie diese Flecke, je weiter man sich entfernt, desto compacter und plastischer werden und schließlich zu völlig runden, körperhaften und lebensvollen Figuren werden. Welch eine Schärfe des Auges, welch eine Sicherheit der Berechnung, welch eine Festigkeit der Hand setzt das voraus! Professor Wiegmann hat in seinem vortrefflichen Werke „Die königliche Kunstakademie zu Düsseldorf und die Düsseldorfer Künstler" (Düsseldorf 1856) bei aller Anerkennung „der geistreich und lebendig erfundnen Figurenstaffage" die skizzenhafte Behandlung derselben getadelt. Wiegmann war noch zu sehr an die streng zeichnerische Durchführung der Figuren in den Lessingschen Landschaften gewöhnt, um die Bedeutung dieser specifisch malerischen Behandlungsweise unbefangen würdigen zu können. Oswald Achenbach begnügt sich selten mit wenigen Figuren; er zeigt uns eine Cavalcade, eine Schaar von Landleuten zu Pferde, Esel und Wagen, galoppirende Reiter, eine Procession, eine Gesellschaft vornehmer Forestieri in glänzenden Carossen, Burschen und Dirnen bei Spiel und Tanz oder wohl gar ein ganzes Volksfest oder eine Genrescene von selbständiger Be-

deutung, wie die Einsegnung eines Fischerbootes durch einen Geistlichen. Die bunten, fliegenden Gewänder im hellsten Sonnenlicht geben dann gewöhnlich die höchsten Töne der Farbenscala an, denen sich die vollern und tiefern Accorde unterordnen.

Mit besondrer Vorliebe schildert er die Wirkungen des Sonnenlichtes auf den aufwirbelnden Staub oder das Durchdringen des Sonnenlichtes durch das Blätterdach staubiger Alleen und durch die Zwischenräume, welche die Bäume offenlassen. Wie flüssiges Gold schwimmt überall das glitzernde Licht auf Bäumen und Blättern, auf der Erde, auf den Menschen und in der Luft herum. Ein solches Motiv unter Abendbeleuchtung behandelt die „Villa Torlonia bei Frascati" in der Berliner Nationalgalerie. Oswald Achenbachs historische Bedeutung liegt darin, daß er als der erste die Licht- und Luftphänomene des Südens für die Kunst nutzbar gemacht hat, an denen die Italiener selbst, welche auch heute das Poetische ihres Landes noch nicht recht herausgefühlt haben, mit merkwürdiger Gleichgiltigkeit vorübergegangen sind. Er, der Bahnbrecher, ist bis jetzt noch von keinem seiner Rivalen übertroffen worden, und selbst im Auslande findet er seines gleichen nicht.

Von Beginn der sechziger Jahre bis 1872 stand der Künstler, jedoch mit Unterbrechungen, der Landschaftsklasse der Akademie vor. In dieser Stellung vertrat ihn während der letzten Zeit sein Studiengenosse Albert Flamm, welcher zugleich mit ihm unter Andreas' Leitung in dessen Atelier gearbeitet und gelernt hatte. Geboren 1823 zu Köln, widmete er sich in den Jahren 1836—1838 auf der Düsseldorfer Akademie dem Baufach, dann nach einem Studienaufenthalte in Belgien während der Jahre 1840 und 1841 der Malerei. Der beständige Verkehr, die gemeinschaftliche Arbeit und später auch die gemeinsamen Reisen mit Oswald Achenbach bewirkten, daß er, der nicht in gleichem Maße begabte, dem starken Einfluß des jüngern Genossen sich willig hingab, und daß sich bald zwischen ihnen eine Uebereinstimmung bildete, die sich vornehmlich auf die äußern Factoren, die Behandlung der Architektur, der Staffage und der Lufttöne, erstreckt. Im Bewußtsein von dem Umfange seiner Kraft versteigt sich Flamm nicht zu glänzenden Effectstücken, sondern er sucht mit Vorliebe schlichte Motive, für welche sein Können völlig ausreicht. Die Campagna zur Frühlings- und Sommerszeit mit ihren ausgedörrten Grasflächen und riesigen, unter den Hufen der Campagnapferde und -Büffel aufgewirbelten Staubwolken, durch welche die Strahlen der Sonne mühsam hindurchdringen, ist ihm ein geläufiges Terrain. Langsamer und sorgsamer arbeitend als die beiden Achenbach ist er ihnen nicht selten in der feinen Durchführung der Einzelformen überlegen.

Die Krisis in Bulgarien.

urch den Berliner Friedensvertrag wurde Bulgarien von der Türkei getrennt und zu einem selbständigen Fürstenthume gemacht, welches mit jener nur noch lose zusammenhing. Der Vertrag besagte darüber: „Bulgarien wird zu einem autonomen und tributpflichtigen Fürstenthum unter der Oberherrlichkeit Sr. Kaiserlichen Majestät des Sultans erhoben; es soll eine christliche Regierung und eine Nationalmiliz erhalten ... Der Fürst von Bulgarien wird von der Bevölkerung frei gewählt und von der hohen Pforte mit Zustimmung der Mächte bestätigt werden. Kein Mitglied der regierenden Häuser der europäischen Großmächte darf zum Fürsten von Bulgarien gewählt werden ... Eine in Tirnowa zusammenzuberufende Versammlung von Notabeln Bulgariens wird vor der Wahl des Fürsten das organische Reglement (die Verfassung) des Fürstenthums ausarbeiten ... Die provisorische Verwaltung von Bulgarien wird bis zur Vollendung des organischen Reglements durch einen kaiserlich russischen Commissär geleitet werden."

So geschah es denn auch. Der russische Commissär, Fürst Dondukoff-Korsakoff, berief die Notabelnversammlung nach Tirnowa und legte ihr einen in Petersburg ausgearbeiteten Verfassungsentwurf vor, der mit allen Schönheiten und Segnungen des westlichen Liberalismus ausgestattet war und von den Versammelten, obwohl dieselben ihn wahrscheinlich nur zum kleinsten Theile verstanden, angenommen wurde. Dann ging man an die Wahl des Fürsten. Man faßte dabei verschiedne Persönlichkeiten ins Auge: den Prinzen Reuß, der sich früher als Botschafter Deutschlands in Petersburg bei Hofe sehr beliebt gemacht hatte, den Prinzen Waldemar von Dänemark, der als Bruder der Gemahlin des russischen Thronfolgers den Russen ebenfalls genehm sein konnte, den Grafen Ignatieff, welcher den Präliminarfrieden von San Stefano geleistet hatte und sich als eines der Häupter der Panslavisten empfahl, den Fürsten Dondukoff-Korsakoff, endlich den zweiundzwanzigjährigen Prinzen Alexander von Battenberg, der mit der großherzoglich hessischen Familie verwandt und damals Lieutenant im preußischen Gardeducorps-Regiment war. Da der Zar einsah, daß die übrigen Mächte der Wahl eines Russen die im Friedensvertrage vorgesehene Zustimmung auf keinen Fall ertheilen würden, so erklärte er, daß er keinem seiner Unterthanen gestatten werde, die bulgarische Fürstenwürde anzunehmen. Prinz Reuß und der dänische Prinz scheinen keine Neigung empfunden zu haben, die Halbbarbaren am Balkan als constitutionelle Herrscher zu beglücken, und so blieb nur der Prinz von Batten-

berg noch übrig, der denn auch im Juni 1879 auf Vorschlag des Bischofs von Tirnowa von der bulgarischen Nationalversammlung einstimmig zum Fürsten des Landes erkoren wurde und die Wahl annahm.

Er war gewarnt vor der Aufgabe, die er damit übernahm, er konnte sich erinnern, wie es den Prinzen aus dem Frankenlande ergangen war, die in den von der Pforte losgerissnen Ländern das Regieren versucht hatten, ja wie selbst die eingebornen Fürsten des benachbarten Serbien Jahrzehnte lang mit den Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, die ihnen ihre Skupschtina, die Parteien und die ehrgeizigen und durchaus selbstsüchtigen Führer derselben unaufhörlich bereiteten. Er mußte wissen, wie sauer die andern Nachbarn der Bulgaren, die ebenfalls constitutionell regierten Rumänen, ihrem Fürsten das Leben gemacht, wie sie Cusa abgesetzt und vertrieben, und wie sie dessen Nachfolger, den Hohenzollern Karl, durch ihre Intriguen und durch offenbare Beleidigungen so entmuthigt hatten, daß er schon 1870 an den Rücktritt von seinem dornenvollen Amte gedacht und zwei Jahre später in der „Allgemeinen Zeitung" ein Schreiben veröffentlicht hatte, in welchem er mit bittern Worten erklärte, nicht länger der Spielball der Parteien, unter denen ihn die Radicalen am ärgsten angefeindet hatten, bleiben, sondern auf den Fürstenhut verzichten zu wollen — ein Entschluß, der allerdings nicht ausgeführt worden war, indem die Verhältnisse sich von da an gebessert hatten. Er konnte endlich auch an Griechenland mit seinem geradezu widerlichen Mißbrauche der constitutionellen Freiheiten, seinem abstoßenden parlamentarischen Streberthum, seinen unaufhörlichen Ministerkrisen, an die lange Leidensgeschichte des wohlwollenden, wenn auch wenig befähigten und noch weniger energischen Königs Otto, an dessen Vertreibung und an die nicht viel bessern Erfahrungen und Erlebnisse seines Nachfolgers denken.

Indeß muß der Reiz einer Krone, sei sie auch die eines halbwilden Volkes, doch sehr groß sein. Vielleicht traute sich der Prinz auch die erforderliche Intelligenz und Thatkraft zu, um der Schwierigkeiten, die seiner harrten, und die er, der in der Umgebung des Kaisers Alexander den russisch-türkischen Feldzug in Bulgarien mitgemacht, einigermaßen kennen gelernt hatte, Herr zu werden. Genug, er nahm den Ruf, der an ihn ergangen, an, stellte sich auf einer Rundreise durch Europa den Höfen des Westens in seiner neuen Gestalt vor, holte sich in Stambul die Bestätigung seines Suzeräns, des Padischa, zog unter dem Jubelgeschrei seiner Unterthanen in Sofia, als der von ihm gewählten Residenz, ein und machte sich ans Regieren nach der constitutionellen Regel.

Wir schrieben damals*) über die Lage: „Mit Spannung sehen wir dem

*) Vergl. in den Grenzboten vom 19. Juni 1879, Nr. 25, den Artikel: „Der jüngste Staat Europas."

entgegen, wie es dem Fürsten Alexander gelingen wird, sich seiner Aufgabe zu entledigen. Hierüber läßt sich nichts bestimmtes weissagen. Eins nur ist sicher, daß diese Aufgabe keine leichte ist, und daß ihre gedeihliche Erfüllung einen ebenso klugen und wohlberathnen als energischen Charakter erfordert. Das neue Staatswesen wird für eine Reihe von Jahren mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, mit ernstern Schwierigkeiten als Griechenland, Serbien und Rumänien, die ihm bei der Ablösung selbständiger Staaten aus dem Verbande des türkischen Reiches vorangegangen sind. Sehr bedenklich sehen die Angebinde aus, die dem Kinde von den Russen, die es aus der Taufe hoben, in die Wiege gelegt worden sind: eine überaus freie Verfassung für ein auf niedrigster Bildungsstufe stehendes Volk und die finanzielle Noth, die ihm die Verwaltung der nun abziehenden Befreier hinterlassen. Dazu tritt der Umstand, daß Bulgarien nicht von einer geschlossnen Nation, sondern zugleich von Griechen und Türken bewohnt ist, und daß die Mehrheit schwerlich klug und gerecht genug denken wird, um zur Schonung der Minorität geneigt zu sein, daß die Bulgaren bisher keine Gelegenheit hatten, das Regieren und Verwalten kennen zu lernen, und daß sie an sich ein weicher Volksstamm sind, der durch lange Bedrückung von Seiten der Türken, seiner politischen, und von Seiten der Griechen, seiner kirchlichen Herren, verhindert wurde, den innern Halt zu gewinnen, der allein zur Selbstregierung befähigt. Erinnern wir uns endlich, daß die großbulgarische Idee, daß panslavistische Tendenzen weit verbreitet sind, daß hinter ihnen die russische Intrigue steht, daß englische, österreichische und türkische Einflüsse sich ihr in den Weg stellen und mit allen Mitteln gegen sie arbeiten werden, so ist dem neuen Staate kaum eine ruhige Zukunft mit stetiger Entwicklung zum Bessern zu prophezeien, wenn sich nicht bald zeigt, daß mit dem Fürsten Alexander ein Mann mit ungewöhnlichen Gaben an seine Spitze gestellt worden ist, der sich rasch zu orientiren versteht, geschickt zwischen den Klippen zu laviren weiß und die Kunst besitzt, statt die Dinge an sich herankommen zu lassen, sie durch zeitgemäße und kräftige Initiative entschlossen selbst zu bestimmen."

Dies war eine Auffassung der Dinge, zu der es keines ungewöhnlich hellen Verstandes, eine Weissagung, zu der es keines besonders weiten Blickes bedurfte, und mit der wir damals keineswegs allein standen. In der That, nur die, welche liberale Verfassungen als eine Panacee betrachten, die für alle politischen und socialen Krankheiten gut ist, alle Schwachen unfehlbar stärkt und alle Gebrechen ohne weitres wegschafft, konnten meinen, daß mit der russischen Constitution sich in Bulgarien werde gedeihlich regieren lassen. Alle andern Politiker mußten vielmehr der Meinung sein, eine Einrichtung des neuen Staates, die das Regierungssystem eingeführt hätte, welches man als erleuchteten Despotis-

mus bezeichnet, wäre hier mindestens für die ersten zwanzig bis dreißig Jahre viel besser am Orte gewesen.

Und so ist es denn auch gekommen. Die Aufpfropfung des Constitutionalismus auf den wilden Stamm Bulgariens hat keine guten Früchte getragen. Noch keine zwei Jahre sind vergangen, und der Fürst sieht sich rathlos, sieht sich außer Stande, in der bisherigen Weise fortzuregieren. Alles ist in Verwirrung, nichts will mehr vorwärts, das Land schwebt politisch zwischen Leben und Sterben, und am 9. Mai führte der Fürst den vermuthlich bei ihm schon lange reifenden Entschluß aus, abzudanken und das Volk, mit dem sich nichts anfangen ließ, seinem Schicksal zu überlassen. Eine Proclamation erging, in welcher er diesen Entschluß in den deutlichsten Ausdrücken kundgab. Diese Erklärung scheint gewirkt und vielen die Augen über die Zustände geöffnet zu haben, bei denen man mit der liberalen Verfassung, den parlamentarischen Experimenten und der freien Presse angelangt ist. Das Volk will den Fürsten nicht gehen lassen. Am 10. fand, wie der Telegraph meldete, eine großartige Demonstration vor dessen Konak statt. Die versammelte Menge brachte ihm begeisterte Hochrufe aus. Er zeigte sich der Volksmasse dreimal und dankte für die ihm dargebrachten sympathischen Kundgebungen. Der Metropolit bat ihn, den Gedanken eines Rücktritts aufzugeben und Bulgarien nicht zu verlassen u. s. w.

Ob der Fürst auf diese Bitte eingegangen ist, wird in dem Telegramm nicht gesagt. Möglich, daß er sich zum Bleiben bestimmen läßt, möglich auch, daß er bei seinem Vorsatze beharrt. Im erstern Falle müßte er größere Sicherheiten vor politischen Thorheiten der Bulgaren fordern, als sie die Verfassung gewährt, es müßte also eine Reaction stattfinden und vielleicht eine Art Dictatur errichtet werden, die rasch mit den Folgen jener Thorheiten aufräumte und die Verfassung so gestaltete, daß man mit ihr regieren kann.

Mit den bloßen Sympathiebezeugungen des Volkes wird schwerlich etwas gebessert werden können. Daß die Talente und die Willenskraft des Fürsten allein nicht ausreichen, um die Entwicklung der bulgarischen Zustände endlich in gedeihenverheißende Bahnen zu lenken, scheint nach den bisherigen Erfahrungen ebenfalls ausgemacht. Man darf ihm das Zeugniß geben, daß er seine Stellung in Sofia nicht als bloße Befriedigung seines Ehrgeizes, nicht als Sinecure aufgefaßt hat. Er hat sichs im Gegentheil sauer werden lassen damit, er hat fleißig gearbeitet und nach Kräften den auflösenden Tendenzen der Radicalen und der andern Doctrinäre Widerstand geleistet. Aber die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, waren schon zu Anfang seiner Regierung groß und wuchsen im weitern Verlaufe der letztern so an, daß nur mit einer Abänderung der Regie-

rungsform und mit einer starken Einschränkung der Freiheiten, die man unbedachtsamer (oder wohlbedachter) Weise einem für die Freiheit noch nicht entfernt gereiften Volke verliehen hatte, Abhilfe geschaffen werden konnte.

Die Gründe, welche den Fürsten Alexander zu seinem Entschlusse, zurückzutreten, bewogen haben, sind in seiner Proclamation nur ganz allgemein, nicht im Detail angeführt. Wir finden sie in folgendem. Die Verhältnisse Bulgariens boten, als der Fürst die Regierung antrat, ein höchst unerfreuliches Bild, und zwar sowohl nach der wirthschaftlichen als nach der politischen Seite. Das Land war durch den Krieg verwüstet und auf weite Strecken ausgesogen, und in den Kassen herrschte tiefe Ebbe, während es mit dem Credit des neuen Staates auch nicht besonders gut stand. In politischer Beziehung aber war alles so zerrüttet, verworren und verzerrt, daß nur ein begabter und willensstarker Selbstherrscher, entschlossen zur Anwendung der stärksten Mittel, die Parteien bändigen und in das Chaos Ordnung zu bringen vermocht hätte. Das von Dondukoff-Korsakoff nach dem beliebten Muster der belgischen Verfassung entworfne und von der constituirenden Versammlung der Notabeln angenommene organische Reglement paßte zu den Zuständen Bulgariens und zu der Bildungsstufe seiner Bevölkerung ungefähr so, wie ein Galakleid von Brüsseler Spitzen auf den Leib einer bulgarischen Bauerndirne. Russischer Einfluß beherrschte die Verwaltung und das wenig brauchbare Milizheer. Großbulgarische Ränke wirkten mit aller Macht auf die Vereinigung Ostrumeliens mit dem Fürstenthum hin, das in Sofia seinen Mittelpunkt hatte. Der Fürst Alexander nahm zu diesem Treiben und jenen Zuständen eine Stellung ein, die man nicht wohl anders als verständig nennen kann. Er dachte nicht an Vergrößerung des Landes auf Kosten der Pforte, sondern richtete sein Augenmerk auf dessen innere Verhältnisse, die er zu heben und zu bessern angelegentlich bemüht war. Erfolge indeß hatte er dabei nur sehr wenige aufzuweisen. Weder die Auflösung der obstinaten und auf allerhand Thorheiten hinstrebenden Nationalversammlung noch ein mehrmaliger Wechsel des Ministeriums vermochte die eingewurzelten Uebelstände zu beseitigen. Den Ministern fehlte es an Umsicht und Organisationstalent, den übrigen Beamten an Pflichtgefühl. Die verlotterten Zustände der Armee wollten sich nicht heben und ordnen lassen. Gegen die unerhörte Frechheit der Presse ließ sich mit den Mitteln, welche der Regierung zur Hand waren, nichts oder wenigstens nichts hinreichendes ausrichten. So hatte der Fürst bei seiner letzten Reise durch Deutschland und Frankreich bereits verlauten lassen, daß er mit der bestehenden Verfassung nicht vorwärts kommen könne, und wenn er jetzt an der Spitze des Staates verbleiben sollte, wie 1872 Fürst Karl von Rumänien, so wird es ohne Zweifel nur unter der Bedingung sein, daß hier Wandel geschafft und die Con-

stitution im Sinne einer sehr bedeutenden Stärkung der Regierung umredigirt wird. Seine Abänderungsvorschläge werden die Macht des Parlaments nach den gemachten Erfahrungen und im Hinblick auf zukünftige Eventualitäten gehörig beschneiden, die bisher schrankenlose und maßlos gemißbrauchte Preßfreiheit in Grenzen bannen, welche sie unschädlich machen, und möglicherweise auch Bestimmungen über die Anstellung von Ausländern im bulgarischen Staatsdienste enthalten. Besteht der Fürst mit Festigkeit auf der Erfüllung dieser und andrer Forderungen, so werden sie ihm von der Nationalversammlung bewilligt werden — falls sich nicht ausländischer Einfluß dazwischen drängt.

Das Letztre ist jetzt weniger wahrscheinlich als es früher gewesen sein würde. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß die nach allen Regeln der liberalen Kochkunst zubereitete Verfassung von 1879, mit welcher die russische Großmuth gegen die bei ihr zu Hause mit gutem Rechte in dieser Beziehung festgehaltnen Grundsätze das kaum für die ersten Elemente europäischen Regierens und Regiertwerdens empfängliche Bulgarenvolk beschenkte, in der Absicht ausgearbeitet wurde, den Parteien, namentlich den zu Rußland hinneigenden Panslavisten, möglichst viel Einfluß auf die Regierung zu verschaffen. Rußland sollte stets imstande sein, sich in den Hader der Fractionen zu mischen und eine geordnete Selbstregierung des Landes zur Unmöglichkeit zu machen. Ein Volk, das nie eine Vorstellung von Selfgovernment und parlamentarischem Leben besessen, geschweige denn sich damit praktisch versucht hatte, bekam eine Constitution, bei der nur an die Freiheit, nicht an staatliche Zucht und Ordnung gedacht worden. Heute denkt man vermuthlich in Petersburg anders als damals über das, was den guten Leuten in Bulgarien frommt. Der Kaiser Alexander will, wie seine letzte Proclamation sagt, Selbstherrscher bleiben. Er ist ein Freund der Gerechtigkeit und Billigkeit, und so sollte man meinen, er könne nicht für ein mit seinen Russen verwandtes, mit der Mehrzahl dieser auf gleicher niedriger Bildungsstufe stehendes Volk gut halten, was er als für Rußland nicht geeignet hält. Es wäre deshalb möglich, daß der Russe Ehrenroth, des Fürsten jetziger Berather, auserkoren wäre, den Schaden wieder gut zu machen, den der Russe Dondukoff-Korsakoff mit seinem organischen Reglement angerichtet hat.

Ob das so kommen wird, muß sich bald zeigen. Inzwischen entnehmen wir den Vorgängen in Sofia die leider von unsern liberalen Doctrinären immer wieder vergessne Lehre, daß liberale Verfassungen nichts weniger als überall unfehlbare Heil- und Förderungsmittel sind, daß mit ihnen kein Deut geleistet und kein Hund vom Ofen gelockt wird, wenn sie nicht dem politischen Bildungsstande des Volkes entsprechen, das mit ihnen beschenkt wird, und gewisser-

maßen aus diesem Bildungszustande herausgewachsen sind, daß sie vielmehr auf Nationen wie die Bulgaren wie das Gegentheil von Arzenei, wie zersetzendes Gift wirken.

Literatur.

Politische Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen. XIV. Das Jahr 1880. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1880 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Julius Springer, 1881.

Schon in frühern Jahren haben wir auf die verdienstliche Arbeit Wilhelm Müllers, die Jahr für Jahr die politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit in übersichtlicher und frischer Weise darstellt, aufmerksam gemacht. Der neueste Band reiht sich würdig seinen Vorgängern an. Wie in jenen, macht der Verfasser die Runde durch die wichtigsten Staaten der Welt, indem er mit Deutschland anfängt, dessen Geschichte ausführlich behandelt und dann je nach der Bedeutung der Ereignisse und der Wichtigkeit der einzelnen Länder in übersichtlicher Darstellung die politische Geschichte der andern Staaten folgen läßt. Wo es sich um einschneidende Beschlüsse oder um wichtige Debatten der Volksvertretungen handelt, werden die Motive anschaulich entwickelt und die Stellung der Parteien durch Auszüge aus den bedeutendsten Reden charakterisirt. Natürlich kann von einem abschließenden Urtheile über die Ereignisse, deren Tragweite oft unberechenbar ist, kann auch von einem Urtheile über hervorragende Persönlichkeiten, die wir noch in Thätigkeit sehen, nicht die Rede sein. Dessen ist sich der Verfasser sehr wohl bewußt, und wenn es auch oft, wie bei der Würdigung der unser ganzes wirthschaftliche Leben in neue, bessre Bahnen lenkenden Thätigkeit des Reichskanzlers, unschwer ist zu erkennen, wo der Verfasser mit seinen Sympathien steht, wenn sein nationales Gefühl sich allenthalben warm ausspricht, so muß andrerseits anerkannt werden, daß sein Urtheil meist rein sachlich ist und er sich einer gerechtfertigten Zurückhaltung befleißigt.

Es wird kaum jemand die „Politische Geschichte der Gegenwart" zu seiner Unterhaltung lesen. Gewiß wird aber mancher das Müllersche Buch als ein praktisches Nachschlagebuch benutzen können. In dieser Hinsicht wird der Werth des Buches durch die beigegebene Chronik der Ereignisse des Jahres 1880 und ein alphabetisches Verzeichniß der hervorragenden Personen wesentlich erhöht.

Oesterreichs Scheyern-Wittelsbacher oder die Dynastie der Babenberger. Geschichtliche Studie zur siebenhundertjährigen Wittelsbacher-Feier, veröffentlicht von Clemens Schmitz, Vicar am k. Hofstifte zu St. Cajetan in München. München, Cäsar Fritsch, 1880.

Der Verfasser sucht in seiner scharfsinnigen Schrift darzulegen, daß jener Graf Berthold in Baiern, in dessen Haft Lothar von Walbeck, der Großvater des Geschichtsschreibers Thietmar von Merseburg, sich ein Jahr lang befand, nicht jener Graf Berthold in Nordgau und im Volkfelde sei, mit dem man ihn bisher identificirte,

sondern daß unter diesem Grafen der Herzog Berthold selbst verstanden werden müsse. Der Bruder dieses Berthold sei Leopold, der um 976 als Markgraf der Ostmark (Oesterreich) auftritt. Von Albert, dem Sohne dieses Leopold und Neffen Bertholds, behauptet aber der berühmte Geschichtschreiber Otto von Freising, selbst ein Nachkomme der österreichischen Markgrafenfamilie, daß er von dem 906 enthaupteten Adalbert von Babenberg abstamme. Diese Meinung, die fast allgemein verbreitet ist — erst in neuester Zeit hat Riezler Bedenken gegen ihre Richtigkeit geäußert —, bezeichnet Schmitz als falsch, indem er zugleich nachzuweisen sucht, daß die Brüder Leopold und Berthold, die Stammherren der Markgrafengeschlechter im bairischen Nordgau und der Ostmark, die Söhne des 954 zu Regensburg gefallnen Pfalzgrafen Arnulf II., des Enkels Herzog Arnulfs I., also Liutpoldinger und Scheyern-Wittelsbacher gewesen seien.

Um diesen Beweis führen zu können, nimmt Schmitz an, daß Otto von Freising eine Reihe von Fälschungen vorgenommen habe. Diese Fälschungen hätten einen doppelten Zweck gehabt, erstens den Wittelsbachern die schlimmsten Verbrechen zuzuschreiben, vor allem aber sie als Verbündete der heidnischen Ungarn und als Feinde der Kirche hinzustellen, zweitens jeden verwandtschaftlichen Zusammenhang zwischen den Wittelsbachern und den österreichischen Markgrafen zu verwischen.

Die Frage nach dem Zwecke dieser Fälschungen beantwortet der Verfasser folgendermaßen: Während der diplomatischen Verhandlungen über die Theilung Baierns im Beginn der Regierung Friedrichs I. habe Otto die Nichtzugehörigkeit der Ostmark und der Markgrafenfamilie geschichtlich zu begründen gesucht und hierbei den Plan gefaßt, demzufolge auch in seinem Werke die Zeit und Art des Ursprungs der Ostmark und damit die Abstammung der Markgrafen zweckentsprechend darzustellen. Seinen Zweck habe er nun dadurch zu erreichen gesucht, daß er durch Verherrlichung der Verdienste der eignen markgräflichen Familie deren alleinige rechtliche Ansprüche auf das Land begründete. Um aber die viel ältern Erbansprüche der Wittelsbacher auch auf die Ostmark auszuschließen, sei kein andres Mittel übriggeblieben, als die gemeinsame Abstammung zu verdecken und indirect zu leugnen. Hierbei habe sich aber dem Chronisten die erwünschte Gelegenheit geboten durch charakterisirende Gegenüberstellung der Familien in grellem Lichte nachzuweisen, daß diejenige Familie augenscheinlich nicht zu der den Ungarn entrissnen und in herrlichster christlicher Cultur blühenden Ostmark in Beziehung stehen könne, welche von ihrem Stammherren an stets mit den Ungarn im Bündnisse gewesen und jeder Zeit von familientraditioneller Gehässigkeit gegen die Kirche erfüllt gewesen sei.

Es ist jedenfalls anzuerkennen, daß der von Schmitz vorgeschlagne Erklärungsversuch eine Reihe von genealogischen Schwierigkeiten glücklich beseitigt und den Glauben an die Abstammung der österreichischen Markgrafen von den Babenbergern für immer schwer erschüttert hat. Es bleiben indessen zahlreiche Nebenfragen zur Lösung übrig, deren Behandlung im Interesse jener Streitfrage zu wünschen wäre.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Der Ausgang des türkisch-griechischen Grenzstreits.

ie Frage der Vergrößerung Griechenlands auf Kosten der Pforte ist endlich nach langen Verhandlungen, zögernd ertheilten Zugeständnissen und ungenügsamen Weigerungen, sich mit dem dargebotnen zufrieden zu geben, theoretisch gelöst, und die praktische Lösung wird vermuthlich nicht ausbleiben und hoffentlich bald erfolgen. Freuen wir uns, daß die leidige Angelegenheit nächstens ganz aus der Welt geschafft sein wird, freuen wir uns doppelt, daß unser Reichskanzler dabei eine Hauptrolle gespielt und seinen Triumphen als Friedensstifter einen neuen hinzugefügt hat. Denn wie Unterstaatssecretär Dilke am 6. Mai dem englischen Unterhause erklärte, ist die Lösung der griechischen Frage das Resultat der zwischen dem Fürsten Bismarck und dem britischen Botschafter Göschen vor einigen Monaten in Berlin getroffnen Abmachungen. Reguliren wir zunächst unsre Karten von Griechenland und der westlichen Türkei und werfen wir dann einen Rückblick auf die letzten Stadien des nunmehr beendigten Meinungsstreits.

Die neue Nordgrenze des Königreichs Hellas, welche im Osten bei der Schlucht von Karalik Derwend, zwischen der Mündung des Salamirios und Platamona, ungefähr vier Kilometer von letzterm Punkte beginnt, zieht, nach Westen dem Kamme des Gebirgs folgend, sich zuerst zwischen Nezekos und Analipsis hin, ersteigt den Gipfel des Berges Godaman und senkt sich dann nach Süden, wo sie, über die Höhenzüge des Olympos hinlaufend, den Gipfel des Kokkinopetra erreicht. Bei diesem Punkte nimmt sie wieder die Richtung nach Westen auf, geht zwischen Ligara und Derweni Melona durch und bis auf die Spitze des Berges Kwitri. Hier wendet sie sich abermals nach Süden, erreicht das rechte Ufer des Keragi-Baches und gewinnt, sich südwestlich auf der Wasserscheide fortziehend, den Scheitel der im Norden des Dorfes Torko aufsteigenden Höhen. Weiterhin macht

sie eine Wendung nach Nordwesten, nach Diminitza zu und bleibt eine Strecke auf der Wasserscheide, indem sie die Ortschaft Eleotherochonon bei der Türkei beläßt. Bevor sie Diminitza erreicht, etwa noch achtzehn Kilometer von diesem Dorfe entfernt, wendet sich die Grenzlinie gegen Westen, geht durch die Orte Hamuristi, Gakranon und Georgitza, um darauf Kratschowo zu erreichen, und zieht sich alsdann über die Kämme der Berge Zygol, Dokini und Peristeri nach dem Artaflusse hin, wobei sie dem Bache folgt, welcher in der kürzesten Entfernung die Regenwässer des Gipfels des zuletzt genannten Bergstocks jenem Flusse zuführt. Sie berührt auf diesem Wege die Dörfer Kalarhyte und Michalitzi. Jenseits dieser Punkte folgt sie dem Thalwege des Artaflusses bis zur Mündung des letztern ins Jonische Meer. Das Gebiet von Punta am Golf von Arta wird an Griechenland abgetreten. Alle Festungen und Forts, welche den Eingang in den Golf beherrschen, sowohl die auf der Seite von Prevesa als die auf dem Küstensaume bei Punta, werden geschleift, und die freie Schifffahrt in der Bucht wird sichergestellt. Der von den Griechen beanspruchte Theil von Südepirus, den die Berliner Conferenz ihnen zusprach, verbleibt mit den Städten Janina und Prevesa der Pforte. Dagegen erhält, wie man sieht, der König Georgios den größten Theil Thessaliens. Es ist der reichlichste Zuwachs, der je einem Lande auf friedlichem Wege zu Theil geworden ist.

Der Verlauf der Dinge, die allmählich hierzu geführt haben, war folgender. Die Pforte hatte die Vorschläge der Berliner Conferenz für unannehmbar erklärt, aber sich zu einer immerhin erheblichen Abtretung von Gebiet an Griechenland erboten. Die Vertreter der Mächte in Konstantinopel fanden dieses Zugeständniß nicht völlig genügend, und Griechenland verwarf es, auch als die Pforte es beträchtlich erweitert, ganz und gar, indem es auf seinem durch die Conferenz ausgestellten Scheine bestand, von dem es erklärte, er gewähre eigentlich auch noch nicht alles, was dem Hellenenvolke gebühre, und seine Rüstungen zur gewaltsamen Besitznahme des ihm in Berlin Zugesprochnen mit Eifer fortsetzte. Die Botschafter verständigten sich darauf über eine den Griechen günstigere Grenzberichtigung, wobei die Mächte, die sie beauftragt, von folgenden Betrachtungen ausgingen. Der Verlauf der Ereignisse hat gezeigt, daß die von der Conferenz beschlossne Linie unter den augenblicklichen Verhältnissen von Griechenland nur durch einen erfolgreichen Krieg mit der Türkei erlangt werden kann. Ein Kampf, unternommen mit den Hilfsmitteln, die den Griechen zu Gebote stehen, gegen eine Macht, die trotz ihrer jüngsten Niederlagen immer noch den Vortheil großer numerischer Ueberlegenheit und militärischer Erfahrung und Befähigung besitzt, muß, menschlicher Berechnung zufolge, mit einer Niederlage der Griechen endigen, während auch für die Türkei bei den gegenwärtigen unsichern Zuständen in vielen Theilen des Reiches und bei der Erschöpfung der Finanzen derselben die Folgen eines Feldzugs verderblich sein würden. Diese Rücksichten und die Wichtigkeit, welche Europa der Erhaltung des Friedens im allgemeinen beilegt, nöthigen zu einer Vermittlung zwischen den Ansprüchen der streitenden Parteien, die auf einer erheblichen Erweiterung der türkischen Zugeständnisse basirt.

Das dabei ins Auge zu fassende Gebiet ist vorzüglich in Thessalien zu suchen. Dasselbe ist fruchtbar, vorzüglich an Getreide, es umfaßt die von der Pforte zum Schutze ihrer thessalischen Grenze errichteten festen Punkte mit Einschluß von Volo, Armyro, Domoko, die wichtige Stellung von Trikala, desgleichen die Städte Fersala und Larissa, lauter Positionen, durch welche Griechenland in seiner Widerstandskraft gegenüber einem Angriffe von Norden her beträchtlich gestärkt wird. Auch der Besitz des Hafens von Volo trägt wesentlich zur Sicherheit Griechenlands bei.

England, von dem man bisher angenommen, daß es die Griechen insgeheim ermuthige, bei ihren Ansprüchen zu beharren, scheint nichts der Art gethan zu haben, wenigstens stellt dies eine Depesche, die Granville am 6. April an den britischen Bevollmächtigten in Athen richtete, entschieden in Abrede, indem er dem Gesandten zugleich erklärt, daß es jetzt nothwendig erscheine, den Griechen klar und deutlich kundzuthun, man werde sich nicht von den übrigen Mächten trennen, und Griechenland habe von Großbritannien keinerlei Unterstützung zu hoffen, falls es den Vorschriften einer gesunden Politik zum Trotze den Rath Europas zurückweisen sollte.

Die Botschafter brachten den von ihnen vereinbarten Plan einer anderweitigen Lösung der Grenzfrage in Collectivnoten der Pforte und dem griechischen Cabinet zur Kenntniß. In der identischen Note vom 7. April, mit der dies in Athen geschah, hieß es: „Da die in der Schlußacte der Berliner Conferenz enthaltnen Conclusionen die von den Cabinetten in Aussicht genommene friedliche Verwirklichung nicht zu erlangen vermocht, so haben die vermittelnden Mächte ihren Vertretern in Konstantinopel aufgetragen, unter sich diejenige Grenzlinie ausfindig zu machen und festzustellen, welche nach ihrer Anschauung den Anforderungen der Lage am besten entspreche. Nachdem sie die verschiednen in Vorschlag zu bringenden Lösungen reiflich geprüft, haben die in Konstantinopel beglaubigten Vertreter der Mächte ihren Regierungen die Trace und die Stipulationen, über welche sie sich geeinigt, einstimmig empfohlen.“ Nun folgt in der Note der Text des Protokolls der Botschafter, welches die oben angegebne neue Grenze bestimmt, und dann schließt das Actenstück mit den Worten: „Nachdem die Mächte die Vorschläge ihrer Vertreter in Konstantinopel einstimmig gebilligt, thun sie der hellenischen Regierung hiermit zu wissen, daß die vorstehenden Conclusionen von ihnen den in der Schlußacte der Berliner Conferenz aufgestellten von jetzt ab förmlich substituirt werden, und daß die Mächte im Interesse des allgemeinen Friedens an dieser Lösung, welche nunmehr als eine von Europa getroffne Entscheidung zu betrachten ist, festzuhalten gewillt sind. Die hellenische Regierung wird deshalb eingeladen, das im gegenwärtigen Actenstück enthaltne Arrangement anzunehmen, und die Mächte drücken das Vertrauen aus, daß das griechische Cabinet nicht durch Verweigerung seiner Zustimmung sich die Sympathien Europas entfremden und die unermeßliche Verantwortlichkeit, welche die vermittelnden Mächte ihm zuwälzen würden, auf sich nehmen und sich der vollständigen Isolirung, welche die unausbleibliche Folge seiner Weigerung sein würde, aussetzen werde. Wenn aber, wie die vermittelnden Mächte

zuversichtlich hoffen, Griechenland den Anforderungen der Lage und dem einstimmig kundgegebnen Wunsche Europas, das fest entschlossen ist, den Frieden aufrecht zu erhalten, Rechnung trägt und die von den Cabinetten gutgeheißne Lösung annimmt, so verpflichten sich die Mächte, die Ausführung dieser Lösung zu übernehmen und der hellenischen Regierung den friedlichen Erwerb des in der neuen Grenzlinie inbegriffnen Gebietes zu erleichtern."

Man sollte meinen, die Herren Hellenen hätten auf das ihnen hier dargebotne mit beiden Händen zugegriffen und sich schön dafür bedankt. Ohne einen Schuß gethan, ohne einen Tropfen Blutes geopfert zu haben, bekamen sie fast das ganze fette Thessalien, das mit seinen Städten fast allein so viel Werthe erzeugt als das ganze bisherige Hellas mit Ausnahme von Messenien. Aber weit gefehlt. Wenn man einem Griechen ein Pferd schenkt, so verlangt er noch Sattel und Zaum dazu, sagt ein levantinisches Sprichwort. Und so wäre es hier beinahe auch gegangen. Die Weisen Griechenlands drehten und wendeten sich und wollten prüfen und zaudern und in pathetischen Denkschriften gegen das schreiende Unrecht jammern, das man ihnen anthun möchte. „Die öffentliche Erregung ist unausgesetzt im Wachsen begriffen," schrieb man dem „Standard" um diese Zeit aus der Stadt der siegreichen Pallas, „die Preisgebung der Epiroten wird scharf verurtheilt, das Volk hat die Arbeit aufgegeben und drängt sich überall zu den Waffen." Komödie! Herr Kommunduros hatte von den Gesandten inzwischen erfahren, daß die Note der Mächte ernstgemeint war, und so hatte er die Propositionen derselben angenommen, mit saurer Miene zwar, mit etwas unbestimmten Ausdrücken und einigen Vorhalten, aber immerhin angenommen. Indem er diese Erklärung abgab, bemerkte er, die vorgeschlagne Grenzregulirung werde ihren Zweck, die Erhaltung des Friedens, nur dann erfüllen können, wenn die Mächte sich entschlössen, Gewähr dafür zu leisten, daß die abzutretenden Gebietstheile binnen wenigen Tagen und ohne Blutvergießen in den Besitz Griechenlands übergingen. Im übrigen sprach er sich mißbilligend über die neue Grenzlinie aus, weil dieselbe „willkürlich gezogen" sei und namentlich auf der Seite von Epirus keine strategische Sicherheit biete. Schließlich bat er noch darum, daß den Bewohnern derjenigen Bezirke, welche nach den Bestimmungen der Berliner Conferenz hätten an Griechenland fallen sollen, nach den neuesten Festsetzungen aber unter türkischer Herrschaft verbleiben würden, ein bessere Verwaltung erwirkt werden möge. Wenn dabei die „Rechte" gemeint waren, die den dortigen Griechen kraft ihrer Nationalität und Religion zustehen sollen, so giebt es keine solchen Rechte. Auch konnte man fragen: Werden die Griechen ungezwungen die Rechte der Türken schonen und achten, welche mit Thessalien unter das griechische Joch kommen? Indeß, wie gesagt, angenommen hatte Kommunduros das Anerbieten vom 7. April, und er hatte klug gethan damit.

Noch am 2. April hatte der griechische Minister in einem langen Promemoria ganz anders gesprochen. Er hatte da gesagt, Griechenland habe die Gabe der Berliner Conferenz, obwohl sein Recht und Interesse ihm mehr versprochen, bereit-

willig acceptirt. Wie erstaunt und beunruhigt hätte es daher sein müssen, als in Konstantinopel neue Verhandlungen zur Abänderung der Conferenzbeschlüsse zu Ungunsten der Griechen eingeleitet worden seien. „Anstatt daß Griechenland ganz Thessalien und fast ganz Epirus erhält," klagte die Denkschrift weiter, „welche Länder ihm durch den Act vom 1. Juli 1880 cedirt worden sind, soll es sich heute nach den inzwischen zu Konstantinopel gepflognen Verhandlungen mit nur einem Theile Thessaliens und einem kleinen durch den Artafluß begrenzten Stückchen von Epirus begnügen. Ist dieses Arrangement einer bereits unwiderruflich erledigten Sache wirklich gerecht und billig? Kann Griechenland darauf eingehen? Werden dadurch wirklich die Schwierigkeiten beseitigt, welche Europa beseitigt zu sehen glaubt, wenn es das Werk seiner Botschafter ratificirt? Epirus und Thessalien haben das Recht, sich künftig für frei und einen Theil des Königreichs Hellas bildend zu betrachten. Sie besitzen den Rechtstitel ihrer Freiheit, der ihnen feierlich von Europa übergeben und feierlich von Griechenland angenommen worden ist. Sie würden nicht glauben können, daß die europäischen Cabinette mit ihren Leiden ihren Spott getrieben hätten; sie würden nicht annehmen können, daß sie ihre Entscheidungen widerrufen hätten, einzig und allein, um der Türkei gefällig zu sein, da ja kein allgemeines Interesse zu berücksichtigen, kein wahres Bedürfniß zu befriedigen, keine drohende Gefahr zu beseitigen ist, wodurch etwa jenes Zurücktreten zu einer dringenden und unabweisbaren Nothwendigkeit werden könnte. Wenn die griechische Regierung heute das von der Pforte dargebotne Maximum annähme, so würden die enterbten Thessalier und Epiroten mit vollem Rechte Rechenschaft für diese ihre Preisgebung seitens der griechischen Regierung von dem freien Griechenland fordern. Sie würden befugt sein, zu glauben, daß diejenigen, deren Freiheit mit dem Blute ihrer Väter erkauft ist, sich heute weigern, ihrerseits ihre Schuld gegen sie abzutragen, weil sie nicht opferbereit sind und ihres eignen Lebens schonen wollen. Stark durch ihre von Europa anerkannten und sanctionirten Rechte, werden sie jede Gelegenheit ergreifen, ihre Freiheit zurückzufordern, und jenseits der von der Türkei und Europa gemeinsam gezognen Grenze werden sie durch die Stimme ihrer Waffen das freie Griechenland fragen, warum es sie im Stiche lasse und aufgebe. Kann in diesem Falle Hellas ruhig seine Arme kreuzen und mit mitleidlosem Auge zuschauen, wie ihre Anstrengungen durch ihre Unterjocher blutig unterdrückt werden? Das würde für alle Zeiten die Bande zerreißen, welche Hellas mit den Griechen in der Türkei verknüpfen, das hieße für immer das Ansehen und die Achtung verlieren, welche die größte Stärke des Hellenenthums ausmachen, es hieße sich unwiederbringlich die Liebe und Zuneigung seiner Kinder entfremden und einen Abgrund zwischen dem Königreiche Griechenland und den übrigen Angehörigen des griechischen Stammes auf der Balkanhalbinsel öffnen." . . . „Betrachten wir kurz die Einzelnheiten der vorgeschlagnen Grenzlinie, so finden wir zunächst, daß die Pforte, im Besitz von Elassona und der ganzen Ebne von Xyria verbleibend, Griechenland eine beinahe nur imaginäre Grenze bietet und dasselbe jeder möglichen Verbindung

zwischen Epirus und Thessalien beraubt. Was Epirus betrifft, so hat die türkische Regierung in richtiger Erkenntniß, daß sie durch die Bestimmungen des Berliner Vertrags genöthigt ist, auch hier eine Berichtigung der Grenzen vorzunehmen, genug zu thun gemeint, wenn sie die Stadt Arta abträte. Aber ein einziger Blick auf die Karte wird hinreichen, um erkennen zu lassen, daß die von der Pforte in Vorschlag gebrachte Linie diese Stadt von ihrer Umgebung willkürlich trennt, und daß selbst Ländereien der Bewohner derselben, so zu sagen, als Pfand guten Verhaltens bei der Türkei verbleiben. Indem die Türken aber Prevesa behalten, beherrschen sie den Ambrakischen Golf, bedrohen sie die Küsten von Akarnanien und Valtos, welche zum Königreiche Griechenland gehören, und bleiben sie absolute Herren des Seehandels der benachbarten Provinzen, welche keinen andern Weg zum Meere haben als eben den Golf von Ambrakia."

Das Promemoria behauptet dann, daß die Pforte die Gegend von Prevesa nicht durch Eroberung, sondern durch einen am 21. März 1808 mit Rußland abgeschlossnen Vertrag besitze und jetzt eigentlich gar kein Recht auf diesen Besitz habe, „weil sie sich niemals den Bestimmungen jenes Vertrags gemäß verhalten, seine wichtigsten Verpflichtungen eigenmächtig verletzt und besonders den Artikel 8 desselben unbeachtet gelassen habe, kraft dessen es auch für die Folge Muhammedanern verboten sein sollte, hier Grundeigenthum zu erwerben." Dann ist von Kreta und den dortigen Kundgebungen für eine Vereinigung dieser Insel die Rede, welche die europäische Diplomatie unbeachtet gelassen, und der griechische Minister erklärt, man habe in Athen jene Kundgebungen weder veranlaßt, noch unterstützt; aber freilich werde Griechenland „nicht imstande sein, die Schwierigkeiten zu übersehen, welche ihm durch die Zerstörungen der neuen Hoffnungen der Kreter leicht erwachsen könnten, noch werde es auf die Dauer bei einem Kampfe gleichgiltig bleiben dürfen, welchen die gegenwärtige Aufregung dieses Märtyrervolkes voraussichtlich zur Folge haben werde."

Die Denkschrift des Herrn Kommunduros schließt hierauf mit folgenden Erklärungen: „Das Maximum, welches die Pforte anbietet, annehmen, heißt von Griechenland eine Handlung verlangen, die über seine Kräfte hinausgeht, die im Widerspruche mit seinen nationalen Interessen und den Gefühlen und Anschauungen seiner Bewohner steht. In wenige Worte zusammengefaßt, ist folgendes die traurige Sachlage, welche die Annahme der von der Pforte vorgeschlagnen Grenzlinie seitens Griechenlands für dessen äußere Stellung herbeiführen würde: gänzliche Schwächung des griechischen Elements auf der Balkanhalbinsel, Lösung des Bundesbandes, welches die freien Griechen mit den Griechen in der Türkei verknüpft, Vernichtung jeder Hoffnung des Hellenenthums, unaufhörliche Kämpfe der enterbten Griechen und fortdauernde Aufregung in der Bevölkerung des Königreichs . . . Nach Annahme der Entscheidung der Berliner Conferenz glaubte das Königreich Hellas sich vorbereiten zu müssen, im gegebnen Augenblicke imstande zu sein, jenen Beschluß zur Ausführung zu bringen und in den Besitz der ihm von Europa zuerkannten Gebiets-

theile zu treten. Die Großmächte wissen (wohl ein Wink nach London hin) sicherlich recht gut, daß es Griechenland nicht an Ermuthigungen nach dieser Richtung gefehlt hat, die ihm durch die Macht der Thatsachen selbst vorgezeichnet war. Um den Ereignissen gewachsen zu sein, hat die königliche Regierung zehn Altersklassen zu gleicher Zeit zu den Fahnen gerufen — ein Schritt, welchen viel reichere und mächtigere Staaten als Griechenland bisher kaum gethan haben dürften. Sie hat ferner das Volk mit Steuern belastet und mehr als 200 Millionen Schulden contrahirt, sie hat Verpflichtungen übernommen, die weit über ihre Kräfte hinausgehen, und sich mit Ausgaben belastet, die viel höher sind als ihre Einnahmen. Das griechische Volk hat sich allen diesen Opfern ohne Murren unterworfen, voll Vertrauen auf die energische Thatkraft seiner Regierung, voll Glauben an die feierlichen Versprechungen Europas. Heute bietet man ihm, um es für alle seine Opfer zu entschädigen, nur einen Theil dessen, was man ihm versprochen, und was es mit Recht erwarten konnte. Es ist glücklich, einen Theil seiner Brüder von dem vierhundertjährigen Joche befreit zu sehen. Aber es kann diesen Ausgang nicht als die eigentliche Lösung der Frage betrachten, die ihm soviele Anstrengungen und Kosten verursacht hat. Gewahrte es, daß seine Regierung diese Abschlagszahlung als vollständige Lösung der Frage annähme, so würde es diese Regierung mit dem besten Rechte der Unvorsichtigkeit und des Leichtsinns beschuldigen, es würde ihr für die Zukunft mißtrauen und in ihr den einzigen Urheber eines abnormen und gefahrvollen Zustands erblicken."

Auf die Note, in welcher die griechische Regierung den Mächten kundgab, daß sie sich die Sache besser überlegt habe, als bei Abfassung dieser von Sentimentalität und Uebertreibung strotzenden Denkschrift, antworteten die Botschafter in Konstantinopel am 20. April mit einer zweiten Collectivnote, welche folgenden Wortlaut hatte: „Die unterzeichneten außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Großbritanniens, Frankreichs, Italiens und Rußlands haben sich beeilt, ihren Regierungen die Note zu übermitteln, welche an dieselben in Beantwortung der Mittheilung, welche die Mächte dem Athenischen Cabinet zum Behufe der Lösung der türkisch-griechischen Grenzfrage gemacht hatten, zu richten Se. Excellenz der Conseilspräsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten Griechenlands ihnen die Ehre erwiesen hat. Die Unterzeichneten haben soeben von ihren Regierungen die Weisung erhalten, dem Cabinet in Athen nachstehende Mittheilung zu machen. Die vermittelnden Mächte bemerken mit Befriedigung, daß die griechische Regierung, von dem Wunsche beseelt, zur Erhaltung des Friedens beizutragen und dem Rathe Europas Folge zu leisten, sich bereit erklärt, von dem in der Note vom 7. April bezeichneten Territorium Besitz zu nehmen und den muselmännischen Bevölkerungen alle nothwendigen Bürgschaften sowohl in betreff der Freiheit des Cultus als auch in bezug auf die Achtung vor dem Eigenthum zu gewähren. Die vermittelnden Mächte stimmen mit der griechischen Regierung in dem Gedanken überein, daß ihre Entscheidung rasch und auf friedlichem

Wege ausgeführt werden sollte. Sie sind außerdem fest entschlossen, nichts zu versäumen, was dieses Ergebniß in wirkungsvollster Weise sichern dürfte. Sie werden infolge dessen ihre Botschafter in Konstantinopel anweisen, die Pforte von der Entscheidung gleichfalls in Kenntniß zu setzen und dieselbe einzuladen, sofort mit denselben in Unterhandlung zu treten, um durch einen formellen Act die endgiltige Lösung der Grenzfrage zu bewirken, sowie die Bedingungen der Durchführung festzustellen. Dieselben werden dafür Sorge tragen, daß Vorkehrungen für die friedliche Uebertragung der abgetretnen Gebietsstrecken mit möglichst geringem Verzuge getroffen werden, und sie werden der griechischen Regierung unverweilt die mit der hohen Pforte zu diesem Zwecke verabredeten Maßnahmen mittheilen."

Tags vorher, also am 19. April, hatten die Botschafter der Mächte der Pforte folgende Collectivnote überreicht: „Die unterzeichneten Botschafter haben von ihren Regierungen den Auftrag erhalten, der hohen Pforte folgende Mittheilung zu machen: Die vermittelnden Mächte, welche ihre Vertreter in Konstantinopel damit betraut haben, unter sich zu ermitteln und festzustellen, welche Grenzlinie am besten den Nothwendigkeiten der Sachlage entsprechen könnte, haben dieselben ermächtigt, zu diesem Behufe die Eröffnungen und Mittheilungen entgegenzunehmen, welche die hohe Pforte ihnen künftig zu machen hätte. Nach reiflicher Prüfung haben die Vertreter der Mächte in Konstantinopel einmüthig anerkannt, daß die von den ottomanischen Delegirten zuletzt formulirten Vorschläge mittelst einiger Zusatzklauseln die Grundlage für eine Lösung bieten könnten. Dieselben haben demzufolge ihren betreffenden Regierungen die nachfolgende Trace und die damit verbundnen Stipulationen empfohlen. (Nun folgt der Text des Protokolls, dem wir die anfangs mitgetheilten Grenzbestimmungen entnommen haben. Dann heißt es in der Collectivnote vom 19. April weiter:) Die vermittelnden Mächte, welche die Vorschläge ihrer Vertreter in Konstantinopel genehmigten, haben die Unterzeichneten beauftragt, die hohe Pforte zu benachrichtigen, daß diese Beschlüsse nunmehr von denselben formell an die Stelle derjenigen gesetzt werden, welche bei der Berliner Conferenz gefaßt wurden, und daß sie beabsichtigen, im Interesse des Weltfriedens bei der gegenwärtigen Lösung zu verharren, welche jetzt als eine Entscheidung Europas anzusehen ist. Eine gleiche Mittheilung ist übrigens in ihrem Namen durch die Repräsentanten der Mächte zu Athen an die griechische Regierung ergangen. Die Mächte zweifeln sonach nicht, daß die Regierung Sr. Majestät des Sultans dieser Lösung endgiltig und unverzüglich zustimmen werde, und haben in dieser Ueberzeugung ihre Vertreter zum Abschlusse eines Vertrags mit der hohen Pforte ermächtigt, wodurch der Zeitpunkt und die Art und Weise des Vollzuges der zu treffenden Vereinbarungen festgesetzt werden sollen. Zu diesem Zwecke beehren sich die Unterzeichneten, Se. Excellenz den Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Sultans zu ersuchen, jene Maßregeln zu ergreifen, welche erforderlich sind, um gegenseitig jene Verhandlungen einzuleiten, die zum raschen Abschlusse dieser Angelegenheit zu führen geeignet sind."

Die Türkei hat hierauf im allgemeinen bejahend geantwortet. Die Diplomatie hatte aber auch hier wie in Athen mit Hochdruck gearbeitet. Jetzt handelt es sich nur noch darum, den Vertrag zur Regelung der Modalitäten zum Abschlusse zu bringen, unter denen die Uebergabe des abzutretenden Gebiets erfolgen soll, und den Theil der türkischen Staatsschuld festzustellen, den Griechenland mit jenem selbstverständlich zu übernehmen hat. Die nöthigen Vorarbeiten zu ersterm sind bereits besorgt. Die Militärattachés der Botschafter haben den Entwurf zu einer derartigen Convention schon vor einiger Zeit abgefaßt, und man kennt bereits dessen wesentlichen Inhalt. Darnach soll die Räumung des cedirten Gebiets drei Wochen nach Abschluß der Convention beginnen und drei Monate nachher vollendet sein. Sie soll ferner unter der Aufsicht einer internationalen Ueberwachungscommission, welche genau Tag und Stunde für den Abzug der türkischen und das Einrücken der griechischen Truppen in jedem Orte zu verfügen hätte, vollzogen werden. Dieser Entwurf, welcher die Form eines Protokolls besitzt, hat bisher die Genehmigung der Regierungen noch nicht erlangt und wird wohl auch durch die Intervention der türkischen Beauftragten einige Umgestaltungen erleiden und zu seinem völligen Perfectwerden noch ein paar Wochen bedürfen. Aber der günstige Wind, der die Mühle der Verhandlungen bis jetzt getrieben hat, wird wohl auch weiter wehen. Die Antwort des Herrn Kommunduros auf die Mittheilung der Mächte betreffs der Annahme ihrer Grenzlinie durch die Pforte deutet an, daß er, obwohl er seine frühern Klagen wiederholt hat, keine große Schwierigkeit, jedenfalls keinen Conflict mehr erwartet, wenn die Uebergabe der abgetretnen Landstrecken nur zu rechter Zeit erfolgt.

In Athen wird die Opposition in der Kammer natürlich aus der Nachgiebigkeit des Ministers so viel Capital als irgend möglich schlagen, um sich aufblähen, große Redensarten abbrennen und die Stellung des Cabinets erschüttern zu können. Sie nennt in ihren Zeitungen Kommunduros feig und kleinmüthig und sieht in seinem Verfahren geradezu schmachvollen Vaterlandsverrath. Es ist ihr gelungen, bei einer Volksversammlung in Athen und bei etlichen Gemeinderäthen Proteste gegen die Annahme der letzten Grenzlinie durchzusetzen, den Kriegsminister Mavromichalis zum Rücktritte zu bewegen und endlich ein Bataillon Infanterie in Chalkis auf Euböa zu einer Kundgebung für den Krieg und gegen die Regierung zu verleiten. Aber viel ist damit nicht erreicht worden. Die übrigen Minister ließen sich durch den Austritt ihres Collegen aus ihrer Mitte nicht einschüchtern. Sie hielten fest an ihrem Friedenswerke und sind, wie ihr Preßorgan, das „Ethnikon Pneuma,“ erklärt, entschlossen, „eher ihre Popularität und sich selbst zu opfern als ihr Vaterland in unabsehbare Gefahren zu stürzen“ — wozu es beiläufig aller Wahrscheinlichkeit nach nicht kommen wird. Die Ruhe ist in dem genannten Bataillon leicht wiederhergestellt worden, und die Rädelsführer der Meuterer — keine Offiziere, sondern junge Korporale — sitzen bereits im Gefängniß und sehen ihrer Bestrafung entgegen. Das Volk, unter welchem jene Proteste ganz vereinzelt und

ohne Folgen bleiben, ist seiner großen Mehrzahl nach vernünftig genug, zu begreifen, daß ein Krieg des kleinen Königreichs, allein, ohne irgendwelche Unterstützung gegen die Pforte mit ihren Veteranen unternommen, ganz bestimmt zu einer verhängnißvollen Katastrophe führen, und daß man durch Auflehnung gegen die Regierung nur deren an sich schon schwierige Aufgabe erschweren und den Ruin des Landes beschleunigen würde.

Die Heißsporne und Streber der Opposition hoffen jetzt das Cabinet mit Hilfe der Volksvertretung stürzen zu können. Deshalb verlangen sie sofortige Einberufung der Abgeordneten zu einer außerordentlichen Session, in der dieselben das Ministerium zur Rechenschaft ziehen sollen dafür, daß es gegen den ausdrücklichen Beschluß, den die Kammer in ihrer letzten Sitzung mit 200 gegen 3 Stimmen faßte, daß nämlich Griechenland eher Krieg führen, als sich auf Schmälerung der Grenzlinie der Berliner Conferenz einlassen solle, eine neue Grenzlinie angenommen, die den Griechen kaum drei Viertel von dem früher in Aussicht genommnen Landzuwachse bringe. Diesen Gefallen wird aber Kommunduros seinen Gegnern sicherlich nicht thun. Er wird abwarten, wie die Frage sich weiter entwickelt. Giebt die Pforte die betreffenden Landestheile ohne Widerstand und langen Verzug heraus — was sehr wahrscheinlich ist —, so kann er mit dieser Thatsache, sowie mit einer neuen Anleihe von 200 Millionen, die nach der Versicherung des Finanzministers Sotiropulos auswärtige Capitalisten der Regierung gegen Anweisung auf die Zolleinnahmen von Volo angeboten haben, und mit der man alle schwebenden Staatsschulden decken könnte, vor der Kammer erscheinen und wird dann ohne Zweifel Indemnität finden.

Wunderbar würde es erscheinen, wenn dies nicht der Fall wäre. Griechenland bekommt sieben Zehntel des von der Conferenz ins Auge gefaßten Territoriums, fast lauter fruchtbaren Thonboden, der namentlich auf der weiten Ebne des Salamvria äußerst ergiebig ist. Die Einwohnerzahl dieses Gebiets beträgt mindestens eine halbe Million. Mehrere ziemlich große und wohlhabende Städte fallen mit ihm an Griechenland. Zunächst Larissa, türkisch Jenischehr genannt, die größte und reichste thessalische Stadt, am Ufer des Salamvria, des Peneios der Alten, von 30 000 Menschen bewohnt, unter denen sich auch viele Türken befinden müssen, da man hier 22 Moscheen zählt. Der Ort hat große Tabaksfabriken, Gerbereien und Seidenspinnereien, ist aber namentlich berühmt wegen seiner Färbereien, die das schöne rothe türkische Garn liefern. Unter Ali Pascha bildete Larissa während des griechischen Freiheitskrieges den Mittelpunkt der türkischen Operationen. Ferner Trikala, am Trikalinos, einem Nebenflusse des Salamvria, mit 11 000 Einwohnern, die Gerberei, Färberei und Baumwollenbau betreiben, und die der Mehrzahl nach Griechen sind. Drittens Fersala, das alte Pharsalos, südlich von Larissa gelegen, mit etwa 6000 meist griechischen Einwohnern. Sodann Volo, das alte Jolkos, an einem nach ihm benannten Meerbusen der Aegeischen See, mit 3000 Einwohnern, die lebhaften Handel betreiben. Endlich Arta oder Narda, an dem gleichnamigen

Flusse, dem Arachthos der alten Zeit, und auf der Stätte des antiken Ambrakia, 11 Kilometer von der Mündung des Artaflusses in den Golf von Arta, einen Busen des Jonischen Meeres. Es hat über 6000 Einwohner, die der Mehrzahl nach Griechen sind und Handel mit den Producten der wohlbestellten Felder in seiner Umgebung, Wein und Orangen treiben.

Nach den neuesten Nachrichten nehmen die Verhandlungen zwischen den Botschaftern und der Pforte wegen Abschlusses der Convention einen günstigen Verlauf, sodaß man einen baldigen Abschluß erwarten darf. Dieser Vertrag wird nicht nur Bestimmungen über die Modalitäten der Räumung des abgetretnen Gebiets, sondern auch solche enthalten, die sich auf den Schutz der Muhammedaner, auf die Wakufs oder geistlichen Güter und die von Griechenland zu übernehmende Quote der türkischen Staatsschulden beziehen. Die Bemühungen der hellenischen Diplomatie, noch in letzter Stunde allerlei Zugeständnisse für Epirus und namentlich für Janina zu erlangen, haben wenig Aussicht auf Erfolg, da selbst die englische Botschaft die Weisung erhalten hat, solchen unzulässigen Ansprüchen entgegenzutreten.

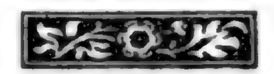
Das Hauptverdienst, eine glückliche Lösung der Frage herbeigeführt zu haben, wird, wenn das letzte Stadium derselben abgelaufen und alles geordnet ist, allem Anscheine nach dem deutschen Reichskanzler und in zweiter Linie dem deutschen Botschafter in Konstantinopel, dem Grafen Hatzfeld, der die Befehle seines Chefs geschickt ausführte, zugeschrieben werden müssen. Nach der obenerwähnten Erklärung Dilkes wäre Frankreich Anfangs mehr als England für die Griechen eingetreten. Nach der Weigerung der Türkei, den Beschluß der Berliner Conferenz anzuerkennen, habe die französische Regierung im August des letztverflossnen Jahres erklärt, jener Beschluß sei unwiderruflich. Später verständigte man sich, wie Dilke weiter behauptete, über die Flottendemonstration in der Frage wegen Dulcignos, und Frankreich wollte diese Demonstration auch auf den griechischen Streitfall ausgedehnt wissen. Dann aber machte die französische Diplomatie eine Schwenkung, die der Türkei günstiger war, und infolge dieser Schwenkung konnte, wenn wir Herrn Dilkes Angaben Glauben schenken dürfen, Gladstone das europäische Einvernehmen nicht auflösen.

Wie es scheint, steht Deutschland jetzt und schon seit einiger Zeit bei der Pforte in besonderm Ansehen und erfreut sich bei dieser großen Einflusses. Es kann auf den ersten Blick auffallen, daß diejenige Großmacht, welche jede directe Beziehung ihrer Interessen zu den Fragen, die den Orient betreffen, in Abrede gestellt hat und in der That hier nur die Erhaltung des Weltfriedens im Auge haben kann, augenblicklich einen solchen Einfluß ausübt. Allein näher besehen, entspricht derselbe nur den thatsächlichen Verhältnissen, und seine Ursachen sind unschwer herauszufinden. Bei der geographischen Lage des deutschen Reiches mußten die türkischen Politiker einsehen, daß die deutsche Diplomatie wirklich keinerlei directes Interesse an der griechisch-türkischen Frage verfolgen und nur von Grundsätzen der Billigkeit und dem Wunsche nach Frieden geleitet sein konnte. Keine andre Macht war so erhaben über den Verdacht irgendwelcher selbstsüchtigen Absichten. Greift man

auf den Gedanken der Vermittlung zurück, so ist nichts natürlicher, als daß man derjenigen Macht am meisten Vertrauen schenkt und die erste Rolle bei der Mediation und dem Auffinden jenes billigen Ausgleichs zuerkennt, deren Parteilosigkeit und Objectivität am wenigsten bestritten und angezweifelt werden kann. Hiernach konnte man es nur mit aufrichtiger Genugthuung begrüßen, daß Deutschland sich zu werkthätigerer Mitarbeit an der in Rede stehenden Unterhandlung entschlossen hatte. Seitdem häufte sich die Verantwortung für den Theil der streitenden Hauptparteien, an dessen Widerspruch die friedliche Entscheidung der Sache gescheitert wäre. Weder die Pforte noch die griechische Regierung konnte Deutschland der Voreingenommenheit beschuldigen, und gelang es der Thätigkeit des letztern nicht, einen Vergleich zu Stande zu bringen, so war auch für Europa der Beweis erbracht, daß die Verständigung nicht an der objectiven Lage der Verhältnisse, sondern an der Ungefügigkeit und Verblendung des einen oder des andern zunächst betheiligten gescheitert war. Sodann hat der Fürst Bismarck das Ansehen Deutschlands in Konstantinopel zwar benutzt, aber nicht abgenutzt. In der glücklichen Lage, auch hin und wieder wenig verständiges und praktisches geschehen lassen zu können, da die etwaigen Folgen desselben sich nicht wohl auf Deutschland erstrecken konnten, hat er weder der Türkei noch Europa seine Meinung aufgedrängt, sondern mit seinen Rathschlägen nur leise und kaum merklich geführt. In Konstantinopel richtete Graf Hatzfeld immer nur wohlgemeinte Warnungen an die Regierung des Sultans, und auch diese nur, wenn und soweit es nothwendig erschien, im Sinne der Erhaltung des Friedens zu sprechen. Auch dadurch wurde er zum einflußreichsten unter seinen Collegen in Konstantinopel.

Die Thätigkeit unsers Botschafters in der Stadt am Goldnen Horn ist denn auch in der Presse Europas und namentlich in den großen Blättern Wiens lebhaft anerkannt und gerühmt worden. Das dortige „Fremdenblatt“ hat hervorgehoben, daß der allgemein befriedigende Verlauf des türkisch-griechischen Grenzstreites vor allen Dingen Deutschland, seinem Kaiser und seinem Kanzler zu verdanken sei. Die besonnene, staatskluge und vertragstreue Haltung des neuen Herrschers in Rußland kam hinzu, um den Umschwung in Konstinopel zu beschleunigen und zu befestigen. Mit ruhiger Zuversicht, so sagt das Blatt weiter, könne man heute der fernern Entwicklung der Dinge auch nach andern Richtungen hin entgegensehen. Die Annäherung Rußlands an Deutschland und Oesterreich-Ungarn, welche sich unter Alexander III. vollziehe, biete eine weitre Bürgschaft dafür, daß die friedlichen Tendenzen, welche der österreichisch-deutschen Freundschaft als Grundlage dienten, durch das europäische Concert ihre Verwirklichung finden würden. Auch die „Neue Freie Presse“ giebt dem Fürsten Bismarck die ihm in der Sache gebührende Ehre, indem sie sagt: „Man muß mit dem Türken Geduld haben, wenn man Einfluß auf ihn gewinnen und behalten will, muß von ihm Geduld lernen, um sicher auf ihn zu wirken. Die europäischen Staatsmänner, welche sich über diese Regel hinwegsetzten, haben jeder Zeit von Konstantinopel diplomatische Mißerfolge heimtragen

müssen, und Ignatieff, der Urheber des Präliminarfriedens von San Stefano, kam dabei nicht weniger zu Schaden als Gladstone, der Vater der Dulcigno-Demonstration. Erst Fürst Bismarck hat das völkerpsychologische Räthsel, welches sich in der Natur des Orientalen birgt, gelöst, indem er dem türkischen Wesen mit Nachsicht und Ausdauer begegnete, und das Verdienst des deutschen Reichskanzlers ist es, daß nunmehr allem Anscheine nach die Grenzfrage zwischen der Türkei und Griechenland einem friedlichen Abschlusse entgegengeht." Aber auch in Griechenland selbst äußert sich ein Theil der Presse in dieser Weise. Der „Telegraphos" z. B., das größte und verbreitetste Tagesblatt Athens, sagt über den Fürsten Bismarck u. a. folgendes: „Er war im letzten Stadium unsrer nationalen Frage der wärmste Fürsprecher Griechenlands, und seine Stimme hat am meisten zu der bevorstehenden friedlichen Lösung der bedeutungsvollen Krisis beigetragen. Seinem Einfluß hauptsächlich ist die jetzige rückhaltslose Bereitwilligkeit der Pforte zur Herausgabe des uns zugesprochnen Gebietes zuzuschreiben." Nur blinde Parteileidenschaft könne, so fügt das für officiös geltende Blatt hinzu, die Partei Trikupis (die Opposition) verleitet haben, dies zu verkennen und Deutschland und seine Politik anzugreifen. Das Ministerium habe derartige Ausfälle stets mißbilligt.



Zur ältesten Geschichte der Mark Meißen.

Einen größern Abschnitt aus der Geschichte des frühern Mittelalters im Zusammenhange zu behandeln, wenn auch von einem andern Standpunkte aus als bisher geschehen, ist immerhin ein Wagniß; der Boden ist schon von so vielen Seiten und so gründlich durchackert worden, daß man neue Resultate von größrer Tragweite nur in beschränktem Maße wird erwarten dürfen. Trotzdem hat sich die Aufgabe, die sich der Verfasser des uns zur Besprechung vorliegenden Buches*) gestellt hat, als eine durchaus dankbare bewiesen, und da sie außerdem mit Glück und Geschick gelöst worden ist, so dürfen wir das Werk als eine erfreuliche Bereicherung nicht allein der specialgeschichtlichen, sondern auch der reichsgeschichtlichen Literatur bezeichnen.

*) Die Markgrafen von Meißen und das Haus Wettin bis zu Konrad dem Großen. Von Otto Posse. Mit vier Stammtafeln und acht Karten. Leipzig, Giesecke und Devrient. 8°. XIV. 464 Seiten.

Wollen wir den Plan des Verfassers und die Anlage seiner Arbeit würdigen, so empfiehlt es sich am meisten, mit einigen Worten über die Entstehung derselben und über ihren engen Zusammenhang mit dem großen sächsischen Quellenwerke, dem Codex diplomaticus Saxoniae regiae, zu beginnen. Wir thun dies um so lieber, als der letztre in weitern und selbst in Fachkreisen noch immer weit weniger bekannt ist, als man von einem der hervorragendsten unter den zahlreichen specialgeschichtlichen Urkundenbüchern, die unsre Zeit hervorgebracht hat, erwarten sollte. Konnte doch noch vor wenigen Monaten ein namhafter Historiker die Geschichte einer bedeutenden Leipziger Innung veröffentlichen, ohne das einen Theil des erwähnten Codex diplomaticus bildende, musterhaft gearbeitete Leipziger Urkundenbuch zu Rathe zu ziehen!

Die Ueberzeugung, daß jeder Staat, dem die eigne Ehre lieb ist, auch für seine Geschichte und die Erhaltung ihrer Denkmäler sorgt, bestimmte vor nunmehr zwanzig Jahren den damaligen Cultusminister Freiherrn von Falkenstein, die Anregung zu einer Publication sämmtlicher urkundlicher Quellen der sächsischen Geschichte zu geben; die Ausführung wurde dem Oberbibliothekar Dr. Gersdorf in Leipzig übertragen. Das Programm, das dieser entwarf und das der Hauptsache nach unverändert geblieben ist, theilte den Stoff, dessen Umfang sich mehr und mehr als ein sehr bedeutender herausstellte, in drei Haupttheile. Die erste Abtheilung sollte in fortlaufender chronologischer Ordnung die Urkunden zur Geschichte des Herrscherhauses und zur allgemeinen Landesgeschichte, die zweite Abtheilung Diplomatarien der einzelnen Stifter und Klöster und der geschichtlich bedeutendern Städte des Landes, die dritte Abtheilung in einzelnen großen localen Gruppen die Urkunden kleinerer Ortschaften, die für die Adelsgeschichte wichtigen Documente, überhaupt alles, was in den ersten beiden Abtheilungen nicht Platz finden konnte, enthalten.

Zunächst in Angriff genommen wurde die zweite Abtheilung; die Schwierigkeiten waren hier insofern am geringsten, als das Material am leichtesten zusammengebracht werden konnte. Den ersten, die ältere Geschichte des Hochstifts Meißen umfassenden Band dieser Abtheilung veröffentlichte Gersdorf im Jahre 1864, kurz nach dem Erscheinen des ersten Bandes des von Karl von Weber und Wilhelm Wachsmuth begründeten „Archivs für die Sächsische Geschichte," des zweiten, in etwas veränderter Gestalt ebenfalls bis jetzt fortbestehenden Unternehmens, durch welches die sächsische Staatsregierung die Erforschung der heimischen Geschichte fördert. Ihm folgten dann 1865 und 1867 der 2. und 3. Band des Hochstifts Meißen; ferner 1868 und 1870 die beiden ersten Bände des Urkundenbuchs von Leipzig, 1873 das Urkundenbuch der Stadt Meißen, 1875 die Urkundenbücher von Dresden und Pirna. Die letztgenannten städtischen Diplo-

matarien hatte ausschließlich oder doch zum größten Theile der gelehrte und gewissenhafte Dr. von Posern-Klett bearbeitet; ihm war auch seit 1872 durch den Cultusminister Dr. von Gerber, der sich der Oberleitung des Ganzen mit nicht geringerm Interesse als sein Vorgänger annahm, die Redaction des Codex übertragen worden.

Alle jene Bände gehörten der zweiten Hauptabtheilung an, und mehr und mehr wurde der Wunsch rege, daß auch die erste, die wissenschaftlich ohne Frage mehr Ausbeute versprach, bald in Angriff genommen werden möchte. Die Vorarbeiten zu derselben wurden dem Verfasser des vorliegenden Buches übertragen, der nach Posern-Kletts zu frühem Tode auch die Redactionsarbeiten übernahm, während der Referent in die anderweite Erbschaft des Verstorbnen eintrat und unter Mitwirkung andrer geschätzter Forscher die Publication der zweiten Abtheilung fortsetzte. Hatte schon Gersdorf die Schwierigkeiten erkannt, die sich der Herausgabe der landesgeschichtlichen Urkunden entgegenstellten, so ergaben sie sich doch als noch größer als man vermuthet hatte. Ausgedehnte archivalische Reisen, eine lange Reihe spinöser diplomatischer Untersuchungen, mit denen die sorgfältigste Durchforschung des gesammten chronikalischen Materials Hand in Hand gehen mußte, waren erforderlich. So entstand, während 1879 das Urkundenbuch der Stadt Chemnitz (herausgegeben vom Referenten) und 1880 das der Universität Leipzig (herausgegeben von Dr. Bruno Stübel) erschienen und die Vorbereitungen zum letzten Bande des Leipziger Urkundenbuchs und zu Urkundenbüchern der Städte Freiberg, Grimma, Löbau und Kamenz soweit vorschritten, daß dieselben theilweise bereits unter der Presse sind, nicht bloß der (im Drucke noch nicht vollendete) erste Band der ersten Abtheilung, sondern auch als Einleitung zu demselben eine zusammenfassende Darstellung der ältesten Geschichte der Mark Meißen bis zum Anfange des 12. Jahrhunderts. Mag man auch über die Nothwendigkeit ausführlicher Einleitungen zu Urkundenwerken verschiedne Ansichten haben können, jedenfalls wird man dem Verfasser dafür dankbar sein, daß er die Resultate seiner Vorstudien uns nicht vorenthalten, auch nicht in Anmerkungen zersplittert hat, und der Verlagshandlung für die Veranstaltung der vorliegenden elegant ausgestatteten Separatausgabe.

In diesen vielleicht etwas zu ausgedehnten Vorbemerkungen sind die nöthigen Anhaltspunkte zu einer Beurtheilung von Posses Buch seinem allgemeinen Charakter nach gegeben. Es will von kritisch gesichteter urkundlicher Grundlage aus, aber unter Benutzung des gesammten chronikalischen Materials und unter sorgsamer Beachtung aller bisherigen Forschungen, eine möglichst erschöpfende Darstellung der ältern Geschichte der Mark Meißen und ihrer Inhaber geben. Von einem solchen Werke darf man nicht ausnahmslos neue Resultate erwarten; auch bisher

schon bekanntes wird, jedoch nur nach strengster kritischer Prüfung, Aufnahme finden müssen. Es galt nicht eigentlich neue Fundamente zu legen, sondern die vorhandnen auf ihre Haltbarkeit zu untersuchen, nur soweit als nöthig zu ändern und dann auf ihnen einen tüchtigen Unterbau zu errichten.

Das ist dem Verfasser vollkommen gelungen. Er hat mit gewissenhaftem Fleiße und großem Spürsinn gesammelt und weiß die Schulwissenschaften der historischen und diplomatischen Kritik mit sichrer Hand anzuwenden. Sollte ein oder das andre Ergebniß seiner Forschungen jetzt oder später Widerspruch finden, so wird dies nicht sowohl an ihm liegen als daran, daß trotz Sickel und Ficker die diplomatische Methode doch noch im Flusse ist und kaum so bald zu einem allseitig befriedigenden Abschlusse gelangen dürfte.

Vielleicht würde manchem unsrer Leser diese allgemeine Beurtheilung des Werkes genügen. Allein sie giebt doch einen zu unbestimmten Begriff von seinem Inhalte; auf diesen glauben wir daher noch etwas eingehen zu sollen, um so mehr als wohl selten ein andrer als ein Fachmann sich in das Detail des Buches selbst vertiefen dürfte.

Daß in der Einleitung die schwierigen Fragen nach den Zuständen des Landes vor dem 9. Jahrhundert nur ganz kurz berührt werden, billigen wir vollkommen. Es wäre zwar sehr zu wünschen, daß dem unverständigen Geschreibsel über die ältesten Germanen und Slaven oder gar Kelten, das immer und immer wieder die Federn von Dilettanten beschäftigt, einmal eine sachverständige Darstellung entgegengesetzt würde, die streng das wenige, was man weiß, von dem vielen, was man mit mehr oder weniger Recht vermuthen darf oder was man als bares Phantasiegebilde verwerfen muß, sondert; aber eine solche Darstellung wäre zunächst Aufgabe des Prähistorikers, des Ethnographen und Linguisten, nicht des Historikers.

Dunkel ist auch die Zeit des Ringens der Germanen und Slaven, des allmählichen Vordringens der Deutschen gegen Osten, welches das ganze 9. Jahrhundert ausfüllt. Die Grenzmarken hatten bald nicht mehr, wie zur Zeit Karls des Großen, die Vertheidigung der Reichsgrenzen zum Hauptzwecke; sie dienten der Offensive, der Ausbreitung des Christenthums. Besonders glänzend gestaltete sich bekanntlich dies Vordringen nach dem Osten unter König Heinrich I. Die Daleminzier, die Milzener wurden unterworfen. Um 928 entstand auf jähem Felsen dicht an der Elbe die Burg Meißen; sie wurde der Kern der gleichnamigen Mark und der Ausgangspunkt für alle weitern Unternehmungen gegen die Slaven. Grenzgrafen, „Legaten,“ schalteten in den Marken; in unsern Gegenden ein Graf Siegfried, dem 937 der bekannte Gero folgte. Ohne daß wir viel Kunde darüber hätten, wurde das Slavenland erobert und germanisirt; bei Geros Tode (965) erscheint der deutsche Besitz als ziemlich gesichert.

Damit schließt die Einleitung. Den weitern Stoff zerlegt der Verfasser nach den vier Familien, die in der Hauptsache die Mark Meißen während der von ihm behandelten Zeit verwaltet haben — den Ekkehardinern, dem Hause Weimar-Orlamünde, den Brunonen und den Wettinern — in vier Hauptabschnitte; in jedem derselben behandelt er einerseits die Hausgeschichte der betreffenden Familie, andrerseits die Geschichte des Landes während der Zeit ihrer Regierung und ihr Eingreifen in die Reichsgeschichte.

Nach Geros Tode zerfiel das große Gebiet, das seiner Aufsicht unterstellt war, in verschiedne Theile. In unsern Landen wurden die drei im Jahre 968 angelegten Bisthümer Meißen, Zeitz und Merseburg Mittelpunkte von drei Markgrafschaften. Als Inhaber der Mark Meißen werden Wigbert, dann Thietmar († 978), endlich der Wettiner Rikdag († 985) genannt. Die Marken Zeitz und Merseburg wurden nach und nach mit Meißen vereinigt, so daß Rikdag bereits ein stattliches Gebiet besaß. Noch aber galt dies Gebiet lediglich als Amtsbezirk; nicht auf Rikdags Sohn, sondern auf den Sohn Günthers, des ehemaligen Markgrafen der Merseburger Mark, auf Ekkehard I., ging die Mark Meißen über. Dieser kraftvolle Abkömmling eines edlen thüringischen Geschlechts, als dessen Stammsitz Großjena am Zusammenfluß von Unstrut und Saale nachgewiesen wird und dem Burg und Collegiatstift Naumburg ihren Ursprung verdanken, ist der erste Markgraf von Meißen, der uns ein persönliches Interesse einzuflößen vermag. Ein Günstling der Kaiserin Theophano und Ottos III., spielt er eine Zeit lang eine bedeutende Rolle in der Reichsgeschichte. Er begleitet den Kaiser 997 nach Italien, zahlreiche Beneficien werden ihm übertragen, Reichslehen in erbliches Eigenthum verwandelt; er erhält das Münzrecht. Wenn freilich Thietmar von Merseburg berichtet, daß Ekkehard „durch gemeinsame Wahl des ganzen thüringischen Volks“ zum Herzoge von Thüringen ernannt worden sei, so erläutert Posse dies wohl richtig dahin, daß damit nur die Einwilligung des Volks zur Führung der Heerbanns gegen die Slaven gemeint sei. Gegen diese, Wenden und Böhmen, hat Ekkehard wieder viele Kämpfe zu führen gehabt, bei denen ihm meist das Glück hold war. Nach Ottos III. frühem Tode konnte Ekkehard selbst an die königliche Krone denken; dann trat er auf die Seite der Gegner Heinrichs II. Vielleicht war dies sein Verhängniß: am 30. April 1002 fiel er zu Pöhlde durch Mörderhand.

Es folgten Jahre furchtbaren Ringens zwischen Germanen und Slaven. Doch sind die Kämpfe zwischen dem Polenkönige Boleslav Chrobry und Heinrich II., die nach manchen Wechselfällen 1018 mit dem Bautzner Frieden schlossen, zu bekannt, als daß wir hier näher darauf eingehen dürften. Schon kurz nach Ekkehards Tode fiel Meißen an den Polenkönig; freilich mußte er es bald heraus-

geben, aber nicht Ekkehards Sohn Hermann, sondern sein Bruder Gunzelin, der zugleich als Stiefbruder Boleslavs diesem eine genehme Persönlichkeit war, folgte im Besitze der Mark. 1009 kam es zum Kampfe zwischen Gunzelin und Hermann. Erstrer wurde durch Urtheil des Fürstengerichts seiner Würde beraubt, Hermann erhielt die Mark Meißen und behauptete sich in ihrem Besitze.

Um 1018 bricht Thietmars Chronik ab, der wir eine verhältnißmäßig genaue Kunde von den Schicksalen unsrer Lande in den letzten Jahrzehnten des 10. und den ersten des 11. Jahrhunderts verdanken. Sie hat keine Fortsetzung gefunden, und die Schwierigkeiten, die sich der Erforschung der folgenden Zeiten entgegenstellten, waren daher viel größer. Im Vordergrunde stehen noch lange die Beziehungen zu Polen; die Rolle Boleslavs suchte auch unter Konrad II. sein Sohn Misico weiterzuspielen, lange Zeit nicht ohne Erfolg, bis er endlich 1031 zum Frieden genöthigt wurde. Damals gelangte die Niederlausitz und wahrscheinlich auch die Oberlausitz an das Reich, um nie wieder an Polen zu fallen. Die erstre kam um 1034 an Dietrich von Wettin, die letztre an den zweiten Sohn Ekkehards I., Ekkehard II., der (spätestens 1032) seinem Bruder Hermann in der Mark Meißen gefolgt war und dann um 1034 nach der Ermordung jenes Dietrich von Wettin auch die Niederlausitz erwarb. In den verschiednen Kämpfen mit den slavischen Grenznachbarn, insbesondre dem Herzog Bretislav von Böhmen, zu denen es nach Konrads II. Tode kam, erscheint Ekkehard II. als stärkste Stütze der deutschen Macht im Osten. Er starb plötzlich am 24. Januar 1046; mit ihm erlosch sein Geschlecht. Seinen Allodialbesitz vermachte er testamentarisch dem Könige.

Je mehr die Ekkehardiner ihren Schwerpunkt nach dem Osten verlegt hatten, um so mehr war ihr Einfluß in Thüringen gesunken. Hier war das Haus Weimar, oder wie es später genannt wurde, Orlamünde an ihre Stelle getreten. Seit der Mitte des 10. Jahrhunderts, in der uns das erste beglaubigte Mitglied der, wie die Wettiner, aus dem Schwabengau stammenden Familie, Wilhelm I., als Graf des Gaus Husitin entgegentritt, entwickelte sich aus kleinen Anfängen Besitz und Ansehen des Geschlechts sehr rasch. Wiederholt spielten der Genannte und sein gleichnamiger Sohn und Enkel zur Zeit der Ottonen eine Rolle in der Reichsgeschichte; auf diesem Boden ist es auch, auf dem sich der Gegensatz zwischen dem Hause Weimar und den Ekkehardinern zuerst zeigt: als nach Ottos III. Tode Ekkehard I. nach der Königskrone strebte, trat Wilhelm II. auf die Seite seines Gegners Heinrich.

An Wilhelms II. Enkel Wilhelm IV. fiel nach dem Aussterben der Ekkehardiner die Mark Meißen, zunächst allerdings, wie es scheint, in sehr beschränktem Umfange. Die Theilung der Mark nach Ekkehards II. Tode, durch welche die

ehemalige Merseburger und Zeitzer Mark sowie die Niederlausitz von Meißen getrennt und dem Wettiner Dedi übertragen wurde, gehört zu den dunkelsten Kapiteln der ältern meißnischen Geschichte. Sie hatte übrigens keinen Bestand; nicht viel später erscheint Wilhelm auch im Besitz jener Pertinenzstücke mit alleiniger Ausnahme der Niederlausitz, welche Dedi behielt. In diesem Umfange hinterließ er 1062 das Gebiet seinem Bruder Otto, mit dessen kurzer Regierungszeit 1067 die Herrschaft der Familie Weimar-Orlamünde abschließt.

An der Reichspolitik, die bekanntlich 1056 mit Heinrichs III. Tode an einem wichtigen Wendepunkte angelangt war, haben sich sowohl Wilhelm IV. als Otto betheiligt: Wilhelm als treue Stütze der Kaiserin Agnes, Otto als Anhänger des Erzbischofs Anno von Köln; beide haben in den Kriegen gegen König Bela von Ungarn mitgefochten. Verhängnißvoll in der Geschichte des Reichs wurde ein Schritt Ottos, durch welchen er sich den tödtlichen Haß der Thüringer zuzog: das Zugeständniß des Zehnten von allen seinen thüringischen Besitzungen an Erzbischof Sigfried von Mainz.

Als Otto 1065 ohne männliche Erben starb, fiel Weimar an seinen Bruder Poppo. Die Mark Meißen aber übertrug König Heinrich IV. nach Lostrennung der Zeitzer Mark, die an den Markgrafen der Nordmark, Udo II. von Stade, verliehen wurde, als erledigtes Reichslehen an Graf Ekbert I. von Braunschweig aus dem Hause der Brunonen, einen nahen Verwandten des Königs und Vertrauten des Erzbischofs Anno, dem er 1063 bei Entführung des Knaben Heinrich Beistand geleistet hatte. Ihm folgte schon 1068 sein kaum siebenjähriger Sohn Ekbert II. Zwanzig Jahre stand dieser, mit manchen Unterbrechungen, der Mark vor, eine traurige Zeit für sein Land wie für das ganze Reich. Doch die Politik des wankelmüthigen Braunschweigers seinem unglücklichen Könige gegenüber, seine fortwährend wechselnde Parteistellung, sein haltloses Schwanken und Intriguiren in dem engen Rahmen unsrer Darstellung zu schildern, würde ein vergeblicher Versuch sein. „Bald schloß er sich der einen, bald der andern Partei an, bald focht er für Heinrich, bald für dessen Gegner. Seine Pläne waren so sehr die Ausgeburten einer augenblicklich aufgeregten Phantasie, daß es nicht möglich ist, jedesmal den Beweggrund für seine Handlungsweise anzugeben." Das Bild Ekberts bleibt im großen und ganzen das nämliche, welches Giesebrecht u. a. bereits entworfen haben, wenn man auch im einzelnen dem Verfasser manche Berichtigung verdankt.

Im Verlaufe dieser Kämpfe gelangte die Oberlausitz (1086) an den Böhmenherzog Wratislaw, um dann aus dessen Händen nebst dem Gau Nisani in die des Grafen Wiprecht von Groitzsch überzugehen. Das Ende war, daß ein Fürstentag zu Quedlinburg Ekbert II. als Feind des Kaisers seiner Würden und Be-

sitzungen für verlustig erklärte und die Acht über ihn aussprach (1088). Nach vergeblichen Bemühungen, die verlorne Stellung mit den Waffen in der Hand wieder zu erringen, fiel der letzte der Brunonen im Jahre 1090 in einer einsamen Mühle des Selkethals von Mörderhand.

Wieder war die Mark Meißen erledigt, und wieder wurde wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit einer der Theile, aus denen sie sich ursprünglich zusammengesetzt hatte, vom Ganzen losgelöst: wie früher die Zeitzer, so kam jetzt die alte Merseburger Mark an die Grafen aus dem Hause Stade. Die Markgrafschaft Meißen selbst vertraute der Kaiser im Jahre 1089 dem ihm treu ergebnen Wettiner Heinrich von Eilenburg, dem Sohne Dedis von der Niederlausitz, an.

Ueber die älteste Geschichte des Hauses Wettin ist so manches geschrieben und gefabelt worden. Die älteste beglaubigte Nachricht giebt uns bekanntlich Thietmar von Merseburg, der seinen Zeitgenossen Dedi den Sohn des Thiedericus de tribu, quae Buzici dicitur, nennt. Was es mit dieser tribus Buzici eigentlich auf sich hat, weiß uns auch Posse nicht zu sagen. Mit Recht tritt er entschieden für die deutsche, nicht slavische Herkunft der Familie ein, und ebenso richtig ist, wenn er den zwischen Saale, Bode und Harz gelegnen Schwabengau als ursprüngliche Heimat des Geschlechts nachweist. Dafür spricht, daß Markgraf Rikdag von Meißen, der ohne Frage dem Hause Wettin angehört, wenn auch die genealogischen Beziehungen nicht klar nachweisbar sind, die südlichen Grafschaften im Schwabengau besaß, die sein Sohn zwar einbüßte, die aber dann um die Mitte des 11. Jahrhunderts wieder an die Familie kamen. Dafür spricht ferner, daß der Sachsenspiegel die Wettiner als Schwaben bezeichnet und daß das Erbrecht des Hauses, welches die Frauen ausschloß, entschieden auf schwäbischen Ursprung deutet. Endlich sprechen auch die übrigen Grafschaften und sonstigen ältesten Besitzungen des Hauses dafür; sie sind sämmtlich dem Schwabengau benachbart. Ein dem Bande beigegebnes Kärtchen giebt ein anschauliches Bild dieser Stammesheimat der Wettiner.

Die complicirte älteste Geschichte des Geschlechts klar zu machen, ist ohne Vorlegung einer Stammtafel, wie Posse eine solche seinem Buche beigegeben hat, nicht wohl möglich. Auch sind die Quellennotizen, auf welche sich die Darstellung stützt, zu dürftig, als daß die Personen, von denen zu handeln wäre, irgendwie ein persönliches Interesse erwecken könnten. Eine Ausnahme macht der 1075 gestorbne Markgraf Dedi von der Niederlausitz, der zweite Gemahl der Adela, der Witwe des Markgrafen Otto von Meißen (aus dem Hause Weimar); er hat in der Geschichte Heinrichs IV. neben Ekbert II. eine sehr wichtige Rolle gespielt.

Dem Sohne Dedis, Heinrich, der in den Quellen nach seinem Hauptsitze

Eilenburg genannt wird, übertrug, wie wir sahen, König Heinrich IV. die erledigte Mark Meißen. Dieser Zeitpunkt, der leider nicht mit voller Schärfe zu bezeichnen ist, aber zuverlässig in das Jahr 1089 fällt, bezeichnet einen hochwichtigen Abschnitt in der Geschichte der Mark und des Hauses Wettin, und seine in einigen Jahren bevorstehende achthundertjährige Wiederkehr verdiente wohl, in würdiger Weise gefeiert zu werden. Denn war Heinrich auch nicht der erste Markgraf von Meißen aus dem Hause Wettin, so ist doch seit seiner Belehnung die Mark ununterbrochen im Besitze desselben geblieben und hat die Basis gebildet, auf der es sich zu seiner spätern Höhe erhoben hat.

Auch die Geschichte Heinrichs I. und seines Sohnes Heinrichs II., der, erst nach dem 1103 erfolgten Tode des Vaters geboren, unter der kraftvollen Vormundschaft seiner Mutter Gertrud, der Schwester des Braunschweiger Ekbert II., heranwuchs, ist eng mit der Reichsgeschichte verflochten. Unser Interesse fesselt außer ihm in jener Zeit namentlich die mächtige Figur des Grafen Wiprecht von Groitzsch, der, einem slavischen Adelsgeschlechte entsprossen, durch Tausch in den Besitz der Burg Groitzsch gelangt war, dann im Dienste des Herzogs Wratislaw von Böhmen und König Heinrichs IV. die Gauen Budissin und Nisan erworben hatte. Wir wissen, daß er lebhaften Antheil an jener Fürstenverschwörung nahm, die, veranlaßt durch die Einziehung der Reichslehen des letzten aus dem Mannesstamme der Grafen von Weimar und durch andre Willkürlichkeiten Heinrichs V., sich im Jahre 1112 gebildet hatte, und an den wechselvollen Kämpfen, welche sich an dieselbe anschlossen. Auch für diese Zeiten finden wir bei Posse mancherlei interessantes Detail.

In jugendlichem Alter starb Markgraf Heinrich II. im Jahre 1123; mit ihm erlosch die Nachkommenschaft Dedis. Erbberechtigt waren nunmehr die Enkel von Dedis Bruder Thimo, von denen der eine, Konrad, bereits seit Jahren nach der Mark trachtete und deshalb von seinem Vetter gefangen gehalten wurde. Der Kaiser erkannte jedoch die Nebenlinie nicht als successionsberechtigt an. Auf dem Hoftage zu Worms 1123 übertrug er die Marken Meißen und Lausitz seinem frühern Gegner Wiprecht von Groitzsch. So suchte er sich in den Reihen seiner Widersacher einen mächtigen Anhänger zu gewinnen, ein um so gefährlicherer Versuch, als gleichzeitig ein andrer ehemaliger Feind, Hermann von Winzenburg, durch Verleihung der Grafschaft Thüringen umgestimmt wurde.

Dem trat jedoch das Haupt der Gegenpartei im Reiche, Lothar von Sachsen, nachdrücklich entgegen. Mit seiner Hilfe gelang es Konrad, der inzwischen aus seiner Haft entkommen war, trotz der Gegenwehr Wiprechts und trotz eines Einfalls der Herzoge von Böhmen und Mähren sich in den Besitz der Mark Meißen zu setzen und sich in demselben zu behaupten. Hochbetagt starb Wiprecht im

Jahre 1124. Auch sein Sohn Heinrich vermochte nicht, das Verlorne wieder zu gewinnen.

Der Verfasser schließt seine Darstellung mit einigen Bemerkungen über die innern Verhältnisse der Mark Meißen während der von ihm behandelten Zeit, über Verfassung und Verwaltung, kirchliche und wirthschaftliche Zustände u. dgl. Wohl möchte man wünschen, etwas mehr darüber zu erfahren, namentlich über die nationalen Gegensätze, die sich doch ohne Frage vielfach bethätigt haben; aber die Quellen geben überaus dürftige Kunde, und wir billigen es vollkommen, wenn der Verfasser nicht versucht hat, aus Conjecturen und Analogien ein luftiges Gebäude zu errichten, das vielleicht dem Laien, aber nicht dem Fachmann mehr Befriedigung gewährt hätte.

Ausschließlich für den letztern sind die drei Excurse bestimmt, die fast ein Drittel des Buches in Anspruch nehmen. Der erste enthält Beiträge zur Geographie der Mark und der Diöcese Meißen und wird veranschaulicht durch eine sorgfältig gearbeitete Gaukarte und sechs kleine Kärtchen, welche die Entwicklung der Bisthümer Meißen, Zeitz und Merseburg mit besondrer Rücksicht auf die vielbesprochne Auflösung des Bisthums Merseburg 981 und auf seine Wiederherstellung 1017 darstellen. Die hier niedergelegten Forschungen, die an Untersuchungen von Winter und Fraustadt anknüpfen konnten, sind sehr verdienstlich und enthalten viel Neues. Ein zweiter Excurs bringt das kurze Fragment einer Naumburger Bisthumsmatrikel, ein dritter einen vollständigen und correcten Abdruck eines sehr wichtigen Documents, nämlich der früher theilweise in der von Calles herausgegebnen Series episcoporum Misnensium gedruckten und danach schon oft benutzten Meißner Bisthumsmatrikel, die aber in der allein erhaltnen Form nicht, wie man früher annahm, aus dem Jahre 1346, sondern aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammt.

Ohne Frage ist die erste Abtheilung des Codex diplomaticus Saxoniae regiae sehr glücklich in die wissenschaftliche Welt eingeführt worden. Sieht man dem ersten Bande derselben jetzt auch vielleicht mit geringrer Spannung entgegen, da seine wesentlichsten Resultate schon bekannt geworden sind, so bietet das vorliegende Buch doch die beste Bürgschaft für die tüchtige Ausführung des Werkes.

Dresden. **H. Ermisch.**

Paul Heyse.

1.

Die Weisen mehrerer Facultäten und die Aesthetiker vieler Grade wissen es zu rühmen, daß Cultur und Wesen einer ganzen Zeit, die Summe ihres Lebens aus den Dichtern eben dieser Zeit, so fern es nur die rechten gewesen sind, herauszulesen seien. Die naheliegende Folgerung jedoch, daß dann die Menschen unsrer Tage einige Belehrung über ihr eigenstes Wollen und Fühlen aus den lebendigen, augenblicklich noch nicht commentirten Dichtern zu gewinnen vermöchten, wollen sie nicht gern zugeben. Denn das rechte Verständniß für diese historische Seite poetischer Schöpfungen scheint ja erst anzuheben, wenn es mit jeder lebendigen, unmittelbaren künstlerischen Wirkung, mit dem geringgeschätzten „bloßen Genuß“ zu Ende ist. Auf alle Fälle soll die simple Wahrheit vom innern Zusammenhang der Zeit und der Dichtung, von der unbewußten und der gewollten Wiederspieglung des ganzen Lebens in guten poetischen Schöpfungen doch wieder nur für gewisse Zeiten zutreffen, unter denen sich, wie männiglich bekannt, die unsre nicht befinde. Wir haben, lautet die Beweisführung, eine Tendenzliteratur, die völlig Product des Augenblicks, die alles in der Welt, nur keine Poesie ist und wahrlich weder sich selbst für Poesie erachtet, noch von ihren jeder poetischen Sehnsucht baren Lesern dafür erachtet wird. Wir haben einzelne Dichter, die wissen, was Dichtung ist und heißt, aber eben darum zur unfruchtbaren Reproduction von Erfindungen, Empfindungen, Stimmungen und Formen verurtheilt sind, welche andern Zeiten angehören, Akademiker, welche nicht die Macht des Lebens, sondern die Macht einer großen künstlerischen Tradition erweisen.

Wie flach auch dies Raisonnement sei — nachgebetet wird es in großen Kreisen doch. Es hat Perioden gegeben, die an poetischem Talent, an Können weit tiefer standen als die unsrige, aber in keiner Periode zuvor ist die Zuversicht, daß man arm sei an Poesie und nichts rechtes vermöge, so wie jetzt als eine Art Genugthuung empfunden worden. Eine bestimmte Form und Richtung unsrer Bildung beruhigt sich bei der Gewohnheit, mit der oben angedeuteten Beweisführung alles tiefre Interesse an der Dichtung der Gegenwart abzulehnen. Der erfolgreiche Autor ist entweder ein Tendenzbelletrist oder ein Akademiker; ja derselbe Dichter wird das einemal unter erstern, das andremal unter letztern Titel der Vergänglichkeit geweiht. Hinter diesem flachen Mißurtheil verbirgt sich zumeist der Wunsch, Schöpfungen, die man im einzelnen zu genießen nicht unter-

läßt, im ganzen als Ganzes nicht schätzen zu müssen. Und doch ist, sobald sich einmal die reine Freude am augenblicklich gebotnen und genossnen zum Urtheil wandelt, wahrhafte Gerechtigkeit gegen den Dichter nur möglich, wenn man die Totalität seines Wesens und Wollens im Bewußtsein behält.

Der Dichter der Gegenwart, der uns zu diesen Betrachtungen Anlaß giebt, Paul Heyse wird in der Regel als Kind des Glückes angesehen, und gewiß ist es, von allem Persönlichen abgesehen, hohes Glück, daß er auf gewissem Gebiet ein Modepoet geworden und geblieben ist, ohne tiefer blickenden Naturen je einen Augenblick für einen Modepoeten zu gelten, daß er sich der frischen Wirkung auf ein großes Publicum erfreuen durfte, ohne von diesem Publicum so abhängig zu werden wie andre Lieblinge desselben. Auch das kann man Glück heißen, daß er immer über den streitenden — nicht Parteien, denn Parteien im höhern Sinne giebts in der Literatur der Gegenwart kaum, sondern über den sich gegenseitig herabsetzenden literarischen Cliquen der letzten Jahrzehnte eine neutrale Stellung eingenommen hat, ohne dadurch isolirt zu werden. Die Vertreter jener zeitgemäßen Literatur, in der das poetische Vermögen als überflüssig und das künstlerische Naturell als hinderlich gilt, haben zwar Heyse immer als einen „Akademiker" erachtet, aber als einen Akademiker, dessen „Stilvollendung," dessen zugleich starke und anmuthige Beherrschung der deutschen Sprache einen entschiednen Respect abnöthige. Die echten und gerechten Akademiker, sowohl die „theuern Plateniden" Heinrich Heines als die historisch und archäologisch schwer beladnen Epiker und Dramatiker haben über die Neigung unsres Dichters zur modernen Welt, die hartnäckige Bevorzugung der Erotik vor der großen Haupt- und Staatsaction, über das gelegentliche „Birchpfeiffern" in seinen Dramen immer die Köpfe geschüttelt, aber freilich den Adel und die Grazie seines Vortrags, die Schönheit und Reinheit seiner Ottaven und Terzinen (wenn er dergleichen beliebte), die reiche Bildung, welche nie vorgedrängt und coquett dargelegt, gleichwohl aus allen seinen Dichtungen spricht, nur rühmen können. In diesem Sinne ist der Dichter von Glück begleitet worden. Daneben hat es ihm an den Enttäuschungen und bittern Erfahrungen des echten, mit innerer Nothwendigkeit seinen Weg gehenden Künstlers keineswegs gefehlt. Einzelne seiner größern Dichtungen, in die er seine ganze Seele gelegt, die zu seinen besten gehören, sind völlig unbeachtet geblieben, andre sind beifällig gelesen oder gespielt, aber in ihrem besten Kern nicht erfaßt worden, der Dichter hat Lob erfahren, das herber kränkt als der unverständigste Tadel, und hat den ganzen Widerspruch der modernen Bildung ausgekostet, welche nach Frische, Natur und Unbefangenheit in der Dichtung lechzt und, wo ihr diese Eigenschaften begegnen, von kindischen und müssigen Spielen zu reden beginnt. Tiefgehende Wandlungen in seinen Anschauungen, von denen manche auch eine Steigerung

der poetischen Wirkung in sich schloß, kamen in der Tageskritik kaum zur Sprache, und die mit Recht empfundnen Mängel und Schranken auch dieser Natur erschienen in der landläufigen Vorstellung weit enger als sie sind. Gewiß, für den echten Dichter, der sein bestes Glück doch im Genuß und der Wiedergabe des Schönen findet, kommt nicht so viel hierauf an; ebenso gute und bessre Männer als er haben alles das und mehr ertragen. Für die Literatur aber ist es schon nicht so unwichtig, daß wenigstens der Versuch gemacht wird, die Totalität eines begabten und fruchtbaren Dichters zu erfassen und dem innersten Kern seines Schaffens nahe zu kommen. Im Verstehen und gerechten Beurtheilen eines Schaffens, einer Individualität, wie wir es dem Leser ansinnen, erschließt sich allmählich Verständniß auch für andre. Fruchtreich möchte sich der tiefergehende Antheil an einem (wir meinen nicht nur an diesem!) zeitgenössischen Dichter auch für manche erweisen, die nach dem Begreifen dieser Zeit lechzen und damit anfangen, daß sie die lebendige Dichtung, aus der allen Kneipenpolitikern und Börsenpraktikern zum Trotz mancherlei zu begreifen wäre, verächtlich bei Seite schieben. Wird eine kommende Zeit vielleicht einen freiern Standpunkt bei der Prüfung der Talente unsrer Zeit einnehmen, so giebt es doch ohne Frage Elemente und Bezüge in den Werken dieser Talente, die nur wir Mitlebenden erfassen und gerecht würdigen können. Von vornherein muß die Gesammtübersicht von Heyses Schaffen, die bloße Thatsache, daß der Dichter unter uns hat erwachsen, sich entfalten, sich behaupten und wirken können, den Aberglauben widerlegen, daß der Sinn der Gegenwart nur ihren Parteileidenschaften und Parteikämpfen zugewandt, allen rein menschlichen Bezügen, allem, was man „Privatdasein" schelten kann, abgewandt, das Interesse am Einzelschicksal wie an der Einzelerscheinung, das Gefühl für alles Innenleben erstorben sei. Weit eher könnte ein unbarmherziger und einseitiger Pessimist aus Heyses gesammelten Schriftens heraus den Beweis führen, daß das Menschenalter zwischen 1850 und 1880 nur zu sehr unter der Herrschaft des Eudämonismus gestanden und in seinem Glückseligkeitsdrange auch in gewissen Schmerzen geschwelgt habe.

Diejenigen aber, welche Paul Heyse einen „unzeitgemäßen," einen akademischen Dichter schelten, pflegen dabei zumeist an seine Anfänge, seine frühreife Formvollendung, seine in jungen Jahren entwickelte Sprachvirtuosität zu denken. Als Primaner schon hatte er ein kleines Märchenbuch „Jungbrunnen" drucken lassen, welches ein fleißiges Studium Eichendorffs und andrer Romantiker verrieth und für die wirkliche selbständige Begabung so wenig eine Bürgschaft war wie die shakespearisirende Tragödie „Francesca da Rimini." Heyse ist in kunstfrohen, kunstgebildeten Umgebungen aufgewachsen, und der nachahmende Trieb, in dem sich das wahrhafte Talent und die dilettantische, rasch verfliegende Lust, die „nur

in der Jugend Drang" singt, begegnen, war bei ihm von Haus aus in bessrer Schule als es in der Regel der Fall ist. Dem Sprachfertigen, Sprachkundigen, welcher als Fachstudium mit allem Ernst die romanische Philologie betrieb, blieb mancherlei Stammeln und Stottern erspart, auf gewisse Ziele konnte er mit kecker Sicherheit losgehen. Daran fehlt es in den frühesten seiner „Novellen in Versen", jenen als „Hermen" (1854) zuerst gesammelten Dichtungen nicht. „Urica," „Die Brüder" und ähnliche Gedichte verrathen ein entschiednes Uebergewicht der Freude an der reinen und glänzenden (in „Urica" sogar an der schwierigen Form der „Spenserstanze") über die Theilnahme am Inhalt. Freilich machte sich, wo der Stoff günstig und dem eben reifenden Naturell des jugendlichen Dichters adäquat war, wie in „Margherita Spolentina," schon ein leidenschaftlicher Zug, ein Anschauungsvermögen geltend, das nur dem tiefern und entwicklungsfähigen Talent eigenthümlich ist und wohl von jenen in Anschlag gebracht wurde, die ein wenig vorzeitig auf Heyse als eine Hoffnung der deutschen Poesie hinwiesen. Die Dichtungen, welche in den Jahren 1852—1854, zum Theil als Früchte der ersten Italienreise, entstanden (unter ihnen die poetische Erzählung „Michel Angelo Buonarotti," das reizende kleine Gedicht „Die Furie," in dem ein Element köstlichen Humors waltet, die erste Sammlung der „Novellen" mit vier in sich grundverschiednen Prosaerzählungen, darunter „Am Tiberufer" und „L'Arrabiata," das dramatische Gedicht „Meleager") waren so entscheidende Talentproben, daß schon damals klar ward, die poetische Production sei der eigentliche Beruf Paul Heyses. Daß der Dichter sich tapfer mit jeder äußern Nothwendigkeit, die ihm andre Pflichten auferlegt hätte, abgefunden haben und dabei sich selbst treu geblieben sein würde, können nur jene in Deutschland nie mangelnden Neidhämmel in Zweifel ziehen, welche in der frühen Berufung Heyses nach München, als jüngstes Mitglied jenes Kreises, den König Max II. von Baiern um sich bildete, die Erklärung seiner andauernden, beinahe immer gleich frischen und eigentlich nie erlahmenden Leistungsfähigkeit erblicken. Gewiß ist, daß der junge Schriftsteller, dem es solchergestalt in seltner Weise gegönnt ward, seiner Kunst zu leben und den naturgemäß neben der Schaffenslust eine freudige Zuversichtlichkeit erfüllen mußte, glücklich genug angelegt und ernst genug zur Selbstprüfung gestimmt war, um neue größre Anläufe zu nehmen und sich einigen Fesseln rasch zu entwinden, mit denen ihn sein bisheriger Entwicklungsgang und die neue, vielbeneidete Situation, in der er sich fand, belastet hatten.

Von einem akademischen Dichter im engern Sinne des Wortes, einem solchen, welcher, der lebendigen Phantasie, der Leidenschaft und Empfindung wie des Auges für die Welt und ihre Erscheinungen entbehrend, Erfindungen variirt,

sich Stimmungen anempfindet und sich in Formen übt, welche vor ihm gleichsam als poetisch approbirt sind, konnte bei dem Verfasser der „L'Arrabiata," der „Einsamen," bei dem jugendlichen Dramatiker, der mit dem Schauspiel „Die Pfälzer in Irland" sich frisch und keck zur dramatischen Prosa entschloß, schon damals in den ersten Münchner Jahren keine Rede sein. Und doch erkennt man wohl, daß ein gewisses Abwenden von der Breite des Lebens, welche Eigenthum des Dichters ist, eine ausgesprochne Scheu vor den Elementen, die andrerseits als besonders nothwendig für die „moderne Poesie" erachtet wurden, daß gewisse Lieblingsvorstellungen, die leicht einseitig werden konnten, den jungen Dichter beherrschten. Heyse war in jenen ersten Jahren nach der Revolution des Jahres 1848 emporgewachsen, in welchen eine scharfe Abrechnung mit den Tendenzphrasen und den gestaltlosen Geistreichigkeiten der liberal-revolutionären Literatur der dreißiger und vierziger Jahre an der Tagesordnung und geboten war. Sein Naturell, seine Kunstüberzeugungen und die Einflüsse aller seiner Umgebungen setzten ihn in künstlerische Opposition mit der hochfliegenden Rhetorik, der gequälten Reflexion und dem spröden unschönen Realismus, die in der Tendenzdichtung überwogen. Er sprach der Poesie mit Recht die Unabhängigkeit ihrer Stoffwahl zu und setzte mit Fug alles Vertrauen in die Belebung jedes Stoffes durch den Dichter. Daß diese Belebung immer nur durch die Wärme, mit welcher der Schaffende für seine Handlungen und Gestalten erfüllt ist, durch die leidenschaftliche Theilnahme, das innre Mitleben, niemals aber durch das wenn auch noch so große künstlerische Interesse am Formellen, an der Technik einer poetischen Aufgabe, an den Außendingen, an der Lebendigkeit und Schönheit des Vortrags erfolgen könne, daß insofern der Dichter nicht jeden Stoff zu beseelen vermöge, war ihm damals wohl kaum zur vollen Ueberzeugung geworden. Das Gedicht „Die Braut von Cypern," die epische Dichtung „Thekla," in gewissem Sinne selbst die Tragödie „Die Sabinerinnen" verriethen bei allen Schönheiten mindestens wo unserm Dichter die Gefahr drohte. Er traute dem graziösen Spiel der plastisch wiedergegebnen Situation oder glänzenden Schilderung, dem edeln Aufbau einer poetischen Handlung höchste Wirkungen auch da zu, wo keine vom Dichter mitempfundne Leidenschaft, keine Gewalt innerlich vollerlebten, dem Hörer und Leser mitaufgehenden Lebens zu solchen Wirkungen half. Dieser Dichter war nie in Gefahr sich in Fratzen oder hohlen Bombast zu verlieren, aber die „Studien," die künstlerische Lust am spielenden Ueberwinden selbstgesetzter Schwierigkeiten hätten ihm gefährlich werden können.

Sodann trat bei Heyse früh ein andres Element hinzu, welches er nur spät und nie unbedingt besiegt hat. Es war, wie namentlich Georg Brandes in seiner geistvollen Abhandlung über „Paul Heyse" („Deutsche Rundschau 1876")

hervorgehoben hat, etwas von der Natur eines bildenden Künstlers in ihm, welcher reine Freude und volles Genügen nur beim Anschauen der körperlichen Schönheit empfindet, und welcher den Mangel derselben nicht ertragen kann. Jenes Jugendgedicht, in welchem der greise Michelangelo seinem getreuen Urbino die Geschichte seiner Liebe-Nichtliebe zur Marchese von Pescara erzählt und sagt:

Da wie klar
Erkannt ich mich und ahnt' ich wer sie war!
Doch war ich recht dem Wohllaut hingegeben
Der hohen Seele, flüsterte mir zu
Ein eigensinniger Dämon: Blinder Du!
Du könntest auch den Finger meisternd heben,
Denn dies Gesicht hat Gott verpfuscht! — Da schlug ich
Die Augen nieder und im Herzen trug ich
Ein widrig-zweifelhaft Gefühl —

drückt nicht bloß einen kecken Einfall, sondern eine tiefreichende, beständig wiederkehrende Ueberzeugung des Dichters aus. Das gleiche Problem, daß die Incongruenz der edlen Seele und der unedlen Erscheinung nicht versöhnt werden könne, drückt noch viel schärfer und in ein ganz modernes Lebensbild gestellt die Novelle „Der Kreisrichter" aus. Mit seinen Künstlergestalten bis zu Genelli in der Novelle „Der letzte Centaur," bis zu Jansen und Kohle, dem Bildhauer und dem Maler des Romans: „Im Paradies," theilt der Dichter stark und entschieden den Zug zur schimmernden, beseligenden Schönheit und fühlt alle heiligen Schauer, welche dieselbe in der Seele wecken kann. Nun ist er aber Poet und nicht Bildhauer oder Maler, seine Darstellung der Welt kann und darf nicht, auch wenn er hie und da und meist mit Glück Lessings Laokoon ein Schnippchen schlägt, in der Erfassung und Wiedergabe der äußern Schönheit aufgehen. Daraus erwächst die starkentwickelte Neigung Heyses bei der Aufnahme des Lebens in seine Phantasie, Uebereinstimmung der äußern und innern Erscheinung vorauszusetzen, den seelischen Reiz nicht nur im menschlichen Angesicht und in der Gestalt wieder erkennen zu lassen, sondern, mit wenigen Ausnahmen, gewisse Vorzüge der innern Natur, einen edlern Zug der Seele, das höhere Vermögen Menschen zu fesseln und auf Menschen zu wirken, den schönen Menschen allein zuzutheilen. Er hat hier unendlich feine Abstufungen und weiß sehr gut, daß Anmuth und Liebenswürdigkeit, hoher Sinn und Adel der Empfindung nicht nur von den leuchtend schönen Gesichtern allein ausstrahlen. Es ist im Gegentheil eine besondre Stärke seiner Kunst in wenigen zeichnenden Worten den stillen, oft übersehenen Reizen, der schlichten und gleichsam versteckten Anmuth zu ihrem Recht zu verhelfen. Und dennoch lag in dieser Neigung des Dichters allerdings eine ernstliche Gefahr für seine poetische Entwicklung. Denn die Abwehr des Unschönen, Widrigen

und Häßlichen darf für den Dichter nie über den Punkt hinausgehen, an dem er noch den Vollgehalt der darzustellenden Welt wiedergeben kann. Es kann bedenklich werden, wenn beispielsweise der Epiker und Dramatiker es vermeiden will, die Wahrheit zu enthüllen, daß die edle äußre Erscheinung oft genug die Tücke, die Niedrigkeit und die Roheit der innern Natur verhüllt. Auch wird der Dichter, welcher der edlen und reinen Natur zu oft und zu unbedingt äußere Verhältnisse über dem Kampfe des Lebens, über den harten Nöthigungen des Daseins leiht, unwillkürlich in ein Mißverhältniß zum Wesen der irdischen Dinge gerathen. Wer die Dichtungen Heyses prüfend vergleicht, kann leicht wahrnehmen, daß in einer Reihe ältrer Productionen ein gewisser Zug zu allem angedeuteten vorhanden war, und muß die ganz außerordentliche Steigerung an freier Unbefangenheit, an seelischer Kraft, welche vor gewissen Räthseln, Tiefen und herben Widersprüchen des Lebens nicht mehr zurückweicht, in der spätern Entwicklung des Dichters mit frohem Antheil gewahren.

Das Südpolargebiet.

as treibende Motiv in den großen Entdeckungen des 15. bis 17. Jahrhunderts war bekanntlich die auri sacra fames in ihren zahlreichen Spielarten. Aber aus jenem materiellen Streben arbeitete sich der Geist empor und setzte neben die Sucht nach Gewinn die Freude an der reinen Erkenntniß und das wissenschaftliche Interesse, das wiederum jener einen tiefern Gehalt und edlere Impulse zu verleihen vermag.

Die Resultate jener im großen und ganzen zunächst mit dem Jahre 1650 ihren Abschluß findenden Epoche bestanden darin, daß die mittelalterliche Welt sich erweiterte zu den heutzutage noch giltigen fünf Erdtheilen, deren Umrisse nur für Nordamerika und Australien ganz unbestimmt blieben.

Der Wiederbeginn der Entdeckungsreisen knüpft sich an den Namen J. Cook, dessen erste Reise 1768—71 den jüngsten Abschnitt der Erweiterung unsrer autoptischen Kenntniß der Erdoberfläche und der genauen Erforschung der schon bekannten Länder einleitet. Nach dem Vorwiegen der wissenschaftlichen Arbeit giebt diesem Abschnitt O. Peschel den Namen: Das Zeitalter der Messungen. Das Epochemachende von Cooks Reisen aber bestand darin, daß er es zuerst wagte, in das mare incognitum südlich von den bekannten Festlandsspitzen einzudringen. Damit begann die Entdeckung des Südpolargebiets.

Die südliche Halbkugel der Erde ist bei weitem zum größern Theile mit Wasser überzogen, und von den Erdtheilen schiebt Südamerika sich am weitesten nach Süden vor, nämlich etwa bis zum 55. Grad südlicher Breite, Afrika dagegen bleibt gegen dieses um 20, Australien und Tasmanien um mindestens 10 Breitengrade zurück. Es könnte daher dem oberflächlichen Blicke erscheinen, als gälte es durch die Erforschung dieser Gebiete zunächst nur das abstracte wissenschaftliche Interesse zu befriedigen, um sagen zu können, was dort ist und wie es ist, und um die weißen Stellen, die eine jede ehrliche Karte aufweist, mit einer Farbe, sei es der des Wassers oder des Landes ausfüllen zu können. Stimmen in derartigem Sinne erheben sich von Zeit zu Zeit, und sie ertönten besonders damals ziemlich laut, als die Kosten und die Arbeit, die man der Auffindung des Nordpols widmete, nicht das gewünschte Ergebniß brachten. „Wissenschaftliche Neugierde" war das Schlagwort jener Kurzsichtigen, die sich entblödeten, die Nordpolarstreber etwa auf die gleiche Stufe mit einem spleenigen Engländer zu stellen, der es sich in den Kopf gesetzt hat, irgend eine jungfräuliche Bergspitze der Hochalpen zu ersteigen.

Solchen Anschauungen gegenüber ist einfach darauf hinzuweisen, daß die Wissenschaft mit der praktischen Cultur der Menschheit durch feste Bande verknüpft ist, die nur öfters zu tief liegen, um sofort dem ersten Blick sich unverhüllt zu zeigen. Der praktische Nutzen der Polarforschungen ist aber bereits über allen Zweifel erhaben, und zwar steht er in enger Verbindung mit demjenigen Einfluß, welchen die Witterung und die Witterungskunde (Meteorologie) auf das öffentliche Leben ausüben.

Die Wetterprophezeiungen, welche die deutsche Seewarte nach dem Vorgange der Vereinigten Staaten täglich erläßt, haben sich als wichtiger Factor in das öffentliche Leben eingeschoben. Und mit Recht. Denn unter 100 Vorherverkündigungen pflegen bis zu 70 einzutreffen, ein höchst achtungswerthes Resultat, zumal wenn man bedenkt, daß das Netz der Beobachtungsstationen noch große Löcher zeigt. Die größten Löcher dieser Art aber stellen die beiden Polargebiete dar, und es ist aus diesem Grunde von höchster Wichtigkeit, über die meteorologischen Zustände und Vorgänge gerade der Polargebiete authentische Auskunft zu erhalten. Denn sowohl das feuchtflüssige Element, das Wasser, wie das gasförmige, die Luft, kreisen nicht nur um den Aequator und den Breitengraden entsprechend, sondern gerade ihre ausschlaggebende Bewegung findet von Pol zu Pol statt, einmal nach dem Gesetz der Schwere, wonach sich mehr oder minder erwärmte Fluida in Ausgleich setzen, und ferner, hauptsächlich für das Wasser, wegen der Configuration der Festlandsmassen, die nach dem Nordpol hin zwar zusammenlaufen, aber doch noch zwei Hauptcanäle für das ein- und ausströmende Wasser offen lassen. Man darf daher die Pole als die eigent-

lichen Sitze der meteorologischen Erscheinungen ansehen, und so lange diese noch nicht genügend oder gar nicht erforscht sind, wird der praktische Meteorolog in der gleichen Lage sein wie der Arzt, der eine innere Krankheit der Organe nach ihren Erscheinungen an der Oberfläche des Körpers kuriren soll. Er sieht eben nur die Folgen und nicht den Sitz der verändernden Kraft; er faßt die Fäden der Bewegung nur an ihren Enden, und wenn er sie an sich ziehen will, so zerreißen sie.

Abgesehen von dieser tiefeingreifenden Bedeutung der Polarforschungen, sind es aber auch noch eine Menge andrer wichtiger Fragen, die durch sie gefördert oder gelöst werden. Die Frage, ob die Pole von Land oder von Wasser bedeckt werden, ist eine vielbesprochne; Vermuthungen und deren Widerlegungen haben viel Papier verschlungen, ohne eine Spur von Gewißheit bewirkt zu haben. Möglich ist beides. Ferner kann man bei einem Polarlande darüber zweifelhaft sein, ob es ganz vergletschert ist oder nicht, und ebenso bei einem Polarmeere, ob es ganz vereist ist, ob es zu gewissen Zeiten des Jahres aufthaut oder nicht, wie weit die warmen Meeresströmungen als solche vordringen. Weitere Gesichtspunkte ergeben sich durch die Feststellung des Tiefseebodens, durch magnetische Beobachtungen, durch Untersuchung des pflanzlichen und thierischen Lebens (die Polargrenzen des Menschen sind bereits ermittelt), wie weit die Pflanzen- und Thierwelt sich nach Nord und Süd zu ausdehnt, und in welchen Formen sie auftritt. Die Naturwissenschaften und die Erdkunde in ihren vielerlei Verzweigungen würden durch die systematisch fortgeführte Polarforschung entschiedne Bereicherungen und Verbesserungen erfahren; ja die systematische Darstellung der Oberflächenkunde und der Naturreiche kann erst nach Vollendung dieser Entdeckungen ausgeführt werden.

Die Arbeit am Nordpol ist mit regem Eifer und, cum grano salis genommen, auch mit entsprechenden Erfolgen in der neuern Zeit fortgeführt worden; die Arbeit am Südpol bildet eine Insel in der Entdeckungsgeschichte von kurzer Dauer und geringen Ergebnissen, und es verdient daher die höchste Anerkennung und Aufmunterung, daß die italienischen Geographen der Gegenwart, unter ihnen besonders Bove, der Begleiter Nordenskjölds, und Negri, der Präsident der Italienischen geographischen Gesellschaft, den Plan zu einer antarktischen Reise entworfen und bereits mit der Sammlung der nöthigen Geldmittel begonnen haben. Ehe wir aber diesen Plan mittheilen, möge es gestattet sein, der Männer zu gedenken, welche sich um das Bekanntwerden der Südpolargebiete bisher verdient gemacht haben, und die Ergebnisse ihrer Bestrebungen kurz zu skizziren.

Der südlichste Punkt, welcher vor Cook erreicht worden war, lag unter 57° 17′; es war eine Insel, welche der Entdecker derselben Beauchesne 1701 nach seinem

Namen benannte, und war nur 2 Grad südlicher als die Südspitze Amerikas gelegen. Mit einigen andern Punkten, die aber wesentlich weiter nach Norden liegen, vereinigte man die Beauchesne-Insel zu einer um das ganze Erdrund laufenden Festlandsküste und construirte um so eiliger einen südlichen Continent, weil schon die alten Geographen, besonders Ptolemäus, wegen des Gleichgewichts der Erde dort unten Land vorausgesetzt hatten.

Diese Illusion wurde zerstört durch die zweite Reise, die Cook mit den Schiffen Resolution und Adventure unternahm und auf der ihn als wissenschaftliche Beobachter die beiden Forster begleiteten. 1773—74 überschritt er drei Mal an verschiednen Stellen den Polarkreis (66° 40′) und erreichte am 30. Januar 1774 seine größte südliche Polhöhe: 71° 10′. Von dem Todesstarren jener Gegend giebt der ältre Forster eine eindrucksvolle Schilderung. Cooks Vermuthung aber, daß jene unabsehbaren Eismassen an irgend ein nahes Festland sich anschließen müßten, konnte seitdem weder bestätigt noch widerlegt werden. Von da aus aufbrechend vollendete er seine südliche Circumpolarreise und konnte das sehr werthvolle Resultat mit nach Hause bringen, daß soweit seine Fahrt reiche, die südliche Halbinsel im großen und ganzen mit Wasser bedeckt sei.

Mehr als vierzig Jahre verstrichen nun, ehe die Ruhe der südlichen Gewässer wieder gestört wurde. Erst 1819—21 kreuzte v. Bellingshausen sechs Mal am südlichen Polarkreis in einer großen Schlinge von Süd-Georgien bis Port Jackson, und nirgends den 70. Grad südlicher Breite überschreitend fand er außer der kleinen Petersinsel und dem hohen Alexanderland ebenfalls kein Land. Zu derselben Zeit war W. Smith auf eine Inselgruppe gestoßen, die er Südschottland benannte. Von den nach diesen beiden in das Südgebiet vordringenden Seefahrern erreichte nur der Walfischfänger James Wedell 1823 eine höhere Breite als Cook, nämlich 74° 15′, während die übrigen, Biscoe 1830, Balleny 1839, Dumont d'Urville 1840 und Wilke 1840 erheblich dahinter zurückblieben. Wenn auch jeder von ihnen einen Flecken Land entweder in Gestalt einer Insel, oder einer Küste oder eines Vulcans erblickte, so wurde doch im ganzen an dem Stande des Wissens seit Cook nichts geändert, ja Wilke glaubte sogar auf den 2000 Jahre alten Irrthum von der Existenz eines antarktischen Erdtheils zurückkommen zu dürfen.

Um dieselbe Zeit jedoch wurde der Stand der Sache von andrer Seite in einer Cooks etwas würdigern Weise gefördert. James Clark Roß wurde mit dem Botaniker Hooker auf den Schiffen Erebus und Terror zunächst zu magnetischen Beobachtungen ausgesendet. Auf der Suche nach dem Gaußschen magnetischen Südpol begriffen, entdeckte er den 10 000 Fuß hohen Mount Sabine, sah auf einer südlich streichenden Küste, dem Victoria-Land, zwei Vulcane auf-

steigen, die er nach seinen Schiffen taufte, und einen bis 100 Meter hohen Eiswall, der über großen Seetiefen schwebte, sich an die Küste lehnen und gewissermaßen den magnetischen Südpol dem suchenden Blick verschließen. Zwei Mal überschritt er den 78. Grad südlicher Breite und erreichte mit 78° 9′ 30″ die höchste aller bis dahin erreichten südlichen Breiten. Hier glaubte er Berge zu sehen, aber vertraut mit den Täuschungen, denen das Auge in diesen Gegenden unterworfen ist, unterließ er es sie in seine Karten einzutragen.

Roß' Reise bezeichnet das zweite Stadium in der Entwicklung unsrer Kenntniß der südlichst erreichten Erdgebiete, und seine Beobachtungen über Magnetismus, Meerestemperaturen und -Tiefen, Luftdruck und -Temperatur und dergleichen bilden die Grundlage unsrer heutigen Kenntniß, die wegen der damals mangelhaften Instrumente, hauptsächlich was die Meeresverhältnisse anlangt, dringend einer Nachmessung bedürfen. Was seitdem für die Erforschung des Südpolargebiets geleistet worden ist, kann als eine wesentliche Förderung der Sache nicht bezeichnet werden und läßt sich mit wenig Worten kennzeichnen. Weder Moore 1845 noch Nares auf dem Challenger drangen über 69 Grad südlicher Breite vor; Dallmann mit dem deutschen Schiffe „Grönland" vervollständigte nur Biscoes Entdeckung auf Grahams Land, indem er constatirte, daß an Stelle des von Biscoe vermutheten zusammenhängenden Landes ein gegen 60 Seemeilen ausgebreiteter Archipel sich vorfindet, die „Kaiser Wilhelm-Inseln."

Den dritten Abschnitt der Entdeckungsgeschichte in den Südpolargebieten will die oben erwähnte italienische antarktische Expedition eröffnen. Die auf 600 000 Lire berechneten Kosten hofft man durch eine Nationalsubscription aufzubringen, und den Aufbruch hat man auf den Mai dieses Jahres, das Ende der Expedition auf 1884 festgesetzt. Von Feuerland aus, auf dem ein Depot an Bedarfsgegenständen aller Art errichtet und von der italienischen Colonie in Montevideo aus ergänzt werden soll, will die Expedition das Graham-Land besuchen, von da nach Alexanderland steuern, das vermuthete Südpolarland umsegeln und überhaupt das mögliche und erreichbare ausführen.

Italien tritt damit in die Reihe derjenigen Staaten, welche die Wissenschaft und den allgemeinen Fortschritt der Menschheit wirklich fördern, und es ist nur zu wünschen, daß dies erste Nationalunternehmen des geeinigten Italiens ihm selbst und der Erdkunde reiche Früchte tragen möge.

Gambetta und das Listenscrutinium.

m vorigen Donnerstage erhob das französische Abgeordnetenhaus den Bardouxschen Antrag auf Einführung des Listenscrutiniums nach langen Debatten mit großer Mehrheit zum Gesetz, und Gambetta, der Urheber desselben, hatte einen neuen Erfolg zu verzeichnen und einen neuen Schritt nach dem seit Jahren von ihm ins Auge gefaßten und beharrlich verfolgten Ziele gethan. In der zweiten Hälfte des September werden in Frankreich neue Wahlen für die Volksvertretung stattfinden, und die von Gambetta eingeleitete Bewegung bezweckte die Ersetzung des bisherigen Wahlverfahrens durch ein neues oder, sagen wir, durch ein andres; denn das Listenscrutinium, das der dictateur occulte von seinem Freunde Bardoux beantragen ließ, ist in Frankreich bereits dagewesen.

Der bisherige Wahlmodus, im December 1875 eingeführt, ist ein scrutin d'arrondissement, d. h. er besteht darin, daß in jedem der Arrondissements oder Kreise, in welche die Departements in Frankreich zerfallen, und zwar im Hauptorte desselben ein Abgeordneter gewählt wird. Nach dem von Bardoux eingebrachten und nunmehr zum Gesetze gewordnen Gesetzentwurfe dagegen soll der Wähler eines Departements so viel Stimmen als dasselbe Arrondissements zählt, und als es infolge dessen Deputirte nach Paris zu schicken hat, abgeben, also statt, wie bis jetzt, nur einen, je nach der Größe und Bevölkerungsziffer des Departements drei bis sieben Abgeordnete wählen dürfen.

Diese Methoden müssen verschieden wirken. Nach der bisher giltigen war unter gewöhnlichen Zuständen anzunehmen, daß die Wahl auf Männer fallen würde, die im Arrondissement wohnhaft, mit dessen Verhältnissen und Bedürfnissen vertraut und darum im Besitze des Vertrauens ihrer Nachbarn waren. Es war ein decentralisirtes Wahlverfahren, bei welchem der Pariser Wahlbeeinflussungsapparat mit seiner Empfehlung von Candidaten nicht besonders stark wirken konnte. Nach der neuen Methode, dem scrutin de liste dagegen wird die Wahl centralisirt und die Arbeit jenes Apparats wesentlich erleichtert. Mit andern Worten: die Pariser Wahlcomités werden im Einvernehmen mit den Parteigenossen in jeder einzelnen Departements-Hauptstadt eine Candidatenliste aufstellen und von den Zeitungen empfehlen lassen, und da der Franzose gewohnt ist, sich von den großen Mittelpunkten der Verwaltung beeinflussen und bestimmen zu lassen, so wird jene Liste in der Regel durchgehen. Was das unter den gegenwärtigen Umständen bedeutet, werden wir später sehen. Vorläufig nur so viel, daß die Departements-Hauptstädte hierbei die Arrondissements kräftiger be-

einflussen werden als bisher, daß ein gleiches von dem Einflusse von Paris auf die Departements gilt, und daß Paris wieder in dieser wie in vielen andern Beziehungen die Directive aus dem Palais Bourbon erhalten wird; ferner, daß der Präsident und ein Theil seines Cabinets von dem Listenscrutinium nichts gutes erwarteten, die Regierung es aber für gerathen hielt, der Sache gegenüber neutral aufzutreten und so die Verantwortlichkeit für die Entscheidung den gesetzgebenden Körperschaften zuzuschieben; endlich, daß der von neuem eingeführte Wahlmodus sich in der Vergangenheit wirklich nicht glückbringend für Frankreich gezeigt hat.

Werfen wir einen Rückblick auf die Wahlsysteme, die seit 1789 in Frankreich geherrscht haben. Die Wahlen, aus denen die berühmten Generalstaaten jenes Jahres hervorgingen, erfolgten weder nach dem einen noch nach dem andern der beiden oben charakterisirten Systeme. Für die Bevölkerung des damaligen Frankreichs gab es 170 Wahlkörper, und würde dasselbe Princip jetzt zur Anwendung gebracht, so würde es 340 Wahlkörper oder Wählerschaften geben, was sich dem seither gebräuchlichen Modus (scrutin d'arrondissement) mehr nähert als dem neuen Systeme (scrutin de liste); denn nach jenem zerfällt die Gesammtwählerschaft Frankreichs in etwas mehr als vierhundert, nach diesem nur in siebenundachtzig Wahldistricte. Wenn der Abgeordnete Boysset, der Hauptredner gegen den Bardouxschen Antrag, dies hervorhob, so lag die Kraft seines Vergleiches in dem Aberglauben, der jede Bezugnahme auf die „geheiligten Grundsätze von 1789" mit einem Glorienscheine umgiebt; ein Wahlsystem, aus welchem die große Revolution entsprang, kann vor Republicanern immer mit einiger oratorischer Wirkung vertheidigt werden. Die Constitution von 1791, die auf einer theils territorialen, theils numerischen, theils fiscalischen Grundlage beruhte und Deputirte schuf, welche von Wahlmännern gewählt waren, die ihrerseits Wählern ihr Mandat verdankten, kann hier außer Betracht bleiben. Der Convent decretirte die Wahl einzelner Mitglieder durch kleine Wahlkörper. Im Jahre III kehrte man zum Listenscrutinium zurück, und nach einigen unwesentlichen Veränderungen des Wahlmodus ging das ganze parlamentarische System in Frankreich durch den 18. Brumaire zu Grunde. Im Jahre 1815 erschien es wieder auf der Bildfläche, aber stark beschnitten und eingeschränkt, denn es gab jetzt nur noch eine Viertelmillion Wahlberechtigte in ganz Frankreich. Mit geringen Umgestaltungen erhielt es sich unter Ludwig Philipp. Das 1848 adoptirte Listenscrutinium ergab als Resultat eine Volksvertretung, welche eine unpraktische Verfassung schuf, 1849 das allgemeine Stimmrecht verstümmelte und 1871 nahe daran war, dem „König" mit der weißen Fahne wieder auf den Thron zu verhelfen. Die Wahl nach Arrondissements dagegen hat zweimal hintereinander überwiegend republicanisch gesinnte Kammern ergeben. Also zeigte

die Geschichte, daß die Abgeordneten, die der jetzt in Frankreich herrschenden Partei angehören, keineswegs durch die Vergangenheit verpflichtet waren, sich für den Bardouxschen Antrag lebhaft zu erwärmen.

Auch sonst ließ sich vielerlei zu Gunsten des 1875 eingeführten Wahlmodus geltend machen, und dies geschah denn auch in dem Berichte, den Boysset über den Gambettaschen Plan erstattete, und der die Ablehnung des letztern und die Beibehaltung der bewährten bisherigen Methode des Wählens befürwortete. Nachdem er darauf hingewiesen, daß die aus dem Listenscrutinium hervorgegangnen Nationalversammlungen von 1848 und 1871 nichts weniger als ein getreuer Ausdruck des Volkswillens gewesen seien, zeigte er, daß die beständige Berührung zwischen Wählern und Gewählten, wie sie das scrutin d'arrondissement zur Folge habe, sehr heilsam auf die Moral der Wahlen wirke. Dieser directe Verkehr könne allerdings Uebelstände herbeiführen und durch Bestechung und Käuflichkeit befleckt werden, aber solche Mängel und Mißbräuche würde man auch durch das Listenscrutinium nicht ausrotten; ihnen wäre nur durch bessere Volksbildung und strenge Strafgesetze in betreff der Wahlbestechung beizukommen. Man behaupte, so fuhr er fort, der Gedanke der Departementswahlen werde nach seiner Verwirklichung freien Spielraum für die „großen Strömungen" der öffentlichen Meinung und des Volkswillens schaffen, die dann der Regierung die rechte Richtung anweisen würden, aber eine solche Strömung habe 1848 die Wahl Ludwig Napoleons hervorgerufen. Man sage ferner, die neue Wahlmethode werde eine „besser disciplinirte" Kammer liefern, aber ob denn die jetzige Kammer, durch deren Voten die Ministerien Dufaure, Waddington und Freycinet gestürzt worden, nicht gefügig genug sei? So oft noch der Präsident derselben seinen Sessel verlassen, um die Tribüne zu besteigen, sei er sicher gewesen, die Mehrheit durch seine Beredsamkeit dahin zu lenken, wohin er sie haben wollte. In der Wahl nach Arrondissements könne der Wähler seinem eignen Urtheil folgen und die Comités zwar anhören, dann aber doch mit voller Unabhängigkeit wählen. Dagegen sei die Wahl nach Departements nothwendig eine indirecte, und die Comités würden bei ihr die Rolle spielen, welche bei den Censuswahlen die Wahlmänner gespielt hätten. Die ehrgeizigsten und vordringlichsten Candidaten hätten da die meiste Aussicht auf Erfolg, und die kleinlichsten und persönlichsten Motive gäben in den Comités bei der Aufstellung der Listen den Ausschlag. Die große Masse nehme diese Liste dann blindlings an, und der Abgeordnete sei der Verpflichtete nicht der Wählerschaft, sondern des Comités, das ihn in die Kammer befördert habe. „In den Departements, wo die Mehrheit der Bevölkerung reactionär denkt, würde es nach Einführung des Listenscrutiniums gar keine republicanisch gesinnten Abgeordneten mehr geben. Nun würde dieser Ausfall allerdings durch

einen Zuwachs republicanischer Deputirten aus andern Gegenden numerisch ausgeglichen werden, aber es ist doch keine gleichgiltige Sache, wenn 15 oder 20 Departements nicht in einem der Republik freundlichen Geiste vertreten sind, und das departementale Wahlsystem bedeutet die vollständige Unterdrückung der Minoritäten." Das Listenscrutinium werde eine schwer zu ertragende Ungleichheit in betreff der Rechte der Wähler zur Folge haben. Die Macht des Wählers in den größern Departements würde außerordentlich erhöht, die des Wählers in den kleinern ebenso außerordentlich vermindert werden, jener würde an Einfluß auf die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses erheblich gewinnen, dieser erheblich verlieren, der Bewohner der Hautes-Alpes oder der Basses-Alpes würde nur zwei, der des Departements Seine et Loire dagegen neun und der Pariser gar vierunddreißig Namen auf seinen Stimmzettel schreiben dürfen. „Es handelt sich hier," so schließt der Boysset'sche Bericht, „weder um ein Princip noch um eine stetig fortlaufende Ueberlieferung; je nach Ort und Zeit kann bald dieses, bald jenes Wahlsystem den Vorzug verdienen. Für jetzt aber liegt nicht der geringste Grund zu einem Wechsel vor, und aus Achtung vor der Volkssouveränetät verlangen wir Beibehaltung des bisherigen Wahlmodus. Die vor sechs Jahren begonnene Emancipation hat ununterbrochen Fortschritte gemacht, und nicht die Bevormundung, sondern die Freiheit des Wählers ist jetzt am Platze."

Das waren gewiß keine übeln Gründe gegen das Listenscrutinium und für den bestehenden Wahlmodus. Aber politische Controversen werden nur selten durch Ueberlegenheit in der Beweisführung entschieden. Der eigentliche Schlüssel der Situation ist die Ansicht Gambettas, daß er nicht eher aus der Sphäre unverantwortlicher Gewalt in die der verantwortlichen hinübertreten, nicht eher Ministerpräsident oder Präsident der Republik werden kann, als bis er eine Volksvertretung neben sich — oder unter sich — hat, die noch gefügiger und abhängiger von ihm ist als die gegenwärtige. Er glaubt, daß der unzweifelhaft große Einfluß, den er ausübt, durch persönliche und locale Ursachen in den Provinzen vielfach gehemmt und beeinträchtigt werde, so lange es kleine Wahlkörper giebt, und deshalb will er große an deren Stelle setzen. Jedes Departement wird von jetzt an wie eine weite Bucht sein, in die sich die von Paris kommende Strömung der öffentlichen Meinung, welche sich von Jahr zu Jahr mehr zu Gambetta als dem eigentlichen Machthaber hingezogen gefühlt hat, mit voller Kraft ergießt, während sie sich bisher häufig an localen Hindernissen brach und an Kraft verlor. Man wird in jeder Departements-Hauptstadt ein Wahlcomité entstehen sehen, zusammengesetzt aus den eifrigsten und rührigsten Führern der republicanischen Partei, von Paris aus mit Geld, Rath und Parole versehen und in letzter Instanz von Gambetta selbst geleitet und beaufsichtigt.

Man nimmt an, daß die Listen, welche diese unzweifelhaft gambettistischen Wahlausschüsse im nächsten September ausgeben werden, der Empfehlung halber an der Spitze den Namen des Candidaten Gambetta tragen werden, und man hält es für wahrscheinlich, daß der Exdictator dann in fünfzig bis sechzig Departements zugleich ein Mandat erhalten wird — ein Plebiscit, das deshalb nicht weniger beabsichtigt sein wird, weil der Gegenstand desselben die Absicht geleugnet hat.

In seiner Taktik sowohl als in seinen Zielen kann Gambetta irren, aber wie es scheint, wird Frankreich mit dem ihm eignen Zuge der Hinneigung zur Gewalt eines einzigen, mit seinem Heerdengeiste möchten wir sagen, ihn sich auch mit seinen Irrthümern gefallen lassen. Er ist nun einmal wohl der einzige Mann, für den das Volk sich jetzt interessirt und begeistert, der einzige, mit dessen Namen man es beschwören kann. Wenn nicht alles täuscht, so wird er künftig herrschen, wie er jetzt herrschen will. Es soll Conservative geben, welche von dem neuen System eine Stärkung ihrer Partei erwarten. Wir möchten diese Erwartung nicht theilen, aber auch nicht unbedingt verwerfen. Keine Partei kann mit voller Bestimmtheit voraussagen, was der neue Wahlmodus aus den Urnen hervorgehen lassen wird. Frankreich thut damit einen Sprung ins dunkle; denn die Kraft, die es abwechselnd einem Robespierre, einem Bonaparte, einem Thiers oder einem Gambetta in die Hände spielt, jener Trieb nach einem imponirenden Centrum hin, ist mächtiger als Grundsätze, Gründe und politische Einrichtungen.

Literatur.

Rußland und England. Aeußere und innere Gegensätze von E. von Ugény. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1881.

Daß die meisten der über Rußland von Fremden geschriebnen Werke Irrthümer und verkehrte Anschauungen enthalten, ist hinlänglich bekannt. Ugény wendet sich namentlich gegen die englischen Urtheile, in erster Linie aber gegen Grenville-Murrays The Russian of to-day und hebt aus dessen Buche zu Nutz und Frommen seiner Leser einiges hervor, das in der That auf Wahrheit beruht, aber durch Entstellung, Uebertreibung oder Unverstand zur Lächerlichkeit, wenn nicht gar zur Lüge wird. Schon hierbei ergreift der Verfasser die Gelegenheit, bei der Schilderung von Schäden, wie sie Grenville in Rußland finden will oder findet, auf dieselben oder ähnliche Schäden des englischen Lebens hinzuweisen. Dann aber schildert Ugény den Engländer, indem er, um ganz unparteiisch zu erscheinen, dort, wo es sich um nationale Fehler handelt, sich auf ihre Geschichte, Literatur und Presse oder auf Zeugnisse ihrer eignen Staatsmänner und Gelehrten beruft und nur dort, wo es sich um die lichtvollen Seiten ihres Charakters handelt, nach eigner Erfahrung zeichnet. Die guten wie die bösen Eigenschaften des Briten, seine Tugenden und Laster, sein Charakter, alles erscheint ihm als eine nothwendige Folge der insularen Lage des Landes. Der Insularismus habe dem ganzen Volke wie dem Einzelnen ein bestimmtes Gepräge gegeben, und die Gewohnheit auf sich selbst angewiesen zu sein, die Nothwendigkeit für sich selbst und für sich allein zu sorgen, eine durch den Insularismus hervorgerufene Eigenschaft, habe die individuelle wie die nationale Energie, das Bewußtsein des eignen Rechts und die Achtung des Rechts andrer entwickelt. Durch

die Abgeschlossenheit sei aber auch der Egoismus erzeugt worden, des Ich mit einem großen I, das alles nur auf sich bezieht, das nur sich im Auge hat, dem alles fremd und untergeordnet, ja bisweilen sogar feindlich erscheint, sobald es nicht den eignen Interessen dient. „Nur so läßt sich das doppelte Individuum erklären, das in jedem Briten zu finden ist: der Mensch und der Engländer. Der erstre kann sanft, mild, herzensgut, edelmüthig, freigebig, gerecht, unparteiisch, mit einem Worte wahrhaft christlich sein, er ist wahrheitsliebend und vertrauenerweckend, er zeigt sich von der achtbarsten und liebenswürdigsten Seite; kommt er aber mit dem Engländer in Conflict, d. h. steht er dem Fremden als solcher gegenüber, so verschwindet alles Menschliche, er wird rauh und hart bis zur Grausamkeit, er tritt jedes menschliche und göttliche Gesetz mit Füßen, und Treulosigkeit und Lüge, Habgier und Raubsucht treten so offen zu Tage, daß man einem räthselhaften Wesen gegenübersteht, welches man mit Erstaunen und mit Grauen betrachtet, aber nur schwer zu begreifen vermag, weil es eben unsrer Natur fremd ist. So sind die wunderbarsten Gegensätze in ihm vereint, er ist vollkommen transformirt, je nachdem man ihn zu Hause, im Familienkreise, unter seinen Mitbürgern oder jenseits des Canals oder Weltmeers in Beziehung zu Fremden sieht."

Die guten Seiten des Engländers darzustellen, lag nicht in der Absicht des Verfassers. Er wollte die Kehrseite des Insularismus zeichnen, und das gelingt ihm, indem er uns durch die Geschichte der letzten Jahre führt und uns nach englischen Berichten den Mangel an jeder Achtung des Fremden schildert, durch den der Engländer in erster Linie sich auszeichnet, und dann zahlreiche Proben von der Rohheit, der blutgierigen Grausamkeit und der oft perfiden Politik Englands giebt. Den widerlichsten Eindruck macht es offenbar, wenn England bei allem Frevel — wir erinnern nur an den Opiumkrieg, die unmenschlich grausame Niederwerfung des indischen Aufstandes, die Unterdrückung freier Völker — immer erbauliche Redensarten über die Pflichten im Munde führt, die es als civilisirte und christliche Nation habe. „Der Fremde wird jedoch," so meint Ugény, „bald einsehen, daß es im Jargon der englischen Presse, des Parlaments, der Meetings und der Kanzel stereotype Phrasen und Wörter giebt, die nicht mehr bedeuten als das Wort „halter" im Oesterreichischen, ein Flickwort, das nichts sagt und ohne das man sich dort nicht behelfen kann. Ebenso verhält es sich mit der Redensart: Honesty is the best policy, das auf Indien paßt wie die Faust aufs Auge, und: Humanity, Civilization und Christianity, die sich durch Hängen, Erschießen und Kanonenzerblasen übersetzen lassen."

Wir lassen es bei dieser Probe bewenden. Man wird finden, daß das vorliegende Buch nicht sine ira et studio geschrieben ist. Entschieden spricht sich der Haß des Verfassers gegen England aus. Aber wenn wir denselben auch nicht theilen, so müssen wir doch den Zeugnissen, die er für seine Meinung beibringt, Gerechtigkeit widerfahren lassen und uns seinem Urtheile anschließen.

Leider läßt sich der belesene Verfasser durch seine Lust am Erzählen oft von seinem Thema abbringen und gefällt sich dann in allerhand Anekdoten und Calembourgs. Wird sein Buch auch dadurch an vielen Stellen amüsanter, so geht ihm doch der ernste Charakter verloren, den es haben müßte, wenn es nach dem Wunsche des Verfassers einen dauernden Eindruck machen soll.

Die Bühnengeschichte des Goethe'schen Faust. Von Wilhelm Creizenach. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, 1881.

Mit der vorliegenden kleinen Schrift beabsichtigt der Verfasser einen Beitrag zu geben zu der gerade in den letzten Jahren viel erörterten Frage, ob und wie

der Goethische Faust auf die Bühne zu bringen sei. Die allmähliche Verbreitung, welche die Dichtung im Laufe der dreißiger Jahre über die deutschen Bühnen fand, hat kürzlich Mehring im Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger (1880) in einer tabellarischen Uebersicht veranschaulicht. Creizenach giebt hier zum ersten Male einen geschichtlichen Ueberblick auch über die ältern Inscenirungsversuche seit 1810, eine Untersuchung der Frage, wie Goethe selbst über die Bühnenfähigkeit seines Werkes dachte, und verfolgt die Geschichte der Faust-Aufführungen bis in die jüngste Vergangenheit herein. Die Schrift zerfällt demnach in drei Capitel. Das zweite und dritte sind speciell der Bühnengeschichte der beiden Theile des Faust gewidmet; die klare und übersichtliche Darlegung der mannichfachen Wege, die dabei bis jetzt eingeschlagen worden sind, wird vor allem für die Theaterfreunde und Bühnenleiter von Interesse sein. Das erste Capitel, welches an der Entstehungsgeschichte der Dichtung nachweist, wie Goethe, wenn er auch von vornherein im Faust ebenso wenig wie im Götz seinen Gedankenflug durch Rücksichten auf die Anforderungen der Bühne habe einengen lassen, doch die meisten von den Scenen, die in die Sturm- und Drangperiode zurückreichen, offenbar „theatralisch gedacht" und erst bei den spätern Zudichtungen das Theater mehr und mehr aus den Augen verloren habe, ist reich an feinen und eigenthümlichen Bemerkungen, die vor allem der Goethefreund und der Literarhistoriker nicht übersehen wird. Besonders treffend und einleuchtend ist, was Creizenach hier über den Stilwechsel in den ältesten Partien des Faust sagt: „Wir finden die verschiednen Stilarten wieder, in denen der junge Goethe sich bewegte: im Monolog im Studirzimmer und in den Gretchenscenen die Hans Sachsschen Reime, bald strenger, bald freier nach dem Muster des alten deutschen Dichters gebildet; in dem Glaubensbekenntniß, das Faust ablegt, da Gretchen ihn katechisirt, erhebt er sich zu dem pindarischen Schwunge wie in Wanderers Sturmlied und im Fels-Weihgesang an Psyche; da wo wir uns dem erschütternden Ende nahen, tritt die wilde shakespearisirende Prosa ein, die der Dichter in den Scenen ‚Trüber Tag, Feld' beibehielt, in der Kerkerscene aber später unter Zustimmung Schillers als zu ‚gewaltsam angreifend' in die jetzige Form umschuf." In einer Note knüpft Creizenach hieran eine Widerlegung der vor einiger Zeit von Scherer geäußerten Vermuthung, daß mehrere der ältesten Scenen des Faust ursprünglich in Prosa abgefaßt gewesen seien. Diese Scherersche Idee hat nirgends Beifall gefunden, sie ist aus vielen Gründen allseitig abgelehnt worden. Creizenach macht zu allem, was dagegen vorgebracht worden ist, noch auf die einfache Thatsache aufmerksam, daß Goethe im März 1788 von Rom aus an Herder schreibt, das Manuscript des Faust, das ihm vorliege, sei „noch das erste, ja in den Hauptscenen gleich so ohne Concept hingeschrieben." Da dieses Manuscript, woran keinem Menschen zu zweifeln einfallen wird, versificirt war, so ist natürlich an eine prosaische Fassung, die ihm zu Grunde gelegen haben soll, nicht zu denken und Scherers Einfall damit wohl ein- für allemal als abgethan zu betrachten.

Noch eine kleine Berichtigung. Von der Hexenküchenscene schreibt der Verfasser, Goethe habe sie „im Garten der Villa Borghese, mitten in der ewigen Stadt" gedichtet. Das ist ähnlich, als wenn jemand sagen wollte, Gellerts Fabeln seien „im Rosenthal, mitten im schönen Leipzig" entstanden. Die Villa Borghese liegt „draußen vor der ewigen Stadt."

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Gladstones Programm und Erfolge.

Vor einigen Wochen, kurz nach der Thronbesteigung des jetzigen russischen Kaisers, schrieben wir: „Kronprinzen verbreiten häufig um sich den Ruf, entgegengesetzter politischer Meinung zu sein als der Throninhaber, namentlich liberal zu sein, wenn dieser conservativ, oder sehr liberal zu sein, wenn dieser es nur mäßig ist. Kommen sie dann zur Gewalt und mit ihr zur Verantwortlichkeit für ihre Entschließung und Richtung, so treten sie aus der Theorie, wenn sie ihr überhaupt im Ernste gehuldigt haben, in die Praxis und vor die Welt der Thatsachen, und hier geben nicht Velleitäten, sondern die Umstände, die Verhältnisse den Ausschlag."

Aehnliches gilt von populären Politikern, die nach der Stelle am Ruder des Staates trachten, oder denen man diese Stelle von Seiten ihrer Partei wünscht und mit mehr oder weniger Recht voraussagt. Ihr Streben hat Erfolg, weil sie sich die Macht zu verschaffen verstanden haben, welche in parlamentarisch regierten Staaten in der öffentlichen Meinung liegt, der Wunsch und die Weissagung erfüllen sich, der Parteiführer wird Premierminister oder Präsident, und was sehen wir nun? In der Regel ist der Gang der Dinge folgender: Der strebsame Politiker, welcher die Macht gewonnen hatte, die bisherige Regierung zum Rücktritte zu zwingen, ist, indem er deren Stelle einnimmt, sofort insofern weniger mächtig geworden, als er nun für das, was er beabsichtigt, die Verantwortlichkeit zu tragen hat; er muß mit den Thatsachen rechnen, sich vor ihnen beschränken, sich in den Zwang der Verhältnisse fügen und häufig dasselbe thun, was er, als er noch Oppositionsmann, noch Kritiker war, herb

Digitized by Google

und schroff verurtheilte. Nur ein Genie darf anders verfahren. Bloße Talente erleben, wenn sie das wagen, allerlei Mißgeschick und Enttäuschung und, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit einlenken, über kurz oder lang einen schweren Fall, nachdem unter allen Umständen auch die Partei, die sie vertreten, bisweilen auch das Ansehen und Interesse des Landes, das sie regieren, von ihrem Irrthum empfindlichen Schaden gehabt hat. Agitiren ist viel leichter als Regieren, Bessermachen schwerer als Tadeln.

Ein Beispiel hiervon, und zwar ein sehr bezeichnendes und lehrreiches, ist der Politiker, der jetzt an der Spitze der Regierung Ihrer britischen Majestät, der Königin Victoria steht. 1874 von der Führung der liberalen Partei zurückgetreten, empfand er schon drei Jahre später von neuem das lebhafte Bedürfniß, seine politischen Ansichten und Absichten als Minister zur Geltung zu bringen, und bald entwickelte er infolge dessen als Publicist und Redner einen solchen Eifer in der Bekämpfung des conservativen Cabinets, daß ihm der Sturz desselben gelang und er nun zur Ausführung des von ihm als Oppositionsmann aufgestellten Programms freie Bahn vor sich sah. Untersuchen wir in der Kürze, was er auf diesem Wege versucht und was er erreicht hat, vergleichen wir, namentlich hinsichtlich seiner auswärtigen Politik, sein Wollen mit seinem Vollbringen.

In betreff der innern Fragen sah er sich, als er die Erbschaft des Cabinets Beaconsfields angetreten, vor eine Aufgabe gestellt, die außerordentlich schwer zu bewältigen war. Es galt die endliche Befriedigung und Beruhigung des von England arg beeinträchtigten, unaufhörlich gährenden und von doppelter Agitation in allen seinen Schichten tief aufgeregten irischen Volkes. Die Regierung, die ihm vorangegangen, hatte gegen diese Aufregung nur Repressivmittel angewendet, die nach Lage der Dinge nur oberflächlich und temporär helfen konnten. Gladstone hatte in seinen Reden während der letzten Wahlcampagne versprochen, andre Wege einzuschlagen, und sich dadurch die Gunst der Irländer gewonnen, die bei der Entscheidung beitrug, die Schale für ihn sinken zu machen. Zur Gewalt gelangt, versuchte er seine Zusagen zu erfüllen, indem er zunächst die Zwangsmaßregeln, welche die Beaconsfieldsche Friedensbewahrungsacte über Irland verhängt hatte, und deren Geltung im August v. J. ablief, nicht erneuern ließ, sodann aber eine Landbill einbrachte, welche das Loos der irischen Pächter zu bessern bestimmt war.

In ersterer Beziehung erfreute er sich keines Erfolges; denn nach Aufhören des Zwanges verdoppelte sich die Agitation, aufrührerische Volksversammlungen, Bedrohungen der Gutsherren, Pachtverweigerungen, Eigenthumsbeschädigungen, Verstümmelungen und Mordthaten gehörten zur Tagesordnung, und der Terroris-

mus der Landliga und der geheimen agrarischen Gesellschaften wurde zuletzt so unerträglich, daß Gladstone im Unterhause ein Gesetz vorzuschlagen genöthigt war, welches weit härtere Bestimmungen enthielt als die genannte Acte seiner Vorgänger. Dazu kam, daß der Minister den hartnäckigen Widerstand, den die irischen Mitglieder des Hauses der Bill entgegensetzten, nur dadurch zu brechen vermochte, daß er, der Liberale, die Volksvertretung veranlaßte, sich einer Dictatur des Sprechers zu unterwerfen, wie man sie vorher nicht erlebt hatte.

Viel schwieriger waren die Uebelstände zu beseitigen, welche Gladstone zur Einbringung seiner Landbill bewogen. Es hieß hier Zustände bessern, wie sie unsers Wissens seit Anfang dieses Jahrhunderts westlich von der russischen Grenze nirgends mehr bestanden, ja wie sie wenigstens in Deutschland selbst früher kaum annähernd so unnatürlich existirt hatten. Es handelte sich nicht wie bei den Stein-Hardenbergischen Reformen des ersten Jahrzehnts unsers Säculums um die Aufhebung der Erbunterthänigkeit und die Umwandlung eines erblichen Nutzungsrechtes am Grund und Boden in freies Eigenthum. Eher ließen sich die hier in Betracht kommenden Verhältnisse mit den Zuständen vergleichen, welche sich im siebzehnten Jahrhunderte und bis zur Mitte des achtzehnten in einigen deutschen Ländern entwickeln wollten, als die Rittergutsbesitzer mit dem „Legen" der Bauernstellen, d. h. der Einverleibung der letztern in den Complex des Ritterguts begannen. Doch hatte es dort immerhin eine Entschädigung gegeben, wenn auch eine unzureichende. In Irland galt es, vielhundertjähriges, zum Theil bis in die Zeit der Eroberung zurückreichendes und den größten Theil des Landes, namentlich fast den ganzen Süden und Westen des Landes umfassendes Unrecht wieder gut zu machen, eine dreimal wiederholte Beraubung des irischen Volkes um das ererbte Grundeigenthum. Die Beschlagnahme war meist ohne gesetzlichen Grund, mit Bruch von Verträgen von Seiten Englands erfolgt; die jetzigen Landherren waren aber bei weitem zum größten Theil durch Kauf und Wiederkauf im rechtlichen Besitze des Landes, das Object der ehemaligen Confiscationen war so ungeheuer, daß eine Ablösung und eine Restitution des Raubes an die in Zeitpächter verwandelten Urenkel der ehemaligen Eigenthümer Summen erfordert hätte, die selbst das reiche England kaum zu erschwingen imstande gewesen wäre, und so war nur an eine Milderung zu denken.

Eine solche Milderung liegt jetzt dem britischen Unterhause in der von Gladstone entworfnen irischen Landbill zur Entscheidung vor. Dieselbe gewährt zwar die Forderungen, welche die Landliga aufgestellt hat und festhält, nicht unbedingt, kommt ihnen aber auf halbem Wege entgegen. Letztre verlangt Feststellung des Pachtzinses für alle Zeit und Unvertreibbarkeit des Pächters von seiner Stelle. Gladstones Gesetzentwurf dagegen schlägt vor, den Pachtzins für einen Zeitraum

von fünfzehn Jahren festzustellen, falls der Pächter einen solchen Vertrag beansprucht — eine Zeitbeschränkung, gegen die sich billigerweise nichts einwenden läßt, zumal da sie, weil das Land im Preise ebensowohl fallen als steigen kann, so gut wie dem Eigenthümer auch dem Pächter zu gute kommt. Sodann räumt das Gesetz dem letztern ein beschränktes Eigenthumsrecht ein, indem es bestimmt, daß derselbe während jener fünfzehnjährigen Pachtperiode nur dann von Haus und Hof entfernt werden darf, wenn er sich die Verletzung gewisser gesetzlicher Vorschriften zu Schulden kommen läßt. Das freie Verkaufsrecht, welches die Liga der Landreformer auf ihr Programm geschrieben hat, wird von Gladstone allerdings nicht bewilligt. Es bedarf zur Veräußerung der Zustimmung des Besitzers, aber das Gesetz verleiht, für den Fall, daß dieser sich weigert, dem Pächter die Befugniß, bei dem für diesen Zweck besonders errichteten Gerichtshofe Beschwerde zu führen, und dessen Entscheidung soll endgiltig sein. Die Bill kommt den Beschwerden der Irländer noch in einem andern wichtigen Punkte entgegen, indem sie will, daß den Pächtern bei allen noch schwebenden Exmissionsprocessen die Wohlthaten des neuen Gesetzes zu statten kommen sollen. Endlich stellt sie den Pächtern Vorschüsse aus dem Staatsschatze in Aussicht.

Diese Vorschläge verdienen alles Lob, und wenn sie beide Häuser der britischen Gesetzgebung passiren und in Kraft treten, so wird ihr Urheber mit Recht sagen können, eine große und werthvolle Reform zustande gebracht zu haben. Die Landliga freilich ist mit ihnen nur theilweise befriedigt, eine Fraction ist geneigt, sie anzunehmen, die Mehrzahl dagegen besteht, wie es scheint, auf den alten Forderungen der Genossenschaft. Völlig sicher ist es ferner in dem Augenblicke, wo wir dies schreiben, nicht, ob das Unterhaus die Bill unverändert gutheißen wird, und daß dies von seiten der Lords geschehen werde, ist sogar äußerst zweifelhaft. Geht der Gladstonesche Gesetzentwurf doch selbst dem rechten Flügel der Whigs zu weit, wie man daraus erkennt, daß der Herzog von Argyll wegen der Bill aus dem Ministerium geschieden ist. Die großen Londoner Blätter, von denen freilich einige gleich von Anfang an im Fahrwasser Gladstones segelten, andre, wie die „Times," bald in dasselbe einlenkten, wieder andre, wie der „Daily Telegraph," nachfolgten, sind getheilter Ansicht. „Daily News" erblickte im Rücktritte des Herzogs von Argyll einen Beweis, daß die von ihm gemißbilligten Vorschläge Gladstones gründlichen Maßregeln entsprächen, und behauptete, daß sie viel zur Herstellung fester Pachtverhältnisse beitragen würden; die liberale Partei des Unterhauses hoffe auf den Erfolg eines Vorgehens, welches ohne Uebertreibung Aussicht auf Lösung der irischen Landfrage mindestens für ein Menschenalter biete. Die „Times" begrüßten die Landbill als ein bewunderns-werthes Beispiel wohldurchdachter Gesetzgebung. Der allgemeine Eindruck auf

rechtlich denkende Leute sei der, daß, wenn die Maßregel in der Gestalt durchginge, in der sie Gladstone vorgeschlagen, dieselbe einerseits den Landherren in Irland keinen wesentlichen Grund zu Beschwerden darbiete, andrerseits alle begründeten Ansprüche, die zu Gunsten des irischen Landvolks erhoben werden könnten, befriedigen werde. Nach dem „Standard" dagegen entspricht die Rede, mit der Gladstone seine Bill im Unterhause empfahl, der Gelegenheit nicht recht, und was deren Vorschläge angeht, so müssen dieselben nach diesem Hauptblatte der Conservativen sowohl aus politischen wie aus wirthschaftlichen Gründen der eingehendsten Kritik unterzogen und bedeutend beschränkt und umgestaltet werden.

Ist nach dem gesagten in der großen innern Frage ein Erfolg Gladstones nicht ausgeschlossen, ja nicht unwahrscheinlich, so steht es mit den auswärtigen Fragen, an deren Lösung sich der alte Herr gemacht hat, nicht so gut und zum großen Theil sogar recht unerfreulich für ihn und England. In seinen Wahlreden verwarf er die „wissenschaftliche Grenze" in Indien, und als Minister hat er sie in der That aufgegeben. Wird hier erst die Zukunft zeigen, ob er damit dem von Norden drohenden Unheil Thür und Thor geöffnet, wie die Partei seines Vorgängers behauptet, so hatte Gladstone in Südafrika ganz entschieden Unglück mit seinem Verfahren. Mit Entschiedenheit hatte er als unverantwortlicher liberaler Agitator die Politik verdammt, welche das Transvaalland den britischen Besitzungen einverleibt. Als aber die Bewohner desselben, die Boers, ihn, der inzwischen Ministerpräsident geworden, an dieses Urtheil erinnerten und darauf hin Zurücknahme der Annexion und die alte Freiheit verlangten, bekam er ein andres Gesicht und schlug die Forderung ab; denn er war eben verantwortlich geworden und fühlte das Interesse und Ansehen Großbritanniens stärker als zuvor. Die Boers griffen darauf zur Gewalt, und das mächtige England erlitt vor ihnen eine beschämende Niederlage, der bald nachher zwei andre folgten. Es wiederholte sich im kleinen, was 1811 Packenham mit seinen Veteranen des Halbinselkrieges vor den Baumwollsack-Barrikaden Jacksons bei Neworleans erfahren. Ein kleines Volk ohne Kanonen, aber mit geübten Scharfschützen trotzte den britischen Regimentern, und angesichts eines drohenden Aufstandes aller holländischen Elemente in den Capländern gewährte man den Siegern jetzt im wesentlichen, was man ihnen verweigert, und schuf damit einen Präcedenzfall für die Zukunft.

Kaum weniger unglücklich war Gladstone in der Politik, die er in betreff der Balkanländer inaugurirte. Nach seinen Wahlreden schwebte ihm hier die Befreiung der interessanten kleinen Nationalitäten, die dort hausen, und die Vertreibung der Türken „mit Sack und Pack" aus Europa nach Asien vor. Wie die Bulgaren und Montenegriner als Christen, so sollten die Griechen als das Volk Homers zu ihrem vollen Rechte kommen. Und was er als Agitator ver-

sprochen, das versuchte er gegen das augenscheinliche Interesse Englands und gegen den ebenso augenscheinlichen Willen großer festländischer Mächte als echter Doctrinär auszuführen. Was er damit erreichte, möge ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung dieser Velleitäten zeigen. Die Moral davon wird sein, daß der Einfluß Englands auf die europäischen Dinge seit dem Rücktritte Beaconsfields in falscher Richtung verwendet worden ist, und daß er sich infolge dessen wesentlich vermindert hat.

Der Beginn dieser Verminderung datirt von dem Tage an, wo Gladstone 1876 die von den Tscherkessen und Baschibozuks des Sultans in Bulgarien verübten Greuelthaten für seine Politik ausbeutete. Denn was er gegen die Türken sagte, war auch, da diese Englands beste und sicherste Verbündete in den Mittelmeerländern waren, gegen England gesagt. Die Pforte war in dem überlieferten politischen Systeme der britischen auswärtigen Action ein Factor ersten Ranges. Gladstone mißachtete diese Tradition. Ihm stand die Freiheit und das Wohlergehen der Serben und Bulgaren, dieser Verbündeten des russischen Nebenbuhlers Englands, höher als sie. Beaconsfield rettete vom Einflusse des letztern auf die Geschicke der östlichen Mittelmeerländer, was sich nach dem Kriege von 1877 retten ließ, und er hätte, wenn er am Ruder geblieben wäre, im Anschlusse an das deutsch-österreichische Bündniß den 1878 hergestellten Stand der Dinge erhalten helfen. Aber Gladstones Agitation trieb die Conservativen aus dem Amte, und nun sollte das Programm, das er in Midlothian skizzirt hatte, seiner Verwirklichung entgegengeführt werden. Die Anlehnung an Deutschland und Oesterreich-Ungarn wurde verworfen, die orientalische Frage durch ein Rundschreiben zu neuem Leben erweckt, und ein paar Wochen später war die englische Politik vollständig auf den Kopf gestellt. Man wußte auswärts kaum mehr, was man von ihr denken sollte, jedenfalls war sie unberechenbar und unzuverlässig geworden. Niemand wurde dadurch gewonnen, Deutschland und Oesterreich-Ungarn sahen sich von ihr geschieden, Rußland konnte nicht recht trauen, Frankreich eben so wenig, es wandte sich im stillen mehr und mehr von dem unsichern Freunde ab, und in demselben Maße begann es Vertrauen zu fassen zu Mächten, die ihm bisher als Feinde erschienen waren.

Etwas mehr als ein Jahr ist vergangen, seit Gladstone unter dem Vorwande, eine vollständige und unverzügliche Verwirklichung des Berliner Vertrags zu bezwecken, seine Manöver begann gegen das, was sein Amtsvorgänger im Verein mit den Vertretern der übrigen westlichen Mächte im europäischen Südosten geschaffen. Die montenegrinische und die griechische Grenzfrage sowie die Frage in betreff der Reformen in Armenien sollten mit einem Schlage gelöst werden, wenn nicht mit der Pforte, dann gegen sie, wenn nicht auf dem Boden

des dem neuen englischen Premier im Grunde verhaßten Berliner Vertrags, dann mit Erweiterung desselben, und zu diesem Unternehmen wurden nicht nur Frankreich und Italien, sondern im stillen auch Rußland eingeladen. Die Erfolge dieser Politik aber waren für die Gladstonesche Politik mit ihren Hintergedanken wenig befriedigender Art. Die Frage wegen Dulcigno wurde gegen die Wünsche der englischen Regierung entschieden. Die Wiederholung der Flottendemonstration an der albanischen Küste vor Smyrna, bei der man in London vermuthlich an die Möglichkeit einer neuen Schlacht bei Navarino dachte, fiel ins Wasser. Die von der Berliner Conferenz im Juni v. J. auf den Vorschlag Englands und Frankreichs beschlossne authentische Interpretation des 24. Artikels des Berliner Vertrags wegen der Berichtigung der Nordgrenze Griechenlands, nach welcher letztres Thessalien und Epirus mit Janina und Prevesa erhalten sollte, ist in aller Form und mit nothgedrungner Einwilligung Englands ad acta gelegt worden, und das Berliner Protokoll vom 1. Juli 1880 hat nur noch historische Bedeutung. Der Verzicht auf dessen Bestimmungen war eine schwere Niederlage für die englische Politik, die bis zuletzt das Cabinet in Athen in dem Glauben, man werde britischerseits eine Occupation der in Berlin den Griechen zugesprochnen Landstriche unterstützen, bestärkt und erhalten und dadurch die kriegerische Haltung der hellenischen Regierung hervorgerufen hatte, und die sich nun, von ihren Bundesgenossen verlassen, zur Abkehr von dem bisherigen Wege genöthigt sah. Daß das von Frankreich erstrebte und erreichte Protectorat über Tunis während des Gladstoneschen Regiments ins Leben trat, ist in den Augen der öffentlichen Meinung Englands schließlich auch keine Empfehlung jenes Regiments, obwohl letzres daran weniger Schuld hat als das im vorigen Jahre gestürzte Cabinet, welches 1878 die Franzosen geradezu zu diesem Unternehmen ermunterte (Salisburys Depesche an Waddington) und sie durch die Besitznahme Cyperns (wir sagen Besitznahme, obwohl das Kind einen andern Namen hat) bewegen mußte, sich im Mittelmeer nach einem Object umzusehen, das jene Position aufzuwiegen geeignet war.

Vor kurzem brachte der „Hamburger Correspondent" eine Correspondenz aus England, die sich sehr ungünstig über die Leistungen Gladstones seit seinem Wiedereintritt ins Amt und über die Stimmung äußerte, die er dadurch in weiten Kreisen hervorgerufen habe. Es hieß darin u. a.:

„In den höhern Kreisen der Gesellschaft, ob sie nun der Tory- oder Whigpartei angehören, herrscht allgemein (?) die Meinung, daß die gegenwärtige Verwaltung die unglücklichste, wenn nicht die unfähigste ist, welche seit vielen Jahren das britische Reich regiert hat. Seit dem Augenblicke der Rückkehr Mr. Gladstones zum Amte hat sich alles (?) gegen ihn gewandt, theils infolge seiner eignen unvorsichtigen Reden, theils aus übermäßigem Vertrauen zur Sache der Liberalen

(dunkel ist hier der Rede Sinn), theils endlich wegen entschiedner Mißgriffe, so daß nach weniger als zwölf Monaten sich kurz folgende Resultate ergaben: Irland in einem Zustande der Aufregung und Anarchie, Transvaal im Aufruhr, das Unterhaus unlenkbar, die griechische Frage entgegen den Anstrengungen des englischen Premiers gelöst, die auswärtigen Mächte entfremdet, die Armee durch kleinliche Bewilligungen und schädliche Reformen gereizt und die commerciellen Interessen des Landes durch die überhandnehmende Schutzzoll-Politik der übrigen Welt bedroht. Nichts scheint zur Vervollständigung dieser Complication von Unfällen und Verlegenheiten zu fehlen als ein auswärtiger Zwist, und es ist nicht unmöglich, daß ein solcher zu dem übrigen hinzutritt; denn der neueste Angriff Frankreichs auf Tunis und der bevorstehende Zusammenbruch des englisch-französischen Handelsvertrags werden die freundlichen Beziehungen wesentlich beeinträchtigen, welche so lange zwischen Großbritannien und Frankreich bestanden haben, und welche selbst durch Kriege und Revolutionen nicht erschüttert wurden. Die unabhängigen Whigs sind noch mehr als die Tories gegen die Regierung erbittert, obwohl viele ihrer eignen Führer noch an derselben theilnehmen. Aber sie fühlen die Gefahr und die Schande der Verletzung derjenigen Grundsätze der Nationalökonomie und des Völkerrechts schmerzlich, welchen die Whigpartei ihrer Ueberlieferung gemäß huldigt."

An diesem Berichte ist, wie wir durch Fragezeichen andeuteten, einiges übertrieben. Namentlich ist die Partei Gladstones, wenn die „Times" noch in dessen Horn bläst, die genau zu wissen pflegt, ob ein Ministerium bei der öffentlichen Meinung noch in gutem Geruche steht, sicher noch nicht so geschmolzen, wie der Correspondent wissen will. Ueber Tunis wird man sich nicht, wenigstens jetzt nicht, entzweien, wenn es auch ohne Zweifel verstimmt hat. Die Schande des Völkerrechtsbruchs endlich ist weder von den Whigs noch von den Tories jemals so lebhaft empfunden worden, wie hier behauptet wird, besonders aber dann nicht, wenn England dabei Vortheile hatte, und übrigens wüßten wir nicht, wo eine solche Verletzung des internationalen Rechtes jetzt vorläge. Im übrigen aber enthält der Artikel gewiß wahres. Namentlich wird die bevorstehende Aufhebung des Handelsvertrags mit Frankreich unter den englischen Kaufleuten und Fabrikanten viel böses Blut machen, aber Frankreich wird sich daran nicht kehren, sondern thun und lassen, was ihm nützlich scheint.

In der dritten Maiwoche wurde dem Unterhause der diplomatische Schriftenwechsel betreffs der Promulgirung des neuen französischen Generaltarifs und des Ablaufs der zwischen Frankreich und England gegenwärtig bestehenden Handelsverträge vorgelegt. In einer vom 10. Mai datirten Note Granvilles an den französischen Botschafter in London, Challemel-Lacour, bestätigt jener den Empfang von dessen Note vom 8., welche die Veröffentlichung des neuen französischen Generaltarifs gemeldet und der Thatsache Erwähnung gethan, daß die zwischen Frankreich und Großbritannien abgeschlossnen Handelsverträge nach Verlauf von sechs Monaten ungiltig sein würden. Granville hebt darauf hervor, daß die

Note des französischen Botschafters die Unterhandlungen wegen Abschlusses eines neuen Handelsvertrags nicht erwähne. Die Regierung Ihrer Majestät der Königin habe bis jetzt keine klare Darlegung über die Absichten der französischen Regierung in bezug auf jene Unterhandlungen erhalten, während die französische Regierung, wie bekannt, die bestehenden Verträge, unter deren Einflusse die Handels- und Freundschaftsbeziehungen der beiden Länder erheblich gefördert worden seien, gekündigt habe. Die britische Regierung glaube, daß es unter den obwaltenden Umständen Sache der französischen sei, die Grundlagen eines neuen Handelsvertrags in Vorschlag zu bringen. Granville führt sodann die im verflossnen Jahre von Leon Say vorgeschlagnen Grundlagen eines solchen an und bemerkt, daß dieselben in England große Befriedigung hervorgerufen hätten. Darauf spricht er die Hoffnung aus, daß die gegen die gänzliche Aufhebung der Werthzölle vorgebrachten Einwendungen gründlicher Erwägung unterzogen werden würden, und daß Frankreich wirklich die Absicht habe, den Status quo in betreff der streitigen Nebenpunkte der Zölle aufrecht zu erhalten. Schließlich erklärt der britische Minister des Auswärtigen, daß man englischerseits bereit sei, die Unterhandlungen wieder aufzunehmen, und fragt an, ob dieselben in London oder Paris stattfinden sollen. Die Correspondenz endigt mit nachstehender Depesche Granvilles an Lord Lyons, den britischen Botschafter beim Präsidenten der französischen Republik:

„Auswärtiges Amt, 11. Mai. Mylord, Herr Challemel-Lacour machte mir heute seine Aufwartung und sagte, er habe meine Note vom 10. d. M. bezüglich der Unterhandlungen wegen des Abschlusses eines neuen Handelsvertrags mit Frankreich erhalten und keine Zeit verloren, dieselbe seiner Regierung zu übersenden, und er befinde sich mit mir insofern in voller Uebereinstimmung, als auch er glaube, daß ohne Verzug Schritte zum Beginn solcher Unterhandlungen gethan werden müßten. Fernerhin bemerkte Se. Excellenz, er sei der Meinung, daß in England unnöthige Aufregung in betreff der Veränderungen in den französischen Eingangszöllen im Zusammenhange mit dem neuen Generaltarife herrsche. Er wiederholte, daß es die Absicht der französischen Regierung sei, die Werthzölle abzuschaffen, aber daß sie den Wunsch und die Absicht hege, dieselben durch den richtigen äquivalenten Betrag in specifischen Abgaben zu ersetzen. Ich sagte, ich hätte stets gehofft, daß die französische Regierung in der Durchführung der Verwandlung der Werthzölle in specifische Abgaben nicht darnach trachten werde, den Betrag, zu dem jene geschätzt worden, zu erhöhen, und daß ich mich sehr freue, die von Sr. Excellenz ertheilte Versicherung entgegenzunehmen. Es würde diesem Lande (d. h. England) zu großer Befriedigung gereichen, zu erfahren, ob die französische Regierung in Wirklichkeit von dem Status quo nicht abzuweichen beabsichtigt."

Aus dem Diplomatischen übersetzt heißt das: 1) England liegt sehr viel an einem neuen Handelsvertrage mit Frankreich, der von dem alten möglichst wenig verschieden ist, und 2) Granville ist keineswegs darüber beruhigt, daß es einen solchen erhalten wird. Dies geht noch deutlicher aus folgendem hervor. Um

die Mitte des vorigen Monats hatte Forster, der Staatssecretär für Irland, eine Unterredung mit den Mitgliedern der Bradforder Handelskammer, die über die commerciellen Beziehungen zu Frankreich aufgeklärt zu werden gebeten hatten. Nachdem die Herren dem Staatssecretär vorgestellt hatten, daß kein „rückschrittlicher," d. h. kein schutzzöllnerischer Vertrag mit den Franzosen abgeschlossen werden sollte, erklärte derselbe, daß der englische Handel sich unzweifelhaft in übler Lage befinde. Die vorläufigen Besprechungen über den französischen Vertrag dürften indeß nicht als officielle Unterhandlungen angesehen werden. Man müsse in energischer Weise (wie?) jedem Versuche einer Erhöhung der Tarife entgegentreten; überdies würde es kein freundlicher Act einer befreundeten Regierung sein, auf höhere Zölle zurückzukommen, ein höchst unfreundlicher Act aber und allen Versicherungen der französischen Regierung zuwider würde es sein, wenn dies in verstärkter Weise geschehen sollte. Er glaube nicht, daß die französische Regierung diesen Standpunkt einnehme. Vielleicht seien ungenaue Aufschlüsse ertheilt worden. Allein man könne darauf bestehen, daß die französische Regierung die englische Auffassung der Thatsachen anhöre; wenn dann die Wahrheit gesagt werde, so werde, wie er zuversichtlich hoffe, ein solcher Vorschlag zurückgezogen werden. Geschähe dies nicht, so sollte die englische Regierung erklären, lieber wolle sie gar keinen Vertrag; denn wenn an die Stelle der Werthzölle specificirte Abgaben treten sollten, so bedeute das die Rückkehr zu Schutzzöllen — was allerdings ungefähr richtig ist, die Franzosen aber nicht abhalten wird, derartige Schutzzölle einzuführen, falls sie es in ihrem Interesse finden. Die Welt ist nun einmal nicht geschaffen, um sich von den englischen Speculanten ausbeuten zu lassen.

In England freilich denkt man anders. Hier ist man viel erbitterter über den neuen französischen Zolltarif als über die Art, auf welche die Franzosen sich das Protectorat über Tunis verschafft haben. Jener schädigt in der That den englischen Geldsack mehr, als man einzugestehen für gut findet, und was auch für Entrüstung über den französischen Machtzuwachs am Mittelmeere zu Markte gebracht werden mag, ist nur Schein, hinter dem sich der Verdruß über den neuen Tarif der Franzosen verbirgt. Selbst mit einer französischen Colonie oder Provinz Tunis würde man sich zuletzt abfinden. Hat dies doch, wie schon gesagt, Salisbury bereits 1878 fertig gebracht. Aber mit einem 20- bis 120procentigen Zuschlage zu den Eingangszöllen auf englische Waaren, die nach Frankreich kommen, wird man sich nimmermehr befreunden.

Talleyrand auf dem Wiener Congreß.

Im September des Jahres 1814 traten gemäß den Bestimmungen des Pariser Friedensvertrages vom 30. Mai die Abgesandten aller der Staaten, welche an dem großen Kriege gegen Napoleon theilgenommen hatten, in Wien zu einem Congresse zusammen, um die europäischen Angelegenheiten, für die bis dahin nur allgemeine Grundsätze aufgestellt waren, zu regeln und ein dauerhaftes Gleichgewicht, als die sicherste Bürgschaft des Weltfriedens, herzustellen. Es waren die vier Großmächte England, Oesterreich, Preußen und Rußland, die im März 1814 zu Chaumont den Bund zum Sturze Napoleons geschlossen hatten, und jetzt, nach Erreichung dieses Zieles, sich ferner als Verbündete betrachtend, gemeinsam Europa den Frieden zu geben gedachten. Sie hofften die großen schwebenden Fragen, vor allem die Neugestaltung Deutschlands und das Schicksal Polens im Einvernehmen mit einander lösen und für ihre Beschlüsse die Anerkennung bei dem versammelten Europa erwirken zu können.

Kaum aber waren die Bevollmächtigten in die Berathungen eingetreten, als die Gegensätze, die zwischen den vier siegreichen Großmächten während des gewaltigen Kampfes nur geschlummert hatten, der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen, welcher die zweite Hälfte des eben vergangnen Jahrhunderts hindurch die Geschichte des europäischen Festlandes beherrscht hatte, und der zwischen Oesterreich und Rußland, welche in Polen und in der Türkei mißtrauisch und feindselig einander gegenüberstanden, von neuem erwachten und zwischen den eben noch verbündeten Mächten einen unabsehbaren Zwist zu entzünden drohten.

Während Kaiser Alexander zum Lohne für den Antheil, den er an dem Kampfe genommen hatte, die Krone des Königreichs Polen verlangte, beanspruchte Preußen, dem seine Verträge die Wiederherstellung in den Stand vor dem Kriege von 1806 zusicherten, das Königreich Sachsen. Gegen beide Forderungen erhob Oesterreich Einspruch. Denn durch den Besitz Sachsens mußte Preußen zu einem ebenso gefährlichen Gegner werden, wie Rußland durch die Vereinigung der polnischen Provinzen in der Hand Alexanders. England begünstigte wohl die Wünsche Preußens, widersprach aber den Forderungen Alexanders in der Besorgniß, daß nach dem Sturze Napoleons eine russische Hegemonie sich erheben könne. In dieser Besorgniß stimmten auch preußische Staatsmänner mit ihm überein, die von einer Vermehrung der russischen Macht eine Vergrößerung des russischen Einflusses auf die europäischen Angelegenheiten fürchteten.

Endlich schien es, als ob Preußen mit seinem Anspruch auf Sachsen, und Rußland mit seinen Forderungen auf Polen durchdringen sollte. Aber während man von einer Entscheidung noch weit entfernt war, während neben den wichtigsten Fragen noch eine Menge andrer Schwierigkeiten zu beseitigen waren und es immer unmöglicher wurde aus dem Gewirr der vielverschlungnen Interessen den rettenden Ausweg zu finden, rüstete sich der niedergeworfne Gegner zu einem diplomatischen Feldzuge, der Frankreich eine einflußreiche Stellung wiedergeben und seinen gefährlichsten Feind Preußen um den erhofften Siegespreis betrügen sollte. Fürst Talleyrand erschien als Bevollmächtigter des Bourbonenhofs. An staatsmännischen Fähigkeiten, an Einsicht in die damalige verwickelte politische Lage, vor allem an Klarheit über das, was seine Regierung unbedingt erreichen müsse, den übrigen Ministern überlegen, wußte er in kurzer Zeit sich aus einem nur Geduldeten zu dem wirklichen Leiter am Congresse zu machen, und so kam es, daß der Besiegte imstande war, selbst auf die Gestaltung der deutschen Verhältnisse, auf die Vertheilung deutschen Gebietes und die Organisation des Bundes Einfluß zu gewinnen.

Fürst Talleyrand hatte eine ausführliche Instruction für die Gesandtschaft in Wien ausgearbeitet. Sie hatte den vollen Beifall Ludwigs XVIII. gefunden. In ihrer Art ein Meisterwerk, behandelt sie mit großer Schärfe und Klarheit die politischen Verhältnisse Europas von einem Standpunkte, der damals bei den meisten Anhänger finden mußte, von dem der Legitimität. Stellte man sich auf diesen Standpunkt, dann mußte Frankreich, das besiegte Frankreich, das nach der Niederlage nichts für sich fordern durfte und wohlfeil dazu kam, als Beschützer der Schwachen und Bedrängten aufzutreten, bedeutende Vortheile davontragen können, bestanden diese auch zunächst nur darin, daß man die gefährlichsten Gegner in der Entwicklung ihrer Macht hinderte. Heben wir aus diesem festen Programm, mit welchem Talleyrand nach Wien ging, die wichtigsten Punkte heraus. Um so anschaulicher werden uns dann die Erfolge seiner Politik werden.

In erster Linie war Talleyrand sich vollständig darüber klar, welche Staaten in Wien Bevollmächtigte haben sollten. Der Artikel 32 des Vertrages vom 30. Mai bestimmte, daß der Congreß ein allgemeiner sei und alle Mächte, welche an dem durch den Vertrag beendeten Kriege auf der einen oder andern Seite betheiligt waren, ihre Bevollmächtigten nach Wien senden sollten. Talleyrand erklärt, daß die Gerechtigkeit verlange, daß man auch die kleinen Staaten nicht ausschließe. Vorzugsweise handele es sich um deutsche Staaten, und da dieselben auf dem Congreß eine Organisation erhalten sollten, hätten sie um so mehr ein Anrecht auf Betheiligung. Es liege dies aber auch im Interesse Frankreichs. Die kleinern Staaten suchten nämlich ihre Existenz zu retten oder Vergrößerungen

zu erlangen. Indem sich Frankreich ihrer annehme, gewinne es naturgemäß Einfluß auf sie. Es sei also nicht gleichgiltig, ob ihre Stimmen gezählt würden oder nicht. Die Gesandten Ludwigs XVIII. müßten sich also für Zulassung der Bevollmächtigten auch der kleinsten Staaten verwenden. Hierbei sollte es keinen Unterschied machen, ob das Land erobert sei oder nicht. Die Nationen Europas lebten nicht allein unter einem moralischen oder natürlichen Rechte, sondern auch unter einem Gesetze, das sie sich selbst gemacht hätten und das dem erstern erst die Sanction gebe, die ihm fehle, dies sei das Völkerrecht. In diesem Rechte gebe es zwei fundamentale Principien. Die Souveränität, die für das öffentliche Recht das nämliche sei, was das Eigenthum für das Privatrecht, könne niemals allein durch das einfache Factum der Eroberung erworben werden; sodann sei die Souveränität nur rechtsgiltig für die Mächte, die sie anerkannt hätten. Daher müsse auch jeder Fürst, der als Souverän allgemein anerkannt gewesen sei und auf seine Hoheitsrechte nicht verzichtet habe, das Recht haben, Gesandte zum Congreß zu schicken. Natürlich sei auch jeder Verzicht auf die Souveränität ungiltig, wenn er nicht in voller Freiheit ausgesprochen werde. Danach müsse also der König von Sachsen nicht bloß berechtigt sein, seinen Bevollmächtigten zu schicken, sondern auch aus der Gefangenschaft entlassen werden.

Als Gegenstände der Berathung seien durch den Vertrag vom 30. Mai ins Auge gefaßt: Die Verfügung über die von Frankreich abzutretenden Länder, Herstellung eines dauerhaften Gleichgewichts in Europa, Organisation des deutschen Bundes, Garantie für die Neugestaltung der Schweiz, Rheinschifffahrt und endlich die Abschaffung des Sklavenhandels. Die französische Regierung vermisse die Regelung der Erbfolge in Sardinien zu Gunsten des berechtigten Hauses Carignan. Man müsse hier den etwaigen Erbansprüchen des Hauses Oesterreich zuvorkommen. Ferner müsse auch die Neutralität der Schweiz und der Bestand der Pforte garantirt werden. Was die Gebietsveränderungen betreffe, so müsse in Italien Oesterreichs dominirender Einfluß verhindert werden. Die Unabhängigkeit der Halbinsel bestehe darin, daß ihre Staaten stets einander das Gleichgewicht hielten. Daher solle der Usurpator Murat, celui qui règne a Naples, dem legitimen Könige Ferdinand IV. die Krone zurückgeben, Toskana der Königin von Etrurien, die Legationen von Ravenna und Bologna an den Papst, endlich das Fürstenthum Piombino an seinen rechtmäßigen Herrn zurückfallen.

Höchst charakteristisch ist, was die Instruction über Deutschland und Preußen sagt: „In Italien, heißt es, ist es Oesterreich, das man hindern muß zu herrschen, indem man gegen seinen Einfluß die andern Staaten kräftigt. In Deutschland ist es Preußen. Die natürliche Lage der Monarchie macht ihm aus dem Ehrgeiz eine Art von Nothwendigkeit. Jeder Vorwand ist ihm gut. Kein Bedenken

hält es auf. Sein Nutzen ist sein Recht. So ist es gekommen, daß es binnen 63 Jahren seine Bevölkerung von weniger als 4 Millionen auf 10 Millionen Einwohner gebracht hat. Der schreckliche Sturz, der durch seinen Ehrgeiz herbeigeführt wurde, hat keine Sinnesänderung bewirkt. Es würde Belgien haben wollen. Es will alles haben, was zwischen den Grenzen Frankreichs, der Maas und dem Rheine liegt. Es will Luxemburg. Alles ist verloren, wenn ihm nicht Mainz gegeben wird. Es kann sich nicht sicher fühlen, wenn es nicht Sachsen besitzt. Die Alliirten, so sagt man, haben sich verpflichtet, Preußen in der Stärke wieder herzustellen, die es vor dem Zusammenbruche seiner Macht hatte, d. h. mit 10 Millionen Unterthanen. Man lasse es nur machen: Bald wird es deren 20 Millionen haben, und ganz Deutschland wird in seine Gewalt kommen. Es ist also nothwendig, seinem Ehrgeiz Zügel anzulegen." Darum soll auch Mainz nimmermehr eine preußische Festung werden, sondern, wie Luxemburg, ein fester Platz des deutschen Bundes; südlich von der Mosel darf sich Preußen nicht ausbreiten. Holland muß möglichst weit auf dem linken Rheinufer vorrücken, desgleichen müssen die Ansprüche Hessens, Baierns und namentlich Hannovers unterstützt werden, damit das für Preußen verfügbare Ländergebiet verkleinert werde. Die Wiederherstellung Polens wäre unter gewissen Bedingungen ein großes Glück, lasse sich aber kaum erreichen. Dagegen müsse dem Könige von Sachsen sein Erbland wiedergegeben werden. Das Königreich Sachsen dürfe in keinem Falle zu bestehen aufhören. So weit die Instruction, welche Talleyrand entwarf und König Ludwig unterzeichnete.

Will man mit einem Blicke übersehen, was Talleyrand in der Hauptstadt Oesterreichs in wenigen Monaten erreichte, so braucht man nur die von dem Attaché der Gesandtschaft, La Besnardière, verfaßte „Denkschrift über das Verhalten der französischen Botschaft auf dem Wiener Congreß" zu lesen, wo es heißt:

Rußland hat die Hälfte seiner Ansprüche auf das Herzogthum Warschau fallen lassen müssen, Sachsen ist wie aus dem Grabe wieder hervorgezogen, zwar nicht vollständig, aber doch immer noch so groß wie das Königreich Hannover und Würtemberg, und ohne Zweifel verdankt es dies Frankreich. Es war der französischen Botschaft vorgeschrieben worden, alles anzuwenden: 1. daß die preußische und französische Grenze einander nicht berühren: sie stoßen an keinem Punkte zusammen; 2. daß Preußen Luxemburg und Mainz nicht erhalte: es bekommt weder das eine noch das andre, beide Plätze werden Bundesfestungen; 3. daß sein Einfluß in Deutschland nicht ausschließend oder zu überwiegend werde: dafür hatte man hauptsächlich durch die Bundesverfassung gesorgt, die jedoch aus Mangel an Zeit noch nicht vollendet ist; 4. daß die Organisation der Schweiz in ihrer frühern Form erhalten bleibe: sie ist erhalten worden; 5. daß ihre Unabhängigkeit gesichert werde: das ist geschehen; 6. daß sie bei den dereinstigen europäischen Kriegen beständig neutral bleibe, was für Frankreich nicht minder nützlich ist als für die Schweiz: diese Neutralität ist ihr verbürgt worden.

Für die Kenntniß des Zeitraums nun, der zwischen der Instruction Talleyrands und jenem triumphirenden Berichte La Besnardières liegt, haben wir soeben eine Quelle von unschätzbarer Bedeutung erhalten in den Briefen, die Talleyrand von Wien an König Ludwig richtete*). Erst aus dieser Correspondenz werden wir über die ungemeine Gewandtheit unterrichtet, mit der Talleyrand es verstand, den Widerstreit der Interessen unter den Verbündeten auszunutzen. In eben so anziehender wie ausführlicher Weise geben die Briefe uns darüber Aufschluß, wie es ihm gegen den Widerspruch der vier Großmächte gelang, in den Berathungen sich eine Stimme zu sichern, wie er unter dem Deckmantel der Legitimität die alten Ueberlieferungen der bourbonischen Politik gegenüber Oesterreich und Preußen aufrecht erhielt und namentlich in der sächsisch-polnischen Frage Uneinigkeit unter den Mächten herbeiführte und dadurch den Sieg errang.

Es sei uns gestattet, auf diejenigen Briefe, welche von besondrer Bedeutung für die wichtigsten Angelegenheiten des Congresses sind, etwas näher einzugehen.

Von hohem Interesse ist es, zu sehen, wie sich Talleyrand sofort die entscheidende Stimme errang. Er schreibt darüber am 4. October folgendes:

Am 30. September zwischen 9 und 10 Uhr morgens erhielt ich von Fürst Metternich einen vom Tage vorher datirten Brief von fünf Zeilen, in welchem er mir in seinem Namen allein den Vorschlag macht, um 2 Uhr einer vorläufigen Conferenz beizuwohnen, zu der ich die Vertreter Rußlands, Englands und Preußens bei ihm vereinigt finden würde. Er fügte hinzu, daß er dieselbe Einladung an Herrn von Labrador, den Vertreter Spaniens, richte. Die Ausdrücke beiwohnen und vereinigt waren offenbar absichtlich gebraucht. Ich erwiderte, daß ich mich sehr gern mit den Vertretern Rußlands, Englands, Spaniens und Preußens bei ihm einfinden würde.

Dem Gesandten Spaniens, Labrador, gab Talleyrand den Rath, eine ähnliche Antwort, wie er sie abgefaßt hatte, an Metternich zu senden, in welcher Frankreich mit und vor den andern Mächten genannt wäre. Dann fährt er fort:

So vermischten wir, Herr von Labrador und ich, absichtlich, was die andern trennen zu wollen schienen, und wir theilten, was die andern durch ein besondres Band vereinigen zu wollen schienen. Ich war vor 2 Uhr bei Herrn von Metternich, aber schon waren die Vertreter der vier Höfe um eine lange Tafel vereinigt; Lord Castlereagh, an dem einen Ende, schien den Vorsitz zu führen; an dem andern Ende saß ein Mann, den Metternich mir als den Protokollführer bei ihren Conferenzen vorstellte; es war Gentz. Zwischen Castlereagh und Metternich war ein Sitz freigelassen, den ich einnahm.

---

*) Talleyrands Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses. Nach den im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris aufbewahrten Handschriften herausgegeben von G. Pallain. Autorisirte deutsche Ausgabe besorgt von Paul Bailleu. Leipzig, F. A. Brockhaus. Paris, E. Plon & Comp., 1881.

Die Forderung des portugiesischen Botschafters Palmella, ebenfalls zu den Sitzungen zugelassen zu werden, wurde zunächst verlesen. Natürlich fand sie bei Talleyrand und Labrador bereitwillige Unterstützung.

Der Zweck der heutigen Conferenz, sagte mir Lord Castlereagh, ist, Sie in Kenntniß von dem zu setzen, was die vier Höfe gethan haben, seit wir hier sind. Dann wandte er sich an Metternich und sagte: Sie haben das Protokoll. Metternich überreichte mir darauf ein von ihm, Graf Nesselrode, Lord Castlereagh und Fürst Hardenberg unterzeichnetes Schriftstück, in welchem sich der Ausdruck Verbündete in jedem Paragraphen vorfand. Ich nahm Anstoß an diesem Ausdruck; ich sagte, derselbe nöthigte mich zu fragen, wo wir eigentlich wären, ob etwa noch in Chaumont oder in Laon, ob kein Friede geschlossen wäre, ob eine Feindseligkeit bestehe und gegen wen? Alle erwiderten mir, daß sie mit dem Ausdruck Verbündete keinen dem Stand unsrer gegenwärtigen Beziehungen widersprechenden Sinn verbänden und daß sie ihn nur der Kürze wegen gewählt hätten. Worauf ich bemerkte, daß, wie groß auch der Werth der Kürze sei, man dieselbe doch nicht auf Kosten der Genauigkeit erkaufen dürfe. Was den Inhalt des Protokolls betrifft, so war es ein Gewebe metaphysischer Schlußfolgerungen, um Ansprüche zur Geltung zu bringen, die man noch dazu auf uns unbekannte Verträge begründete.

Da sich der Fürst gegenüber diesem Protokoll vollständig ablehnend verhielt, so wurde es sofort zurückgezogen. Darauf wurde ein Entwurf vorgelegt mit der Bestimmung, daß die von dem Congreß zu regelnden Gegenstände in zwei Klassen getheilt werden sollten; für jede derselben solle ein Ausschuß gebildet werden, an den sich die betheiligten Staaten wenden könnten; nach Beendigung der ganzen Arbeit durch die beiden Ausschüsse werde dann zum ersten Male der Congreß zusammentreten, dessen Genehmigung alles unterbreitet werden sollte.

Dieser Entwurf bezweckte offenbar, die vier Mächte, die sich Verbündete nennen, zu unbeschränkten Herren aller Maßnahmen des Congresses zu machen; denn wenn die sechs Großmächte über die Zusammensetzung des Congresses, über die zu regelnden Gegenstände, über die Behandlungsweise derselben, über die Reihenfolge der Regelung entscheiden und allein und ohne Controle die Ausschüsse, welche alles vorbereiten würden, ernennen sollen, so würden Frankreich und Spanien, selbst vorausgesetzt, daß sie in allen Fragen immer einverstanden wären, doch immer nur zwei gegen vier sein.

Der Botschafter Frankreichs bekämpfte daher auf das heftigste diesen Entwurf, und man vertagte die Conferenz. Nun richtete Talleyrand am 1. October eine Note an die Vertreter der fünf andern Mächte, in welcher er verlangte, daß die acht Regierungen, die den Vertrag vom 30. Mai unterzeichnet hätten, völlig geeignet seien, eine Commission zu bilden, welche die von dem Congreß vor allen andern zu entscheidenden Fragen vorbereiten würde.

Diese Commission solle zugleich die Bildung der Ausschüsse, deren Einsetzung man für zweckmäßig halte, und die Namen ihrer Mitglieder vorschlagen. Weiter aber dürfe ihre Competenz nicht gehen; denn die acht Mächte seien nicht der Con-

greß, sondern nur ein Theil desselben, und wenn sie sich selbst eine Befugniß beilegen wollten, die nur dem Congreß zustehe, so sei dies eine Usurpation, die ich, falls ich daran theilnehmen solle, schwer mit meiner Verantwortlichkeit vereinbaren könne.

Nach Absendung dieser Note hatte Talleyrand eine lange Audienz beim Kaiser Alexander. Wir heben aus ihrer Unterhaltung nur die interessanteste Stelle hervor. Der Zar hatte betont, daß bei den Verhandlungen jeder seinen Vortheil haben müsse. Der Botschafter Frankreichs antwortete: „Und ein jeder sein Recht." Das Gespräch setzte sich darauf fort, wie folgt:

„Ich werde behalten, was ich besetzt habe." „Ew. Majestät werden nur behalten wollen, was Ihnen von Rechts wegen zusteht." „Ich bin mit den Großmächten einverstanden." „Ich weiß nicht, ob Ew. Majestät Frankreich mit zu denselben rechnen." „Ja, gewiß, aber wenn Sie nicht wollen, daß ein jeder seinen Vortheil finde, was wollen Sie denn?" „Ich stelle das Recht voran und den Vortheil hinterher." „Der Vortheil Europas ist das Recht." „Diese Sprache, Sire, ist nicht die Ihrige; sie ist Ihnen fremd, und Ihr Herz mißbilligt sie." „Nein, ich wiederhole es; der Vortheil Europas ist das Recht." Da wendete ich mich gegen die Wand, neben der ich war; ich stützte meinen Kopf daran, und indem ich gegen das Getäfel schlug, rief ich aus: „Europa, unglückliches Europa!" Dann wendete ich mich zu dem Kaiser zurück und fragte ihn: „Soll es dereinst heißen, daß Sie es ins Verderben gestürzt haben?" Er erwiderte mir: „Eher Krieg als Verzicht auf das, was ich besetzt halte." Ich ließ meine Arme sinken und in der Stellung eines tief bekümmerten, aber entschlossnen Mannes, der ihm zu sagen schien: es wird nicht unsre Schuld sein, verharrte ich in Schweigen. Es dauerte einige Augenblicke, ehe der Kaiser das Schweigen brach, dann wiederholte er: „Ja wohl, eher Krieg."

Die vier Regierungen hätten ihre Stellung Frankreich gegenüber befestigen müssen. Sie thaten es nicht, theils weil man der Zustimmung Frankreichs bei dem allgemeinen Friedenswerke nicht entbehren konnte, theils weil das Interesse der einzelnen Großmächte in dem Königreiche einen Bundesgenossen fand. Von dieser Unsicherheit in der Meinung der vier Mächte wußte Talleyrand schnell Vortheil zu ziehen. Er trat zuerst Metternich näher. Der Staatskanzler hatte den Entwurf zu einer Erklärung bezüglich des Congresses verfassen lassen, von dem er sagte, daß Talleyrand mit ihm zufrieden sein könne. Ueber den weitern Verlauf des Gespräches berichtet der französische Botschafter folgendes:

Ich bat ihn um den Entwurf, aber er hatte ihn nicht. „Er circulirt wohl," fragte ich, „bei den Verbündeten?" „Sprechen Sie doch nicht von Verbündeten," erwiderte er, „es giebt keine mehr." „Es giebt hier Leute," sagte ich, „die es sein sollten und zwar in dem Sinne, daß sie auch ohne eine Vereinbarung zu treffen, dieselben Ansichten haben und dieselben Dinge wollen müßten. Wo nehmen Sie nur den Muth her, Rußland wie einen Gürtel um Ungarn und Böhmen, Ihre vornehmsten und wichtigsten Besitzungen zu legen? Wie können Sie es dulden, daß das Erbe eines alten guten Nachbars, in dessen Familie eine Erzherzogin ge-

heiratet hat, Ihrem natürlichen Feinde gegeben werde? Es ist seltsam, daß wir uns dem widersetzen wollen und Sie nicht."

Als Metternich zu erkennen gab, daß er wissen wolle, was Frankreich zu bewilligen geneigt sei und was nicht, erklärte Talleyrand ohne Umschweif die Absichten seiner Regierung, wie sie die Instruction darlegt.

Metternich ergriff darauf meine Hand und sagte: „Wir stehen einander weniger fern, als Sie glauben. Ich verspreche Ihnen, daß Preußen weder Luxemburg noch Mainz haben soll; es liegt uns ebenso wenig als Ihnen daran, daß sich Rußland übermäßig vergrößert, und was Sachsen betrifft, so werden wir alles thun, was an uns liegt, damit wenigstens ein Theil davon erhalten bleibe."

Unter diesen Umständen konnte Talleyrand dem Entwurfe Metternichs beitreten, der sich begnügte, die Eröffnung des Congresses bis zum 1. November zu vertagen. In der Zwischenzeit sollte durch freie und vertrauliche Verhandlungen mit den Bevollmächtigten der andern Mächte die Lösung der Fragen vorbereitet werden, welche dem Congresse vorgelegt werden sollten. Bei der Annahme des Entwurfes stellte aber der französische Botschafter eine Bedingung. Er verlangte, daß man schreibe: „Die Eröffnung des Congresses wird geschehen in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen des öffentlichen Rechts."

Bei diesen Worten erhob sich ein Lärm, von dem man sich nur schwer eine Vorstellung machen kann. Hardenberg stand auf, stützte die Hände auf den Tisch und rief mit fast drohender und schreiender Stimme: „Nein, Herr, das öffentliche Recht? Das ist überflüssig. Wozu erklären, daß wir gemäß dem öffentlichen Rechte handeln werden? Das versteht sich ohne Erklärung." Ich erwiderte ihm, wenn es sich schon verstehe ohne Erklärung, so werde es sich noch besser verstehen mit einer Erklärung. Humboldt rief: „Was thut hier das öffentliche Recht?" Ich antwortete: „Es thut, daß Sie hier sind." Lord Castlereagh nahm mich beiseite und fragte mich, ob ich gefälliger sein werde, wenn man in diesem Punkte meinen Wünschen nachgebe. Ich fragte ihn meinerseits, was ich von ihm in der neapolitanischen Frage erwarten dürfe, wenn ich mich gefällig zeige, er versprach mir, mich mit seinem ganzen Einfluß zu unterstützen. „Ich werde darüber," sagte er, „mit Metternich sprechen; ich habe das Recht, eine Ansicht über diese Frage zu haben." „Sie geben mir Ihr Ehrenwort?" fragte ich ihn; er erwiderte: „Ich gebe es Ihnen." „Und ich," antwortete ich, „gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nur bei den Principien, die ich nicht preisgeben darf, unnachgiebig sein werde."

Damit hatte Talleyrand einen außerordentlichen Vortheil errungen. Metternich hatte Murat nicht fallen lassen wollen, weil er die Uebermacht der Bourbonen fürchtete. Jetzt war der französische Gesandte in dieser Frage der Unterstützung Castlereaghs sicher. Bei der Ordnung der deutschen Verhältnisse dagegen und der Verfügung über deutsche Länder zu Gunsten Preußens konnte er auf Metternich zählen, und die förmliche Aufnahme des öffentlichen Rechts mit dem Legitimitätsprincip in den Entwurf, die doch noch stattfand, versprach ihm die Möglichkeit, die Pläne Frankreichs in jeder Weise zu fördern. Mit diesem Er-

folge war aber auch thatsächlich die Coalition der ehemaligen Gegner Napoleons gesprengt. Auf der einen Seite standen Rußland und Preußen, auf der andern Oesterreich und England. Soll man, schreibt Talleyrand an seinen Monarchen, um des Friedens willen Rußland und Preußen nachgeben? „Weder die Sicherheit Europas noch die Ehre gestatten das.“ Soll man Gewalt gegen Gewalt setzen?

Dafür müßte Oesterreich, welches, glaube ich, den Wunsch dazu hat, auch den Willen haben. Es hat gewaltige Streitkräfte auf den Beinen; aber es fürchtet Erhebungen in Italien und wagt nicht, allein sich mit Rußland und Preußen einzulassen. Es kann auf Baiern zählen, welches sich sehr freimüthig ausgesprochen und ihm 50 000 Mann zur Vertheidigung Sachsens angeboten hat; Würtemberg würde 10 000 Mann stellen. Andre deutsche Staaten würden sich anschließen; aber das beruhigt Oesterreich noch nicht; es möchte auf unsre Mitwirkung rechnen dürfen, und glaubt nicht darauf rechnen zu können.... Ew. Majestät werden mir ohne Schwierigkeit glauben, daß ich den Krieg ebenso wenig liebe und wünsche als Sie selbst; aber nach meiner Ansicht würde es genügen, ihn in der Ferne zu zeigen, ohne daß man ihn zu führen braucht; nach meiner Ansicht dürfte ferner auch die Furcht vor einem Kriege nicht die Furcht vor einem größern Uebel überwiegen, dem nur der Krieg vorbeugen kann.

König Ludwig antwortete auf die ausgesprochne Bitte Talleyrands, die Gegner Rußlands und Preußens der französischen Hilfe versichern zu dürfen, zustimmend: „Ich hoffe,“ schreibt er, „daß die Schritte, die Sie infolge dessen thun werden, genügen; aber wie ich Ihnen schon schrieb, wir müssen zeigen, daß etwas dahinter ist, und ich werde Befehl geben, daß die Armee mobil gemacht werde.“ „Gott ist mein Zeuge,“ setzt er salbungsvoll hinzu, „daß ich, weit entfernt, Krieg zu wollen, nichts mehr wünsche als einige Jahre Ruhe, um die Wunden des Staates heilen zu können; aber vor allem will ich die Ehre Frankreichs unverletzt erhalten, und verhindern, daß Principien und eine Ordnung der Dinge Geltung gewinnen, die aller Sittlichkeit ebenso sehr widersprechen, als sie dem Frieden schädlich sind.“

Aber Talleyrands Pläne gingen noch weiter. Es galt, Castlereagh zu gewinnen, und ihn von Preußen abzuziehen. Talleyrand versuchte ihn zunächst mit einem Eingehen auf die polnische Frage zu ködern. Ueber die Unterredung, die er in dieser Hinsicht mit dem englischen Botschafter hatte, schreibt er am 28. December folgendes an Ludwig XVIII. Er habe mit Castlereagh von einer Convention oder Allianz zwischen Frankreich und England gesprochen. Dieser habe geantwortet:

„Aber eine Allianz setzt den Krieg voraus oder kann doch dazu führen, und wir müssen alles thun, um den Krieg zu vermeiden.“ „Ich denke ganz wie Sie; man muß alles thun, nur nicht die Ehre, die Gerechtigkeit und die Zukunft Europas opfern.“ „In meiner Heimat,“ entgegnete er, „würde man den Krieg nur ungern

sehen.“ „Der Krieg würde populär bei Ihnen sein, wenn Sie ihm ein großes, ein wahrhaft europäisches Ziel geben.“ „Welches Ziel wäre das?“ „Die Wiederherstellung Polens.“ Er wies diesen Gedanken nicht zurück, sondern begnügte sich zu antworten: „Noch nicht.“

Aber es verstrich nur kurze Zeit, so trat Castlereagh der Convention bei. Voll Freuden theilt Talleyrand am 4. Januar 1815 seinem Herrscher das überraschende Ereigniß mit:

Heute, Sire, ist die Coalition aufgelöst, und sie ist es für immer. Nicht allein ist Frankreich nicht mehr isolirt in Europa, sondern Ew. Majestät haben schon ein Bundessystem, wie man es kaum als Ergebniß der Unterhandlungen eines halben Jahrhunderts hätte erwarten dürfen. Sie sind im Einverständniß mit zwei Großmächten, mit drei Staaten zweiten Ranges und bald mit allen den Staaten, die nicht revolutionäre Grundsätze und Maximen befolgen. Sie werden in Wahrheit das Haupt und die Seele dieses Bundes sein, der die Grundsätze vertheidigen soll, die Sie zuerst verkündigt haben. — Der Zweck unsrer Vereinbarung ist, die Bestimmungen des Pariser Vertrags in einer Weise zu vervollständigen, die dem wahren Geist desselben und dem allgemeinen Interesse Europas am entsprechendsten ist. Käme jedoch der Krieg wirklich zum Ausbruch, so könnte man ihm ein Ziel geben, welches den Erfolg desselben fast unfehlbar machen und Europa unberechenbare Vortheile verschaffen würde.

Am 19. Januar konnte Talleyrand verkündigen, daß der Beitritt Baierns zur Tripelalliance im Werke sei, Hannover, Holland und Darmstadt sich anschließen würden. Damit war die Sache Sachsens entschieden.

Oesterreich, England, Baiern, Holland, Hannover und fast das ganze Deutschland sind mit uns über die Erhaltung des Königs und eines Königreiches Sachsen einverstanden. Sachsen wird also bestehen bleiben, obgleich Fürst Hardenberg in einem vor kurzem vorgelegten Entwurfe zum Wiederaufbau der preußischen Monarchie noch gewagt hat, das ganze Sachsen zu verlangen. Metternich soll auf diesen Entwurf antworten, und ich wollte seine Antwort abwarten, um meinen Kurier abgehen zu lassen; sie ist aber noch nicht fertig, und ich habe nur die Materialien dazu gesehen, die alle sehr gut sind; übrigens ergiebt sich schon aus einer Prüfung des preußischen Entwurfs, daß man Preußen alles wiedergeben kann, was es 1805 besessen hat; und was ja auch alles ist, worauf es Anspruch hat, und daß doch für Sachsen noch 1 500 000 Einwohner übrig bleiben können. Preußen aber behauptet und nimmt dabei die Vergrößerungen, die Rußland und Oesterreich erhalten haben, zum Vorwande, daß es jetzt 600 000 Einwohner mehr haben müsse als im Jahre 1805.

Die schließliche Entscheidung über das Loos Sachsens — es sollten 782 000 Seelen abgetreten werden — theilte Talleyrand am 1. Februar 1815 dem Könige mit:

Die Preußen sind, wie man sagt, wenig geneigt — oder thun doch so —, sich mit diesem Angebot zufrieden zu geben. Es kommt dabei für sie nicht bloß die Größe des Landes, sondern auch die Eigenliebe in Frage. Nachdem sie, und zwar noch soeben, ganz Sachsen gefordert, nachdem sie es besetzt, nachdem alle Mächte, mit Ausnahme Frankreichs, es ihnen überlassen und sie selbst so oft er-

klärt hatten, daß sie nie darauf verzichten würden, muß es ihnen in der That peinlich sein, zwei Dritteln dieses Königreiches entsagen zu sollen. Aber ohne die Unterstützung Rußlands werden sie keinen Widerstand leisten, und Kaiser Alexander, der in Polen erreicht hat, was er wollte, der an der Sache nur durch seine Eigenliebe betheiligt ist, wird den Preußen allem Anschein nach rathen, auf die ihnen gemachten Vorschläge einzugehen; man darf deshalb glauben, daß dieselben mit geringen Veränderungen in der That angenommen werden.

Am 28. Februar konnte Talleyrand melden, daß Preußen die ihm gemachten Vorschläge beantwortet habe.

Der Kern ihrer Antwort ist, daß sie annehmen. Sie werden weder Luxemburg noch Mainz bekommen. Die Weisungen Ew. Majestät schreiben uns vor, dahin zu wirken, daß sie den letztern Platz nicht erhielten; sie werden auch den erstern nicht erhalten.

Dieser Tage werden die über Polen, Preußen und Sachsen vereinbarten Abmachungen zur Unterzeichnung und Aufnahme in das Protokoll in die Form von Artikeln gebracht werden.

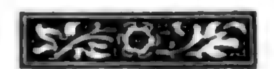
Wir können hier schließen. Die Hauptpunkte des fertigen Programms, mit welchem der Botschafter des besiegten Staates vor die Minister der siegreichen, aber in sich gespaltnen und nur noch äußerlich zusammenhaltenden Coalition trat, waren zu Gunsten Frankreichs entschieden. Talleyrands diplomatischer Kunst war es gelungen, den Riß unter den vier Großmächten zu erweitern und eine Tripelallianz zu begründen, die seine weitern Forderungen unterstützen mußte.

Auf die übrigen Briefe brauchen wir nicht einzugehen, so viele witzige Bemerkungen und geistreiche Charakteristiken sie auch enthalten, und so interessant es auch ist, zu sehen, wie der ehemalige revolutionäre Bischof dem Gottesgnadenthum Weihrauch streut, wie er in salbungsvollem Tone König Ludwig umschmeichelt, wie er als „ehrlicher Makler" unter dem Deckmantel des neumodischen Princips die eigennützigste Politik verfolgt und wie er wohlgefällig sich mit den Triumphen seiner hinterlistigen Politik brüstet. Nur folgender Brief, den der Fürst am 17. October 1814 an Ludwig XVIII. richtete, sei noch herausgehoben.

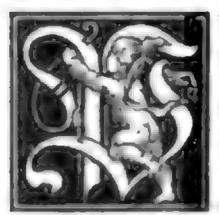
In Deutschland sind überall revolutionäre Gährungsstoffe verbreitet; der Jakobinismus herrscht hier nicht wie bei uns in Frankreich vor 25 Jahren in den mittlern und untern Klassen, sondern in dem höchsten und reichsten Adel; ein Unterschied, der bewirkt, daß der Gang einer in Deutschland etwa ausbrechenden Revolution nicht nach dem Gange der unsrigen berechnet werden kann. Die, welche durch die Auflösung des Reichs und die Rheinbundacte von dem Range der Dynasten zu der Klasse der Unterthanen herabgestiegen sind, ertragen mit Ungeduld die Herrschaft derjenigen, die ihresgleichen wirklich oder ihrer Meinung nach waren; sie trachten, eine Ordnung umzustürzen, die ihren Stolz empört, und alle Regierungen dieses Landes durch eine einzige zu ersetzen. Mit ihnen im Bunde sind die Männer der Universitäten, die von ihren Theorien erfüllte Jugend, und die, welche der Kleinstaaterei Deutschlands die Leiden zuschreiben, die sie durch so viele Kriege, deren beständiger Schauplatz es ist, über das Land ergossen haben. Die

Einheit des deutschen Vaterlandes ist ihr Geschrei, ihr Glaube, ihre bis zum Fanatismus erhitzte Religion, und dieser Fanatismus hat selbst einige der gegenwärtig regierenden Fürsten ergriffen. Diese Einheit aber, von der Frankreich nichts zu fürchten hätte, wenn es das linke Rheinufer und Belgien besäße, würde jetzt die bedenklichsten Folgen für uns haben. Wer kann überdies die Folgen der Erschütterung einer Masse wie Deutschland vorhersehen, wenn die bisher getrennten Elemente in Bewegung kämen und sich verschmelzen? Wer weiß, wo der einmal gegebene Anstoß inne hält?

So hat durch seinen überwiegenden Einfluß Frankreich einen erheblichen Antheil an der Gestaltung der deutschen Gebietsverhältnisse gewonnen, und dadurch, daß es sich zum Vertreter der Interessen der ehemaligen Rheinbundstaaten machte, auch mittelbar die deutsche Bundesverfassung, welche die Schwäche der Nation für lange Zeit besiegeln sollte, beherrscht. Mit begreiflicher Sorge hat die französische Politik später über der Ohnmacht Deutschlands gewacht, und wenn sich einstmals ein freundlicheres Verhältniß zu dem mächtig aufstrebenden Preußen anzubahnen schien, so genügte doch ein einziger Sieg, der Sieg von Sadowa, um die alte Eifersucht wieder wach zu rufen. Zu hellen Flammen brach sie aus in jenem frevelhaft heraufbeschwornen Kriege, in welchem ein deutsches Reich erstand und unabänderlich der Sturz jener französischen Ideen sich vollzog, in deren Namen Talleyrand auf dem Wiener Congreß sprach und handelte.



Die Bildnisse Goethes.



Professor Zarncke in Leipzig besitzt eine der reichsten Sammlungen von Bildnissen Goethes, ist unausgesetzt bemüht, sie zu vervollständigen, läßt von den hervorragendsten Originalen, ohne sich bei den bisherigen Nachbildungen derselben zu beruhigen, auf eigne Kosten und oft mit nicht geringen Mühen und Opfern Photographien herstellen, veröffentlicht dann und wann eine Probe seiner Studien über die Geschichte der Goethebildnisse in Zeitschriften und wird wahrscheinlich über kurz oder lang die Goethefreunde mit einer umfassenden, erschöpfenden und abschließenden Monographie über diesen Gegenstand erfreuen.

So sagten die einen.

Nein, sagten die andern. Mit der Sammlung und den Studien Zarnckes hat es zwar seine Richtigkeit, aber er denkt nicht daran, ein Werk darüber zu

veröffentlichen. Wohl aber hat ein Schriftsteller in Baden bei Wien, ein gewisser oder, wie man dort sagt, ein „sicherer“ Hermann Rollett, der ebenfalls schon seit vielen Jahren Bildnisse Goethes sammelt, den Plan, die wichtigsten derselben, von einem eingehenden Commentar begleitet, in einem Prachtwerke zu veröffentlichen. Die Vorbereitungen dazu sind schon getroffen, und man wird wohl nächstens etwas davon zu sehen bekommen.

Wenn das wahr ist, sagten die ersten wieder, so hat Zarncke seinen Gedanken Rollett zu Liebe aufgegeben, denn gehabt hat er ihn gewiß. Inzwischen glauben wirs noch nicht und wollen die Sache ruhig abwarten.

Das war im vorigen Sommer, wenn wir uns recht erinnern. Heute ist die Frage: Zarncke oder Rollett? entschieden. Vor einem Vierteljahre etwa schickte die Braumüllersche Buchhandlung in Wien einen splendid ausgestatteten Prospect in die Welt, worin sie die Publication Rolletts ankündigte, und vor wenigen Tagen ist denn auch die erste Lieferung des auf fünf Lieferungen berechneten Werkes ausgegeben worden.*)

Es bedarf keiner Silbe, um auf die große Wichtigkeit dieses Unternehmens hinzuweisen. Mit Sachkenntniß, wissenschaftlichem Sinn und künstlerischem Tact durchgeführt, müßte es einen der werthvollsten Beiträge zur Goetheliteratur bilden, den wir seit langer Zeit erhalten haben. Ruhte doch auf Goethes äußerer Erscheinung von seinen Knabenjahren an bis in sein höchstes Greisenalter hinein, wie durch zahlreiche Zeugnisse von Zeitgenossen erwiesen ist, ein so hinreißender Zauber, daß keiner, der tiefer in seine Werke und in sein Leben einzudringen sich bemüht, das Verlangen unterdrücken kann, auch eine möglichst richtige und lebendige Vorstellung von der Persönlichkeit des Dichters sich zu verschaffen. Jung Stilling berichtet von dem ersten Eindruck, den er und sein Freund Troost 1771 als Straßburger Studenten an dem Mittagstische der Jungfern Lauth von Goethe gehabt: „Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs muthig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troosts und Stillings Augen auf sich. Ersterer sagte gegen Letzteren: Das muß ein vortrefflicher Mann sein; Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte.... Herr Troost sagte leise zu Stilling: Hier ists am besten, daß man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahr-

---

*) Die Goethe-Bildnisse, biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt von Dr. Hermann Rollett. 1. Lieferung. Mit 2 Radirungen und 18 Holzschnitten. Wien, 1881. W. Braumüller.

heit, sie schwiegen also, und es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen hinüberwälzte; er saß gegen Stilling über, und er hatte die Regierung am Tische, ohne daß er sie suchte." Drei Jahre später, 1774, berichtet Heinse von Düsseldorf aus an Gleim: „Goethe war bei uns, ein schöner Junge von 25 Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke ist. Ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln. Ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und so voll vom eignen Genie gewesen wäre wie er." Wieland schreibt 1775, drei Tage nach Goethes Ankunft in Weimar, an Fritz Jacobi: „O bester Bruder, was soll ich von Goethe sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! Alles, was ich von der Sache sagen kann, ist dies: seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie der Thautropfen von der Morgensonne.„ Und im Jahre darauf, 1776, schildert er ihn in einem „An Psyche" überschriebnen (Frau von Bechtoldsheim in Stetten bei Erfurt gewidmeten) Gedichte:

Auf einmal stand in unserer Mitten
Ein Zaubrer! Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangerem Gesicht
Auf einem Drachen angeritten.
Ein schöner Hexenmeister es war
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig daher . . . .
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt,
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken ganz gereinigt
Der, unzerdrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt,
Und doch so innig im Ganzen lebt.

So manche Zeugnisse aus spätern Jahren sind wohl weniger dithyrambisch im Ton, aber den gewinnenden oder überwältigenden Eindruck der Persönlichkeit des Dichters heben auch sie hervor. Rosette Städel, die Tochter des Geheimraths v. Willemer, schrieb 1814, als sie Goethe zum ersten Male gesehen: „Den Mann gesehen, den ich mir als einen schroffen, unzugänglichen Tyrannen gedacht und

in ihm ein liebenswürdiges, jedem Eindruck offnes Gemüth gefunden, einen Mann, den man kindlich lieben muß, dem man sich ganz vertrauen möchte. Er ist eine gewiß einzige Natur. . . . Er ist ein glücklich von der Natur mit Gaben überschüttetes Wesen, das sie schön von sich strahlt und nicht stolz darauf ist, das Gefäß für solchen Inhalt zu sein." Und Deinhardstein, der den Dichter 1830 sah, schrieb über ihn: „Goethe hat alles Ehrwürdige des Greisenalters und noch bedeutende Reste von der Kraft früherer Jahre. Seine Haltung ist vollkommen gerade, sein Blick voll Feuer und Leben. Ein besonders gutmüthiges Wohlwollen, fern von jeder Affectation, herrscht in seinem Benehmen vor . . . Sein Kopf ist ganz der eines Jupiters; die Stirne gewölbt und edel, das Auge voll Glanz und Kraft, und eine unnachahmliche Hoheit um den Mund. Alles an ihm ist Ordnung und Ebenmaß."

Diesen und vielen andern Zeugnissen treten nun über hundert Originalporträts Goethes (ungerechnet die zahlreichen, im ganzen über 300 zählenden Reproductionen derselben) an die Seite. Jedem unsrer Leser, der nur zehn oder zwölf davon gesehen — und an so viele erinnert sich wohl jeder — steht die große Verschiedenheit derselben auch da, wo sichs um Bildnisse aus derselben Lebensperiode handelt, vor der Seele. Von manchen kann man ja nun wohl sagen, daß sie überhaupt wenig Aehnlichkeit werden gehabt haben. Aber auch die, welche die Bürgschaft der Aehnlichkeit zu bieten scheinen, unterscheiden sich, einmal durch die Mannichfaltigkeit der künstlerischen Auffassung, sodann durch jene Abweichungen, die auf ganz natürliche Weise, durch körperliches Befinden, durch die Art der Thätigkeit, durch Stimmung und Laune in der äußern Erscheinung jedes Menschen, selbst innerhalb kurzer Zeiträume hervortreten und auch bei der objectivsten künstlerischen Auffassung zum Ausdrucke kommen müssen. Wie verschieden sind oft drei, vier Photographien einer Person aus ein und demselben Jahre, und doch bietet die Photographie eine rein mechanische Wiedergabe der Natur, ohne alle subjective Zuthat!

Einzelne Künstler haben bekanntlich versucht, aus einer Reihe von Bildnissen Goethes eine ideale Mitte zu construiren. Bei der Errichtung von Goethedenkmälern, auch bei der Herstellung von neuern Goetheporträts ist dies wiederholt geschehen. Das Resultat solcher durch eine Art von arithmetischem Mittel entstandenen Idealgestalten ist stets ein unbefriedigendes für den, dem es nicht bloß um einen „schönen Kopf", sondern um Treue und Wahrheit zu thun ist. Zu einer möglichst lebendigen Idee von Goethes äußerer Erscheinung kann man nur durch eine längere Reihe authentischer Bildnisse gelangen, die aus den verschiedensten Perioden seines Lebens stammen. Solch eine Sammlung aber, begleitet von einem ausführlichen Texte, der über die Entstehung und die Geschichte

der einzelnen Bildnisse alles irgend erreichbare beibringen soll, will die Publication Rolletts uns bieten.

Die nachfolgende Besprechung des Werkes muß leider mit dem Bekenntniß beginnen, daß die Wünsche und Hoffnungen, die wir an das Erscheinen desselben geknüpft hatten, nicht in ihrem ganzen Umfange in Erfüllung gehen zu wollen scheinen. Die Hauptbedeutung des Werkes wird natürlich in den Abbildungen liegen. Wären diese unzulänglich, so würde auch durch den besten Text dieser Mangel nicht ausgeglichen werden. Auf sie also richten wir zuerst unser Augenmerk.

Das ganze Werk wird zehn der hervorragendsten Bildnisse Goethes aus verschiednen Lebensaltern als Einzelblätter bringen, meist in Radirungen von William Ungers Hand, einzelne auch in Heliogravüren, außerdem über ein halbes Hundert als Umrißholzschnitte im Text. Die vorliegende Lieferung enthält davon bereits mehr als den fünften Theil, 2 Radirungen und 18 Holzschnitte. Die letztern, sämmtlich in der artistischen Anstalt von R. v. Waldheim in Wien hergestellt, entsprechen, soweit wir sie an den Originalen haben controliren können, auch hohen Anforderungen. Theils sind es Umrißzeichnungen, theils Silhouetten, bei deren Herstellung wohl meist der Weg eingeschlagen worden ist, daß nach dem Original oder nach einer Photographie des Originals wiederum eine Photographie direct auf den Holzstock gebracht und diese dann mit großer Sorgfalt geschnitten worden ist. Auf diese Weise sind wohl in den meisten Fällen Reproductionen von wünschenswerthester Treue erreicht worden.

Ob man dasselbe von den Ungerschen Radirungen wird sagen können? Wir wagen es schon jetzt zu bezweifeln. An diese zehn Hauptbilder wird und darf jeder, was die Treue der Wiedergabe betrifft, mit den höchsten Erwartungen herantreten. Wer das Werk Rolletts sich kauft, der meint sicher damit etwas ein für allemal abschließendes zu erwerben; er wird nicht gewillt sein, von dem oder jenem der darin reproducirten Bildnisse Goethes nach Jahr und Tag sich abermals eine bessere und treuere Reproduction nachzuschaffen. Nun haben wir die feste Ueberzeugung, daß diesen höchsten Anforderungen, auch wo sichs um die Wiedergabe von Oelgemälden handelt, einzig und allein die Photographie entsprechen kann, und wenn wir in der Sache hätten rathen können, so würden wir gerathen haben, die zehn Hauptbilder unbedingt auf mechanischem Wege herzustellen. Und zwar wären wir in diesem Falle nicht für den jetzt so vielfach verwendeten Lichtdruck, sondern für wirkliche Photographien gewesen. Es ist zwar unleugbar, daß die Photographie wegen ihrer Farbe und ihres Glanzes zur Verbindung mit dem gedruckten Buche sich weniger eignet als der Holzschnitt, der Kupferstich oder die Radirung, und wo man sie vermeiden kann, da soll und

wird man sie vermeiden. Gerade beim Porträt aber, bei dem die geringste Abweichung vom Original imstande ist, einen fremdartigen Zug in ein Gesicht zu bringen, würden wir der Photographie vor jeder andern Vervielfältigung den Vorzug geben, vorausgesetzt, daß, was gegenwärtig freilich noch ein Geheimniß weniger photographischen Institute in Deutschland, wie F. Hanfstängls in München und der photographischen Gesellschaft in Berlin zu sein scheint, die photographische Aufnahme des Oelbildes ein völlig klares, scharfes und kräftiges Bild ergiebt, das nirgends der nachhelfenden Retouche bedarf.

Die Verlagshandlung scheint andrer Ansicht gewesen zu sein. Sie hat, der an sich höchst erfreulichen Richtung des gegenwärtigen Geschmacks folgend, welche die Radirung wieder pflegt und welche namentlich in Wien, wo die „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst" ihren Sitz hat, stark entwickelt ist, bei den zehn Hauptbildern der Radirung den Vorzug gegeben und sich für die Ausführung dieser Aufgabe an Professor Unger gewandt, der gegenwärtig als Radirer ja hoch gefeiert wird. Daß sie damit aber keinen glücklichen Griff gethan, beweist bereits die vorliegende Lieferung. Unger steht in der Geschicklichkeit, mit der er die Radirnadel führt, unter den deutschen Künstlern gewiß jetzt obenan. Seine Stärke aber liegt vor allem in der virtuosen Wiedergabe des Colorits, nicht in der Correctheit der Zeichnung; mit dieser darf mans bei ihm nicht allzugenau nehmen. Soll doch einer der größten lebenden Maler, als ihm von einem seiner Bilder eine Radirung von Ungers Hand vorgelegt wurde, gesagt haben: „Das ist keine Radirung, das ist eine Verleumdung." Speciell für das Porträt, noch specieller für das fast ausnahmslos im Profil erscheinende, scharf umrissne Porträt des jungen Goethe, das durch die leisesten Modificirungen sofort einen fremdartigen Beigeschmack erhält, besitzt Unger nicht die nöthige pedantische Gewissenhaftigkeit. Zum Modekünstler geworden, mit Aufträgen bestürmt, arbeitet er überdies in den letzten Jahren flüchtiger als früher. So waren wir von vornherein im Zweifel, ob gerade er die geeignete Kraft für die vorliegende Aufgabe sein würde, und die erschienene erste Lieferung hat diesen Zweifel nur gerechtfertigt.

Ueber das erste Bild zwar haben wir kein Urtheil. Es ist eine Radirung nach dem im Schlößchen zu Tiefurt befindlichen, 1775 von dem Bildhauer Johann Peter Melchior angefertigten Gypsmedaillon, von Unger nach einer Photographie des Medaillons ausgeführt. Technisch ist es unzweifelhaft eine äußerst zarte, delicate Leistung; die Aehnlichkeit vermögen wir nicht zu controliren. Anders verhält sichs mit dem zweiten Bilde, dem berühmtesten und populärsten Porträt des jungen Goethe, welches überhaupt existirt. Es ist das gegenwärtig im Besitz der Cottaschen Buchhandlung befindliche Bild, welches im Sommer 1779 in Weimar der Maler Georg Oswald May im Auftrage der Herzogin von

Würtemberg gemalt hat. Wieland schreibt darüber am 1. August 1779 an Merck: „Mit Göthen hab ich vergangene Woche einen gar guten Tag gehabt. Er und ich haben uns entschließen müssen, dem Rath May zu sitzen, der uns ex voto der Herzogin von Würtemberg für Ihre Durchlaucht mahlen soll. Göthe saß Vor- und Nachmittags und bat mich, weil Serenissimus absens war, ihm bei dieser leidigen Session Gesellschaft zu leisten und zur Unterhaltung der Geister den ‚Oberon‘ vorzulesen. Zum Glück mußte sichs treffen, daß der fast immer wüthige Mensch diesen Tag gerade in seiner besten, receptivsten Laune und so amüsable war wie ein Mädchen von sechzehn.“ Von diesem Bilde giebt es eine große Anzahl von Nachbildungen in Stich, Holzschnitt, Lithographie und neuerdings auch Photographie, die in geradezu lächerlicher Weise von einander abweichen. Hat man ein halbes Dutzend davon vor sich liegen, so hat man genau den Eindruck, als befinde man sich einer Anzahl von Schülerarbeiten aus der Copirclasse einer Kunstakademie gegenüber: jeder hat dieselbe Vorlage gehabt, und jeder hat das Bild anders gesehen und etwas andres hineingesehen als seine Genossen. Am bekanntesten sind wohl die beiden Lithographien Rohrbachs von 1860 und 1873 geworden, die kleinern Holzschnitten und Photographien wieder öfter zu Grunde gelegt worden sind. Großes Aufsehen erregte vor drei Jahren eine von der Cottaschen Verlagshandlung selbst publicirte, angeblich nach dem Originalgemälde hergestellte Photographie. Dies Bild ist jedenfalls die eleganteste und bestechendste Nachbildung des Originals, die bisher in den Handel gekommen ist; jedermann, der sie sah, ohne das Original zu kennen, war entzückt davon. Dennoch handelte sichs auch hier um nichts als eine — gelind gesagt — schöne Illusion. In dem vor uns hängenden Exemplare ist der ganze Kopf und viele andre Theile des Bildes so gründlich retouchirt, daß von dem Original fast keine Spur mehr übrig geblieben ist. Es ist ein völlig andres Bild geworden. Und genau so sind andre Exemplare behandelt, die wir kennen. Als wir die Photographie zum ersten Male sahen, meinten wir nicht eine Aufnahme des Originals, sondern einer nach dem Original angefertigten Kohlenzeichnung vor uns zu haben — so stark hat die Retouche in dem Bilde gewüthet.

Ueber die Radirung Ungers nun, die, wie es in der Unterschrift heißt, „nach dem Oelgemälde von Georg Oswald May“ — das soll doch wohl heißen: direct darnach, nicht durch die Zwischenstufe eine Photographie? — ausgeführt ist, schreibt Rollett im Texte: „Eine dem Original-Gemälde vollkommen entsprechende Nachbildung durch Künstlerhand blieb noch zu wünschen übrig, bis die Prachtradirung William Ungers für vorliegendes Werk entstand, von welchem malerisch wirksamen Blatte man wohl mit gutem Gewissen sagen kann, daß es den Ausdruck des Gemäldes erreicht.“ Nun, der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes

ist einer der wenigen Glücklichen, die eine von den (unter Nr. 21) von Rollett aufgeführten Photographien des Cottaschen Bildes in Cabinetgröße „ohne alle Retouchirung" besitzen. Beide Bilder, die Photographie und die Radirung Ungers, die übrigens genau dieselben Maße haben, liegen, während wir dies schreiben, vor uns neben einander. Und da können wir denn Rollett nur entgegnen: „Nein, das kann man nicht mit gutem Gewissen sagen." Rollett hat auch sicherlich ein böses Gewissen gehabt, als er diese Zeilen hinschrieb, denn, nach seiner sonstigen Ausdrucksweise zu urtheilen, würde er den Mund viel voller genommen haben, wenn er von der Güte des Ungerschen Bildes ehrlich überzeugt gewesen wäre. „Daß es den Ausdruck des Gemäldes erreicht" — wie kühl! wie vorsichtig! Also den Ausdruck des Gesichtes bloß? das Gesicht selbst aber nicht? Nein, weder das eine noch das andre. Nicht nur daß Stirn, Nase, Mund, Kinn und vor allem das Auge total anders gezeichnet sind, auch der Ausdruck des Gesichts ist wesentlich verändert. Rollett und Braumüller, der Verfasser und der Verleger des vorliegenden Werkes, hätten Herrn Prof. Unger, als er ihnen diese Platte ablieferte, getrost dasselbe sagen können, was Merck sagte, als ihm Goethe den „Clavigo" schickte. Von einer endgiltigen Wiedergabe des Originals, die nach einer vollkommnern Nachbildung gar kein Verlangen erweckte, ist sie jedenfalls weit entfernt. Das glauben *wir* „mit gutem Gewissen" sagen zu können.

Wenden wir uns nun zu dem Texte des Rollettschen Werkes, so erhalten wir in noch höherm Grade den Eindruck, daß Idee und Ausführung desselben sich nicht decken. Mit rührendem Spür- und Sammeleifer hat der Verfasser das Material zu seiner Arbeit zusammengetragen, aber die Verarbeitung zeigt vielfach den Dilettanten, der seiner Aufgabe nicht recht gewachsen ist. Sachlich höchst werthvoll sind natürlich die jedem Bilde beigegebnen Nachrichten über seine Herkunft, seine Schicksale und die Vervielfältigungen, die es gefunden hat. Ob aber in diesen Angaben alles richtig combinirt ist, ob namentlich die chronologische Anordnung der Bilder gehörig begründet ist, ob nicht gelegentlich gar aus einem Bilde zwei gemacht sind, wagen wir nicht zu unterscheiden; gelinde Zweifel darüber sind uns hie und da beigekommen. Doch bescheiden wir uns gern, da wir nur einen geringen Bruchtheil des Materials, welches dem Verfasser vorgelegen, zu controliren in der Lage sind. Von sichtlichen Schwächen dagegen ist die Einleitung behaftet, die der Bildersammlung vorausgeht. Sie beginnt mit einer chronologisch geordneten Zusammenstellung der literarischen Zeugnisse über Goethes äußere Erscheinung und orientirt im allgemeinen über die Bildnisse Goethes, indem sie zunächst die „interessanten, in irgend einer Beziehung besonders hervorhebenswerthen" aufzählt und aus diesen „als durchaus interessant zu betrachtenden Bildnissen" dann nochmals eine kleinere Anzahl aus-

scheidet, „die als besonders wichtig und als besonders bedeutend hervorzuheben ist, und welche diejenigen Bildnisse enthält, die für bestimmte Lebensperioden des Dichters als entschieden charakteristisch erscheinen, und die geradezu typisch für dieselben geworden sind." Dann folgen Auszüge aus einigen Zeitungsartikeln, die über Goethebildnisse gehandelt haben, endlich ein Verzeichniß der Künstler, welche Goethebildnisse geschaffen haben, nach Techniken und Ländern geordnet.

Unter den literarischen Zeugnissen über das Aeußere Goethes haben wir eins vermißt, das Rollett wohl nicht gekannt hat, da er es sonst schwerlich übergangen haben würde: das des Engländers Henry Crabb Robinson, ein Doppelzeugniß, da es Eindrücke aus den Jahren 1801 und 1829 mit einander vergleicht. Auf seiner ersten Reise in Deutschland in den Jahren 1800—1805 hatte Robinson 1801 zusammen mit Seume Goethen besucht und folgendes über ihn aufgezeichnet: „Ich erblickte in Goethe einen ältlichen Mann von einschüchternder Würde, mit durchdringendem, schwer auszuhaltendem Blicke, einer etwas gebognen Nase und sehr ausdrucksfähigen Lippen, welche, wenn sie geschlossen waren, sich immerfort in Bewegung setzen zu wollen schienen, als ob sie nur schwer ihre verborgnen Schätze vor dem Zutagekommen zurückzuhalten vermöchten. Sein Schritt war fest, so daß er einem sonst etwas beleibten Körper eine edle Haltung gab; seine Geberden waren gelassen, und er hatte eine freie und Begeisterung kündende Miene." Als er Goethe auf seiner dritten Reise in Deutschland 1829 wiedersah, setzte er zu jener ersten Beschreibung noch die Worte hinzu: „Jetzt sah ich freilich dieselben Augen; aber die Augenbrauen waren dünn geworden, die Wangen hatten Furchen bekommen, die Lippen kräuselten sich nicht mehr mit Scheu erweckendem Zusammenpressen, und die aufrechte, stolze Haltung war einem sanften Neigen gewichen."*) Aber was liegt an dem einzelnen Zeugniß? Die Zusammenstellung Rolletts leidet eher daran, daß sie zu viel, als daran, daß sie zu wenig enthält. Mit kindlicher Freude über die Menge seines Materials reiht der Verfasser Zeugniß an Zeugniß, wie er sie sich im Laufe der Jahre gesammelt haben mag, gleichviel ob sie Werth haben oder nicht. Da erscheint z. B. mitten zwischen Thackeray und Heinrich Heine „der noch in den letzten siebziger Jahren unsers Jahrhunderts sein Amt zu Weimar versehende Vorzeiger dortiger Merkwürdigkeiten" mit den gewichtigen Worten: „Der Herr Geheimderath waren ein unvergeßlich stattlicher Herr!"**) Eine Anzahl Stellen gehören schon deshalb nicht her, weil sie, wiewohl aus vornehmem Munde stammend, doch nicht eine Silbe über

*) K. Eitner, Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts. Weimar, Böhlau, 1871. S. 193 und 328.

**) Rollett schreibt „der geheimde Rath," hält also augenscheinlich die erste Hälfte des Wortes für ein Adjectiv.

Goethes äußere Erscheinung enthalten. Kestner schreibt z. B. 1772: „Er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch . . . ich würde nicht fertig werden, wenn ich ihn ganz schildern wollte,“ Fritz Jacobi 1774: „Je mehr ichs überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben,“ Johann Georg Forster 1779: „Der junge Goethe ist ein gescheuter, vernünftiger, schnellblickender Mann, der wenig Worte macht; gutherzig, einfach in seinem Wesen. Männer, die sich aus dem großen Haufen auszeichnen, sind nicht zu beschreiben; der Charakter eines Mannes vom hohem Genius ist selten wetterleuchtend und übertrieben, er besteht in einigen wenigen Schattierungen, die man sehen und hören muß, aber nicht beschreiben kann.“ Was gewinnen wir für die Gestalt des Dichters aus solchen Zeugnissen, die es ausdrücklich ablehnen, seine Gestalt zu zeichnen? Indessen läßt man sie sich in der Uebersicht Rolletts immer noch gefallen, da sie wenigstens insofern charakteristisch sind. als sie, ebenso wie auch noch einige andre, darin übereinstimmen, daß ein Zauber in Goethes Persönlichkeit gewesen sei, der jeder Beschreibung spotte. Was sollen aber mitten zwischen den Schilderungen des jungen Goethe, die aus dem Munde von Zeitgenossen, von Augenzeugen herrühren, Citate aus Schriften von Heinrich Döring (1828), August Diezmann (1860), Edmund Hoefer (1872)? Wenn diese schreiben, daß Goethe in der Jugend „schön“ gewesen, kann das irgend den Werth eines Zeugnisses beanspruchen, das man in bunter Reihe neben die Zeugnisse von Jung-Stilling, Heinse, Boie, Wieland, Schiller, Marianne Willemer u. a. stellen darf? Das ist doch ein bloßes Aneinanderreihen von Lesefrüchten, ohne Urtheil und Wahl.

An diesem Fehler laborirt aber die ganze Einleitung. Der Verfasser ist nicht im Stande gewesen, sein Material gehörig zu gruppiren und zu verarbeiten. Recht bezeichnend dafür ist noch folgendes. Rollett hatte im Mai 1878 im Wiener Goetheverein einen Theil seiner Sammlung ausgestellt und einen Vortrag darüber gehalten. Hieran anknüpfend erschien in der Wiener „Deutschen Zeitung“ vom 1. Juni 1878 ein Aufsatz über Goethes äußere Erscheinung, worin auf eine höchst genaue und detaillirte Schilderung Goethes aufmerksam gemacht war, die der Bildhauer David Veit nach einem Besuche bei Goethe im März 1793 in einem Briefe an Rahel sandte. Jeder andre würde nun den Nachweis dieses Zeugnisses dankbarst acceptirt und es in die chronologische Folge der übrigen suo loco, also nach Schiller (1788) eingereiht haben. Was thut Rollett? Er übergeht das Zeugniß dort, wo es einzig hingehört, und druckt dafür später beinahe den ganzen Artikel der Wiener Zeitung in extenso ab!*)

*) Ohne übrigens einen Irrthum zu berichtigen, der sich darin findet. Das bekannte Gedichtchen:

Ueberhaupt kennt das Autoritätsbedürfniß Rolletts, der Respect vor allem, was jemals gedruckt worden ist, gar keine Grenzen. Selbst die Beobachtung, daß zwischen den zahlreichen existirenden Goethebildnissen ein großer Unterschied besteht, wagt er nicht selber anzustellen, sondern belegt sie durch eines seiner zahlreichen Zeddelchen: „Wie verschieden sind doch die Porträts, die man von Goethe besitzt! sagte der große Shakespeare-Kenner Halliwell zu Heinrich König, als er mit ihm 1866 das Goethehaus zu Frankfurt a. M. besuchte.“ Als ob man „der große Shakespeare-Kenner Halliwell“ sein müßte, um diesen tiefsinnigen Ausspruch zu thun.

Fast komisch ist die Art, wie der Verfasser von dem „Apollotypus“ und dem „Zeustypus“ in den Bildnissen Goethes redet. Er sortirt sie geradezu in diese beiden Klassen und erklärt von dem 1791 von Lips gestochnen Porträt allen Ernstes: „Es bildet den Uebergang vom Apollo- zum Jupitertypus Goethes.“ Es ist ja richtig, daß man den jungen Goethe oft genug um seiner strahlenden Schönheit willen einen Apoll genannt hat, und ebenso kehrt dem alten Goethe gegenüber die Phrase vom Zeus, vom Jupiter, vom Olympier fortwährend wieder. Aber das sind doch Redeblumen, die kein Mensch mit wissenschaftlichem Ernste behandeln wird. Jeder Kenner der antiken Kunst weiß, daß zwischen den Idealtypen des Apollo und des Zeus, wie die griechische Kunst sie im Laufe der Zeit ausgebildet hatte, mehr als bloße Altersunterschiede liegen, daß von dem einen zum andern schlechterdings keine Brücke hinüberführt. Aber auch abgesehen davon: das ewige Geschwätz vom Goethe-Apoll und vom Goethe-Jupiter soll sich doch mindestens ebensosehr auf das Wesen wie auf das Aeußere Goethes beziehen. Eben um jenes undefinirbare Etwas auszudrücken, welches zu schildern so manche Feder verzweifelte, flüchtete man zu dem Vergleich mit den Göttergestalten der antiken Kunst. Dies aber nun so äußerlich zu nehmen und die Bildnisse Goethes demgemäß in zwei Gruppen zu theilen, ist doch eine wunderliche Idee.

Auch sonst zeigt sich die dilettantische Art des Verfassers in vielen Dingen:

„Als ich ein junger Geselle war,
Lustig und guter Dinge,
Da hielten die Maler offenbar
Mein Gesicht für viel zu geringe“ u. s. w.

ist nicht von Goethe, sondern von Friedrich Förster, der es dem Braunschweigischen Hofmaler Sebbers, nachdem dieser 1826 die später so berühmt gewordne Tasse mit Goethes Porträt, jetzt in der Bibliothek in Weimar, gemalt hatte, ins Album schrieb. Förster hat das Gedicht bereits 1868 als sein Eigenthum reclamirt in der Biographie Goethes, die er dem ersten Bande der Hempelschen Ausgabe vorausgeschickt hat. (S. CLXXX.) „Wie es geschehen,“ schreibt er, „daß es sich unter die Gedichte Goethes verirrt hat, ist mir unbekannt; ich kann es mir gern gefallen lassen.“

in seiner Citirseligkeit, in der umständlichen, steckbriefartigen Genauigkeit, mit der er andre Schriftsteller und deren Schriften anführt, in den überflüssigen Attributen, die er bekannten Personen und Büchern giebt, in den häufig nichtssagenden Werthbestimmungen der besprochnen Bilder, endlich in der wortreichen, geschachtelten und vielfach incorrecten Darstellungsweise.

Wenn Rollett einen Gelehrten erwähnt, so vergißt er gewiß nicht, den „Dr." oder „Prof." oder „Rath" oder „Hofrath" oder „Staatsrath" hinzuzufügen. Ein Buch wie Lewes' Leben Goethes citirt er — und zwar nicht bloß einmal — folgendermaßen: „Vgl. Georg Henry Lewes ‚Life and works of Goethe.' (London 1855, 2 Bde.; deutsch von Jul. Frese, 8. Aufl. Berlin 1872.); F. A. Wolf wird von ihm „der alte, berühmte Philolog Friedrich August Wolf" genannt, Lavater erhält den Zusatz: „bekannter Physiognomiker," das Goetheporträt von Krauß wurde „von dem berühmten Daniel Nicolaus Chodowiecki" radirt; Lavaters Physiognomik wird als „merkwürdiges Werk" bezeichnet. Für wen, fragt man sich da, schreibt der Verfasser? In welcher Weise Rollett die Goethebildnisse in „durchaus interessante" und in „besonders wichtige und bedeutende" sortirt hat, haben wir schon oben gelegentlich angedeutet. In den Bilderbesprechungen selbst kehren aber noch eine ganze Reihe solcher Gradbestimmungen wieder. Das Oelgemälde Nr. 1 von Seekatz heißt ein „unter allen Umständen interessantes Gemälde," die Tabatière Nr. 4, von der Bettina spricht, ein „in vielfacher Beziehung werthvolles Stück," die angeblich Oesersche Radirung Nr. 5 ist ein „ein besondres Interesse bietendes Bildniß," die Kreidezeichnung nach dem Dänen Juel Nr. 13 ein „in jeder Hinsicht werthvolles Bildniß" ꝛc. Es ist klar, daß diese einander so ähnlich klingenden Wendungen durch die häufige Wiederholung schließlich alle Kraft verlieren müssen. Als Probe von Rolletts Stil endlich mögen folgende Stellen dienen: S. 57: „Auf Veranlassung Prof. Dr. Friedr. Zarnckes in Leipzig, welcher überhaupt eine Anzahl von Original-Darstellungen Goethes für sich photographieren ließ und deren weitre Vervielfältigung nicht gestattet ist (die ich jedoch nicht sämmtlich genau als auf diese Weise entstanden zu verzeichnen weiß)" — oder S. 59: „Die etwas volleren Formen dieses Schattenrisses könnten vielleicht veranlassen, denselben um einige Jahre später zu setzen als in die Zeit um 1778, was aber hauptsächlich aus dem Grunde nicht zulässig ist, weil in den Händen des Besitzers dieser erst 1879 ans Tageslicht getretenen Silhouette — des Professors Dr. Karl von Lützow in Wien — sich eine ganz gleichartig ausgestattete und unzweifelhaft gleichzeitig als Gegenstück angefertigte Brustbild-Silhouette des Herzogs Karl August befindet, welche den Herzog ebenfalls mit dem Zopfe zeigt, welchen aber derselbe (während Goethe einen solchen noch bis in unser Jahrhundert trug) bereits im Jahre 1780 ab-

schneiden ließ." Auch an gemüthlichen Austriacismen, wie „nahegestandne Zeitgenossen," „ober der Schulter" u. ähnl. fehlt es nicht.

Das vorliegende Werk wird in seiner Vollendung eines jener opulenten Prachtwerke werden, wie sie der deutsche Buchhandel im Laufe des letzten Jahrzehnts in großer Anzahl geschaffen hat. Von diesen Werken aber hat sich uns besonders eines immer und immer wieder zum Vergleich aufgedrängt: die von dem Augsburger Antiquariatsbuchhändler A. F. Butsch herausgegebne „Bücherornamentik der Renaissance" (Leipzig, Hirth, 1878.) Hier wie dort nämlich ist der Schöpfer des Buches ein eifriger Sammler, der den Wunsch hat, seine Schätze auch weitern Kreisen zugänglich zu machen; hier wie dort beruht der Hauptwerth des Werkes in dem artistischen Theile; hier wie dort ist der begleitende Text aus dilettantischer Feder geflossen und steht zu dem Werthe des artistischen Theils in Mißverhältniß. Ueber das Werk Butschs schrieb damals ein Recensent im „Börsenblatte für den deutschen Buchhandel": „Der Verfasser hätte sich seinen Text von jemand übergehen lassen sollen, der wissenschaftlich zu arbeiten gewohnt ist und deutsch schreiben kann. Es thut mir immer leid, wenn in einem so schön ausgestatteten Werke nicht alles aufs beste klappt. Dieselbe Empfindung wie hier habe ich auch bei manchem der sogenannten Prachtwerke gehabt, die in den letzten Jahren erschienen sind. Was für ein schlecht geschriebner Text producirt sich da oft in der denkbar großartigsten und brillantesten typographischen Form, und nun vergleiche man damit die jammervolle Ausstattung, die sich manches hochbedeutende, mustergiltig geschriebne wissenschaftliche Werk oder, was noch näher liegt, die Texte unsrer Classiker müssen gefallen lassen! Es liegt hierin eine Ironie, die mich stets mit einer gewissen Wehmuth erfüllt." Diese Worte passen von Anfang bis zu Ende auch auf das vorliegende Werk. Auch hier berührt es schmerzlich, zu sehen, wieviel guter Wille, wieviel materielle Mittel auf ein Werk gewendet sind, das doch schließlich kein opus omni ex parte absolutum geworden ist, weil die Ausführung nicht in den rechten Händen gelegen. Leider entspricht aber im vorliegenden Falle selbst die typographische Ausstattung nicht den Anforderungen, die doch der Verleger offenbar zu erfüllen geglaubt hat, und auf die Gefahr hin, den Vorwurf greulichster Pedanterie auf uns zu laden, möchten wir auch hierüber noch eine Bemerkung machen, die sich übrigens auch mancher andre ad notam nehmen kann.

Der Verfasser der „Goethe-Bildnisse" gehört zu denjenigen Schriftstellern, welche die Marotte haben — und auch das ist wieder echt dilettantisch — jedes dritte oder vierte Wort beim Schreiben zu unterstreichen. Er unterstreicht jeden Personennamen, jeden Ortsnamen und dazu eine Menge andrer Wörter. Wozu? Bisweilen soll ein Wort dadurch besonders betont werden. Das läßt

sich hören, wiewohl der gute Schriftsteller immer so zu schreiben weiß, daß er den Leser auch ohne derartige mechanische Mittelchen zur richtigen Betonung zwingt. In andern Fällen soll der Ueberblick, das Herausfinden bestimmter Stellen dadurch erleichtert werden. Auch das hat Sinn. Wozu aber dann hundertmal und öfter den Namen Goethe, so oft er vorkommt, unterstreichen? Man stelle sich nur vor, wie das gedruckt aussieht. Jedes unterstrichne Wort wird gesperrt gedruckt. So lesen wir z. B. bei Rollett: „Johann Georg Forster äußerte nach seinem zu Kassel erfolgten Zusammentreffen mit Goethe, am 17. September 1779, in einem Briefe an Jacobi aus Kassel vom 24. October desselben Jahres über Goethes Charakter und Wesen, wie es sich auch in seinem Aeußern gespiegelt hat ꝛc.“ Dergleichen ist nicht nur beim Lesen höchst störend, da man immer das Gefühl hat, als schrieen einen die gesperrten Worte an, während alle übrigen ruhig sprechen, sondern es sieht auch abscheulich aus. Wenn das der Verfasser nicht weiß, dann muß es der Drucker wissen, und weiß dieser es nicht, dann muß der Verleger den Verfasser darüber belehren, daß die Marotte des Unterstreichens den ganzen Druck verdirbt.*)

Das Facit aus unsrer Besprechung zu ziehen, können wir wohl dem Leser überlassen. Rolletts „Goethebildnisse, biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt“ (zu guter letzt fällt uns der wunderliche Titel nochmals in die Augen!) ist ein Unternehmen, das entschieden Dank und Anerkennung verdient, das von wahrhafter Begeisterung für die Sache eingegeben ist; trotzdem wird es zu jenen Arbeiten gehören, von denen man sagen kann: „Sie sind gemacht, ein für allemal gemacht, und doch nicht gemacht.“ Als vor einigen Jahren ein Privatmann in Leipzig, ein warmer Verehrer Robert Schumanns, diesem aus eignen Mitteln ein gutgemeintes, aber etwas unzulängliches Denkmal in den Leipziger Promenaden errichtet hatte, da sagte ein andrer begeisterter Schumannianer, der mit Schumann selbst noch Jahre lang verkehrt hatte: „Schade, schade! Nun bekommen wir in Leipzig nie ein Schumanndenkmal, denn es wird immer heißen, wir hätten ja eins.“ Die Geschichte fiel uns wieder ein, als wir die Entscheidung der Frage: Rollett oder Zarncke? erfuhren. Man sagt gewöhnlich, das Bessere sei der Feind des Guten. Manchmal könnte es aber auch umgekehrt heißen: Das Gute ist der Feind des Bessern.

*) Auch an Druckfehlern ist kein Mangel. Sie sind immer ärgerlich, dreifach aber in einem Prachtdruck, der mit der peinlichsten Sorgfalt hergestellt sein und an dem kein Stäubchen haften sollte. S. 9 steht Egger's für Eggers (Verfasser der Biographie Rauchs) — ein Fehler, der nicht vorkommen könnte, wenn endlich in den Druckereien das kindische Apostroph vor dem Genetiv-s abgeschafft würde —, S. 12 XVIII. Jahrhundert (sechs Zeilen drüber 19. Jahrhundert), S. 16 Shaper für Schaper, S. 25 u. 26 bald Diezmann, bald Dietzmann, S. 31 1744 für 1774.

Paul Heyse.

2.

ie Eigenart unsres Dichters war tief begründet, nicht voll entwickelt, als er in den interessanten literarischen Kreis eintrat, den König Max II. von Baiern um sich sammelte. Und es lag in dieser Eigenart, daß Heyse in der neuen Heimat rascher und besser Wurzel faßte als eine größre Zahl seiner Genossen. Daß er einen hellern Blick für die Fülle und das Behagen des süddeutschen Lebens, eine größre Unbefangenheit und Freude den neuen Umgebungen und Menschen, namentlich den Menschen aus dem Volke gegenüber, dazu im ersten und zweiten Lustrum des Münchner Aufenthalts eine stärkre Abwendung von allem Tendenziösen mitbrachte, durch welches der Gegensatz des Norddeutschen zum bairischen Volksthum stärker hervorgetreten wäre, ergiebt sich bei Betrachtung der spätren Dichtungen Heyses auf den ersten Blick. Die betonte Freude an den Gestalten aus dem frischen und charakteristischen Volksleben der Alpen widerspricht keineswegs der früher gedachten Eigenthümlichkeit Heyses. Derselbe Dichter, den sein reizbares Schönheitsgefühl und seine Anschauung von der Ganzheit poetisch interessanten Lebens die Menschen aus den obern Schichten der Gesellschaft und der Bildung wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise in die Unabhängigkeit und den Comfort der Wohlhabenheit hineinstellen ließ, besaß einen scharfen Blick für den Adel bedürfnißloser und mit ihrer Arbeit gleichsam an die Natur selbst gebundner Menschen; seine Fischer, Jäger, Wald- und Weinhüter sind meist prächtige Figuren, und er fand auf dem neuen Boden seines Lebens, wie die ganze Reihe der spätern Dichtungen erweist, für diesen Zug seines Wesens Nahrung vollauf. Die Hauptsache blieb die ganz ungestörte, innerlich wie äußerlich vollkommen freie Entwicklung, die ihm gegönnt war. Die Zeit für eine völlig ausreichende und erschöpfende Charakteristik der eigenthümlichen Voraussetzungen und Zustände des Münchner Musenhofes von 1850—1864 scheint noch nicht gekommen. Zwar haben drei „Berufne“ und einige von den Nichtberufnen, das heißt in diesem Falle von den bairischen Nativisten (oder „Patrioten“, wie sie sich heutzutage nennen würden), sich öffentlich über die Bestrebungen jener Zeit und die besondre Stellung des literaturfreundlichen Königs geäußert. Aber wer auch nur die Darstellungen H. W. Riehls (in einer Skizze des „Historischen Taschenbuches“), Franz Dingelstedts (in seinen „Münchner Bilderbogen“) und Friedrich Bodenstedts (in „Eines Königs Reise“) mit ein-

ander vergleicht, der muß zu dem Eindruck kommen, daß hier alles nur halb gesagt und sehr wichtiges einstweilen bei Seite gestellt worden sei. So mag es nicht schlechthin unmöglich erscheinen, was Brandes in seiner schon erwähnten Studie über Heyse annimmt, daß das Verhältniß des frischen jungen Antinous zu Kaiser Hadrian in der Tragödie „Hadrian" unsres Dichters persönliche Erlebnisse und Empfindungen verkörpere, aber immerhin müßten dies vorübergehende Eindrücke gewesen sein. Denn wie wenig der Dichter die Freiheit künstlerischen Athmens und ungehemmten Schaffens damals vermißt hat, davon legt sein poetischer Nachruf an König Maximilian Zeugniß ab, in dem er dem Könige vor allem nachrühmt, daß er ihm, dem Dichter, die volle und ganze Entwicklung gegönnt habe:

Du gönntest ihm von allen seltnen Gaben
Die seltenste, die je ein Fürst verliehn:
Freiheit, nach eignem Trieb sich Bahn zu graben,
Und wie er sich Dir gab, so nahmst Du ihn.
Du wolltest nicht den Ruhm des Kenners haben,
Den Schaffenden nach Deinem Wink erziehn;
Du ehrtest stets und ließest frei gewähren
Den graden Wuchs in eignen Charakteren!

Und für die unbedingte Wahrheit dieses Zeugnisses spricht denn allerdings der Gesammtüberblick über das Schaffen unsers Dichters, soweit es dem Jahrzehnt zwischen 1854 und 1864 angehört. Dennoch lenkte weniger die eigenthümliche Gestaltung der äußern Verhältnisse als der Allgemeingeist, der damals in den Kreisen der Münchener Dichter vorherrschte, Heyses Schaffen ein- und das andremal in andre Richtungen, als die, welche dem vollen innern Leben seines Talents gemäß waren und ihm freie Bahn versprachen. Man empfand die Erlösung vom Druck der specifischen Tendenzliteratur, die Rückkehr zur eigentlichen poetischen Kunst naturgemäß mit höchster Freudigkeit und selbst mit einem gewissen Uebermuthe, man traute sich zu, die moderne Welt für Stoffe und Stimmungen wiedergewinnen zu können, welche für todt und wirkungslos erachtet waren, man hoffte das Publicum unsrer Tage aufs neue an den Reiz der Form (natürlich der „Form" im höchsten Sinne, die mehr und ein andres ist als Vers und Stil) zu gewöhnen. Und weil man dies hoffte, lag es nahe genug, auch eine und die andre Probe mit Handlungen und Gestalten zu machen, die allerdings nur zu einem Scheinleben erweckt werden konnten. Nur Gartenlaubenästhetiker meinten im Ernst, daß Heyses epische Dichtung „Thekla" (1858; jetzt den „Novellen in Versen" eingereiht) eine Concession an die katholische Umgebung gewesen sei oder daß Heyse bei dieser Gelegenheit nichts erstrebt habe als lediglich die Correctheit, den Schwung und wohllautenden Fluß seiner Hexameter zu zeigen.

Aber unverkennbar bleibt, daß die Heiligenlegende für das Geschlecht von heute Momente enthält, die mit keiner Kunst zu beleben sind und daß dies, trotz der ergreifenden Episoden (wie die Schilderung des furchtbaren Gewitters selbst, welches den Märtyrertod der Heldin in der Arena abwendet) dem Ganzen den Charakter einer gewissen Kälte und des Gemachten aufprägt. Es ist mehr Bild und mehr plastische Gruppe in dieser „Thekla" als die Dichtung, die nicht akademisch und alexandrinisch sein will, erträgt. Denn die reine Sicherheit der äußern Anschauung, das sinnlich treffende jeden Ausdrucks, die stimmungsvolle Lebendigkeit der Beschreibungen und einzelne Laute einer tiefern Empfindung zwingen uns doch nicht in die innere Welt hinein, welcher Thekla und Tryphon angehören, weil der Dichter selbst nicht in ihr ist und nur hineinzublicken versucht. Die Nebenfiguren des staatsklugen skeptischen Prätors, dem es den Sinn verstört, daß im Augenblick der Sockel für ein unbestimmtes neues Kaiserbildniß leer steht, des paphlagonischen Kriegshauptmanns Skyron, des Goldschmieds Hermogenes wirken meist unmittelbarer und lebensvoller als die Hauptgestalten. Je ernster und größer die Anlage des Gedichts ist, je mächtiger der Hintergrund, auf dem sich die Handlung entfalten soll, umsomehr kommt dies zum Bewußtsein. Nach einer ganz andern Richtung hin war auch die „Braut von Cypern" (1856) ein Experiment, eines jener Werke, die gewissermaßen auf die Probe geschaffen wurden, wie weit das graziöse und unbefangne poetische Spiel noch zu reizen und zu fesseln vermöge. Da es auch für den Dichter nur ein Spiel war, so gehörte das Gedicht trotz seiner prächtigen Ottaven zu denjenigen Dichtungen der Münchener Schule und Heyses, die einen tiefern Antheil nicht zu wecken vermochten und jedenfalls erwiesen, daß mit der reinen Freude am Geschehen, am bunten Abenteuer so wenig mehr als mit der vollendeten Kunstform die ganze poetische Wirkung zu erreichen ist. Im Geschehen und im Abenteuer wollen wir Leben von unserm Leben spüren, und der Satz, daß alles, was in der Kunst einst echtes Leben gewesen ist, es wiederum werden könne, hat nur bedingte Geltung. Und wenn Heyse späterhin im „Feenkind" (1868) zürnend ausrief:

Wer lebt, wird beßre Zeiten sehn.
Ich, mögen kluge Leute mich verhöhnen,
Kann nicht dem alten Zauber widerstehn,
Der Strophe des Ariost mich nicht entwöhnen.
Den Staub und Qualm, die mir das Haupt umwehn,
Spül ich hinweg im Wellenbad des Schönen,
Und frei am Heerweg, trotz verhängter Strafen,
Entgürt ich mich und plätschre in Octaven —

so wich er damit, wie er wohl selbst recht gut wußte, der eigentlichen Frage aus. Nicht die Ariostschen Strophen focht man ihm und einigen poetischen Genossen

jener ersten Münchner Jahre an (das citirte „Feenkind“ selbst, die prächtig frische und überaus anmuthige „Hochzeitsreise nach dem Walchensee,“ das interessante Bruchstück eines Romans in Versen „Schlechte Gesellschaft“ erwiesen späterhin zur Genüge, mit wie frischem Blut und wie sprühendem Leben sich die altehrwürdigen classischen Formen erfüllen lassen), sondern die Zuversicht, daß der Poet jeder Fabel die tiefste und höchste Wirkung abgewinnen könne. In dieser Zuversicht sind auch einzelne der minder glücklichen dramatischen Werke Heyses geschaffen worden. Das Schauspiel „Ludwig der Baier“ (1864) ist eine gute Probe davon. Es war nur natürlich, daß in den Kreisen der Münchner Dichter der Wunsch lebte, der bairischen Geschichte, der stattlichen Ahnenreihe des kunstbeschirmenden Königs dramatische Handlungen und Gestalten abzuringen. Und man hätte sich noch dazu auf das vorige Jahrhundert berufen dürfen, wo die Babo, Törring, Nagel u. a. einen höchst energischen und wirksamen Anlauf zum patriotischen Baierdrama genommen hatten. In Bezug auf frische Genredarstellung, auf Wiedergabe des eigenthümlichen, naiv herzlichen Verkehrs zwischen Fürstenhaus und Volk gerade in diesem Lande konnte sich Heyses Drama mit den ältern Dramatikern wohl messen und hatte natürlich manches vor ihnen voraus. Was ihm abging in diesem wie in manchem ähnlichen Falle, war die ganze innere Hingabe, die „gutmüthige ins Reale verliebte Beschränktheit,“ wie Goethe sie nannte, der unbedingte Glaube an das gerade dargestellte Stück Welt. Heyse besaß und besitzt diese „Beschränktheit, hinter der das Absolute verborgen liegt“ natürlich, wie sie jeder wirkliche Dichter besitzt, aber sie richtet sich bei ihm auf andre Motive und Gestalten, Lebenszustände und Situationen, als die in diesem patriotischen Drama vorgeführten.

Wenn es ein Recht der Kritik ist, dergleichen Nichtübereinstimmungen der innersten Natur eines Dichters und seiner gelegentlichen Stoffwahl zu betonen, so hat man sich freilich wohl zu hüten, hierbei auch nur im geringsten den äußern Erfolg poetischer Werke in Anschlag zu bringen, oder die Stoffwahl bloß auf einzelne sofort in die Augen springende Momente zu prüfen. Wir sagten früher, daß auch die Preistragödie „Die Sabinerinnen“ (1858) den zum Akademismus hinüberneigenden Werken unsers Dichters hinzugerechnet werden dürfe. Und doch ist nichts gewisser, als daß Heyse in dieser Tragödie mit innerstem, ja leidenschaftlichem Antheil ein Lieblingsthema: den Kampf der sich sträubenden, die Gewalt der Liebe zunächst als feindliche Macht empfindenden Jungfräulichkeit und das tragische Verhängniß dargestellt hat, das daraus erwächst, wenn sich das Weib wider die Natur entscheidet. Wie der Stoff liegt, muß hier der uralte und ewig neue Conflict dem Dichter in urfrischer Stärke und Herbheit — gleichsam noch mit seinem Erdgeruch erschienen sein — die ganze Gestaltung der Sabinerinnen

verräth es, daß diese Partien aus lebendigster Vorstellung und Mitempfindung entströmt sind, und wenn im dramatischen Kunstwerk in der That nur das eine Hauptmotiv mit voller Gewalt und Stärke wirkte und alles andre darüber gleichgiltig und zum bloßen Beiwerk würde, so müßte die Tragödie unsern besten hinzugezählt werden. Allein das gerade Gegentheil ist der Fall, jede Voraussetzung und Nebenhandlung spricht bei der Totalwirkung mit, und so konnte die Macht der poetischen Entwicklung hier nicht die widrige Voraussetzung überwinden, welche für uns in dem römischen Räuberneſt, in dem brutalen Frauenraube und dem nachherigen Auftreten der Römer liegt. Mit Recht könnte sich freilich der Dichter darauf berufen, daß eben in dieser allzu prononcirten Abneigung gegen die rauhe und rohe Natürlichkeit, gegen die Brutalität der ursprünglichen und energischen Lebensgefühle ein Hauptgrund liege, warum das Drama unter uns nicht gedeihen wolle. Dem ist so, aber der lebendig Schaffende darf sich auch einem härtesten Gesetz seiner Zeit und Culturwelt nicht entziehen, wenn es nur ein Gesetz, nicht eine äußerliche Laune ist.

Indeß waren es Irrthümer einer Kraft und einer reichen, naturgemäßen Entwicklung, von denen wir hier sprechen. Nur bei der wahrhaften Productivität ist überhaupt der Anlaß gegeben, das Verhältniß der einzelnen Werke zur eigensten Natur des Schaffenden und das Verhältniß dieser Natur zur allgemeinen Kunst zu erörtern. Das Gold des Reichen wird auf Gepräge, Mischung und Vollgewicht geprüft, die Scheidemünze des Armen, so sie nicht geradezu Blech ist, geht unbesehen von Hand zu Hand. Es ist ein ungeheurer Unterschied, ob im großen Zuge einer freien poetischen Entwicklung und eines unablässigen Schaffens ein paar minder gelungne Werke, einzelne Vorwürfe und Ausführungen erscheinen, bei denen sich der Dichter über die Vorbedingungen des ergriffnen Stoffes oder über den Wärmegrad seines innern Mitlebens getäuscht hat, oder ob diese minder gelungnen Werke Producte gequälter und mühsamer Reflexion sind. Niemand wird es entgehen, daß Heyse im einzelnen viel künstlerische Bewußtheit besitzt. Aber es ist jene Bewußtheit, die in den Pausen des poetischen Schaffens als eine Art Gewissen den Künstler im stillen mächtig fördert, in der Stunde des Schaffens jedoch dem Müssen der Natur weicht und nie hindert, daß Gestalt und Bild, Gedanke und Stimmung die ganze Seele füllen, wenigstens füllen können. Dieser freie und ganze Zug der Natur ist es, welcher es schwierig macht, die Werke unsers Dichters nach Perioden zu gruppiren. Im allgemeinen läßt sich wohl sagen und nachweisen, daß in seiner ersten Periode eine sonnige, glückstrahlende Heiterkeit überwiegt, daß ihn das Vollgefühl der Jugend wie auf glänzenden Wogen trägt und rasch über jene einzelnen Klippen und Riffe hinwegführt, die jedem Sehenden und Fühlenden

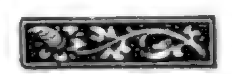
auch bei fröhlicher Fahrt aus dem Leben entgegenspringen, daß er hochgemuth an den Sieg der wärmern, reinern und höhern Natur über die Gemeinheit des Alltags und die Tücke des Lebens glaubt. In der zweiten Periode mischen sich seinem Schaffen neue Elemente des Schmerzes und der Resignation bei — die Morgensonne des ersten Frohgefühls hat sich in ein Tagesgestirn gewandelt, das durch wilde Wetter verdunkelt wird und dann wieder siegreich durch schwere Wolken und Dünste hindurchbricht, die Täuschung schmerzlosen Behagens ist zerstoben, aber der Dichter steht tapfer aufrecht, er wirkt in sich aus „die echte Milde, die rein von Kälte bleibt, wie von Begier," er besitzt nach allem mehr als je:

Du hast ein Herz, das frei und innig schlägt,
Hast deine Sinne, voll dich zu erquicken,
Ein Flügelpaar, das dich zum Lichte trägt,
Und Muth, dem Tod ins Angesicht zu blicken.

Aber wie zutreffend diese Charakteristik auch im allgemeinen sei, so wird ein halbwegs gewissenhafter Kritiker doch Bedenken tragen, die Ganzheit unsers Dichters und seiner Werke in zwei Hälften scharf zu trennen. Es bleibt ein Gefühl, als ob man etwa ein Bild in zwei Hälften zerschneiden sollte. Denn wie sich bei Heyse mitten in den ersten frohen Anfängen, in allem Muth und Uebermuth der Jugend zu Zeiten eine plötzliche Offenbarung auf der dunkeln Seite des Lebens und der Menschennatur aufthut, wie tiefe und ergreifende Klänge seiner zweiten Symphonie gleichsam in den ersten vorauftönen, so überkommt ihn unverhofft in der zweiten Periode oft die ganze Lebens- und Schaffenslust, die volle Glückseligkeit und der ungebrochne Schönheitsglaube der ersten. Und so kehrt man schließlich zur Gruppirung nach den verschiednen Kunstformen zurück, in denen der Dichter sich dargelegt und hinter deren kunstgemäßer Objectivität doch immer Herz und Blut einer höchst subjectiven Natur zu erkennen ist.

Daß Heyse „kein Lyriker" sei, pfeifen die kritischen Spatzen von den Dächern. Man mag dazu je nachdem Ja und Amen und ein entschiednes Nein sagen. Wenn der Begriff des lyrischen Dichters und der lyrischen Dichtung darauf eingeschränkt ist, daß der glückliche Sänger, indem er seinen eigensten Freuden und Schmerzen Ausdruck leiht, den Ton trifft, den tausende und abertausende dann für den ihren halten, so ist Heyse kein Lyriker. Kaum ein und das andre Lied in diesem Sinne ist in der Sammlung seiner Gedichte zu finden, ja in den „Jugendliedern" und „Reiseblättern" ist sogar ein gekünstelter spröder Ton, als ob es dem jungen Poeten vor allem darum zu thun gewesen sei, nicht mit dem Troß der Herzens- und Schmerzensreimer verwechselt zu werden. Aber wenn die Lyrik die ganze Fähigkeit eines Dichters begreift, das höchste Glück und

tiefste Weh seines Lebens auszusprechen und in andern Seelen nachklingen zu lassen, so sind die lyrischen Dichtungen Heyses allerdings weder werthlos an sich, noch untergeordnet in der Reihe seiner Schöpfungen überhaupt. Die Sonette und Terzinen namentlich gewähren zum Theil den Schlüssel nicht etwa zum Verständniß der Dramen, Romane und Novellen unsers Dichters — auch die mindest gelungnen derselben sprechen mit der Kraft lebendiger Darstellung zu unsrer Phantasie und Mitempfindung und bedürfen keiner Erläuterung —, sondern zum Verständniß des Zusammenhangs der subjectiven Erlebnisse und objectiven Gebilde, zu deren Fülle und Mannichfaltigkeit wir uns nunmehr wenden müssen.



Politische Briefe.

7. Der Anschluß Hamburgs an den Reichszollverband.

Am 27. Mai hat der Senat von Hamburg der dortigen Bürgerschaft oder Vertretung die Grundzüge des mit dem Bundesrathe geschlossnen Abkommens mitgetheilt, durch welches, vorbehältlich der Genehmigung des Reichstags wie der hamburgischen Bürgerschaft, der Eintritt Hamburgs in den Reichszollverband geregelt wird. Die Senatsmittheilung vom 27. Mai enthält noch nicht das ganze Abkommen und noch nicht die Gründe des Senats, auf welche er das an die Bürgerschaft zu richtende Ersuchen, den Eintritt und die vereinbarten Modalitäten zu genehmigen, stützen wird.

Auch aus der bisherigen lückenhaften Mittheilung ersieht man wieder die praktische Kunst des Reichskanzlers, die von spätern Zeiten oft gepriesen und oft zurückersehnt werden wird. Vor allem fällt dies in die Augen bei der Wahl des Freihafenbezirks, von dem allerdings bis jetzt erst der Kern, noch nicht die Grenzen genau bestimmt sind. Aber da ist keine Rede von kostspieligen, man weiß nicht wo zu erbauenden ausgedehnten Docks. Der alte Stadtkern von der Innen-Alster bis zur Elbe, vom Binnenhafen bis zum Oberhafen, mit den gegenüber liegenden Elbinseln, ausschließlich also der Vorstädte im Osten und Westen, bildet den Freihafenbezirk. Dies wird künftig die City von Hamburg sein, ein Stadttheil ausschließlich für Geschäftsräume, Comtoirs und Wohnungen

für solche Personen, welchen die Wahrung dieser Räume und ihres Inhalts obliegt. Die Wohnstätte der Hamburger wird der Kranz der Vorstädte sein, nach denen sich auch das ganze Kleingeschäft ziehen wird, so daß nach der City nur zu gehen braucht, wen das Geschäft des Großhandels dahin ruft. Die Fleete werden nicht unfruchtbar, ihre Speicher nicht entwerthet werden. Wie weit außerhalb dieser Räume noch Docks anzulegen sind, bleibt der Bestimmung Hamburgs überlassen. Das Reich wird die Kosten solcher Docks und ähnlicher Bauten zur Hälfte tragen, jedoch nur bis zur Maximalsumme von 40 Millionen Mark. Auch diese Bestimmung ist mit voller praktischer Umsicht getroffen. Während dieselbe allen Klagen Hamburgs den Boden entzieht, lenkt sie den Sinn der Hamburger auf die sorgsame Erwägung der Frage, wie weit sie neuer Anlagen bedürfen. Alle übrigen Bestimmungen sind mit dem größten Entgegenkommen gegen Hamburg getroffen. Es sei davon nur noch erwähnt, die Festsetzung des Eintrittstermins auf den 10. October 1888 und daß die Zollverwaltung der Freihafengrenze auf die hamburgische Regierung übergeht.

Es ist wohl undenkbar, daß die hamburgische Bürgerschaft trotz der künstlich geschaffnen Erregung der letzten Monate dem Abkommen die Zustimmung versagen werde. Ebenso undenkbar sollte die Ablehnung des Reichstages sein, wenn man nicht wüßte, daß die Gesammtvertretung der Nation bei ihrer jetzigen Zusammensetzung nachgerade in Gefahr ist, den Compaß der Nationalwohlfahrt, nach welchem sie lediglich steuern sollte, gänzlich zu verlieren. Man wird über die Rechtsfrage verhandeln, fragen, ob auf Hamburg ein Druck ausgeübt worden, den der Particularismus einerseits, der Freihandel und der reine Enthusiasmus für das Recht andrerseits rückgängig machen müssen u. s. w. Man wird auch fragen, ob der eventuelle Preis von 40 Millionen Mark, dessen Aufbringung dem „Steuerzahler" obliegt, nicht zu hoch sei für den Gewinn von Hamburgs Eintritt. So wird man fragen, ziehen und zerren, um wahrscheinlich mit Mühe und Noth zu einer Majorität für die Genehmigung zu gelangen, vielleicht aber auch, um diese Majorität um einige Stimmen zu verfehlen. Für oppositionelle Wahlen wird die Rolle des Reichstags in der hamburgischen Frage indeß wohl schwerlich Propaganda machen. Gerade an dieser Frage dürfte doch der Instinct der deutschen Nation für das Verständniß ihrer Lebensfragen sich wiederum schärfen.

Betrachten wir noch einmal den Inhalt dieser hamburgischen Frage, sowie die Vorgänge, welche zu ihrer endlichen Erledigung geführt haben.

Eine mühsam nach langer Zerrissenheit zunächst mehr formell und äußerlich als durch ein entwickeltes System von Adern, Nerven und Gelenkbändern geeinigte Nation klagt schmerzlich seit Jahrhunderten über ihre mangelhafte Küsten-

entwicklung, welche ihr den Wettbewerb mit den seefahrenden Nationen erschwert. Die beiden einzigen, für die Verbindung mit dem Ozean belangreichen Häfen dieser Meeresküste sind infolge der langen Zerrissenheit Depots für einen internationalen Zwischenhandel geworden, d. h. Depots, wo fremde Waaren gelagert, behandelt und theils nach Deutschland, theils wiederum nach der Fremde verfrachtet werden. Der Wiederhersteller des deutschen Reiches erachtet zur Wiederherstellung den Gewinn der deutschen Häfen für den deutschen Eigenhandel für unentbehrlich. Er will aber die Freihafenbezirke und den auf ihnen ruhenden Zwischenhandel keineswegs zerstören, sondern nur verhindern, daß dieses Freihandels- und Zwischenhandelsgebiet gleich einer Innundation den ganzen Bereich der Elbmündung, von welcher zunächst die Rede, in Beschlag nehme und für den deutschen Eigenhandel und Gewerbfleiß unfruchtbar mache. Es werden deshalb mit den Senaten der Freistädte vertrauliche Verhandlungen angeknüpft, die natürlich zu nichts führen. Wenn die Zeitungen richtig gemeldet, so hat der hamburgische Senat noch 1879 jede Einschränkung des Freihafenbezirks für unmöglich erklärt, eines Bezirkes, der u. a. die preußische Stadt Altona, die Elbufer der preußischen Provinzen Hannover und Schleswig-Holstein umfaßte. Da beantragt die preußische Regierung die Einschränkung des Freihafenbezirks durch den Bundesrath, welcher Behörde nach richtiger Interpretation der Reichsverfassung die Begrenzung des Freihafenbezirks lediglich zusteht. Da rüstet sich der Particularismus, die preußische Regierung im Bundesrath zu überstimmen. Unter einer energischen Warnung, den Weg der Majorisirung anstatt der gütlichen Verständigung zu beschreiten, zieht der Reichskanzler den Antrag namens der preußischen Regierung zurück. Der zurückgezogne Antrag hatte die Einbeziehung einer Hamburgischen Vorstadt in die Reichszollgrenze bezweckt. Dies hatte wohl zumeist den Particularismus aufgeregt, aber die Zurückfordrung ihrer eignen Stadt Altona für den Reichszollverband hätte man der preußischen Regierung selbst von Seiten des Particularismus auf keine Weise verweigern können. Bevor der Reichskanzler jedoch als preußischer Ministerpräsident dazu schritt, knüpfte er neue Verhandlungen mit Hamburg bezüglich einer freiwilligen Uebereinkunft an, welche zunächst zu dem principiellen Zugeständniß des hamburgischen Eintritts führten. Aber wie immer, flüchtete sich der Widerstand der hamburgischen Zwischenhändler hinter die Schwierigkeit der Ausführung. Man hat jetzt den Weg der Ueberwindung gefunden, der an sich immer zu finden war und auf den schon 1867 inmitten Hamburgs selbst hingewiesen worden ist.

Während zwischen den Organen des Reichs und dem hamburgischen Senat diese vertraulichen Verhandlungen schwebten, ereigneten sich verschiedne Zwischen-

fälle auf der Bühne des Reichstags, welche auf dieselbe Angelegenheit Bezug hatten. Zunächst beanspruchte der Reichstag, die Kosten für das kaiserliche Zollamt zu bewilligen und dieselben nicht mehr als Verwaltungskostenabzug von der Zolleinnahme hinzunehmen, wie bei den andern particularstaatlichen Zollverwaltungsstellen auch. Dieses Zollamt war aber seinem Ursprung nach eine Zollvereinseinrichtung, dem Wesen nach eine preußische Verwaltungsstelle mit Zuziehung von Beamten aus andern Zollvereinsstaaten. Ferner wollte der Reichstag dem Bundesrath das Recht bestreiten, die Zollerhebungsstelle auf der Elbe an deren Ausgang unterhalb Hamburg zu verlegen, ein Recht, welches sonst überall als eine Competenz der Executive anerkannt wird. Es steckte hinter allen diesen Ansprüchen die theils particularistische, theils freihändlerische Fürsorge für das hamburgische Sonderrecht, das man möglichst stärken und ausdehnen wollte. Das Maß der Empörung gegen die Durchfechtung der Reichswohlfahrt wurde indeß erst voll, als der Reichskanzler den Antrag beim Bundesrath stellte, das Zollamt in Hamburg seiner bestrittnen Natur wegen aufzuheben. Man sah darin die Absicht, auf Hamburg einen letzten Druck auszuüben, während ein Sachkenner wie der Abgeordnete Delbrück die Möglichkeit, mit diesem Mittel einen Druck auszuüben, geradezu in Abrede stellte. Nachdem der Abgeordnete Richter einen Antrag eingebracht hatte, welcher die Reichsregierung wegen jenes Antrages der verletzten Bundesfreundlichkeit und des verletzten Verfassungsrechtes beschuldigte, erklärte der Bundesrath die Theilnahme an der Discussion eines solchen Antrages für unverträglich mit seiner Würde. Mitten in die Erregung über diese Erklärung fiel die Kunde von dem präliminarisch erreichten Anschluß Hamburgs. Die Herren, welche hamburgischer sein wollten, wenn auch nicht lediglich aus Vorliebe für Hamburg, als der hamburgische Senat, sahen sich enttäuscht. Sie werden schwerlich den definitiven Anschluß verhindern, weder bei der hamburgischen Bürgerschaft noch bei dem Reichstag, und wenn es bei dem jetzigen Reichstag gelingen sollte, so doch nicht bei der deutschen Nation.

Der Anschluß Hamburgs hat ein schweres Stück Arbeit gefordert, wie alles Nothwendige und Gute, was je unserm Volke zu Theil geworden. Man hat es dem Reichskanzler verdacht, daß er diese Arbeit in der letzten Zeit so sehr beeilt hat. Aber wenn er sie nicht noch vollbracht hätte, so wäre sie nie vollbracht worden. Wer anders als dieser Reichskanzler wäre im Stande gewesen, zu triumphiren über Rechtsbedenken, an welchen die nationale Wohlfahrt hätte sterben können, wie die politische Einheit ohne den Reichskanzler am alten Bundestag gestorben wäre. Wer anders wäre imstande gewesen, über den verschrobnen Idealismus der Freihändler und über den Separa-

tismus der Particularisten zu siegen, die, wie immer, sich hinter das Recht verschanzten. Der Widerstand des hamburgischen Senats ist aber nicht durch die drohende Aufhebung des dortigen Zollamtes gebrochen worden, über welche wir das letzte Wort noch nicht kennen, sondern durch die auf unabweisbarem Recht beruhende Forderung Preußens, Altona und die Unterelbe auf alle Fälle in die Reichszollgrenze einzuschließen. Den widerspenstigen Particularismus kann man nur durch den Particularismus brechen. Aber gerade darum warnt der Reichskanzler so häufig vor der Ueberspannung des Particularismus, der sich außerhalb der Reichsinteressen stellt.

Was nun erreicht worden, ist ein Großes. Die deutsche Industrie und der deutsche Eigenhandel werden endlich an den Mündungen der zum Weltmeer führenden deutschen Ströme die Stätte finden können, wo die Industrie ausländische Rohproducte verarbeitet, um sie nach Deutschland und dem Auslande abzusetzen, wo der deutsche Eigenhandel ebenso die Erzeugnisse des deutschen Binnenlandes sammeln kann, um sie auf den Weltmarkt zu bringen. Die dem Zwischenhandel verbleibenden Freihafendepots werden für den Zweck des Zwischenhandels völlig ausreichen, wenn sie eben nur diesem dienen und nicht zugleich der Versorgung des deutschen Hinterlandes, für welche die Niederlagen nach wie vor zum Theil am Mündungsgebiet oder innerhalb der Zollgrenze entstehen werden. Sehr möglich, daß der deutsche Großhandel mit der Zeit den Zwischenhandel, den er jetzt für seinen einzigen Fruchtboden erklärt, entbehrlich findet und sich ganz dem Eigenhandel im Export zuwendet. Ein solcher Uebergang wird unter den jetzt gegebnen Bedingungen sich freiwillig ohne alle Nachtheile vollziehen, wenn er in der natürlichen Entwicklung liegen, oder auch nicht vollziehen, wenn das Gegentheil sich als dauernder Vortheil erweisen sollte.

Literatur.

Erhard Weigel, weiland Professor der Mathematik und Astronomie zu Jena, der Lehrer von Leibnitz und Pufendorf. Ein Lebensbild aus der Universitäts- und Gelehrtengeschichte des 17. Jahrhunderts, gleichzeitig ein Beitrag zur Geschichte der Erfindungen sowie zur Geschichte der Pädagogik. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen gezeichnet von Lic. Dr. Edmund Spieß, d. Z. Schloßpfarrer

in Cüstrin a. d. Oder, vordem Professor der Theologie an der Universität Jena. Leipzig, Julius Klinkhardt, 1881.

Weigel gehört zu den rührigen, universell gebildeten Universitätslehrern des 17. Jahrhunderts, denen kaum ein wissenschaftliches Gebiet verschlossen war. Nicht weniger als 104 größere und kleinere literarische Arbeiten zählt von ihm der Verfasser auf, und sie erstrecken sich keineswegs lediglich auf Gegenstände seines eigentlichen Faches, der Mathematik, sondern sie handeln auch über Materien aus der Astronomie, der Mechanik und verwandter Disciplinen, über Probleme und Fragen der Theologie, der Naturphilosophie, der Moral, der Jurisprudenz und vor allem der Pädagogik. Auch als Baumeister ist Weigel aufgetreten, er baute die bekannte Weigeliana domus in Jena und verwerthete hier verschiedene seiner Erfindungen, indem er eine Wasserleitung, einen Elevator u. a. m. einrichtete. Ueberhaupt hat er auf technologischem Gebiete mit Geschick und Selbständigkeit gearbeitet und seine Bemühungen sind vielfach von andern aufgenommen, fortgesetzt und weitergeführt worden.

Die vorliegende Schrift bringt das erforderliche Material mit lobenswerthem Fleiße und nützt es zur Charakterisirung Weigels, zur Beurtheilung seiner wissenschaftlichen Arbeiten und der Stellung, welche er zu allen jene Zeit bewegenden Fragen nahm, im allgemeinen richtig aus. Doch wird die Lectüre wesentlich durch den Mangel an übersichtlicher Darstellung, durch große Breite und zahlreiche überflüssige Abschweifungen beeinträchtigt.

Unsre geistige Bildung. Von Dr. Ludwig Noh1, a. o. Professor der Universität Heidelberg und des Polytechnikums zu Karlsruhe. Zweite Ausgabe. Leipzig, Gebr. Senf, 1881.

Ein merkwürdig confuses Buch. Der Verfasser will die Erfahrung gemacht haben, daß an unsern Universitäten, „an den entscheidenden Sitzen unsrer höhern Cultur, so sehr dieselben berufen sind, stets das Gesammte unsers geistigen Daseins mittheilend und erläuternd zu umfassen, ein wesentliches Gebiet aller höhern Bildung, das ästhetische, trotz allem schönen Anschein und manchem kräftigen Anlauf im ganzen noch so gut wie ausgeschlossen und nach seinem Wesen und Bedeuten sogar unerkannt" sei. Er stellt nun zunächst einige Thesen über das Verhältniß der drei großen Geistesgebiete, in denen der Mensch sich selbst nach seinem dauernden Wesen ausbildet und erzieht, der Religion, der Wissenschaft und der Kunst auf, entwickelt die Gesichtspunkte, unter denen diese weitumfassenden Lebensgebiete zu betrachten und in fruchtbringende Wechselwirkung zu setzen seien, und macht zum Schluß einige Anwendungen auf den Bestand und das Bedürfniß unsers höhern Bildungs- und Erziehungswesens.

Die Beobachtungen, die der Verfasser zum besten giebt, sind so einseitig und halbwahr, die Urtheile, die er fällt, so windschief, endlich die Heilmittel, die er vorschlägt, so fragwürdig und so allgemein gehalten, daß ein näheres Eingehen auf die Schrift vollständig überflüssig ist. Das allermerkwürdigste ist, daß Nohl, der aus dem Hundertsten ins Tausendste zu kommen liebt, die Gelegenheit ergreift, über den Stil von David Strauß, Otto Jahn, Fr. Th. Vischer und Gustav Freytag sein Verdammungsurtheil und zwar in energischer Form zu fällen, obwohl gerade er einen unglaublich ungeschickten und wunderlich geschraubten Stil schreibt.

Wie man wohl auf die Idee kommen kann, eine zweite Ausgabe einer solchen Schrift zu veranstalten? Geändert ist, so viel wir gesehen, von der ersten gar nichts. Einer Sache wird, als im vorigen Jahre geschehen, Erwähnung gethan,

die sich ein Jahr vor der 1875 erschienenen ersten Ausgabe ereignete, und vom Wagnerschen Nibelungenringe wird gesprochen, als wenn die Aufführung noch der Zukunft angehörte. Auch ist der neuesten Literatur über die vom Verfasser berührten Gegenstände nirgends gedacht.

Wir können uns diese auffallende Erscheinung nicht anders erklären, als daß wir annehmen, Nohl habe seine sehr verbessernswerthe Schrift für absolut vollkommen und untadelhaft gehalten. Oder sollte es sich um Mobilmachung eines alten Ladenhüters handeln?

Auf schwäbischem Boden. Vier Erzählungen von Paul Lang. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp., 1881.

„Heimo", die erste der vier Erzählungen, führt uns in die Zeit, in welcher die römische Herrschaft im Decumatenlande zusammenbrach. Der Sueve Heimo stellt sich beim Angriff der Alemannen gegen das römische Grenzgebiet auf die Seite der Römer, die durch den wackern heidnischen Hauptmann Rufinus und den christlichen Subcenturio Alexander vertreten sind. Die Liebe zu des Hauptmanns Tochter Tullia, die den Sueven zum Gegner der stammverwandten Alemannen macht, findet keine Erwiederung. Einsam bleibt Heimo im Decumatenlande zurück, während Rufinus nach der Zerstörung seiner Burg und Alexanders Tode mit seiner Tochter das Land verlassen muß. In der zweiten Erzählung „Regiswindis" werden die Schicksale der Heiligen Regiswindis, einer Tochter des Grafen Arnhart und seiner Gattin Friedeburg, behandelt. Dadurch, daß der Verfasser die Friedeburg, als Schülerin des Claudius von Turin, dem Bischof Humbert von Wirzburg, dem Vertreter der Heiligenverehrung und des Bilderdienstes, gegenüberstellt, giebt er der einfachen Geschichte einen bedeutsamen Hintergrund. Die dritte Erzählung versetzt uns, eine Reihe trefflich gezeichneter Porträts vorführend, an die Wiege des Philosophen Schelling, während die vierte sich mit dem unglücklichen Loose eines armen Landgeistlichen beschäftigt, den die Begeisterung für die Ideen der französischen Revolution in den Kerker führte.

In der Schilderung der Personen wie der Begründung ihrer Handlungsweise ließen sich wohl hier und da Fehler nachweisen. Namentlich dort, wo der Verfasser die freie Erfindung walten läßt, in „Heimo", vermissen wir die scharfe Zeichnung der Charaktere, und manches erscheint nicht hinreichend motivirt. Doch wollen wir diese Ausstellungen neben dem Lobe, welches das Buch verdient, nicht allzu sehr betonen. Durch das echt historische Colorit, welches alle vier Erzählungen auszeichnet, durch die schlichte Schreibweise und den warmen patriotischen und religiösen Sinn, der das Buch durchweht, wird es zu einer edlen Gabe für unser Volk und unsre Jugend, so daß wir dem Wunsche des Verfassers mit vollem Herzen zustimmen können, daß seine Erzählungen den Leser anheimeln möchten.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Friedrichs des Großen erster Waffengang.

ie erste große Unternehmung eines genialen Mannes zu betrachten behält auch in der Wiederholung immer von neuem einen anregenden Reiz; die Freiheit und Kühnheit, mit der er plötzlich dem gewohnten Gang der Dinge eine andre Richtung zu geben pflegt, wirkt hinreißender selbst als die Meisterschaft auf der Höhe des Lebens; in seiner vollen Macht kommt der Zauber der Jugend zur Geltung. Eine solche sympathische Empfehlung hat C. Grünhagen, der Verfasser einer neuen „Geschichte des ersten schlesischen Krieges nach archivalischen Quellen,"*) von vornherein für seinen Stoff, wenn er den ersten Waffengang Friedrichs des Großen, den uns bereits Männer wie Menzel, Ranke und Droysen ebenfalls nach archivalischen Quellen und in ziemlicher Ausführlichkeit geschildert haben, noch einmal darzustellen unternimmt. Die Beschränkung des Buchs auf den einen, den ersten Krieg, gestattet ihm zugleich mehr als jenen preußischen Geschichtschreibern sich der Vortheile des Biographen zu bedienen, alles wie in einem kunstvoll componirten Bilde um die Person des Königs zu gruppiren. Tritt doch auch dieser in Wirklichkeit mit überwältigender Macht vor allen übrigen Erscheinungen des großen Bildes jener Zeit hervor, ein gleicher Herrscher im Cabinet wie im Felde und gleicher Sieger in der diplomatischen wie in der militärischen Campagne, in beiden die folgenschwersten Entschlüsse vielfach gegen den Rath seiner Minister oder Feldherren mit eigner Selbständigkeit fassend. Von Anfang an hatte seine

*) Geschichte des ersten schlesischen Krieges nach archivalischen Quellen dargestellt von Dr. C. Grünhagen, Königl. Archivrath und Professor an der Universität Breslau. Erster Band. Bis zum Abkommen von Klein-Schnellendorf. Mit einem Plan der Umgegend von Mollwitz. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1881. 436 S. 8°.

Digitized by Google

Umgebung das volle Gefühl seiner persönlichen Ueberlegenheit. „Allerdings beruhe sonsten, was Gott und große Könige thun wollten, immer in einiger Ungewißheit," schreibt sein Minister Thulemeyer in den ersten Wochen seiner Regierung.

Friedrich hatte das Glück, daß sein Vater, als er im Mai 1740 starb, ihm nicht nur einen gefüllten Schatz und ein schlagfertiges Heer, sondern auch völlige Freiheit in der politischen Bewegung hinterließ. Uneingeengt durch bindende Verpflichtungen oder Allianzen konnte er sich selbständig entschließen. Er war 28 Jahr alt und voller Thatendrang. Von dem seinen Vater noch beherrschenden Gefühl kurfürstlicher Gebundenheit gegen Kaiser und Reich hatte er nichts geerbt. Er sah in Preußen eine europäische Macht, die die Impulse ihrer Politik aus sich selbst und ihren Interessen empfange, und diese Ansicht war nicht etwa die Aeußerung eines naiv rücksichtslosen Egoismus, sondern die Frucht eifrigen Nachdenkens und literarischer Beschäftigung mit der politischen Wissenschaft. Er erkannte in Europa nur zwei wirkliche Großmächte an, England und Frankreich. Spanien, Holland, Oesterreich und Preußen zählte er zu den Mächten zweiten Ranges. Preußen, schreibt er in der ursprünglichen Bearbeitung seiner Memoiren, scheint mir die vierte dieser Mächte, weniger formidabel als das Haus Oesterreich, aber stark genug, um in sich die Mittel für einen Krieg zu finden, der nicht allzuschwer und lang ist. Bei der Ausdehnung seiner Provinzen vom Osten Europas bis in den Südwesten immer mit Unterbrechungen, vervielfältigt sich die Zahl seiner Nachbarn ins Ungemessne. Seine Politik hinsichtlich der Finanzen und der Industrie ermöglicht es ihm, eine Conjunctur zu erfassen und schnell aus derselben Vortheil zu ziehen, aber seine Klugheit muß dasselbe zurückhalten, wenn es sich zuweit fortreißen lassen will. Um der zu zahlreichen Nachbarschaft und der Zerstücklung seiner Provinzen willen kann es nicht agiren ohne die Bundesgenossenschaft Frankreichs oder Englands."

Das galt namentlich in der politischen Frage, die bereits die letzte Hälfte der Regierung seines Vaters erfüllt und verbittert hatte, nämlich der Erwerbung der Lande Jülich und Berg beim bevorstehenden Aussterben des Hauses Pfalz-Neuburg. Sofort nach seiner Thronbesteigung bot Friedrich hier wie dort seine Allianz gegen bestimmte und ausgiebige Zusicherungen in dieser Frage an; doch scheint er mehr auf Frankreich gerechnet zu haben. Die englische Politik in Deutschland war gänzlich von dem hannöverschen Hausinteresse Georgs II. beeinflußt, ihr Schwerpunkt lag auf dem Meere; auf dem Continent schien Friedrich doch Frankreich die erste und ausschlaggebende Macht zu sein. Bezeichnenderweise erklärt er es für natürlich, daß diejenigen Fürsten, die sich vergrößern wollen, sich an Frankreich anschließen, diejenigen, die mehr Wohlstand als Ruhm suchen,

sich zu England halten. Ein sich vorbereitender Krieg zwischen diesen beiden Großmächten schien es nothwendig zu machen, daß die eine oder die andre Preußens Bundesgenossenschaft suche und sich von diesem natürlich den Preis dafür vorschreiben lasse. Als aber keine in der jülichschen Successionsfrage für die guten Rechte Preußens einzutreten sich verpflichten wollte, ließ Friedrich diese Sache als aussichtslos fallen.

Es liegt nahe zu fragen, inwieweit ihn schon damals — Ende August 1740 — der Hinblick auf Schlesien zu dieser Wandlung bestimmt habe. Gewiß ist, daß ihm von Frankreich Andeutungen gemacht wurden, es könnten, wenn mit Kaiser Karl VI. der Mannsstamm der Habsburger erlösche, Verwicklungen eintreten, aus denen auch Preußen seinen Vortheil ziehen könne, und daß er sich eifrig bemüht hat, Frankreichs Absichten für diese Eventualität zu erforschen; was konnte ihm näher liegen, als für diesen Fall an die alten Ansprüche seines Hauses auf Schlesien zu denken? Indeß lag dieser Fall damals in sehr unsichrer Ferne, Karl VI. war ein gesunder, kräftiger Mann von 55 Jahren. Kein Mensch konnte ahnen, daß er binnen zwei Monaten eine Leiche sein würde. Nun neigt Droysen aus mancherlei Gründen allerdings zu der Meinung, Friedrich habe sich ohne den Todesfall abzuwarten zum Angriff entschlossen, aber Grünhagen vermag die Beweise dafür nicht stichhaltig zu finden und tritt der ältern Ansicht Rankes bei, daß ihn erst die Nachricht vor dem nach kurzer Krankheit am 20. Oct. 1740 erfolgten Tode des Kaisers zum Handeln bestimmt habe. Jetzt aber war sein Entschluß sofort gefaßt; zwei Tage nach Empfang der Nachricht eröffnete er dem Feldmarschall Schwerin und dem Minister Podewils, daß er die Absicht habe, die günstige Lage, in der er sich befände, zur Erwerbung von Schlesien zu benutzen, entweder durch friedliche Unterhandlung mit Maria Theresia und für das Angebot sie gegen die ihrer Monarchie drohenden Gefahren thatkräftig zu unterstützen, oder durch Krieg in Verbindung mit den Gegnern derselben; jedenfalls wolle er Schlesien sofort selbständig besetzen, um im Besitze desselben mit größrer Aussicht auf Erfolg verhandeln zu können. Das war also sein eigenster persönlicher Entschluß; erst nachdem er ihn gefaßt, berief er den Feldherrn und den Minister, um über die Mittel und Wege zu seiner Durchführung zu berathen. Trotz ihrer Abmahnung von dem sofortigen Angriff blieb er dabei. Wie charakteristisch, wenn er am 1. November an Podewils schreibt: „Ich gebe Ihnen ein Problem zu lösen. Wenn man im Vortheil ist, soll man sich desselben bedienen oder nicht? Ich bin bereit mit meinen Truppen und allem; wenn ich mir das zu nutze mache, wird man sagen, daß ich das Geschick habe, mich der Ueberlegenheit zu bedienen, welche ich meinen Nachbarn gegenüber besitze.“ Während er jetzt Frankreich und England gegenüber darauf bedacht war, sich freie Hand

zu wahren, zögerte er auch mit substantiirten Eröffnungen in Wien so lange, bis seine Truppen zum Einrücken in Schlesien bereit waren. Die Adresse, an die er sich dann zunächst in Wien wandte, war die des Großherzogs Franz Stephan, des Gemahls der Maria Theresia, von dem er nach ihren bisherigen freundschaftlichen Begegnungen eine ihm entgegenkommende Gesinnung voraussetzen zu können glaubte. Bei beiden Unterredungen, die erst sein bisheriger Gesandter v. Borcke und dann der außerordentliche Bevollmächtige v. Gotter mit dem Großherzog hatten, horchte Maria Theresia in einem Nebenzimmer durch die halbgeöffnete Thür, und jedesmal, wenn ihr Gemahl sich zu irgend etwas engagiren wollte, rief sie ihn und schnitt so die weitre Verhandlung ab. Ihr Standpunkt war der der weiblichen Entrüstung gegen einen Aufdringlichen, der ihr unter dem Vorwande des Beistandes gegen noch gar nicht sichtbare Feinde eine Provinz abdringen wollte. Mit derselben Entschiedenheit ließ sie die Abtretung eines Theiles von Schlesien wie des ganzen Landes zurückweisen. Weit, weit unterschätzte sie sammt ihren Ministern die von Preußen drohende Gefahr. Den letztern, namentlich dem bei ihr sehr angesehenen Bartenstein, einem Convertiten und Anhänger der französischen Allianz, schien es fast nur darauf anzukommen, den preußischen Unterhändlern schriftlich ihre Angebote zu entlocken, um dieselben, ohne auch nur zum Scheine auf eine Verhandlung darüber einzugehen — man hatte doch sonst in Wien die dilatorische Behandlung politischer Ansprüche vorzüglich verstanden —, dann sofort in die Oeffentlichkeit zu bringen und den König dadurch bloßzustellen.

Von einem Manne, der wie der Verfasser des vorliegenden Buches seit 20 Jahren an der Spitze des schlesischen Staatsarchivs steht und seit noch längrer Zeit der schlesischen Geschichte eine eingehende und umfangreiche literarische Thätigkeit gewidmet hat, darf man auch eine sorgfältige Auseinandersetzung über die Natur und Berechtigung der schlesischen Ansprüche Preußens erwarten. Er leitet sie mit einem vorzüglich geschriebnen Capitel über die Entwicklung und den Zustand der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens bis 1740 ein. Gegenüber den namentlich in populär-patriotischen Darstellungen so häufig wiederkehrenden Tiraden, die meist protestantischen Schlesier hätten Friedrich als Befreier begrüßt und wohl geradezu herbeigerufen, kann er nur die Thatsache constatiren, daß die Bevölkerung des Landes jeder Anhänglichkeit an die österreichische Regierung und die habsburgische Dynastie entbehrte und gegen den Bekehrungseifer derselben in mißtrauensvoller Besorgniß lebte. Erst die kriegerischen Erfolge Friedrichs wandten die theilnahmlose Gleichgiltigkeit in hoffnungsvolle Hingabe, bei einer kleinen Minderheit freilich auch in feindseligen Groll. Was nun die schlesischen Anspüche der Hohenzollern betrifft, so ist zu constatiren, daß

Ferdinand I. als böhmischer König 1546 die sogenannte Erbverbrüderung zwischen dem Herzog Friedrich II. von Liegnitz-Brieg-Wohlau und dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg vom Jahre 1537 ausdrücklich cassirt hat; doch war dies ein den Privilegien der Liegnitzer Fürsten zuwiderlaufender Act, und wenn sichs auch der bejahrte Herzog Friedrich II. gefallen ließ, so legte wenigstens der Kurfürst Joachim II. Protest dagegen ein. Das Fürstenthum Jägerndorf hatte Markgraf Georg der Fromme 1523 „zu rechter Erbschaft" erkauft. Als sein Sohn 1603 kinderlos starb, nachdem er testamentarisch die Kurlinie in Brandenburg zu Erben eingesetzt hatte, weigerte sich Kaiser Rudolf den Markgrafen Johann Georg, dem es sein Vater, Kurfürst Joachim Friedrich gegeben hatte, als nicht lehnsberechtigt damit zu belehnen, ohne ihn thatsächlich in dem Besitze zu hindern. Erst nach der Schlacht am Weißen Berge ward Johann Georg als Anhänger des Winterkönigs geächtet und das Land eingezogen. Die in der Achtsurkunde betonte Felonie tritt, weil sie von rechtswegen die Verwandten der Geächteten nicht schädigen konnte, in den Antworten des kaiserlichen Hofes gegen die Brandenburgischen Proteste zurück; wie 1603, ward auch jetzt überhaupt das Nachfolgerecht der Kurlinie bestritten, und wieder siegte die Gewalt des Stärkern.

Wiederholt hat der große Kurfürst seine Rechte auf Jägerndorf und, seit 1675 die Liegnitz-Brieger Piasten ausgestorben waren, auch auf Liegnitz-Brieg-Wohlau geltend gemacht; dennoch gab er sie 1686 einer antifranzösischen Allianz mit dem Kaiserhause zu Liebe gegen eine sehr geringfügige Entschädigung, den Schwiebuser Kreis, hin. Indem man nun österreichischerseits geradezu durch falsche Vorspiegelungen den Kurprinzen noch vor Abschluß des Tractats zur heimlichen Verpflichtung der Wiederherausgabe des Schwiebuser Kreises zu verlocken wußte, den er als Kurfürst dann auch wirklich wieder abtrat, gab man Preußen trotz der formellen rechtlichen Austragung der Sache neue Gelegenheit sich über Vergewaltigung und Uebervortheilung zu beklagen; daher wurden von Berlin aus die alten Ansprüche bei jedem sich bietenden Anlaß hervorgesucht und so auch jetzt von Friedrich II., freilich erst, nachdem er das Schwert in die Hand genommen, dann aber doch, soweit seine eignen Aeußerungen vorliegen, mit der Ueberzeugung seines guten Rechts zur Geltung gebracht. Ob man sich nun der Auffassung der preußischen Staatsjuristen von 1740 anschließt, wie unser Verfasser geneigt ist, und mit ihnen den Wiener Hof der laesio enormis gegen Brandenburg bei jenem Vertrage von 1686 anklagt oder nicht, daß Oesterreich 1740 von einer gerechten Nemesis ereilt worden ist, wird jeder zugeben, der überhaupt an moralische Consequenzen in der Weltgeschichte glaubt. Hatte Oesterreich bisher das Recht des Stärkern für sich gehabt, so war dies jetzt an Preußen übergegangen. Zu ritterlicher Courtoisie gegen die Erbin Karls VI.

war der Erbe Friedrich Wilhelms I. auch aus andern bekannten Gründen nicht eben verpflichtet.

Der Freund militärischer Darstellung wird in dem dritten Buche des Verfassers, welches die Kriegsoperationen im Zusammenhange und nur mit gelegentlichen Hinweisen auf die bestimmend einwirkenden diplomatischen Verhandlungen darstellt, sein volles Genügen finden, und namentlich den schlesischen Landsleuten des Verfassers dürfte die eingehende Schilderung auch der kleinern und beiläufigen Unternehmungen ein besondres Interesse einflößen. Das großen Feldherren eigene kühne Vorwärtsgehen gerade auf den Leib des Gegners, um den Krieg durch schnelle Schläge zu entscheiden, ward in Friedrichs erstem Feldzuge noch durch die jugendliche Hast beflügelt, aber er lernte bald einsehen, wie sehr der Krieg auch eine Sache der unermüdlichen Wachsamkeit, Vorsicht und des geduldigen Harrens auf den günstigen Moment ist. Ist gleich nicht ihm, sondern Schwerin der Ruhm zuzuschreiben, die Schlacht bei Mollwitz gewonnen zu haben, so ist es doch voll sein persönliches Verdienst, gegenüber dem Vormarsche des österreichischen Feldherrn Neipperg von Neisse auf Breslau zu durch rasche Entschlossenheit rückwärtsgehend eine Stellung erreicht zu haben, die Neipperg zur Schlacht zwang. Und wiederum die plötzliche und unblutige Besetzung der Hauptstadt Breslau, der anfangs Neutralität „bei den jetzigen Conjuncturen und so lange dieselben dauern werden" zugesagt worden war, erfolgte gegen die Bedenklichkeiten seiner Generale und Minister und hatte den glänzendsten Erfolg. Neippergs vorsichtige Defensive in einer durch die Festung Neisse gedeckten Stellung war offenbar diesem König gegenüber die verständigste Kriegsführung, und man mag wohl dem Verfasser beistimmen, wenn er dies gegen die gewöhnliche geringschätzige Beurtheilung des österreichischen Feldherrn betont. Der Verfasser führt in dem vorliegenden ersten Bande die Kriegsereignisse nur bis zu dem Abmarsche Neippergs aus dieser seiner Stellung bei Neisse im October 1741, indem er das Hauptgewicht auf die Darstellung der der militärischen parallellaufenden diplomatischen Campagne legt und ihr auf Grund sehr eingehender archivalischer Studien, namentlich der hannöverschen und englischen Papiere, die hier zum ersten Male erschöpfend benutzt worden sind, fast die ganze zweite Hälfte des Bandes widmet.

„Wenn König Friedrich die europäische Constellation, unter der er sein Unternehmen begann, wesentlich unter dem Gesichtspunkte des großen Gegensatzes zwischen England und Frankreich aufgefaßt hatte und in diesem Gegensatze eine Bürgschaft des Gelingens für seine Pläne erblickt hatte, so hat die wirkliche Entwicklung der Dinge seine Auffassung in vollem Maße bestätigt." Es erscheint demnach als die Hauptaufgabe der Geschichtschreibung, für die diplo-

matische Seite des Krieges den Antheil dieser beiden Mächte an den einzelnen Acten des großen Dramas und ihr Einwirken auf die Steigerung und endliche Lösung des Conflictes zu schildern. Der erste Gedanke in London nach dem Bekanntwerden der preußischen Pläne auf Schlesien war, daß man Oesterreich zu bewegen suchen müsse, durch eine Concession die Begehrlichkeit des ehrgeizigen Fürsten zu stillen, um ihn in dem Bunde mit den Seemächten und mit Rußland zu erhalten und ihn von einer Verbindung mit dem die pragmatische Sanction offen bekämpfenden Baiern und dem hinter diesem stehenden Frankreich abzubringen. Da sich aber keine Aussicht zeigte, in Wien damit durchzudringen und das unerhört kühne Vordringen Friedrichs den stets für die Interessen Hannovers besorgten König Georg II. mit Mißtrauen erfüllte, zumal seitdem Friedrich ein Truppencorps im Magdeburgischen durch den alten Fürsten von Dessau zusammenziehen ließ, ging von diesem persönlich die Idee aus, durch einen Bund der genannten nordischen Seemächte und Sachsen-Polens den unruhigen König niederzuwerfen und durch Beschneidung seiner Macht für die Zukunft unschädlich zu machen. Dresden wurde der Mittelpunkt für die Verhandlungen dieses preußenfeindlichen „Concerts," als sich der dortige Hof von der Aussicht verlocken ließ, eine bei dem Thronwechsel in Oesterreich erstrebte, aber von diesem hartnäckig verweigerte Vergrößerung durch Abtretung einiger Kreise Böhmens nun auf Kosten Preußens zu suchen. Dazu war Oesterreich wenigstens bereit eine Geldhilfe zu gewähren. Diese ganze Combination hing indeß von der Voraussetzung ab, daß Frankreich in der großen continentalen Krise neutral bleiben werde, wie es in den ersten Monaten nach Karls VI. Tode allerdings den Anschein hatte. Als letzteres im Frühjahr 1741 aus seiner Reserve heraustrat, sah sich England doch wieder auf den alten Standpunkt zurückzukommen genöthigt, daß man Preußen in der Coalition der Seemächte und Rußlands mit Oesterreich festhalten müsse, um es nicht in die geöffneten Arme Frankreichs sinken zu lassen. Daß König Georg bei dieser neuen Schwenkung den einmal gegen Friedrich gefaßten Groll nicht wieder fahren lassen konnte und sich sein Eintreten für Preußen durch möglichst hochgeschraubte Convenienzen für Hannover bezahlen lassen wollte, gab der englischen Politik einen Charakter der Unaufrichtigkeit und Hinterhaltigkeit, durch den sie es mit einem Manne von der Art des jungen Königs von Preußen verderben mußte.

Friedrich hatte von Anfang an nicht übel Lust gehabt, ein französisches Bündniß einzugehen, aber einmal hatte sich zuerst Cardinal Fleury sehr kühl gezeigt, dann hatte sein Minister Podewils ihn beschworen, diese gefährliche Idee aufzugeben. Frankreich suche im Grunde nur den Umsturz des europäischen Gleichgewichts durch die Niederwerfung des Hauses Oesterreich, um dann einen

Staat nach dem andern für seine Interessen ausbeuten zu können; für Preußen würde dabei etwa nur jene Gunst des Polyphem, zuletzt verspeist zu werden, herauskommen. Sein Erfolg war es, daß Friedrich aufrichtig und eifrig die Vermittlung Englands in Wien anrief und seine Forderung ausdrücklich auf Niederschlesien mit Breslau herabminderte, alles in der Zeit, wo Georg II. noch jenes schwarze Complot gegen ihn zu Stande zu bringen suchte. Als ihm dann Kunde davon ward, wandte er ernstlich seine Gedanken auf ein Bündniß mit Frankreich. „Man wird mit Frankreich aufs schleunigste abschließen müssen, und nicht ich, sondern England und Rußland werden die Schuld tragen, wenn in Europa alles drüber und drunter geht.“ Schon ertheilt er Podewils Befehl, mit dem französischen Gesandten Valori einen Vertrag in möglichst klarer und bestimmter Fassung zu verhandeln; doch zieht dieser die Sache so lange hin, bis die englische Schwenkung eben aus Furcht vor der Alternative dieses französisch-preußischen Bündnisses erfolgt ist. Aber die Hartnäckigkeit des Wiener Hofes, der unter allen Umständen England infolge seiner Verpflichtung für die pragmatische Sanction zur Hilfeleistung gegen Preußen zwingen zu können glaubte, ließ die durch Lord Hyndford geführten englischen Unterhandlungen scheitern und trieb Friedrich doch dem französischen Bündniß in die Arme. Am 4. Juni schloß Podewils mit Valori ab, Frankreich garantirte dem König Niederschlesien mit Breslau und dieser die Wahl des Kurfürsten von Baiern zum Kaiser. Acht Wochen später überschritten zwei französische Armeecorps den Rhein, von denen eins mit den bairischen Truppen vereinigt in Böhmen eindringen sollte. Wenn Maria Theresia und ihre Minister gerade Preußen gegenüber ihre Pflicht betonten, die durch die pragmatische Sanction stipulirte Einheit der österreichischen Monarchie wahren zu müssen, so bekommt dies durch ihr Verhalten gegen Baiern und Frankreich doch eine eigenthümliche Beleuchtung. Wie gering erscheint gegenüber dem, was sie zur Befriedigung dieser beiden Mächte in Aussicht stellen ließ, das was sie dem König von Preußen so hartnäckig verweigerte! Die sämmtlichen habsburgischen Besitzungen in Italien, die Niederlande, Vorderösterreich mit dem Breisgau und der Königstitel an Baiern, Luxemburg an Frankreich! Aber es waren das freilich Außenländer, die die österreichische Macht nicht in ihrem Kern schwächten und ihren Feinden, wenigstens Baiern, trotz der Vergrößerung des Besitzes, doch keine wirkliche Machtstärke verliehen. Wie ganz anders lag die Sache in Schlesien! Hier war jede verlorne Quadratmeile ein doppelter Verlust, weil er die Macht des gefährlichen Gegners um eben so viel verstärkte. Außerdem hat nachweislich bei Maria Theresia und dem einflußreichen Bartenstein die religiöse Antipathie mitgewirkt. Es fiel ihnen ganz besonders schwer, gerade die Provinz einem Ketzer zu überantworten, in der das Haus

Habsburg erst vor nicht langer Zeit und mit soviel Gewalt den Katholicismus wieder aufgerichtet hatte.

Erst als die Baiern in Oberösterreich einrückten und die Franzosen den Rhein überschritten, ohne daß man ihnen ein Heer entgegenstellen konnte — die berühmte Versöhnung mit Ungarn und die Bewilligung eines ungarischen Aufgebotes war noch nicht erfolgt —, erklärte sich Maria Theresia, um Neippergs Truppen den Baiern entgegenstellen zu können, zur Bewilligung Niederschlesiens mit Breslau an Friedrich bereit, „weil kein andres Mittel zu helfen, aber wohl mit meinem größten Herzeleid."

Der Wendepunkt des Krieges schien damit gekommen. Allerdings war der in Wien ausschlaggebende Gedanke, den besonders der englische Gesandte am dortigen Hofe, Sir Robinson, nicht müde ward zu betreiben, den König Friedrich zur Stellung eines Hilfscorps als Gegenleistung für Oesterreich zu verpflichten, für letztern nach seinem Abschluß mit Frankreich nicht mehr annehmbar; als ihm die österreichischen Propositionen durch einen Courier des englischen Specialgesandten bei ihm, Lord Hyndford, gerade in dem Moment überbracht wurden, als er schon zu Pferde sitzend mit dem französischen Gesandten Valori ausreiten wollte, reichte er sie einfach diesem zum Lesen hin und antwortete auch an Lord Hyndford völlig ablehnend. Aber das Vorgehen Frankreichs, das alle Besorgnisse des treuen Podewils, es werde die Allianz Preußens egoistisch nur für seine, das Gleichgewicht auf dem Continent umstürzenden Pläne ausbeuten, zu rechtfertigen schien, war nicht geeignet, einen so selbstbewußten und ehrgeizigen Herrscher wie Friedrich lange auf dem Standpunkte ritterlicher Vertragstreue festzuhalten. Er meinte in seinem Geiste doch noch die Mittel zu finden, einen selbständigen und nur die Interessen seines Staates berücksichtigenden Weg inmitten dieser nun allmählich ganz Europa umfassenden Verwicklung einschlagen zu können. Es scheint wohl, als wäre es ihm ganz recht gewesen, mit Frankreich rücksichtslos militärisch vorgehend ganz Europa in Brand zu setzen, in der Berechnung, sich den ihm gebührenden Vortheil dabei schon rechtzeitig zu wahren — man erinnere sich, daß er noch in jugendlichem Alter stand —; aber da die französische Politik, von dieser Kühnheit weit entfernt, sich rücksichtslos egoistisch zeigte, so war er bedeutend genug, einen ähnlich rücksichtslosen Entschluß zu fassen. Gerade in diesem interessanten Momente, unmittelbar vor dem Vertrage von Kleinschnellendorf, bricht der vorliegende erste Band ab. Da der zweite noch im Laufe des Sommers erscheinen soll, können wir uns die Schlußbetrachtung bis dahin aufsparen.

Breslau. H. Markgraf.

Gleim an Bertuch.

In Nummer 10 und 11 der diesjährigen „Grenzboten“ hat H. Pröhle die Briefe Bertuchs an Gleim, soweit sie in dem Gleimschen Archiv vorhanden sind, herausgegeben. Bei dieser Veröffentlichung hat er einen Grundsatz befolgt, dem er bei seinen überaus zahlreichen Brief-Publicationen des 18. Jahrhunderts bisher stets treu geblieben ist, nämlich den, die Briefe ganz unverkürzt mitzutheilen. Einen solchen Grundsatz kann ich nun nicht allgemein für richtig halten, bekenne vielmehr, daß die Befolgung desselben schon jetzt weit mehr Schaden als Nutzen gestiftet hat, indem eine schwer übersehbare Masse überflüssiger, werthloser Briefe ins Publicum gebracht sind, welche das Interesse vernichten statt es zu erregen, welche die Literaturgeschichte, die eine Entwicklung mächtiger Ideen sein sollte, zu einem Repertorium von Klatschgeschichten zu machen geeignet sind. Was freilich die hervorragendsten Geister unsrer Nation geschrieben haben, bleibt der Erhaltung und der Mittheilung werth, und so mögen selbst kleine, verhältnißmäßig inhaltlose Billete Goethes — wie ich dies im Goethejahrbuch selbst thue oder durch andre gern geschehen lasse — mitgetheilt werden, weil sie, obschon vielleicht an und für sich nicht sonderlich wichtig, durch die Persönlichkeit des Schreibers Werth genug besitzen. Anders verhält es sich indessen mit Schriftstellern zweiten und dritten Ranges. Wollte man nämlich, um bei Gleim stehen zu bleiben, den Versuch machen, sämmtliche Briefe, die dieser freundschaftsselige, schreiblustige und redefertige Mann während eines sehr langen, nicht eben von vielen Geschäften geplagten Lebens geschrieben hat, abzudrucken, so würde man den Umfang eines kleinen Conversationslexikons ganz wohl erreichen. Gleim war ein wackrer Mensch und ein geschickter Versemacher, aber er war ein kleiner Geist und ein sehr großer Schwätzer, ein Mann, der mancherlei wußte und vieles zu wissen begehrte, der daher unermüdlich war zu fragen und nicht minder eifrig, das erzählte zu wiederholen, der unaufhörlich Freundschaftsversicherungen spenden konnte und, wenn er wirklich einmal die Lust verlor, von andern zu sprechen, nie müde wurde, von sich zu reden.

Diese Erwägungen veranlassen mich, von den mehr als fünfzig Briefen Gleims an Bertuch, die ich durch die Güte der Besitzer des Bertuch-Froriepschen Archivs in Weimar benutzen durfte, in welchem diese nebst andern tausenden an Bertuch und Froriep gerichteten sorgfältig aufbewahrt sind, nur wenige Bruchstücke einiger Briefe zu veröffentlichen. Was ich gebe, ist das, was sich mir bei einer

genauen Prüfung des Inhalts als literarhistorisch wichtig oder interessant herausgestellt hat. Daß bei einer derartigen Auswahl nicht ganz ohne Willkür verfahren werden kann, ist gewiß, aber es ist sicherlich ein geringres Unglück, eine oder die andre Notiz auszulassen, die nur einem allzu pietätsvollen Kleinigkeitskrämer heilig vorkommen könnte, als eine schwere Masse Ballast wie kostbares Gut mitzutheilen.

Nur zwei Bemerkungen mögen den Briefen vorausgehn: die eine, daß, wie Pröhle richtig vermuthet, der Briefwechsel nicht 1777 aufgehört, sondern, wie aus den folgenden Fragmenten hervorgeht, mindestens bis 1799 gedauert hat; die andre, daß, entgegen Pröhles Voraussetzung, der Gleim-Bertuchsche Briefwechsel schwerlich viele Bemerkungen über Goethe und Aufklärungen über das weimarische Treiben jener Zeit enthalten haben kann. Von Gleims Briefen kann ich dies sicher behaupten, denn da ich bei meinen Studien im Bertuchschen Archiv zunächst hauptsächlich darauf ausging, Mittheilungen über Goethe zu finden — eine Beschränkung, die ich mir freilich bei der überraschenden Fülle des Materials nicht lange gestatten konnte —, so forschte ich auch in den Gleimschen Briefen darnach und die Ausbeute waren zwei magere Notizen (15. Januar bis 14. Februar 1776 und 13. April 1777), die ich schon im Goethe-Jahrbuch (II, S. 386 und 394) abdrucken ließ und deshalb hier nicht wiederholen mag. Die Brieffragmente selbst lauten folgendermaßen:

1.

Halberstadt, den 1. Nov. 1774.*)

... Ich habe dem Knaben-Muthwillen, der wider unsern Wieland so possirlich zu rasen weiß, in die Augen gesehn und die Achseln gezuckt; leider, mein bester Bertuch sinds ungerathene Schüler des guten Gellerts und, wie ich nicht ohn' Ursach argwohne, meines lieben Joh. Andr. Cramers, des itzigen Vice-Kanzlers in Kiel, um den mir bang ist, weil er so hoch auf jener Leiter steht, von welcher Spalding so tief in den Abgrund der Hölle gestürzt ist. Dieses meines lieben Cramers Sohn, der mit einem andern Vornamen im Musenalmanach auch als ein frommer Dichter, andere nicht-fromme Dichter niedersingend mehrmalen vorkommt, besuchte mich vor etlichen Wochen und declamirte gegen die unmoralischen Dichter, mit einem Ernst, nicht Ernst, mit einer Gravität, die seinem Vater angestanden hätte; Sie mögen sich vorstellen, lieber junger Freund, mit welchem Eifer ich den jungen Mann zurechte wies. Und als er weg war, da schrieb ich in mein rothes Buch:**)

Herr! nicht soviel moralisirt!
Herr! Sitte lehren, Sitte treiben
Herr! Sitte reden, Sitte schreiben,

*) Der Brief ist die Antwort auf Nr. 2 bei Pröhle vom 24. October 1774.

**) Halladat oder das rothe Buch, die unförmliche Dichtung Gleims, für welche thätig zu sein Bertuch am 24. October versprochen hatte. In der ersten Ausgabe des Buches (Hamburg, gedruckt bei Bode, 1774) stehen übrigens die mitgetheilten Verse nicht.

Ist leicht wie eine Pflaumenfeder, Herr!
Allein das Wort in That verwandeln,
Still sein wie Gott und thun und handeln,
Ist hundert tausend Centner schwer.

Gewiß aber wird der junge Cramer, der mit seiner jungen Gravität den alten Mann wie einen alten Sünder anzusehn den Mund offen, das Auge starransehend hatte, bei den Frommen seiner Secte nicht zum Besten von mir schwatzen.

2.

Halberstadt, den 12. Nov. 1774.*)

... Ich kenne die Menschen. Spalding, Ramler — welche Namen, welche lange Listen gleicher großer Namen könnte ich hersetzen und von einem jeden geometrisch beweisen, daß er verdiente, mit schwarzen Buchstaben im Tempel der Freundschaft angeschrieben zu werden! und also, nicht weil ich ein Menschenfeind durch die traurigsten Erfahrungen, die wohl je ein Mensch auf Erden, seit Adam auf mich gehabt hat, geworden bin, sondern nur, ich habe gelobet, nie wieder in den Fall solcher Erfahrungen mich zu setzen, ich will in einem Winkel leben, mit Freunden, die noch keinen Dolchstoß mir ins Herz gaben, in Verbindung bleiben, aber auf den Sprung bereit ...

Gebe der Himmel, daß zu Weimar entstehe, was Sie hoffen. In meinem Winkel will ich herzlich mich darüber freuen, und wenn die Freude mich übernehmen sollte, nicht mich sträuben, ihrem Zuge zu folgen, kleine Besuche von etlichen Tagen will ich machen ... Bey meinem Wieland war ich so wohl, bei meinem Bertuch war ich so heiter, meinen Knebel halt ich für einen der besten Menschen unter den Menschen von Adel, meinen alten Freund, den dicken Schmid, wie unser Wieland ihn nannte, den, ich unterstände es mir, brächte ich vom Plutus zum Apollo zurück und doch — ich kenne die Menschen. Basta! ....

Zwei Worte noch von den bösen Buben, welche meinem Wieland Hohn sprechen. Mit Boie bin ich äußerst unzufrieden; er hat sich nichts weniger als gerechtfertigt. Sein Brief ist kalt wie eine Eidechse. Mögen doch die Buben wider Wieland schreiben ganze große dicke Folianten, sie werden mich nicht aufbringen, aber in so einer tückischen, den 9/10 unseres dummen Publici hingeworfenen halben Zeile, wie die im Musenalmanach, das, Hr. Boie sage, was er will, ist Herzensbosheit, unverzeihlicher bösartiger Muthwille, Tollheit.

3.

(undatirt.)**)

Der Geh. Rath Nittelblath zu Halle hat die Vengerische Buchhandlung daselbst geerbt. Gestern war er hier; ich konnt' aber nicht an ihn kommen. Wenns zu Weimar meinem Bertuch nicht wohl erginge, so sollt er mit Gleim in Compagnie diese Handlung kaufen, eine der ältesten und sehr versäumt bisher, könnten wir ein herrlich Ding draus machen! Ich gehe über Halle zurück und sondire den Eigenthümer, ob er sie verkaufen will, 10000 Thlr. gäb' ich ihm, 12000 soll er schon einmal gefordert haben. — Weygand aus Leipzig ist hier gewesen, der einzige von allem Buchhändlergeschmeiß, der mir gefallen hat, ein rüstiger, kraft-

*) Antwort auf Bertuchs Brief vom 7. Novbr.; Bertuch schreibt wieder am 21.

**) Wahrscheinlich 1776; ein bestimmteres Datum läßt sich auch aus den Briefen Bertuchs an Gleim nicht folgern, da diese vom Juni 1776 bis December 1777 fehlen.

voller Mann, der, wenn er will, durch Hilfe des Gehirns der Goethen, der Boien, der Dohmen und der ganzen gelehrten Gehirnschaft des heil. römischen Reichs Reichsbaron oder Graf sein wird. In den ersten vier Jahren seines Würkens hat er an zweyhundert schon verkaufte Handlungsartikel verlegt. Mit seiner guten Art hätt' er beynahe auch mich gefangen, den Erbfeind aller seines Glaubens!

4.

(undatirt.)*)

Sie fragen, mein Bester, ob ich noch damit umgehe, von meiner Galeere mich loszumachen? Antwort: Ja, und zwar ists so ziemlich nah zum Ausflug in die freie Welt; noch aber bleibts Herzensgeheimniß unter uns aus guten Ursachen! Geht alles nach Wunsch, dann möcht ich meinen Wohnort wohl zu Berlin nehmen. Ehedem kannt ich zu Berlin einen gewissen Hofrath Borchwart, welcher von verschiedenen kleinen Höfen Agent war. Von jedem hatt er ein kleines Gehalt und befand sich sehr wohl dabey. — Sollte von Ihrem Hof oder dem zu Gotha zu Berlin ein Agent gehalten werden oder in Vorschlag kommen, dann sparen sie so ein Nebengeschäft für mich, — vielleicht, daß es bald alles zu Stande kommt.

5.

Halberstadt, den 20. Nov. 1777.**)

Klopstock oder Tellow an Elisa hab ich von Leipzig verschrieben, ist aber nicht zu haben gewesen. Schon der kleine Auszug in den Gothaischen Zeitungen hat auch mich äußerst stutzig gemacht; nicht eine Silbe kann der Sittenschwätzer Tellow dem Publiko gesagt haben, deren Wahrheit oder Lüge nicht ich das beste Zeugniß geben könnte, denn von seiner ersten Autor-Jugend an ist Klopstock mein vertrautester Freund gewesen, hat aber aufgehört, in genauer Verbindung mit mir zu seyn, seitdem — ich mag den Zeitpunkt nicht bestimmen. Es thut mir leid, daß Tellow der Sohn des guten Andreas Cramer ist, wiewohl auch dieser schon im Leben Gellerts böses Beispiel gegeben hat. Ewiges Schimpfen und Schelten der Franzosen und die Leutchen sollten von ihnen lernen, wie man große Leute loben muß! Gott! wie häßlich tönen mir die Lobposaunen! . . . . Wer denn sind die Verfasser und Herausgeber des Gothaischen Magazins? Manches darin hat mir sehr gefallen. Es wäre recht die Zeit, daß ein Trotzbieter aufstände, der dem Schwarm der jungen Laffen, den Hohnsprechern der großen Männer das Garaus machte!

6.

(Dec. 1777.)

Ein hiesiger Zeitungsleser las in der Leiden'schen Zeitung (Nr. 93 vom 21. Nov. 1777) den Articul betreffend die Hinrichtung des Hospodars der Moldau Gregorius Chica. Zehn Dukaten, sprach er, setz' ich zum Preise dem besten Manifest der Menschheit gegen die Türken, bei dieser Gelegenheit anzuschlagen an die hohe Pforte zu Constantinopel und Wieland der Verfasser des goldenen Spiegels, soll die eingesandten Preis-Manifeste lesen und sagen, welches das beste sei. Es ist dem Zeitungsleser mit dem Preise rechter Ernst: ich habe versprochen, die 10 Dukaten mit der nächsten fahrenden Post an Sie zu übersenden und Sie

*) Wahrscheinlich 1776. Vgl. die Anmerkung zur vor. Nr.

**) Ein Schreiben Bertuchs, worauf sich dieser Brief bezieht, ist nicht erhalten, wohl aber Bertuchs Antwort vom 18. Decbr.

zu bitten, eine Nachricht wegen dieser Preisaufgabe sobald nur immer möglich im Merkur bekannt zu machen und die Herausgeber des deutschen Museums und andrer Monatschriften und gelehrten Zeitungen um Bekanntmachung zu bitten. . . Sollte wider Vermuthen Freund Wieland den Preis gewinnen wollen, dann soll der edle Stadthalter zu Erfurt, wenn er will, der Censor sein.

7.

Halberstadt, den 26. Mai 1779.

(Theilt mit, daß er in den nächsten Tagen nach Berlin reise, und bedauert lebhaft, daß Zanthier und Walther nach dem Auslande gingen) . . Die zehn Dukaten hätten Sie doch ja behalten sollen! Eben wollt ich Ihnen schreiben, daß sie zu einem Preis über die beste Abhandlung vom Kriegsliede bestimmt sei. Machen Sie's bekannt, im Mercur und im deutschen Museum, ohne meiner zu erwähnen oder Jemandem mich zu nennen. Zum Richter benennen Sie, wen Sie wollen, unsern Herder, wenn er Zeit hat, zu lesen und nicht selbst ein Läufchen (nicht des Geizes, sondern der Ehre) mitmachen will, welches herrlich wäre. Lessing, bey dem ich herrliche vier Tage gewesen bin, wäre gerechter Richter, wie Herder, leider aber hat er die Kriege mit den bösen Götzen auf dem Halse. Sein Nathan der Weise hat mich weinen gemacht wie Alexander den Caesar. Bey Klopstock's Unrechtschreibung in seinem Buch über Dichtung und Sprache hab ich andre Thränen geweint. Klopstock ist nicht Klopstock mehr — Bodmer ist im 81. Jahre noch Bodmer — heut empfing ich von dem edlen Greise ein Schreiben, wie's noch Keiner geschrieben, noch Keiner empfangen hat; ich wollt, ich könnt es ihm mittheilen, ich möcht es der ganzen Welt vorlesen.

8.

Halberstadt, den 31. Mai 1794.

Sie werden sich freuen, lieber Bertuch, daß Sie den braven Voß persönlich kennen lernen. Man gewinnt ihn lieb und schätzt ihn höher, je mehr man ihn kennen lernt. — Etwas über Jahrszeit ist es, daß wir zu Dessau uns sahn! Welche Gräuel seitdem! Doch weg die Greuel aus den Augen und aus dem Sinn!

Daß aber unsere Fürsten den Greueln ein Ende zu machen nicht helfen wollen, das will mir nicht in den Sinn. In ihren Residenzen helfen sie nicht. Auch helfen sie nicht mit den Waffen allein, mit Klugheit, mit Geisteskraft müssen sie auch helfen! Kein Wunder, daß die neuen Hunnen so brav sind! Sie werden von ihren Oberhäuptern auf sich selber gesetzt für Anarchie; warum thun das die unsrigen nicht für die Ordnung?

9.

Halberstadt, den 6. Sept. 1799.

. . . Daß Sie, lieber Freund, der Xenien wegen den Musen entsagten, Sie, der wärmste Musenfreund, das ist nicht recht. Schaudernd sind die Xenien nicht, sie sind nur witzig; und Witz verfliegt wie — Witz, ich weiß nichts, was schneller verfliegt.

Daß im Athenäum ihrer Erwähnung geschieht, oder in ihm ihre Unsterblichkeit behauptet wird ist ja recht gut! Die Verfasser, sagen Sie, sind Lotterbuben. Lotterbuben können ja dem Allzuvergänglichen Unvergänglichkeit nicht geben. Ich lese das Athenäum nicht, hör aber, daß die beyden Schlegel die Verfasser seyn

sollen. Das thut mir leid! Ihr Vater war mein Freund und ein sehr braver Mann, er half den deutschen Musen auf, seine Söhne scheinen was er baute, niederreißen zu wollen. Wir wollen sie machen lassen!

Wir leben einmal nur in diesem Erde-Leben;
In diesem Einen sich mit Buben abzugeben
Und ihnen gleich zu gehn auf unsrer Lebensbahn
Das wäre nicht recht wohlgethan!
Deswegen wollen wir, wo sich die Wege scheiden,
Hingehn auf unsern grünen Plan
Zu unsern Grazien und unsern kleinen Freuden
Und alle bösen Buben meiden,
Das ist recht wohlgethan!

Hat nicht einer von denen, die die Xenien witzelten, Ihnen die Fenster eingeschmißen? Was anders kann man von ihren Vertheidigern erwarten, also wollen wir uns mit ihnen nicht abgeben...

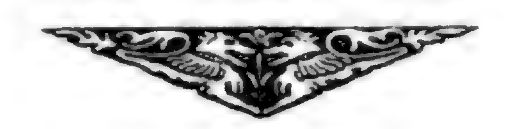
Seyen Sie Beförderer des Guten und Nützlichen, lieber alter Freund, aber kehren Sie zu den Musen zurück, wir leben nur einmal, und am besten bey ihnen und lassen Sie sich von Lotterbuben nicht irre machen. Darum bittet Sie Ihr Freund

der uralte Gleim.

Zur Erklärung der Briefe brauche ich nicht viel zu sagen. Der in Nummer 1 erwähnte Karl Friedrich Cramer (der auch in Nummer 5 vorkommt), der Sohn des durch Lessings Literaturbriefe zu trauriger Unsterblichkeit gelangten Johann Andr. Cramer, war damals ein junger und wurde später ein alter Vielschreiber, der aber doch wegen einer gewissen Kühnheit in seinem literarischen Auftreten, wegen seiner unerschrocknen Vertheidigung einmal angenommner politischer Grundsätze, wegen seiner nicht unglücklichen Begabung für Vers und Prosa eine ausführlichere Würdigung verdiente, als ihm bisher zu Theil geworden ist. Nummer 2 bezieht sich auf den Angriff, ein Moment in dem von verschiednen Seiten aber mit gleichen Waffen geführten Kampfe der jungen Generation gegen Wieland, welcher im Musenalmanach von 1774 stand und in bezug auf welchen Boie die schwächliche Erklärung erließ, die, nach einer Abschrift, gleichfalls von Pröhle abgedruckt worden (Grenzboten Nr. 11). Spalding, der gleichfalls in den beiden ersten Briefen erwähnt wird, der berühmte Berliner Aufklärungstheologe, bleibt in der Achtung derer, die für die Culturbestrebungen jener Zeit offnen Sinn haben, stehn, obgleich er nach Gleims Meinung „tief in den Abgrund der Hölle" gestürzt ist, vermuthlich weil er einmal die Antwort auf einen Brief schuldig geblieben war oder ein ihm ertheiltes Lob nicht mit vollwichtiger Münze erwidert hatte. Der „Tempel der Freundschaft," in dem Spalding mit schwarzen Buchstaben angeschrieben zu werden verdiente, ist nicht figürliche Ausdrucksweise, sondern bedeutet das Tempelchen oder Hüttchen, in welchem Gleim sich mit den Bildern seiner Freunde umgab und als Hoherpriester der Freundschaft waltete. Nummer 3 und 4 sind charakteristisch für den stets Pläne machenden, mit seiner Stellung

und der ihm zu Theil werdenden Anerkennung nie zufriednen Gleim: es ist geradezu komisch, wie er fast in einem Athem spricht, Buchhändler oder Bevollmächtigter kleiner Höfe zu werden, als wenn zur Betreibung dieses oder jenes Geschäftes nicht Vorbereitung oder Ausbildung gehörte. Bemerkenswerth ist ferner in Brief 3 die sonderbare Lust Gleims, sein eigner Verleger zu werden, eine Lust, von der bekanntlich auch Lessing nicht frei war, und der mit dieser Lust zusammenhängende Haß gegen die Buchhändler, in der er unter seinen schriftstellerischen Genossen manche Uebereinstimmung fand. Dagegen sind die Briefe 6 und 7, welche schon wegen der Mittheilungen über bedeutende Persönlichkeiten, die sie enthalten, nicht unwichtig sind, ein hübsches Zeichen für Gleims Streben, junge Talente zu befördern, ideale Zwecke zu unterstützen und neidlos sich den Entscheidungen andrer zu fügen. Endlich führen die beiden letzten Brieffragmente trefflich in die Stimmung ein, die sich des alten Gleim und mit ihm gar vieler Altgewordnen bei Betrachtung der französischen Revolution und der literarischen Umwälzungen bemächtigt hatte, welche durch Schillers und Goethes Xenien hervorgerufen worden waren. Freilich Vater Gleim gewinnt nichts durch solche Enthüllungen, er zeigt eben nur, daß er sich überlebt hatte und doch so gern den Glauben in sich nährte und andern beibringen wollte, er besäße noch die „Kraft und Schnelle des alten Peleus.“ In dem Weimarer Schmollwinkel mochte Bertuch vielleicht ähnliche Gedanken hegen, wie sein bewährter Jugendfreund, der in Halberstadt hauste, aber Bertuch war nicht bloß Literat, sondern er war ein Geschäftsmann von wunderbarer Vielseitigkeit und genialer Schaffenslust und Schöpferkraft, ein Gelehrter oder wenigstens ein für gelehrte Bestrebungen Empfänglicher, ein Mann des öffentlichen Lebens, der bei aller Selbstachtung doch selten in Ueberschätzung gerieth und niemals zu dem naiven Glauben kam, er sei der einzig bedeutende Mann auf Erden. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erlangt der Briefwechsel zwischen beiden Männern doch eine höhere Bedeutung, als er durch die spärlichen in ihm erhaltnen literarischen Notizen zu beanspruchen scheint: er zeigt das Zusammentreffen, Nebeneinandergehen und allmähliche Loslösen zweier Naturen und zweier Anschauungen, die für die Cultur des 18. Jahrhunderts charakteristisch sind.

Berlin. Ludwig Geiger.



Richard Wagner und die „nationale Bewegung" in Berlin.

Die Aufführungen des „Nibelungenringes" im Berliner Victoriatheater oder, wie die Adepten des Meisters sagen, die „Tage der Weihe" liegen hinter uns. Für einige Wochen war wieder einmal die Musik in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten. Kein andres Ereigniß vermochte sich neben Wagners Nibelungen zu behaupten: weder die Manifeste der russischen Nihilisten, noch die Hamburger Zollanschlußfrage, noch die „nationale Bewegung gegen die fremden Elemente in unserm Staatskörper." Nur der Streit um das neue Rubensbild, der durch den Verweis des Cultusministers an den Director der Kunstakademie, Anton von Werner, wieder entfacht worden ist, fand neben dem musikalischen Ereigniß noch geneigte Hörer. Sollte diese Erscheinung eine rein zufällige sein? Sollten ihre Wurzeln nicht tiefer liegen? Sollte in unserm Publicum, d. h. in demjenigen Theile des Volkes, welches auf die öffentliche Meinung bestimmend einwirkt, nicht eine große Uebersättigung an allem, was mit der Politik zusammenhängt, immer weiter um sich greifen? Die endlosen Debatten der „berufsmäßigen Parlamentarier," welche der Kanzler so hübsch persiflirt hat, tragen sicherlich den größten Theil der Schuld an dieser — an und für sich beklagenswerthen — Indifferenz gegen die Vorgänge des politischen Lebens. Man ist der rhetorischen Fechterkunststücke in den Parlamenten, die oft genug durch einen genialen Schachzug desjenigen, dem die Fortschrittspartei nur noch gewisse Verdienste auf dem Gebiete der auswärtigen Politik lassen will, in ihrer ganzen Blöße aufgedeckt worden, schneller müde geworden, als den Herren lieb ist. Diese Indifferenz ist der parlamentarischen Opposition vielleicht weit gefährlicher als die heftig befehdeten „Wahlreden" des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Die Zeitungen, welche Fühlung mit ihrem Publicum haben, sind auch längst dahinter gekommen, daß das Interesse an den Kammerdebatten immer mehr im Abnehmen begriffen ist und daß sie ihren Raum besser verwerthen können, als wenn sie fortfahren, die Reden der parlamentarischen Größen in ermüdender Ausführlichkeit wiederzugeben. Der Parlamentarismus in Deutschland ist noch viel zu jung, um schon zu jener hervorragenden Stellung im öffentlichen Interesse gelangt zu sein, welche er z. B. in England errungen hat. Es ist überhaupt noch sehr die Frage, ob das deutsche Volk, wir wollen nicht sagen eine gleiche Begabung,

so doch eine gleiche Empfänglichkeit für das parlamentarische Leben besitzt wie das englische.

Solche Erscheinungen müssen in Betracht gezogen werden, um die lebhafte Bewegung zu erklären, welche die Aufführung der Nibelungentrilogie — sechzehn Vorstellungen bei ungewöhnlich hohen Preisen vor stets vollen Häusern — hervorgerufen hat. Berlin ist zwar von jeher eine musikfreundliche, wenn auch nicht gerade eine musikalische Stadt in dem Sinne wie Wien gewesen. Es hat ganze Jahrzehnte gegeben, in welchen die Musik gleichbedeutend mit dem öffentlichen Leben war, die beiden Jahrzehnte namentlich nach den Freiheitskriegen, in welchen nur noch musikalische Fragen die bis zum Tode ermattete oder richtiger künstlich in den Schlaf gelullte Gesellschaft aus ihrer Lethargie aufrütteln konnten. Es war jene Epoche, welcher Schlegel und Tieck die geistige Signatur verliehen haben, jene Zeit, in welcher sich die Berliner Gesellschaft von Henriette Herz und Rahel Levin den Ton angeben ließ und die um Varnhagen von Ense gruppirte Clique, deren jämmerliches Treiben noch immer nicht nach Gebühr erkannt worden ist, die ästhetischen Parolen ausgab. In dieser Zeit des allgemeinen „Gefühlsdusels“ — das sonst so abscheuliche Wort trifft hier den Kern der Sache — war die Musik die Alleinherrscherin im Reich der Künste, im Reiche der Mode und des Tagesgeschmacks. Damals feierten Henriette Sonntag, Paganini, Ole Bull, Franz Liszt, Jenny Lind und die Schwestern Milanollo Triumphe, deren Berichte wir heute mit Staunen und Kopfschütteln lesen. Ein fast an den Wahnsinn grenzender Enthusiasmus hatte alle Welt und nicht zum mindesten die Kreise der Berliner Gesellschaft ergriffen. Scenen abenteuerlichster Huldigungen, wie sie sich damals abspielten, kommen heute nur noch in den Städten des amerikanischen Westens bei den Gastspielen reisender Virtuosen vor.

Die Revolution von 1848 erzeugte auch nach dieser Richtung eine gewisse Reaction, welche in dem Grade zunahm, als die Ereignisse auf dem Welttheater immer dramatischer und katastrophenartiger wurden und Berlin seinen provinziellen Charakter verlor und den einer Weltstadt anzunehmen begann. Die musikalischen Zirkel wurden enger und enger, je mehr sich der allgemeine Gesichtskreis erweiterte, und die speciellern Musikfreunde schlossen sich zu stillen Gemeinden zusammen, welche in dem Meer einer Großstadt kleine Inseln bildeten. Ab und zu stieg wohl aus diesen Kreisen eine Blase an die Oberfläche empor, aber sie zerplatzte schnell, ohne eine tiefere Bewegung in dem Wellengekräusel hervorzurufen. Zwar haben wir auch noch in der neuesten Zeit, nach den Tagen von Königgrätz und Sedan, die uns doch gelehrt haben sollten, welche Personen und welche Gedanken der höchsten Begeisterung würdig sind, Abende erlebt, an welchen die Wogen des Musikenthusiasmus alle Grenzen zu überschreiten drohten. Die

Lucca, Etelka Gerster und Adelina Patti sind die Objecte einer oft maßlosen Vergötterung gewesen. Aber die größern Kreise des Publicums sind diesem neuen Cultus fern geblieben, und Fanatiker, die Pferde ausspannten oder sich in den abgelegten Handschuh einer „Diva“ theilten, wurden der Lächerlichkeit preisgegeben.

Eine wesentlich andre Physiognomie hat die musikalische Bewegung und Erregung angenommen, welche sich an den Namen Wagner knüpft. Obwohl Wagner auch in Wien eine große Gemeinde von Andächtigen zählt, ist Berlin von jeher der Mittelpunkt des Wagnerthums, die Hochburg der Wagnerianer gewesen. Hier hat der Meister seine erbittertsten Gegner, hier seine einflußreichsten Protectoren, seine begeistertsten Vorkämpfer gefunden. Es ist interessant, einen Blick auf dieses Parteigetriebe zu werfen, den Schleier von diesem Gewebe sich kreuzender und doch wieder in einander fließender Interessen ein wenig zu heben.

In der Opposition gegen Wagner spielt das Judenthum, welches dem Meister seine Angriffe gegen Mendelssohn und Meyerbeer, seine Axiome über die Unfähigkeit der jüdischen Rasse zu künstlerischen Productionen niemals verzeihen kann, die hervorragendste Rolle. Alle Witzblätter, welche von jüdischen Journalisten geschrieben werden oder von solchen, die mit dem Fortschritt und infolge dessen auch mit dem Judenthum sympathisiren, haben seit der Entthronung Napoleons III. Wagner und die Wagnerianer zur hauptsächlichsten Zielscheibe ihrer satirischen Pfeile gemacht. Die Berliner Possenfabrikanten, welche seit Kalisch, dem „Vater der Berliner Posse,“ wie er von seinen Lobrednern genannt wird, obwohl er die Stoffe zu seinen fadenscheinigen Werken aus Frankreich und Oesterreich importirt hat, stets den radicalen und herostratischen Leidenschaften der Menge geschmeichelt haben, wurden nicht müde, Wagner und seine Kunst in Couplets, Gesangsparodien und musikalischen Quodlibets zu verhöhnen. Es mag ein Zufall gewesen sein, daß sich diese Possenschreiber meist aus dem Judenthum rekrutirten; aber es wurde dies ein Factor mehr, welcher die Abneigung der engern Wagnergemeinde gegen das Judenthum verstärkte. Der Meister selbst that alles mögliche, um den Gegnern die Sache leicht zu machen. Zu den barocken Eigenthümlichkeiten seines Wesens, welche der satirischen Ausbeutung auf halbem Wege entgegenkommen, gesellte sich die ebenso maßlose wie ungeschickte Selbstverherrlichung in den „Bayreuther Blättern,“ die pfäffische Intoleranz gegen Andersdenkende und Andersstrebende und der Terrorismus gegen die Bühnenvorstände, welche sich nicht zu einer völlig intakten Aufführung des Nibelungenringes aus praktischen Gründen verstehen wollten. Zu den letztern gehört auch der Intendant der königlichen Schauspiele in Berlin, der vielleicht auch noch aus andern Ursachen dem Bayreuther Meister nicht gewogen war.

In Berlin wollte und konnte man es nicht vergessen, daß sich Richard Wagner an der Revolution betheiligt, mag er nun auf oder hinter den Barrikaden gestanden haben. Erst nach Jahrzehnten gelang es dem liebenswürdigen Enthusiasmus einer hohen Dame, der Gattin eines hohen Beamten des königlichen Hauses, durch Propaganda in Wort und That die Antipathien, welche in höhern und höchsten Kreisen gegen Wagner geherrscht haben mochten, zu überwinden, und so wurde allmählich aus der viel bespöttelten „Zukunftsmusik“ eine Musik, an der sich die Gegenwart immer lebhafter betheiligte. Das Haus jener Dame wurde der Mittelpunkt eines begeisterten Wagnercultus, in welchem jeder freundlich willkommen geheißen wurde, der zu den Wissenden der neuen Mysterien von Eleusis gehörte. Daß die Wagnergemeinde gerade in dem „Börsencourier“ und seinen jüdischen Redacteuren ihre publicistische Vertretung fand, ist ein Zusammentreffen, welches jene sich kreuzenden Fäden, von denen wir oben sprachen, noch verwirrter macht. Der Kunstbegeisterung der Redacteure des „Börsencourier“ wird jedenfalls dadurch ein ehrenvolles Zeugniß ausgestellt, daß sie dem Meister trotz seiner antisemitischen Tendenzen mit rührender Anhänglichkeit und Selbstlosigkeit treu blieben und der Sache Wagners mit größter Uneigennützigkeit ihre kostbaren Dienste widmeten. Ihrer unermüdlichen, sozusagen ambulanten Agitation ist es zu danken, daß selbst in den schwierigsten Zeiten der Eifer und die Theilnahme für die musikalische Mission des Meisters rege gehalten wurde. Auch das früher gefürchtetste und gelesenste Witzblatt Berlins, der „Kladderadatsch,“ ein Blatt übrigens, dessen Anfänge und erste Blütheperioden nur im Judenthum wurzeln, während es gegenwärtig von christlichen Journalisten redigirt wird, nahm eine freundliche Stellung zu Wagner ein, da sein spiritus rector ein begeisterter Anhänger des Meisters ist.

Noch bei der Aufführung der „Meistersinger“ trugen die Amysten d. h. die Ungeweihten einen lärmenden Sieg davon, der auf Hausschlüsseln und andern ebenso unmusikalischen Instrumenten ausgejubelt wurde. Das war jedoch nur ein Pyrrhussieg. Denn die Scandale wiederholten sich nicht, und so oft heute die „Meistersinger“ zur Aufführung gelangen, so oft ist ein ausverkauftes Haus zu verzeichnen. Zur Zeit der Bayreuther Aufführungen der Nibelungentrilogie stand die Mehrzahl der Berliner Journale und Journalisten dem Wagnerthum feindselig oder doch kühl gegenüber, Paul Lindau an der Spitze, der damals noch in Opposition machte und für einen gewissen Theil der Presse tonangebend war. Neuerdings scheint auch er sich einer mildern Richtung angeschlossen zu haben, was man daraus schließen zu können glaubt, daß kein Blatt sich so lebhaft des großen Dichters annimmt, kein Blatt so gut über seine Absichten, seine Reisen und die einzelnen Entwicklungsstadien seiner Theaterstücke bis auf die

Krisen in der schwierigen Wahl der Titel orientirt ist wie gerade der „Börsencourier." In den Bayreuther Tagen also verhielt sich die öffentliche Meinung, so weit sie durch die Berliner Presse repräsentirt wurde, gegen Wagner und seine Bestrebungen überwiegend feindlich oder höhnisch ablehnend. „Ulk" und „Wespen" wetteiferten mit einander in der gröblichsten Verspottung des Meisters in Wort und Bild, und der letztre hatte nichts eiligeres zu thun, als in Bayreuth wieder nach allen Seiten seine bekannten Ecken und Schärfen hervorzukehren und Freund und Feind gleich kräftig und nachdrücklich vor den Kopf zu stoßen.

Aber es muß doch etwas gewaltiges, unwiderstehlich bezwingendes in seiner Musik liegen! Wie schnell wurden die Bayreuther Unbilden und Kränkungen vergessen, und wie mächtig wuchs in den wenigen Jahren, welche zwischen damals und heute liegen, die Schaar der Wagnerianer heran! „Es muß ein wunderbares sein," was den treibenden Motor dieser erstaunlichen Bewegung bildet. Tagtäglich predigt ein großer Theil der Presse einen „Kreuzzug" gegen Wagner, aber der deutsche Michel, der sich sonst so gern ins Schlepptau nehmen und andre für sich denken läßt, bleibt in diesem einen Punkte eigensinnig.

Im verflossnen Jahre ist nun noch ein andrer Factor hinzugetreten, welcher die Bewegung sehr wesentlich verstärken half — die antisemitische Agitation oder die „nationale Bewegung," wie die einen, „die größte Schmach unsers Jahrhunderts," wie die andern sagen. Da wir hier nur die Beobachtungen eines unbetheiligten Zuschauers wiedergeben, der nicht die geringste persönliche Ursache hat, Anti- oder Philosemit zu sein, wenn er auch gerade kein Türke ist, so wollen wir nicht weiter untersuchen, welche von beiden Bezeichnungen die richtige für eine culturhistorische Erscheinung ist, der von den Fanatikern in beiden Lagern vielleicht eine zu große Bedeutung beigelegt wird. Daß Wagner in diese Bewegung hineingezogen worden ist, mag ursprünglich wohl nur einem Zufall zuzuschreiben sein. Dr. Förster, welcher, wie bekannt, an der Spitze derselben steht, ist ein enthusiastischer Wagnerianer. Er hat Wagner mit der von ihm hervorgerufnen Bewegung identificirt und dem Meister und seiner Kunst eine hervorragende Stellung in dem „politischen Programm" angewiesen, auf Grund dessen er unsre so überaus beklagenswerthen Zustände gründlich zu reformiren gedenkt. Ob auch die Juden auf dem Wege der Gesetzgebung von dem Genuß Wagnerscher Opern ausgeschlossen werden sollen, ist nicht direct gesagt. Es scheint aber ein ähnliches nicht ganz unerwünscht zu sein, da Förster aus dem ältern Wagnerverein ausgeschieden ist und mit Hilfe einer gleichgesinnten Secession einen neuen gegründet hat, von welchem selbstverständlich semitische Elemente nicht mit offnen Armen aufgenommen werden. Infolge dieser und andrer vorausgegangner Ereignisse sah sich der „Börsencourier" in die für ihn jedenfalls sehr peinliche Lage

versetzt, einen ehemaligen Protégé aufgeben zu müssen, über dessen Reden im „Wagnerverein“ er früher, als Förster die antisemitischen Krallen noch in den Rockärmeln verborgen hielt, mit Eifer, Fleiß und Lobeserhebungen referirt hatte. Jetzt ist ihm Dr. Förster der Inbegriff aller Satanskünste, der größte Schädiger und Feind der guten d. h. der Wagnersache.

Mit Förster bemächtigten sich auch seine Kampfgenossen, Dr. Henrici, Herr Liebermann von Sonnenberg und selbst Herr Ruppel, nach der Schilderung des „Börsencouriers“ eine der schwärzesten Persönlichkeiten unsres Zeitalters, des heiligen Bayreuther Mysteriums, um es unter die Menge zu bringen, und es ist wirklich die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß die Agitationen und Vorträge dieser Männer, denen allen, man mag von ihnen halten, was man will, die Gabe des Volksredners in reichem Maße zur Verfügung steht, von starkem Einfluß auf die Wagnerbewegung gewesen ist. Dabei denken wir nicht so sehr an die vielen Tausende, welche ihren Versammlungen persönlich beiwohnen, als an die noch größere Zahl derer, welche nur die Berichte über dieselben in den Zeitungen lesen und sie im stillen gut heißen, ohne sich vorsichtiger Weise selbst in einer Bewegung zu exponiren, von der man noch gar nicht weiß, wie sie ablaufen kann, wenn die erste Hitze verraucht sein wird. Wenn der „Börsencourier“ in seinem letzten Ziele nur der Sache Wagners dienen will, so thut er Unrecht, Bundesgenossen, die ihm sonst so odiös sind, zurückzuweisen. Es ist doch nicht zu unterschätzen, wenn Herr Ruppel in seiner „Ostendzeitung,“ die, wie der Name besagt, die Culturträgerin für den äußersten Osten Berlins sein soll und deren Einfluß gewiß noch bis Friedrichsberg und Lichtenberg reicht, in begeisterten Worten den Bewohnern jener sonst so vernachlässigten Gegend die Schönheit und Großartigkeit des Nibelungenringes kund thut.

Man sieht also, daß über den streitenden Parteien ein höheres steht, in welchem sie sich friedlich die Hände reichen könnten, wenn sie wollten. Ab und zu gießt freilich der Meister selbst einen Tropfen Oel in Feuer, wobei er sich allerdings diplomatischer benimmt, als es früher seine Gewohnheit war. So konnte neulich aus einem Artikel Wagners in den „Bayreuther Blättern,“ welcher kurz vor den Nibelungenaufführungen in Berlin erschien, zugleich eine Verurtheilung der antisemitischen Bewegung und eine neue Absage gegen das Judenthum herausgelesen werden, ein Doppelsinn, der dann auch von den Blättern der verschiednen Parteien fructificirt worden ist.

So ungefähr hatte sich die Wagnerbewegung in ihren äußerlich erkennbaren Zügen gestaltet, als die Aufführungen des Nibelungenringes im Berliner Victoriatheater ihren Anfang nahmen. Wagner selbst hatte seinen Besuch zugesagt, und einige Tage früher war er schon durch seinen Kometen, Franz Liszt, angekündigt

worden. Wir haben den letztern oben unter denjenigen Virtuosen genannt, welche in Berlin vor Jahrzehnten rauschende Triumphe erlebt haben. Als Liszt 1839 seine große Reise durch Europa begann und dabei auch Berlin berührte, wurden ihm die glänzendsten Ehrenbezeugungen zu Theil. Man liest, daß die Studenten ihm zu Ehren eine Schlittenpartie veranstalteten, daß die Straßenjungen auf die Bäume kletterten, um den Gefeierten des Tages besser zu sehen, daß die Damen sich darnach drängten, aus dem Wasserglase zu trinken, welches seine Lippen berührt hatten u. dgl. m. Als er dann zum zweiten Male nach Berlin kam, war der Enthusiasmus schon verraucht, und seine Aufnahme war eine ziemlich kühle. Auch in diesem Jahre hat er keine nachhaltige Begeisterung hervorgerufen, obwohl ihm zu Ehren die reife Frucht seines Alters, sein Oratorium „Christus," aufgeführt wurde. Das Gros der protestantischen Bevölkerung bleibt seiner geistlichen Musik gegenüber innerlich fremd, und es war nur eine verhältnißmäßig kleine Gemeinde, welche dem Apostel Wagners ihre warme Anerkennung darbrachte. Es geht mit der geistlichen Musik in unserm Jahrhundert, wenigstens in seiner zweiten Hälfte, wie mit der religiösen Malerei. Für beide Offenbarungen verschiedner Künste ist in dem überwiegend protestantischen Norden Deutschlands mit der Productionsfähigkeit zugleich die Genußfähigkeit ausgegangen, ohne daß man das Recht hätte, diese Erscheinung aus der Abnahme des religiösen Sinnes zu erklären. Der Materialismus hat durchaus nicht diejenigen Fortschritte gemacht, von welchen die Eiferer sprechen. Ein Blick in die Kirchen Berlins an hohen Festtagen lehrt aufs deutlichste, daß das religiöse Bedürfniß nach wie vor tief im Volke wurzelt. Daß der Kirchenbesuch an den gewöhnlichen Sonntagen nicht so stark ist, wie ihn die Geistlichkeit wünscht, ist andern Gründen zuzuschreiben als dem Wachsthum der Irreligiosität. Die Bedürfnisse der Großstadt, unter denen die Vergnügungssucht allerdings eine wichtige Rolle spielt, sind so groß, daß eine sechstägige Arbeit kaum ausreicht, sie zu befriedigen, und daß die höher bezahlte Sonntagsarbeit ergänzend hinzutreten muß. Auch ist vielleicht momentan nicht ganz ohne Gewicht der Umstand, daß Berlin keinen Kanzelredner besitzt, dessen oratorische Leistungen besonders hervorragend sind. Wenn sich einmal auch ein „Freidenkerverein" bildet, wie es kürzlich in Berlin geschehen ist, so darf man daraus noch keinen Schluß auf die gesammte Bevölkerung ziehen. Solche Elemente werden sich in einer Millionenstadt immer beisammen finden, und in dem concreten Falle ist es gewiß charakteristisch, daß der Verein von Juden oder, vorsichtiger ausgedrückt, von „israelitischen Mitbürgern" und einigen radicalen Journalisten gegründet worden ist.

Während Liszt bei weitem nicht allgemeine Theilnahme fand, wurde sie Wagner in einer Freund und Feind gleichmäßig überraschenden Weise entgegen-

getragen. Schon die ersten Aufführungen sicherten nicht nur die finanzielle Seite des Unternehmens, sondern brachten dem „Meister“ und den Sängern die glänzendsten Triumphe, die großartigsten Ovationen ein. Einer so imposanten Manifestation der öffentlichen Meinung vermochten sich die angeblichen Vertreter derselben nicht zu entziehen. Wie mit einem Schlage verstummte die Opposition in der Presse. In sichtlicher Bestürzung und Verwirrung wurde zum Rückzug geblasen, da man es mit den „geschätzten Abonnenten“ nicht verderben konnte und wollte, und selbst die kleine Zahl unversöhnlicher Gegner, die ohne weitres nicht mit ihrer Vergangenheit zu brechen wagten, beschränkte sich auf eine ruhige, sachliche Kritik, die eine verletzende Färbung sorglich vermied. Von Cyklus zu Cyklus wuchs die Begeistrung, Schaaren bekehrter Gegner gingen in das Lager der Wagnerianer über, und mit einem Schlage hat die Wagnerbewegung das Gepräge des Lächerlichen und Uebertriebnen, welches ihr theils von gegnerischer Seite aufgedrückt worden war, theils wirklich anhaftete, verloren. „Es muß ein wunderbares sein“ — ernsthafte, ruhige Männer, welche jeder Ueberschwänglichkeit abhold sind, sprechen in einem Athem von Goethe und Wagner, von Faust und dem Nibelungenringe. Dort wie hier seien die höchsten Probleme der Menschheit, die unsre geistige Welt beherrschenden Ideen behandelt und gelöst worden.

Wagners Auftreten war ausnahmsweise ein sehr diplomatisches. Weder durch sein Costüm, noch durch sein Gebahren forderte er die Spottlust heraus. Liebenswürdige Bescheidenheit und ein beständiges Ablenken der ihm zugedachten Ovationen auf die ausführenden Künstler war diesmal der Grundzug seines Wesens. So erreichte unter der lebhaftesten Theilnahme aller Bevölkerungsklassen der Residenz der Cyklus am Sonntag sein Ende, und der „Kladderadatsch“ konnte mit Recht in einem schwungvollen Gedichte den vollständigen „Sieg“ der Wagnersache feiern.

Die vielverspottete Musik der Zukunft ist die Musik der Gegenwart geworden. Es ist demnach zu erwarten, daß ein so energischer, durch keine Hindernisse abzuschreckender Geist wie Richard Wagner auf seinem Wege fortfahren und versuchen wird, sein Kunstideal ganz zu verwirklichen. Das musikalische Drama ist ihm das höchste zu erreichende Kunstwerk, und alle übrigen Künste, Malerei, Sculptur, Architektur sollen, wenn wir seine Theorien recht verstanden haben, nur dazu dienen, jenes Kunstwerk zur Erscheinung zu bringen. Wie im Mittelalter also alle wissenschaftlichen Disciplinen die Dienerinnen der Religion sein sollten, so soll die Architektur in erster Linie nur dazu da sein, um für Wagnersche Musikdramen Opernhäuser oder vielmehr „Bühnenfestspielhäuser“ zu bauen, und die Sculptur und die Malerei sollen diese Tempel verzieren. Hoffentlich wird

es der erstern auch unbenommen bleiben, Standbilder und Büsten Wagners, der letztern, Porträts des Meisters anzufertigen. Es wäre undankbar, wenn Lenbach und Hubert Herkomer, diese Wagnermaler par excellence, keinen Platz in dieser Künstlerrepublik der Zukunft fänden. Fraglich dagegen dürfte es sein, ob Gustav Richter als der Schwiegersohn Meyerbeers zur Anfertigung von Coulissen zugelassen werden wird. Vielleicht wird man sich noch besinnen und Gnade für Recht ergehen lassen.

Zur landwirthschaftlichen Zollfrage.

Selbst unter Nichtinteressenten läßt die Frage nach den Wirkungen der landwirthschaftlichen Zölle noch immer die widersprechendsten Ansichten laut werden. Eins ist jedem klar: Den Zoll einer bloß durchgehenden Waare trägt der Kaufmann, wenn sein Geschäftsgewinn es gestattet und der Transit sonst andre Wege einschlagen würde, andernfalls stets das Ausland, niemals aber der inländische Consument. Gegenstand der eifrigsten Discussion ist aber bisher die Frage geblieben, ob und unter welchen Umständen beim Importhandel der Zoll vom Inlande oder vom Auslande, von den Producenten oder von den Consumenten, von dem Importeur oder sonst jemand getragen wird. Da hören wir, wie die eine Partei gern als ein Postulat der Logik hinstellen möchte, was die andre als „graue Theorie" bezeichnet, bis die Streitenden sich schließlich unter der bekannten Devise „Zahlen lügen nicht" mit einer solchen Fülle statistischen Beweismaterials überschütten, daß dem Zuhörer davon Hören und Sehen vergeht. Dabei kommt der Streit in der Regel darauf hinaus, daß die Parteien sich nicht klar machen, inwiefern ihre aus besondern Verhältnissen ganz richtig abgeleiteten Resultate Anspruch auf allgemeine Giltigkeit haben. Muß aber zugegeben werden, daß der einzelne Fall bald dem einen, bald dem andern Recht zu geben scheint, so wird der Leser vielleicht gerne mit uns den Versuch machen, in Kürze die Grundsätze zusammenzufassen, von welchen diese scheinbar so widerspruchsvolle Mannichfaltigkeit der realen Erscheinungen beherrscht wird.

Denken wir uns mit dem bekannten mecklenburgischen Land- und Volkswirth Johann Heinrich v. Thünen (Der isolirte Staat in Beziehung auf Landwirthschaft und Nationalökonomie, 1850) einen vollständig isolirten Staat, bestehend aus eine Ebne von überall gleichem Boden und Klima und einer einzigen, im Mittelpunkt derselben gelegnen Stadt als dem Vereinigungspunkte sämmtlicher

Gewerbe. Um dieses städtische Centrum werden sich die einzelnen landwirthschaftlichen Betriebszweige im allgemeinen nach dem Grundsatze gruppiren müssen, daß ein Product um so näher am Markte erzeugt werden muß, je schwieriger es sich nach Haltbarkeit, Gewicht oder Volumen transportiren läßt. So bildet sich, in seinen Grenzen durch die städtische Nachfrage bestimmt, für jedes landwirthschaftliche Hauptproduct ein ringförmiges Productionsgebiet. Die Intensität des Betriebes steht überall im umgekehrten Verhältniß zu der Entfernung von dem städtischen Centralpunkt. Wie auf einer Wasserfläche, in die man einen Stein wirft, so wird auch in diesem isolirten Staat die von der Mitte sich fortpflanzende Anregung schwächer und schwächer bis zu ihrem schließlichen Verschwinden.

Daß die Wirklichkeit uns nirgends einen solchen idealen Staat, sondern nur eine Anzahl verzerrter und verunstalteter Abbilder desselben aufzeigen kann, liegt auf der Hand. Unstreitig umschließt jedoch jeder größre politische Staat Gebietstheile verschiedner nach Analogie des Thünenschen Staats entstandnen wirthschaftlichen Systeme, von denen manche ihr Centrum, andre einen Theil ihrer „äußern Ringe“ außerhalb seiner Grenzen haben. Auf jedes dieser wirthschaftlichen Systeme kann der Zoll eine andre Wirkung äußern, so daß man sich hüten muß, eine solche irgendwo beobachtete Wirkung ohne weitres auch für ein ganz andres Gebiet oder gar für den ganzen Staat als maßgebend zu betrachten.

Nehmen wir nun an, ein Segment des Thünenschen Staates werde durch eine Zollgrenze abgeschnitten, so wird sich die Wirkung der Zölle zunächst darin äußern, daß die zollpflichtigen Waaren innerhalb der Zollgrenzen nach Verrechnung der Transportkosten sich um den Betrag des Zolles theurer stellen als jenseits derselben. Dies ist unzweifelhaft, denn eine Waare, die bereits ihren Zoll bezahlt hat, muß nothwendigerweise um so viel mehr werth sein als vorher. Diese so natürliche Erscheinung hat nun aber die Vertheidiger der Ansicht, daß die landwirthschaftlichen Zölle lediglich von den Consumenten getragen werden, vielfach zu einer eigenthümlichen Argumentation geführt. Man deducirt: Wäre nicht der Zoll, so müßte man diesseits der Zollgrenze eben so billig kaufen können wie jenseits, der inländische Consument muß also in Form der Preisdifferenz dem importirenden Ausländer den Zoll vergüten. Man übersieht dabei, daß mit gleichem Recht auch umgekehrt argumentirt werden könnte: Wäre nicht der Zoll, so würden die zollpflichtigen Waaren jenseits der Zollgrenze eben so theuer sein wie diesseits, der Zoll hat daher den Marktpreis im Auslande um die ganze Differenz heruntergedrückt. Beide Argumentationen wären gleich einseitig. Ob die Differenz des diesseits und des jenseits der Zollgrenze geltenden Marktpreises eine Belastung des inländischen Consumenten oder des ausländischen Producenten ausdrückt, hängt lediglich davon ab, ob freie Concurrenz den letztern

oder den erstern Marktpreis hätte allgemein werden lassen. Die Wirklichkeit bietet Beispiele des einen wie des andern Falls.

Kehren wir nun zu unserm idealen Staat zurück und nehmen wir an, der nach Abtrennung des Segments verbleibende Ueberrest desselben erfreue sich eines so günstigen Jahres, daß er ausnahmsweise den ganzen Bedarf der Centralstadt an Bodenproducten zu liefern vermag. Kämen dorthin nun auch noch die Erzeugnisse des durch die Zollgrenze abgeschnittnen Districts, so müßten deren Preise weichen und könnten somit keinen Ersatz für den an der Grenze ausgelegten Zoll gewähren. Ist nun für den abgeschnittnen District das Mehr an Transportkosten bis zu einem andern Markte geringer als der mit einer weitern Lieferung an den alten Markt verbundne Ausfall, so wendet derselbe sich diesem neuen Markte zu. Der Zoll hat dann durch die Begünstigung dieser Ablenkung dazu beigetragen, die Preise auf dem alten Markte höher zu erhalten, als sie sich bei freiem Handel gestellt haben würden. Vermag nach den Umständen nur ein Theil des abgetrennten Districts einen neuen Markt aufzusuchen, so bleibt der Nachtheil, welchen die Verminderung der Concurrenz auf dem alten Markte den dortigen Consumenten brachte, auch nur zum Theil bestehen. Diesen Nachtheil in Zahlen auszudrücken, wird jedoch wesentlich dadurch erschwert, daß man nie einen Anhaltspunkt dafür besitzt, wie weit freie Concurrenz den Marktpreis hätte sinken lassen. Bleibt endlich der ganze abgetrennte District an den bisherigen Markt gebunden und muß er also seine Erzeugnisse dort à tout prix losschlagen, so gestalten sich Concurrenz und Preise daselbst genau so, wie es bei freiem Handel der Fall gewesen sein würde. Hier bezeichnet also die zwischen den Marktpreisen diesseits und denen jenseits der Zollgrenze bestehende Differenz lediglich eine Belastung des ausländischen Producenten.

Etwas anders steht die Sache in gewöhnlichen oder in schlechten Jahren. Liegen dann nicht bedeutende Vorräthe diesseits der Zollgrenze aufgespeichert, so muß der dortige Consument zur Deckung seines Bedarfs, den er in der Regel wesentlich einschränken weder will noch kann, auch die Bodenproducte des abgetrennten Segments in Anspruch nehmen. Halten daher die Producenten bez. die Kaufleute desselben mit ihrem Angebot nur einigermaßen zurück, so kann die Nachfrage den Marktpreis innerhalb der Zollgrenzen um den ganzen Betrag des Zolles höher treiben, als er bei freiem Handel gestanden haben würde, und den Zoll somit vollständig oder theilweise zu einer Last des Consumenten*)

*) Als „Consumenten“ bezeichnen wir der Kürze wegen nicht den unmittelbaren Verzehrer, sondern denjenigen, welcher das Product direct in den Consum bringt. Die Frage, inwieweit dieser letztere den Zoll auf den eigentlichen Consumenten abwälzen kann, würde eine besondre Erörterung erfordern.

machen. Dabei können jedoch besondre Umstände, die Gewohnheit des Producenten, gewisse Erzeugnisse zu einer bestimmten Jahreszeit auf den Markt zu werfen, oder die irgendwie eingetretne Nothwendigkeit, die Waare plötzlich loszuschlagen, den Marktpreis der zollpflichtigen Waaren im einzelnen Falle sehr wohl ähnlich gestalten, wie es freie Concurrenz gethan haben würde, und so doch zeitweise einen Theil der Zolllast auf den importirenden Ausländer wälzen. So würde z. B., wenn die russischen Küsten blokirt wären und Oesterreich dem russischen Handel seine Grenzen verschlossen hätte, der russische Producent unzweifelhaft den deutschen Getreidezoll bezahlen müssen. Unter ähnlichen Einflüssen kann auch die Preisbewegung einen derartigen Verlauf nehmen, daß dem Händler ein von ihm bereits ausgelegter Zoll nicht erstattet wird.

Der Leser wird aus den bisherigen Ausführungen leicht das Gesetz erkennen, welches die Wirkungen der landwirthschaftlichen Zölle regulirt. Worauf es ankommt, ist das Uebergewicht im Kampfe der Betheiligten zwischen Angebot und Nachfrage, wobei namentlich die Möglichkeit, für die zollpflichtigen Producte einen andern Markt zu finden, eine Rolle spielt. Günstigere Situation und größere Geschicklichkeit in diesem Kampfe sind entscheidend sowohl für die Feststellung des Preises, wie dafür, ob der Producent, der Consument oder der Zwischenhändler die Last des Zolles zu tragen hat. Ob die inländischen Producenten durch den Zoll begünstigt werden, hängt davon ab, ob das Centrum des Thünenschen Systems, dem sie angehören, sich im Inlande oder im Auslande befindet. Im erstern Falle kommt ihnen eine eventuelle Erhöhung des Marktpreises durch den Zoll zu gute, im zweiten nur dann, wenn dieselbe so hoch ist, daß sie sich veranlaßt sehen, ihr wirthschaftliches Centrum nunmehr im Inlande zu suchen.

Die vorstehend entwickelten Sätze auf unsre heimischen Verhältnisse anzuwenden, unterlassen wir. Die landwirthschaftliche Zollfrage würde nicht für Deutschland als eine wirthschaftliche Einheit, sondern für jedes der zahlreichen „Thünenschen Systeme," welche von den deutschen Grenzen geschaffen werden, besonders gestellt und beantwortet werden müssen. Uns soll es genügen, wenn wir es dem Leser einigermaßen erleichtert haben, die Antwort im einzelnen Falle selbst zu finden.

Königsberg i. Pr. G. E.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben.

Von Fritz Anders.

ie ein Feldherr die Schlacht von einem strategischen Punkte in weiter Ferne verfolgt, so hat man sich gewöhnt, die Dinge des täglichen Lebens von weiten Gesichtspunkten aus zu beurtheilen. Die concreten Dinge werden auf ein statistisches Schema gebracht und zu Regierungsberichten, Debatten und Zeitungsartikeln verwerthet, je nach dem Standpunkte dieses Abgeordneten oder jenes Beamten. Darum wollen denn auch die aus der Ferne fabricirten Gesetze dem Volke nie recht auf den Leib passen, darum gehen die Urtheile über die thatsächliche Lage der Dinge so himmelweit auseinander. Ich beabsichtige in den nachfolgenden Skizzen in dies concrete Leben zu führen, das heißt ein paar Blätter aus meiner Sammelmappe vorzulegen, die einfach nach der Natur gezeichnet sind. Der geneigte Leser möge sie sich ansehen, wie man den Charakterkopf eines alten Bauern oder Holzknechtes oder Gänsejungen anschaut und darin vielleicht Interessanteres findet, als in weitsichtigen ethnologischen Erörterungen.

1. Gustav Schwamm, alias Neumann, alias Zeidler.

Der Herr Bürgermeister war ein guter, freundlicher Herr, er war seiner Zeit tüchtiger Verwaltungsbeamter gewesen, aber alt und ein wenig stumpf geworden; auch konnte er sich in der neuern Gesetzgebung nicht zurechtfinden. Da jedoch die Bürgerschaft sich ihm zu Dank verpflichtet fühlte, so hatte sie des alten Herrn Pensionsgesuch nicht angenommen, sondern ihm einen jungen Juristen als zweiten Bürgermeister und besoldeten Stadtrath zur Seite gestellt. Dieser letztere, natürlich ein Mann von zweifelloser Gesinnungstüchtigkeit, hatte sein Amt mit dem Bewußtsein übernommen, daß er voll und ganz auf dem Boden dieser neuern Gesetzgebung stehe, und daß nunmehr unter seiner Leitung der Geschäfte eine neue und glücklichere Aera der städtischen Verwaltung angebrochen sei, umsomehr als er die wichtigen Decernate der Polizeiverwaltung und des Armenwesens übernommen hatte. So fühlte er sich denn durchaus au fait. Warum auch nicht? Ein Jurist, besonders ein junger, weiß ja alles, da er allem, was da kreucht und fleucht, sein rechtliches Schubfach anzuweisen gewöhnt ist. Der alte Herr aber war weit entfernt, gegen solche Ideen Einwendungen zu machen, er nahm seine Prise, lächelte freundlich und schwieg.

Der Herr Stadtrath hatte acht Wochen furchtbar gearbeitet, um den vorgefundnen Augiasstall auszuräumen, hatte einige hundert neue Actenschwänze anfertigen lassen, hatte eingreifende Aenderungen im Journal verfügt und den Herren Schreibern und Calculatoren einen heilsamen Schrecken beigebracht. Da ereignete sich folgendes.

Der Herr „Assessor" kam vom Frühschoppen nach Hause und fand sein ganzes Hauswesen in Aufruhr; seine Frau war außer sich. Als sie nämlich in ihr Schlafgemach getreten war, um nach dem lieblichen Bruno zu sehen, lag etwas in der

Wiege und schnarchte wie ein Bär. Wie sie den Vorhang zurückschlug, sah sie statt des lieblichen Bruno einen schmutzigen, struppigen Schlingel von etwa sechs Jahren, der sich, wie ein Igel zusammengerollt, in das blüthenweiße Bettchen gequetscht hatte. Kaum war der Eindringling mit Glanz an die Luft gesetzt worden und allsogleich verschwunden, als habe ihn die Erde verschluckt, als der Herr Assessor nach Hause kam. Nachdem Species Facti aufgenommen war, zeigte sichs, daß ein unglaublich zerrissner Stiefel unter dem Sopha hervorsah. „Hervor mit dir, du Strolch!“ Es war wirklich ein vollendeter Strolch, scheu und frech zugleich, furchtbar schmutzig und verwahrlost.

Der Herr Assessor war über eine solche Lumpen-Existenz ganz verblüfft. Wie war das bei so vortrefflichen Gesetzen, bei einer so musterhaften Stadtverwaltung möglich? Es mußte eine arge Pflichtversäumniß der ausführenden Organe vorliegen. Vor allem kam es darauf an, den Jungen zu inquiriren. Dabei kam nach langen Bemühungen heraus, Inculpat heiße Gustav Schwamm; wie alt er sei, ob er Vater oder Mutter habe, wisse er nicht; er sei zuletzt beim Schuster Voigt in der schmalen Gasse gewesen, aber von dort seit drei Wochen fort. In dieser Zeit habe er auf Heuböden, in Ställen oder sonst irgendwo campirt. Sein Lehrer heiße Otto oder Schröcklich oder — er wisse es nicht genau. Gebettelt hat er nicht, auch nicht gestohlen, sondern nur schmarutzt, besonders in der Husarenküche, wo man an dem Jungen seinen Spaß gehabt hatte. Sein Verbrechen ist, daß er sich in ein leeres, nicht für ihn bestimmtes Bett gelegt hat, ein Fall, der im Strafgesetzbuche nicht vorgesehen ist.

Am selbigen Nachmittage schrieb der Herr Assessor drei Requisitionen: erstens an den Polizeisecretär, zweitens an den Bezirksvorsteher der schmalen Gasse, drittens an den Ortsschulinspector, und andern Tages erhielt er die Randbenachrichtigung, daß ein Gustav Schwamm weder diesseits noch jenseits bekannt sei.

Inzwischen bummelte mein Gustav Schwamm in der Stadt umher, und ein Nothschrei nach dem andern ertönte, sintemal der Bengel gestern hier auf dem Boden und heute dort im Kleiderschranke entdeckt wurde. Und dieser Lümmel sollte nicht einmal existiren! Da geschah es, daß Gustav Schwamm aus einer Hausthür herausfliegend dem Herrn Assessor direct vor die Füße kugelte. Der faßte ihn mit geschicktem Polizeigriff, nahm ihn mit, obgleich er sich wie ein Regenwurm krümmte, und stellte ihn dem Herrn Commissar vor.

„Sehen Sie, hier habe ich den Bengel, den Sie nicht kennen wollten.“

„Der? Ei, das ist ja Neumann, den kennen wir ganz gut. Eine nichtsnutzige Creatur von einem Jungen.“

„Neumann? Ich denke, du heißt Schwamm?“

„Ich heiße Schwamm.“

„Du sollst aber doch Neumann heißen?“

„Ich heiße auch Neumann.“

„Warum bist du nicht in der Schule?“

Stillschweigen. Was das auch für eine Frage ist!

„Na, komm nur mit, wir wollen dich sogleich an Ort und Stelle bringen.“

Der Herr Assessor nahm einen Polizisten mit und ließ den Jungen dem Herrn Rector vorstellen. Der winkte schon von ferne mit dem Stocke und rief: „Komm nur herein, mein Sohn, 's ist gut, daß du wieder einmal da bist.“

„Das ist der Schwamm, den Sie nicht kennen wollten, Herr Rector.“

„Gott bewahre, das ist ja Zeidler, den kennen wir ganz gut, ein Strolch ersten Ranges.“

„Schwamm, Neumann, Zeidler? Wie heißt er eigentlich, er kann doch nicht drei Namen haben.“

„Warum denn nicht? Diese Sorte hat meistens zwei oder drei Namen. Wir kennen ihn schon. Komm nur herein, mein Freund.“

Kurze Zeit darauf erscholl ein furchtbares Geschrei aus der fünften gemischten Klasse, und der Herr Assessor wandte sich mit dem erhebenden Bewußtsein zum Frühschoppen, daß es seiner Energie und Sachkenntniß gelungen sei, eine so verworrene Sache in Ordnung zu bringen. Er verfehlte denn auch nicht, gegen den Herrn Bürgermeister die entsprechenden Andeutungen zu machen. Der Herr Bürgermeister aber nahm eine Prise, lächelte freundlich und schwieg.

Am andern Tage zeigte sichs, daß Gustav Schwamm, alias Neumann, alias Zeidler abermals echappirt war, nachdem er kaum anderthalb Stunden in der Schule gehalten worden war. Nachts hatte er irgendwo im Korn gelegen, und früh war er betrunken in der Nähe der Husarenschmiede gesehen worden.

„Das ist denn doch horrend! Wer ist der Junge eigentlich?“

„Ein städtisches Ziehkind.“

„Was? Hackebeil, holen Sie einmal die Acten.“

Aus den Acten ging folgendes hervor. Gustav Neumann ist das Kind der unverehelichten Friederike Neumann, nachmals verehelichten Zeidler. Er ist geboren den 24. April 18.. zu Quenstedt. Zeidler, genannt Schwamm, ist vor etwa vier Jahren hier Handarbeiter gewesen, dann nach Bleileben gezogen und soll jetzt Schachtarbeiter in Rippschütz sein. Die Friederike Neumann ist vor zwei Jahren verstorben. Seitdem ist Schwamm, alias Neumann, alias Zeidler, städtisches Ziehkind und bei Schuhmacher Voigt in der schmalen Gasse als dem mindestfordernden für 48 Mark Ziehgeld untergebracht. Eine Vormundschaft ist, da der Stiefvater des Knaben lebt, nicht eingesetzt worden.

„Aber wie kommen wir dazu, diesen Jungen, der uns absolut nichts angeht, zu füttern?“

„Hm!“ sagte der Herr Bürgermeister, „sehen Sie doch zu, ob Sie ihn los werden.“

„Natürlich werde ich das. Es ist ja ein gesetzliches Unding, den Knaben hier als heimatsberechtigt zu betrachten, da weder der Vater noch die Mutter mit uns das geringste zu thun haben.“

Selbigen Tages ging ein Schreiben an den Ortsvorstand zu Quenstedt ab, des Inhalts, daß Quenstedt für die Verpflegung des pp. Neumann, Sohnes der unverehelichten, in Quenstedt heimatsberechtigten Friederike Neumann aufzukommen habe, da nach § 21 des Gesetzes vom 6. Juni 1870 das uneheliche Kind den Unterstützungswohnsitz der Mutter theile. Hierauf erfolgte nach gemessner Zeit die Antwort, daß die Gemeinde Quenstedt die Verpflichtung zur Uebernahme des Neumann nicht anerkennen könne, da nach § 15 des Gesetzes vom .... u. s. w. die Ehefrau vom Zeitpunkte ihrer Verehelichung an den Unterstützungswohnsitz des Mannes theile. Hiermit habe auch der uneheliche Sohn den neuen Unterstützungswohnsitz der Mutter erworben. Es werde daher anheim gegeben, sich an den Stiefvater des Neumann zu halten.

Der Herr Assessor ärgerte sich weidlich über diesen Brief, erstens über die Quenstedter — Unverschämtheit mit ihrem „Anheimgeben,“ als ob man das nicht selber wisse, zweitens über diesen Zeidler, der zwei Jahre für einen Maurermeister Sand karrt, dann davongeht und der Stadt einen wildfremden Jungen auf den Hals heiratet, den man nun gefälligst aus der Stadtkasse erzieht.

Nach näherm Eingehen auf die Data des Nomadenlebens des Zeidler, genannt Schwamm, fand sich, daß er in Bleileben einige Tage länger als zwei Jahre domicilirt hatte. Also war der Magistrat von Bleileben verpflichtet, den Knaben zu übernehmen. Es erfolgte sogleich ein Schreiben an den betreffenden Magistrat, worin ihm aufgegeben wurde, entweder 72 Mark Alimente zu zahlen, oder den Knaben Gustav zu übernehmen. (In Parenthesi möge bemerkt sein, daß es Usance ist, daß ein Armenverband dem andern möglichst hohe Beträge aufdictirt — also hier 72 Mark statt 48 Mark, ein rührendes Beispiel von Wohlthätigkeit aus fremder Tasche.) Bleileben aber wollte keine 72 Mark zahlen, sondern ließ sich den Gustav Schwamm schicken.

„Sehen Sie, Herr Bürgermeister, jedes Gesetz ist wie ein Handwerkszeug; es genügt nicht, daß ein Messer gut sei, es muß auch von kräftiger und geschickter Hand geführt werden. Auch die besten Gesetze sind in ungeeigneten Händen wirkungslos."

Nach vier Wochen kam der Polizeicommissar herauf ins Bureau und war ganz consternirt: „Neumann ist wieder da."

„Was?"

„Wie ich Ihnen sage, Neumann ist wieder da."

Es war wirklich so, und zugleich war auch ein Schreiben vom Bleilebener Magistrate da. Neumann wurde inzwischen ins Armenhaus spedirt und das Schreiben gelesen, und darin stand: Es sei richtig, daß Zeidler 2 Jahre 4 Tage in Bleileben gelebt habe. Da er aber seinen Aufenthalt mit einem zweimonatlichen Gefängnisse begonnen habe, nach § 12 des Gesetzes . . . u. s. w. ein unfreiwillig begonnener Aufenthalt den Unterstützungswohnsitz nicht begründe, so sende man den Knaben zurück und liquidire so und so viel Kosten, um deren Zurückerstattung man ersuche.

„Das ist doch aber um die Gelbsucht zu kriegen!"

Der Junge, welcher durch die Versendungen bereits den Hochglanz des Strolchenthums angenommen hatte, wurde nun für 48 Mark an den Sandfuhrmann Petersen verdungen, welcher den Jungen zum Betteln zu gebrauchen gedachte. Aber auch ihm lief er sofort davon. Weder Lehrer noch Polizei, weder Stock noch Güte kamen mit ihm aus.

„Der Vater muß den Jungen zu sich nehmen, mag er heimatsberechtigt sein wo auch immer."

Eine Erkundigung in der Fabrik zu Rippschütz ergab, daß Zeidler einen durchschnittlichen Wochenverdienst von 20 Mark habe und daß er auch seit mindestens zwei Jahren ortsansässig sei. Halt, Rippschütz muß dran! Der Junge wurde eingepackt, hingeschickt und — war nach 14 Tagen wieder da. Schauderhaft!

Die Rippschützer Bauern bestritten die Verpflichtung, für den Zeidler zu zahlen, da derselbe nicht ortsberechtigt sei. Er gehöre zu den Ortsarmen, empfange regelmäßige Unterstützungen und könne also das Heimatsrecht in Rippschütz nicht erwerben.

„Was? Bei 20 Mark wöchentlichem Verdienst?" Ja wohl, die Bauern wiesen durch Quittungen nach, daß sie monatlich 25 Pfennige Almosen gezahlt hatten, welche Zeidler, genannt Schwamm, pünktlich zusammen mit seinem Verdienste vertrunken hatte. Nun seh' mir einer diese Schlauköpfe von Bauern! Da sie wohl wissen, daß der Empfang von Almosen die Berechtigung zum Unterstützungswohnsitz aufhebt, so drängen sie ihre kleinen Almosen förmlich auf, um vor den größern Verpflichtungen bewahrt zu bleiben. Und Gustav Schwamm, alias Neumann, alias Zeidler ist nicht fortzuschaffen.

Es bleibt noch eins übrig: man nimmt ihn in Zwangserziehung. Nach § 1 des Gesetzes vom 13. März 1878 ist es möglich, Kinder von 6–12 Jahren, welche in Gefahr der Verwahrlosung stehen, zwangsweise in einer Anstalt oder einer sichern Familie unterzubringen. Wenn bei irgend einem, so traf dies bei Zeidler-Neumann zu. Die Entscheidung hierüber hat das Vormundschaftsgericht, es wurde also ein dahingehender Antrag beim Vormundschaftsgerichte gestellt. Das Gericht machte sich nach Verlauf eines Vierteljahres schlüssig, und zwar dahin, daß das Urtheil auf Zwangserziehung nicht gefällt werden könne. Denn wenn auch Schwamm völlig verwahrlost sei, die Verhältnisse desselben die Unterbringung in einer Anstalt auch dringend forderten, so läge doch keine „strafbare Handlung" im Sinne des Gesetzes, als etwa ein Kartoffeldiebstahl oder eine Verurtheilung wegen Bettelns vor, welche der allegirte Paragraph des Gesetzes vom 13. März 1878 ausdrücklich fordere.

„Die Sache wird immer schöner! Jetzt thäte es noth, daß man dem Jungen unter die Hand gäbe, eine Mütze voll Kirschen zu mausen, um ihn bessern zu können!

Der Herr Bürgermeister lächelte still und sprach: „Das hätte ich Ihnen vorher sagen können. Hat man die Sorte erst in der Stadt, so wird man sie nie wieder los."

„Aber wir können doch die Stadtthore nicht zumachen und sprechen: Bleibt wo ihr herkommt?"

„Warum nicht? Das beste wäre es schon, es behielte jeder seine Lumpen selber."

„Nein, Herr Bürgermeister! Sagen Sie das nicht. Rühren Sie nicht an die Errungenschaft der Freizügigkeit, das Palladium wahrhaft bürgerlicher Freiheit."

„Wenn uns aber Ihr Palladium zu Grunde richtet?"

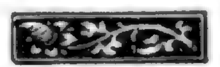
„Der gesunde Sinn des Volkes wird schon das rechte selber treffen. Der Mangel des Gemeinsinns muß durch Bildung überwunden werden. Die Schule muß die Erziehung des Volkes übernehmen, und wenn das Volk erst reif ist, so sollen Sie sehen, daß unsre Gesetze auch ausreichend sind."

„Hm! dann würde ich vorschlagen, einen kleinen Cursus Nationalökonomie in der Freischule einzuführen, damit die Kerls später nicht leichtsinnig heiraten und das Gemeinwohl durch ihre unnütze Nachkommenschaft schädigen."

Der Herr Assessor hielt es für unter seiner Würde, hierauf zu antworten.

Unser Freund Gustav Schwamm aber setzt inzwischen das Geschäft mit ungeschwächten Kräften fort; er hofft, sich bis zum zwölften Jahre durchzudrücken, in welchem Alter er nicht mehr in Zwangserziehung genommen werden kann, um dann den nur zu sichern Lebenslauf ins — Zuchthaus zu nehmen.

F. A.
ad naturam delineavit
Mai 1881.



Zur Indianerfrage.

Zu den schwierigen Fragen, deren Lösung der Regierung und der Gesetzgebung der Vereinigten Staaten von Nordamerika schon seit langer Zeit obliegt, gehört in erster Linie die Indianerfrage. Sie hat schon viel Millionen Dollars und Tausende von Menschenleben gekostet. Unter der Administration des Präsidenten Hayes hat zwar der Minister des Innern, Karl Schurz, zu dessen Departement die

Indianerangelegenheiten gehörten, bedeutende Fortschritte in der Civilisation der Indianer angebahnt, allein die bis vor kurzer Zeit in ihrer Mehrheit aus Mitgliedern der demokratischen Partei zusammengesetzte Bundesgesetzgebung, der Congreß zu Washington City, unterstützte nur widerwillig und in sehr geringem Maße die von der republicanischen Hayesadministration zur gründlichen Lösung der Indianerfrage empfohlenen Maßregeln. So ist z. B. die von der Regierung warm befürwortete Politik, in den sogenannten Indianerreservationen, d. h. in den für die Indianer reservirten Ländereien, kleine Abtheilungen als Farmen zu vermessen und auf diesen die Rothhäute sich nach Art der weißen Grundbesitzer als individuelle Eigenthümer festsetzen zu lassen, in der letzten Congreßsitzung lang und breit discutirt worden, jedoch ohne irgend ein praktisches Resultat. Kürzlich hat nun über diesen Gegenstand ein Häuptling der Cherokees im Indianerterritorium, namens Bushy Head, folgenden Ausspruch gethan, der durch die amerikanische Tagespresse die Runde machte und gegen die von der Bundesregierung, namentlich von Hayes und Schurz, befolgte Politik angeführt wurde: „Wenn wir Indianer an den für uns reservirten Landstrecken Privateigenthum gestatten, so würde unser Gebiet bald in die Hände weniger fallen und unsre armen Leute würden, ähnlich wie eure armen Leute (d. h. die armen Weißen), bei ihrem Sterben nicht einmal einen Fuß breit eigner Erde besitzen, um darin begraben werden zu können. Wenn darin die Civilisation bestehen soll, wozu ihr Weißen uns so dringend einladet, wie könnt ihr euch da noch wundern, wenn wir die Folgen dieses antirepublicanischen Systems bedenklich finden? Unser Volk ist seit dem fernsten Alterthum gelehrt worden, daß die Erdfläche nur zur Benutzung dient, aber kein Handelsgegenstand ist. Wir sind weder Socialisten, noch Communisten; aber wir haben ein Landsystem, welches besser als jedes ist, das ihr uns anrathen könntet. Persönliche Rechte werden vollkommen respectirt; aber die Rechte des ganzen Volkes dürfen nicht zerstört werden. Könnt ihr uns nicht unsern Plan unbehelligt ausführen lassen und zusehen, wie weit ihr mit dem eurigen kommt?“

Aus diesen Worten des genannten Indianerhäuptlings wird nun von manchen amerikanischen Blättern und Politikern der Schluß gezogen, daß die Indianer im allgemeinen von der Ansiedlung auf abgegrenzten Farmen als individuelle Eigenthümer nichts wissen wollen. Ein solcher Schluß ist aber nach der Ansicht von Karl Schurz, der vier Jahre mit großer Umsicht das Indianerdepartement leitete, ganz unberechtigt. Unter den Indianern giebt es nämlich, wie unter den Weißen, scharfe Politiker, und Bushy Head zählt zu diesen. Er sieht ganz klar voraus, daß die Ansiedlung der Indianer als individuelle Eigenthümer allmählich die Auflösung des alten indianischen Stammwesens, des Staates im Staate,

herbeiführen muß, und die herrschsüchtigen und ehrgeizigen Politiker unter den Indianern würden damit ihre Macht und Herrlichkeit einbüßen. Manche von dieser Klasse, wenn auch nicht alle, gebrauchen daher ihren ganzen Einfluß gegen die Einführung des neuen Besitzsystems, und dies ist besonders bei den halbcivilisirten Stämmen im Indianerterritorium der Fall. Bei den noch wildern Indianerstämmen macht sich hingegen ein immer allgemeiner werdender Wunsch nach der Einführung von Privateigenthum im Lande geltend. Das Departement des Innern hat davon zahlreiche Beweise in Briefen und mündlichen Aeußerungen von Indianern aus allen Theilen des Westens der Union. Dies ist kürzlich von Schurz, der wiederholt die Indianergegenden bereiste und persönlich mit den Rothhäuten zu conferiren Gelegenheit hatte, öffentlich bestätigt worden. Bushy Head drückt also nicht die durchgängige Gesinnung der Indianer aus.

Aber wenn auch die jetzige Stimmung der Indianer so wäre, wie der mehrfach erwähnte Cherokeehäuptling sie bezeichnet, so würde die Regierung der Vereinigten Staaten doch immer in ihrer Politik den Indianern gegenüber die allgemeine Lage der Dinge und die Möglichkeiten, welche dieselbe den Indianern bietet, in Betracht zu ziehen haben. Der Besitz des Landes als Gemeingut seitens der Indianer und die zeitweilige Vertheilung einzelner Strecken unter Familien oder Individuen zu bloßer Benutzung setzt die Beibehaltung des jetzigen Systems großer Landreservationen voraus. Niemand, der die Verhältnisse der Indianer kennt und den Forschritt der Ansiedlung in den Vereinigten Staaten, welcher durch die jüngste massenhafte Einwanderung nur noch gesteigert wird, näher ins Auge faßt, wird leugnen können, daß die Beibehaltung der großen Landreservationen in nicht zu ferner Zukunft eine praktische Unmöglichkeit sein wird. Die Ausdehnung des amerikanischen Eisenbahnsystems schreitet bekanntlich in riesigem Maße und mit ungeheurer Schnelligkeit fort. Gegenden, die noch vor wenigen Jahren eine nahezu unbekannte Wildniß waren, sind jetzt durch Schienenwege bequem zugänglich gemacht. Die Einwanderung aus den ältern Unionsstaaten wälzt sich unaufhaltsam auf diesen neuen Verkehrslinien vorwärts, und wo es gutes Ackerland oder erzhaltiges Gestein giebt, da pocht der Ansiedler oder der Gold- und Silberjäger unwiderstehlich an. Die meisten Indianerreservationen liegen entweder auf diesen Verkehrslinien oder doch in deren Nähe; nur die entlegensten im äußersten Norden der Union werden noch nicht davon berührt, aber auch dies wird nicht lange mehr währen.

Nun mag die Unionsregierung noch so ernstlich bestrebt sein, die Indianer im Besitze der ihnen reservirten Ländereien zu beschützen, — und in der That ist das fast immer das Bestreben der Regierung gewesen —, es mag ihr auch gelingen, massenhafte Invasionen in solche Reservatdistricte zu verhindern, wie

ihr dies in Bezug auf das Indianerterritorium bis jetzt ziemlich gelungen ist, aber wo die Indianer große Länderstrecken besitzen, die gutes Ackerland oder bedeutenden Metallreichthum enthalten und jetzt noch unbenutzt daliegen, da wird die Regierung wegen der großen Entfernung und bei den geringen Militärmitteln, die ihr zu Gebote stehen, nicht verhüten können, daß die rastlos und ständig vordringenden Ansiedler wenigstens jeden Versuch machen, sich dieser Strecken zu bemächtigen. Und diese Versuche werden, wie das schon oft der Fall gewesen ist, wenn friedliche Mittel nicht anschlagen, darin bestehen, daß die weißen Grenzleute Conflicte mit den Indianern vom Zaune brechen, die letztern zu blutigen Gegenmaßregeln reizen und dann Indianerkriege herbeiführen, bei denen die Indianer natürlich zuletzt immer zu kurz kommen und ihr Land sowie einen großen Theil ihrer Stammesgenossen einbüßen.

Es ist daher eine nothwendige und in der That die einzige wahrhaft humane Politik, die Indianer zu veranlassen, sobald als möglich sich auf sogenannten „Farm-Lots“ in kleinern Abtheilungen als Privateigenthümer anzusiedeln, damit die großen Strecken, welche jetzt noch vielfach unbebaut liegen, dem „Fortschritt der Civilisation“ in friedlicher Weise geöffnet werden können. Natürlich müßten die Rechte der neuen Privateigenthümer in jeder Hinsicht durch gesetzliche Bestimmungen gesichert und es müßte in derselben Weise dafür gesorgt werden, daß für die von den Indianern aufgegebnen Ländereien denselben eine angemessne Vergütung zu Theil würde. Angesichts der außerordentlich schnellen Entwicklung der Vereinigten Staaten erscheint dies als eine von der Nothwendigkeit gebotne Politik, und es hat Eile damit, denn daß die großen Landreservationen sich nicht lange mehr werden halten lassen, muß jeder Kenner der Verhältnisse einsehen.

Allerdings sind zu dem Erfolge dieser Politik gewisse Vorbereitungen im Wege der Einführung geordneter und fruchtbringender Thätigkeit und allgemeiner Erziehung der heranwachsenden Indianer nöthig. In dieser Beziehung ist von Schurz unter der Hayesadministration durch Errichtung von Indianerschulen u. s. w. schon manches gethan worden, und was auf diesem Wege weiter zu thun ist, sollte mit der äußersten Energie und Wachsamkeit fortgeführt werden. Wie es in der Geschichte der Union schon so häufig vorgekommen, treibt die Nothwendigkeit vorwärts. Ob man will oder nicht, man ist gezwungen, der Thatsache ins Gesicht zu sehen, daß den Indianern bei der raschen Entwicklung des Landes und seiner Verhältnisse nur eine Wahl bleibt: Civilisation oder Untergang. Unter Civilisation kann aber nur ein möglichst schnelles und vollständiges Anschließen an die Lebensweise der weißen Bevölkerung verstanden werden. Die Theorie des guten Bushy Head vom Landbesitze hat unzweifelhaft eine geschichtliche Be-

deutung und ist in ähnlicher Weise auch bei andern Völkern in frühern Zeiten vielleicht im Gebrauche gewesen; aber im Kampfe des amerikanischen Lebens der Gegenwart wird sie praktisch keinen Werth und keinen Erfolg haben. Bushy Head würde seinem Volksstamme eine große Wohlthat erweisen, wenn er sich selbst und die seinigen recht bald davon überzeugen könnte und wollte, daß nur in der Accommodirung an das Leben der weißen Bevölkerung der Vereinigten Staaten das Heil der Indianer liegt, und daß die Aufrechterhaltung eines patriarchalischen Sonderstaates im Innern der Union auf die Dauer ganz unmöglich ist.

Politische Briefe.

8. Die zweite Berathung der Unfallversicherung im Reichstage.

Thöricht ist die Rede, deren sich wohlmeinende Oberflächlichkeit gerne bedient, daß ein Mann seiner Zeit voranseile. Nicht vorauszueilen in eine Zeit, die, ehe sie ist, gar nichts ist, vermag die Geisteskraft; seine Zeit vollkommen verstehen, aus ihren lebendigen Bedingungen und Möglichkeiten durch schöpferisches Wirken die Gegenwart auf eine vollkommnere und gesicherte Stufe des Daseins erheben, das allein ist Weisheit und geschichtliche Größe. Die künftige Zeit ist die Tochter der Gegenwart. Es wäre ein leeres Thun, sich mit einem Wesen zu beschäftigen, das noch nicht erzeugt ist, von dem niemand weiß, ob es als schwache, mißlungene Bildung oder mit kräftigen Lebenskeimen in die Reihe der Erscheinungen versetzt werden wird. Daß aber ein überlegener Mensch mit seinem Verständniß der Gegenwart allein bleibt und, weil er seinem Verständniß keine Bahn brechen kann, die Saaten der Zukunft verderben sieht, das ist ein tragisches Geschick, dessen Beispiele der Geschichte nicht fremd sind.

Ein Schatten von solchem Geschick fällt jetzt auf unsern Kanzler. Man hält ihn für einen Reactionär, weil er der Pflicht der Gegenwart entsprechen will, die kurzsichtige Zeitgenossen nicht sehen. Als das Ausnahmegesetz gegen die Socialdemokratie im Herbst 1878 erlassen wurde, da wurde die Ankündigung, daß der repressiven Maßregel heilende Mittel zur Abhilfe der Arbeiternoth folgen würden, mit allgemeinem Beifall, freilich auch mit skeptischen Mienen verschiedengearteter Ungläubigen aufgenommen. Nicht nur die Ungläubigen, denen jede Heilung der socialen Disharmonie ein Utopien scheint, auch die andern, die keinen Weg anzugeben wissen und deshalb meinen, daß sobald keiner zu finden sei, sie alle freuten sich im Stillen, daß die Reichsregierung zu dem Bekenntniß, ihr

Versprechen nicht einlösen zu können, vermuthlich bald gezwungen sein werde. So kurzsichtig sind einmal die Menschen: die Freude über den Mißerfolg eines Beneideten ist größer als die Trauer über den Schaden, der der Nation und allen Einzelnen erwächst. Aber eben weil man nicht glaubte, die Reichsregierung werde auch nur zu ernstlichen Versuchen socialer Besserung das Geschick und den Muth finden, darum mahnte man desto eifriger. Die ultramontane, fortschrittliche und liberale Presse unterließ keinen Tag die Frage: Wo bleiben die socialen Reformversuche? Aber der Reichskanzler ist nicht der Mann, der erpressenden Noth ein Versprechen hinzuwerfen, das die Ohnmacht nicht erfüllen kann. In dem Unfallversicherungsplan für einen Theil der Arbeiter erschien der erste socialpolitische Reformversuch. Wir sind schon wiederholt auf denselben zu sprechen gekommen, auf die glücklich geführte Hand, welche die Wurzel des Uebels noch nicht umspannt, aber bereits erfaßt, auf die natürlichen Gegner, die sich in dem Rufe vereinigen: Weg die Hand von dieser Stelle!

Der Vorwurf der Ohnmacht fällt nicht mehr auf den großen Mann, der die richtige Bahn zeigt, sondern auf die Schwäche und Verworrenheit der Zeitgenossen, die sich nicht zu dem richtigen Entschlusse erheben. Drei Grundgedanken bilden den Plan des Kanzlers: 1. der Versicherungszwang zu Gunsten aller Arbeiter zunächst in einem begrenzten Theile der industriellen Betriebe; 2. die Versicherung durch die Unternehmer und durch die besser gestellten Arbeiter für die letztern, für den größern Theil der Arbeiter aber durch die Unternehmer und durch den Staat, der hier die locale Armenpflege entlastet; 3. die Versicherung bei einer allgemeinen monopolisirten Reichsanstalt. Wie die Knaben einen gefangnen Schmetterling, so haben die Parteien diesen Entwurf zerpflückt und zu einem Unding gemacht. Wie der eine Knabe die Flügel ausreißt und dafür ein paar beliebige Blätter einsetzt, der zweite Knabe den Kopf abreißt und dafür etwa eine Stecknadel einsteckt, der dritte endlich den Leib zerreißt und ihn etwa durch ein Stückchen längliches Holz ersetzen will, so haben die Parteien jene geniale Arbeit zum Narrenspiel gemacht. Das Centrum hat dem Schmetterling die Flügel ausgerissen, indem es aus nie verleugneter particularistischer Tendenz die allgemeine Reichsversicherungsanstalt durch Landesversicherungsanstalten ersetzen will. Doch ist diese Mißhandlung nicht die schlimmste und von der Reichsregierung, die ja weiß, daß Mißhandlungen nicht abzuwenden sind, deshalb zugestanden worden. Denn die Landesversicherungsanstalten führen auf einem allerdings Zeit und Mittel verderbenden Umwege unausbleiblich zur Reichsversicherungsanstalt. Die Vertreter der Großindustrie aber reißen dem Schmetterlinge den Kopf ab, indem sie den Staatszuschuß bekämpfen und diesen auch wirklich aus der Commissionsvorlage entfernt haben. Die Gründe, welche für

diese Bekämpfung angeführt werden, sind so phrasenhaft, daß sie sich sogleich als bloße Vorwände verrathen. Was soll es heißen, wenn gesagt wird, man dürfe dem ärmsten Steuerzahler nichts abfordern zum Vortheil des minder armen? Mit diesem Satze muß man folgerichtig den ganzen Staat abschaffen, dessen Grundgedanken man verleugnet hat. Die Solidarität der Bürger ist der elementare Boden der Staatsidee, und zwar die Solidarität für einen Zweck, dessen Wohlthaten anerkanntermaßen niemals für alle gleich groß und auch nicht gleichzeitig sein können. An jene Phrase glauben die Vertreter der Großindustrie selber nicht, so mangelhaft es mit ihrer Intelligenz auch bestellt sein mag. Die wahre Ursache ihres Widerstandes, die ihnen auch den Beistand des Centrums zuführt, liegt in der vollkommen richtigen Erkenntniß, daß der Staatszuschuß den dauernden Ernst der Staatsfürsorge verbürgt, damit aber auch eine gewisse Bevormundung der Industrie dauernd und unausbleiblich herbeiführt. Es ist der Grundgedanke des Gesetzes, den die Großindustrie vereiteln möchte, da sie ihn nicht offen abzulehnen wagt. Die Großindustrie folgt ihrem natürlichen Egoismus, das Centrum folgt der Berechnung, ein wohlthätiges Werkzeug in der Hand des Staates sich nicht ausbilden zu lassen, dessen Verdienst und Dank dem Staate nicht zu gönnen ist, am wenigsten aber dem deutschen Reiche. Die Liberalen sind natürlich auch Gegner des Staatszuschusses und zwar aus Confusion, soweit sie es nicht aus Doctrin sind. Es ist traurig zu sehen, wie der nationale Theil der Liberalen einen Weg verschließt, auf dem dem nationalen Gedanken das kräftigste Lebensbrot zuzuführen ist. Aber die Confusion der Liberalen ist es, die dem Schmetterling zuletzt auch den Leib zerdrückt. Sie wollen durchaus neben der Reichsversicherungsanstalt, an der sie die nationale Symbolik schätzen, die concurrirenden Privatunternehmungen aufrecht halten. Die Sicherheit der Arbeiter gegenüber diesen Unternehmungen soll durch Normativbedingungen gewährleistet werden. Als solche Normativbedingungen hat man u. a. vorgeschlagen, daß das Capital, welches die Pension des verunglückten Arbeiters, berechnet nach der Wahrscheinlichkeit der fernern Lebensdauer, aufzubringen hat, sogleich nach Anerkennung der Berechtigung bei einer Staatsanstalt hinterlegt werden muß. Aber sieht man denn nicht, daß man einen wesentlichen Theil der Function mit dieser Theilung dennoch dem Staate überträgt? Sieht man denn nicht, daß man den Kampf der Privatunternehmungen gegen den Arbeiter verewigt, daß man die Privatunternehmungen auf den Weg treibt, erst Arbeiter und Unternehmer durch niedrige Prämien zu locken, dann aber die Capitalentschädigung durch alle erdenklichen Vorwände zu verringern? Die Vorwände werden nicht fehlen; wenn es nicht mehr mit der Verschuldung des Arbeiters geht, wird sich die Wahrscheinlichkeit der geringen Lebensdauer und andres dar-

bieten. Wenn die ganze Einrichtung nicht verkümmern soll, wird der Staat, durch welche Organe es auch sein möge, immerfort interveniren müssen und zu einem aufreibenden Kampfe so lange gezwungen sein, bis entweder das Reichsmonopol durchdringt oder an der Lösung der Aufgabe verzweifelt wird. Der letztre Ausgang mag es sein, auf den manche stille Hoffnung der Gegner gerichtet ist. Derjenige Theil der Unternehmer, welcher den Staatszuschuß ablehnt, die Leistung aber nicht auf die Arbeiter, sondern auf die alleinigen Schultern der Unternehmer legen will, mag ebenfalls dieser Hoffnung nicht fremd sein. Die Bedingung der alleinigen Uebernahme der Versicherungsleistung wäre aber die einzige, welche dem Staate gestatten könnte, auf die Ausschließung des Staatszuschusses versuchsweise einzugehen. Nimmer dürfte und nimmer wird der Reichskanzler eingehen auf die Heranziehung der Arbeiter aller Lohnstufen zur Selbstversicherung.

So steht heute diese Angelegenheit. Der Reichstag hat die zweite Berathung noch nicht beendigt, er hat sich bereits für die Landesversicherungsanstalten entschieden, aber noch nicht über die Fragen des Staatszuschusses und des Monopols der Staatsanstalt. Der Reichskanzler konnte wegen eines schmerzhaften Ausbruchs seines chronischen Leidens vor der Pfingstpause nicht an der zweiten Berathung theilnehmen. Die Aussichten des Gesetzes sind augenblicklich gesunken, aber die Abwendung der tief und ernstlich denkenden Menschen von den Fractionen des Reichstags und von den Gesichtspunkten, denen diese Fractionen folgen, ist im Wachsen. Es kann bei ernsthaften Geistern nur Unwillen und Befremden erregen, zu sehen, wie der Kern der Frage in den Fractionen nirgends erfaßt wird, wie das Maßgebende überall die Vereinigung der Frage mit dem Fractionsinteresse bleibt. Am meisten bedauert man diese Bemerkung bei der Fraction, welche dem nationalen Gedanken dienen möchte. Wie ist es möglich, daß man hier nicht sieht, daß auf einem neuen Gebiete, dessen Technik erst zu finden und auszubilden ist, wo andrerseits die Verlangsamung der Erfahrungen zur verlangsamten Heilung schwerer Schäden führt, daß da der Staat sich der ganzen Arbeit bemächtigen muß, um einheitliche, vollständige und ungefälschte Erfahrungen so schnell als möglich zu machen? Sieht man diese Wahrheit nur darum nicht, weil man mehr liberal als national ist und weil man für liberal hält, den Staat keine neue Eroberung der öffentlichen Thätigkeit machen zu lassen, auch wenn die Eroberung noch so unumgänglich für das öffentliche Wohl, ja für den Bestand der Nation sein sollte?

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Die Währungsfrage in England.

Von Max Schippel.

Da die Frage der Rehabilitirung des Silbers gegenwärtig eine brennende und vielerörterte ist, so dürfte es von Interesse sein, einen Blick auf den Stand der Währungsfrage in England und Indien zu werfen, von deren Münzpolitik ja die Entscheidung der andern Staaten und damit die Zukunft des „weißen Blechs" sehr wesentlich abhängig ist. Eine solche Betrachtung erscheint um so wünschenswerther, als man sich in Deutschland, besonders in den Kreisen der einseitigen Vertreter der Goldwährung, ein falsches Bild von Englands wahrscheinlichem Verhalten macht. Es wird sich zeigen, daß zwei Richtungen in der englisch-indischen Münzpolitik allein in Frage kommen, und beide können für die Zukunft der Goldwährung nur verhängnißvoll sein.

Bis vor etwa zwei oder drei Jahren war der Glaube an die absolute Vollkommenheit der Goldwährung unerschüttert und so festgewurzelt, daß angesehene Fachleute sich offenbar gar nicht gemüßigt fanden, von andern möglichen Währungssystemen, wie der Doppelwährung, Kenntniß zu nehmen. Sie wußten von diesem System und seinen Folgen so gut wie nichts. Das Unglaublichste hierin leistete wohl Herr Hubbard, Parlamentsmitglied für die City von London, ein Director und früherer Gouverneur der Bank von England und Mitglied des Parlamentsausschusses, der 1876 die Ursachen der Silberentwerthung zu untersuchen hatte, ein Mann also, dem in England eine autoritative Stellung auf diesem Gebiete zuerkannt wird. Dieser verstieg sich 1879 in einer Parlamentssitzung zu folgender Aeußerung: „Einer der Vorschläge, um den gegenwärtigen Zustand der Dinge zu verbessern, ist die Doppelwährung, oder, um es besser zu

Digitized by Google

bezeichnen, die Alternativwährung. Dann hat man einen andern Plan ausgedacht, das bimetallische System genannt, und die bimetallistische Doctrin ist von einer Reihe geschätzter Männer gepredigt worden. Es ist bemerkt worden, daß dieser Vorschlag ganz frei von den Unannehmlichkeiten der Doppelwährung ist." (S. Times vom 13. Juni 1879.) Und Bonamy Price, Professor der politischen Oekonomie zu Oxford, dessen Werk über „Geld- und Bankwesen" auch ins Deutsche übertragen worden ist, also auch ein Fachmann, weiß so wenig von den Folgen des Bimetallismus, daß er noch vor kurzem in einem Aufsatze niederschrieb: „Wird es möglich sein, in einem Lande die Relation von 1 : 15½ aufrecht zu erhalten, wenn sie daneben auf dem Markte 1 : 31 ist?"

Die deutschen Anhänger des Monometallismus haben also wenig Grund, auf die Beistimmung der „praktischen" Engländer stolz zu sein. Bis vor kurzem fiel deren Urtheil allerdings fast einstimmig für den Monometallismus aus, aber es war, wie außer den obigen Beispielen noch viele andre zeigen, das Urtheil der schlecht unterrichteten Engländer. Wie das Urtheil der besser unterrichteten ausfallen wird, läßt sich schon jetzt mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussagen. Nach der Pariser Münzconferenz von 1878 ist nämlich die Discussion über die Währungsfrage in England in lebhaftern Fluß gekommen, und seitdem haben sich eine Reihe der gewichtigsten Stimmen für den Bimetallismus erhoben. Was aber besonders zu neuen Erörterungen und Untersuchungen anregte, waren die betrübenden Erfahrungen mit dem indischen Reiche.

Indiens Finanzlage ist schon seit langer Zeit eine sehr prekäre; man hat immer und immer wieder zu dem verhängnißvollen Mittel greifen müssen, ordentliche Ausgaben durch Anleihen zu decken; man hat vom Schuldenmachen leben müssen, da das Deficit durch Steuererhöhung nicht auszugleichen war. Die tödtlichste Gefahr für Indien und für die indischen Finanzen ist aber die Silberentwerthung. Die indische Regierung hat jährlich an England 17 Millionen Pfund zu zahlen, wofür bei dem frühern normalen Curse 170 Millionen Rupien von den Bewohnern des großen Colonialreiches beizutreiben waren. Durch das Sinken des Silberpreises und damit des Goldwerthes der Rupie ist diese Summe auf circa 195 Millionen angeschwollen, also um jährlich 25 Millionen Rupien angewachsen. Das macht für sechs Jahre ein unwiederbringlich verlornes Capital von 150 Millionen Rupien (circa 300 Millionen Mark). Was das zu bedeuten hat für eine Regierung, die schon lange aus der Finanzklemme nicht herausgekommen war, vielleicht am Rande des Bankerotts stand, bedarf keiner weitern Ausführung, und die indische Regierung sieht auch die Lage Indiens und seine Zukunft als eine sehr düstere an. Im Financial Statement für 1876 heißt es: „Von welchem Gesichtspunkte immer man die Gefahr der Silberentwerthung

betrachten mag, immer bleibt sie die schwerste, von welcher die Finanzen Indiens jemals bedroht waren. Kriege, Hungersnoth und Trockenheit haben dem Schatze schon schwerere Lasten als in diesem Jahre auferlegt, allein diese Calamitäten gehen vorüber, die Verluste, welche sie erzeugen, sind bekannt und begrenzt. Gleiches gilt aber nicht von der jetzigen Ursache der Besorgniß. Schon die unmittelbaren Wirkungen sind schlimm genug; was aber ihre Bedeutung noch erhöht, ist das, daß das Ende der Dinge nicht abzusehen und die Zukunft voll Unsicherheit ist."

Dies alles forderte in den politischen, besonders aber in Regierungskreisen zu einer eingehenden Untersuchung der Ursachen der Silberentwerthung und damit zu einer Kritik der landläufigen Währungstheorien auf. Für die englische Geschäftswelt aber liegen noch andre Gründe hierzu vor. Das in Ländern mit Silberwährung in öffentlichen Anleihen, Eisenbahnen, industriellen Unternehmungen und kaufmännischen Crediten angelegte Capital hat eine bedeutende Entwerthung erfahren. Die Unsicherheit der Wechselcurse hindert in hohem Grade die fernere gleiche Anlegung englischen Capitals. Dazu kommt die Lähmung des englischen Handels mit Indien, China, Java, Oesterreich, Chile, Mexiko und andern Ländern durch die Schwankungen des Silberwerthes, welche oft in wenigen Tagen größer sind als in den gesammten 70 Jahren, während welcher die französische Doppelwährung bestand. Jede feste Basis für die Calculation der Großkaufleute ist damit zerrüttet.

Nicht die Lust an wissenschaftlichen Discussionen also, sondern sehr reale Rücksichten lenkten das Interesse Englands auf die Währungsfrage, und die erneuerte Erörterung hat denn mit vielen frühern Einseitigkeiten und falschen Vorstellungen gründlich aufgeräumt.

Noch am 1. April 1879 äußerte der Vorsitzende der Londoner Statistischen Gesellschaft, das Parlamentsmitglied Shaw Lefebre, öffentlich, er glaube, jeder der es wage, die Doppelwährung vorzuschlagen, gehöre in das Narrenhaus (that any body who ventured to propose bimetallism would be almost worthy of a place in a lunatic asylum). Aber schon vom folgenden Tage, vom 2. April 1879, datirt ein Memorial der Liverpooler Handelskammer, welches großes Aufsehen erregen mußte, weil hier zum ersten Male eine mächtige, hochangesehene Körperschaft einstimmig für erneute Einberufung eines internationalen Congresses für die Währungsfrage und für den Bimetallismus, gegen die Goldwährung sich erklärte. Sie blieb mit ihrer Ansicht nicht allein, sondern fand bald nicht zu unterschätzende Bundesgenossen. Die Handelskammer von Manchester lehnte es zwar ab, sich der Liverpooler Kundgebung anzuschließen, sprach sich sogar sehr energisch für einfache Währung aus; sie führte aus, daß die natürliche Be-

wegung der Preise und der Geschäfte nicht zu stören sei und daß die zeitweiligen Unzuträglichkeiten des Wechselcurses für die Käufer in den Ländern mit Silberwährung ein besonders empfindlicher Fall der mit dem Handel verknüpften Schwierigkeiten seien, bei denen man sich wie sonst durch Geschäftsbedingungen helfen müsse. So wird hier natürlich genannt, was doch hauptsächlich durch Gesetze geschaffen worden ist und durch Gesetze auch wieder beseitigt werden kann, und dem hilflosen Einzelnen aufgebürdet, was wiederum nur der Staat und die Gesetzgebung zu heben vermag — ganz jener staatsscheuen Theorie entsprechend, welche nach dem Sitz dieser Handelskammer ihren Namen trägt.*) Aber diese eine Niederlage des Bimetallismus wurde bald durch neue Eroberungen mehr als ausgeglichen. Neben Mr. Williamson, einem großen Liverpooler Kaufmann, der zugleich Parlamentsmitglied ist, sprachen sich für Doppelwährung noch aus McCulloch, ein bekannter Londoner Bankier und Mr. Samuel Smith (Liverpool). Die hervorragendsten Kaufleute und Bankiers der Londoner City erkannten in ihrem dem englischen Premierminister 1879 überreichten Memoire die Gefahren der fortschreitenden Demonetisation des Silbers an, und von der Universität zu Oxford wurde in demselben Jahre eine bimetallistische Schrift von Walter E. Smith mit dem Cobden-Preise gekrönt. Mr. Gibbs, früherer Gouverneur der Bank von England, einer der drei englischen Abgeordneten zur Pariser Münzconferenz von 1878, welche in ihrem Berichte die Doppelwährung noch eine „utopistische Unmöglichkeit“ (an utopian impossibility) nannten, bekannte in einer Brochüre offen seine Bekehrung zum Bimetallismus. Der gegenwärtige Gouverneur der Bank von England, Grenfell, ist Bimetallist. Aus Glasgow lief für die Doppelwährung eine Petition angesehener Kaufleute ein, deren Unterzeichner ein Capital von 300 Mill. Pfund repräsentiren. Nehme man hierzu noch die große Zahl von Einsendungen in bimetallistischem Sinne, welche die Times in den letzten Wochen abdruckte, so wird man nicht leugnen können, daß die „utopistische“ Lehre, und zwar außerhalb der Narrenhäuser, immer mehr Anhänger wirbt, welche den Kampf gegen eingewurzelte Vorurtheile und gegen hergebrachte Unwissenheit mit Energie und mit entschiednem Talent führen. Es vollzieht sich eben in England ein Umschwung der Meinungen, welcher es so blinden Anhängern der alleinseligmachenden Goldwährung wie Herrn Bamberger vielleicht bald unmöglich machen wird, sich zur Stütze ihrer Behauptungen auf die Autorität der praktischen Engländer zu berufen, ganz abgesehen

*) Nach einer Bemerkung der Berliner Börsen-Zeitung vom 10. Mai 1881 wäre die Manchester-Handelskammer jetzt für Bimetallismus. Mir ist von einer solchen Sinnesänderung nichts bekannt geworden, ich fühle mich aber doch verpflichtet, die Notiz hier wenigstens zu erwähnen.

davon, daß diese Berufung denn doch etwas komisch erscheint, wenn man bedenkt, daß die doch auch nicht unpraktischen Amerikaner und die in allen mehr technischen Fragen der Politik oft bewunderungswürdig praktischen Franzosen in der Mehrzahl für die Doppelwährung Partei ergriffen haben.

Wenn aber durch Verbreitung der noch fehlenden Kenntniß über das Wesen der verschiednen Währungssysteme eine allgemeine Sinnesänderung in England nicht zu erreichen wäre, und wenn ohne England die andern Staaten einen bimetallistischen Vertrag für unmöglich halten sollten, also auch kein Dritter für England die Kastanien aus dem Feuer holen würde, wenn mit einem Worte den extremen Freunden der Goldwährung der Wille geschähe, dann würde das eintreten, was letztre zwar immer als leeres Schreckgebilde hinzustellen versuchten, was aber jeder Unterrichtete unter solchen Umständen kommen sah, ohne daß es Sir Louis Mallet, der Vertreter Indiens, auf der jetzigen Pariser Conferenz officiell in Aussicht zu stellen brauchte: England wird versuchen, in Indien die Goldwährung einzuführen, mindestens aber die Ausmünzung der Rupien sistiren oder doch stark einschränken, um den Werth der Rupien auf etwa $^1/_{10}$ Pfund (in Gold) zu bringen, weil Indien das Fortbestehen ähnlicher Verhältnisse wie der heutigen nicht ertragen kann.

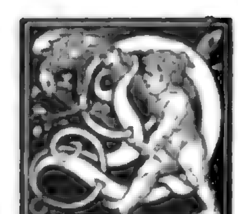
Vielleicht findet sich Gelegenheit, später einmal näher auf die verschiednen Vorschläge einzugehen, welche in England und Indien zu diesem Zwecke schon gemacht worden sind. Ohne weitre Ausführungen aber dürfte für jeden Leser folgendes klar sein: Das Silber würde dann weiter rapid im Preise sinken, alle Uebel der jetzigen Situation würden sich verschlimmern, der Verkehr mit den Silberländern würde vollständig gelähmt werden. Man denke sich nur in die Situation. In Europa wird nach dem Scheitern des Bimetallismus kein Silber mehr ausgeprägt, die Vereinigten Staaten heben die Bland-Bill auf, wodurch jährlich 100 Millionen Mark für den Silbermarkt überschüssig werden; das müßte schon jetzt den Edelmetallmarkt in einen wahren Veitstanz versetzen. Wenn dann noch die „unbeschränkte Absorptionsfähigkeit" Indiens für Silber aufhörte, wenn dem Silber der letzte Zufluchtsort versperrt würde, das letzte Rettungsmittel der Goldwährungsfreunde versagte, in Europa ein fast werthloses Creditgeld in ungeheuren Massen circulirte, während das Gold durch den Uebergang der Vereinigten Staaten und Indiens zur Goldwährung immer knapper und knapper würde, dann würde gewiß der ganze Continent, vor allem aber England selbst zu einer energischen Silberpolitik sich aufraffen*).

*) Mit welcher Unkenntniß in Deutschland das Währungsproblem von großen, angesehenen Zeitungen behandelt wird, geht aus den Bemerkungen der National-Zeitung zu den Reden des indischen und amerikanischen Vertreters hervor, welche beide bei Nichtannahme

So wird England den Herren Bamberger und Sonnemann wenig Freude bereiten. Geht die wissenschaftliche Bewegung ihren jetzigen Gang dort weiter, weicht die wirklich babylonische Finsterniß, welche in England über diesem Gebiete lagert, so wird eines schönen Tages die Goldwährungspartei sich in der Minorität finden. Behält sie aber das Heft in den Händen und helfen ihr andrerseits Amerika und Frankreich nicht aus der Verlegenheit, so wird sie durch ihre indische Münzpolitik ihre eigne Theorie ad absurdum führen, und das Ende wird wieder sein: die Doppelwährung.*)

Paul Heyse.

3.



Die Reihe der dramatischen Dichtungen Heyses beginnt, wenn wir von der früher erwähnten und vom Dichter in seine „Gesammelten Werke" nicht mit aufgenommnen Jugendschöpfung „Francesca da Rimini" absehen, mit dem Trauerspiel „Die Pfälzer in Irland" (1854) und der Tragödie „Meleager" (1854). Es ist charakteristisch für einen gewissen Zwiespalt, welcher durch Heyses dramatische Bestre-

des Bimetallismus den Uebergang ihrer Länder zur Goldwährung vorhersagten. Die National-Zeitung spottet freudestrahlend: „Darnach scheinen die Interessenten der Silberwährung dergestalt am Ende ihrer Weisheit angelangt zu sein, daß sie den Goldwährungsländern drohen, falls diese die bimetallistischen Lehren nicht unterstützten, selbst — zur Goldwährung überzugehen." Welcher Triumph der Goldwährung! Die National-Zeitung sieht in ihrem naiven Optimismus nicht, daß diese Maßregel ein Pressionsmittel gegen die Goldwährungspolitik ist und deren Ruin bedeuten würde.

*) Nachschrift der Redaction. Wir haben dem vorstehenden Artikel gern Aufnahme gewährt, weil jede vermehrte Kenntniß der thatsächlichen Unterlagen der noch so verworrnen Währungsfrage willkommen sein muß. Im übrigen versteht es sich von selbst, daß die Bimetallisten das Hauptfeld ihrer Bekehrungsarbeit in England zu suchen haben. Es wäre strafbar, Deutschland verleiten zu wollen, daß es mit dem Bimetallismus vorangehe. Die Folge eines so thörichten Schrittes würde sein, daß man uns das Gold abnähme und dann mit dem entwertheten Silber allein ließe. Es würde einige glückliche Goldwährungsländer und eine Reihe hoffnungslos gegen die Silberentwerthung kämpfender Länder geben, unter denen Deutschland die traurigste Rolle von allen spielen würde. Die meisterhafte Direction der deutschen Politik auf der Pariser Münzconferenz macht glücklicherweise alle solche Befürchtungen unnöthig. Der Verfasser des vorstehenden Artikels hat die beiden Fragen nicht unterschieden: „Ist der Bimetallismus die richtige Grundlage eines Weltmünzsystems, so weit ein solches überhaupt erreichbar?" und „Kann man Deutschland zumuthen, zur Herbeiführung eines Weltmünzsystems ein andres Verhalten anzunehmen als das auf der Pariser Münzconferenz eingeschlagne?"

bungen hindurchgeht, daß in dem gleichen Jahre ein Trauerspiel idealen Gepräges, in strenger Form, nicht ohne weitres der Antike nachgebildet, aber von einem Geiste plastischer Anschaulichkeit und reinster Einfachheit durchhaucht, und daneben ein Drama entsteht, in welchem der Gestaltenreichthum, die bunte Mannichfaltigkeit und alle genrehaften Wirkungen des modernen Dramas zu ihrem Rechte kommen. Sieht man näher zu, so läßt sich in beiden grundverschiednen Anläufen, wie in allen spätern, reifern dramatischen Arbeiten das Moment der poetischen Handlung, wenn man will des „Problems", obschon dies Wort nicht mit Unrecht neuerlich verrufen ist, auffinden, welches die vielfach gegensätzlichen Aufgaben, die in diesen Dramen ergriffen sind, mit der Natur und Grundanschauung unsers Dichters verbindet. Der reine Panegyriker könnte sonach mit dem Satze, daß sich der Dichter seine künstlerische Behandlungsweise jederzeit vom Stoffe habe dictiren lassen, die ganze Frage erledigen. Uns scheint die Sache nicht völlig so zu liegen und das dramatische Schaffen Heyses in seiner Vielseitigkeit und mit seinen Stilverschiedenheiten nicht ohne weitres mit dem Schaffen andrer vielseitiger Dramatiker zu vergleichen, deren Grundton in letzter Instanz denn doch gleichmäßiger ist. Wir glauben vielmehr, daß der Dichter hier einem doppelten, bald einem innern, bald nur einem äußern Antriebe gefolgt sei. Der Zug seines Talents zur Vertiefung in gewisse mächtige Conflicte und Lebensräthsel, zu Handlungen, die in einem einfachen, großgegliederten Verlauf das Wesen bedeutender Menschennaturen darlegen, die daraus entspringende innere Nöthigung, sich wegen verwandter Aufgaben der Compositionsweise unsrer großen Dramatiker seinerseits anzuschließen, verwehrten es Heyse etwa als ein moderner Lope de Vega „die Regeln mit sechs Schlüsseln zu verschließen, Terenz und Plautus aus dem Studirzimmer zu werfen und so wie diejenigen zu schreiben, denen es um den Beifall des Volks zu thun war." Aber daß bei Schauspielen und Trauerspielen wie „Die Pfälzer in Irland", „Elisabeth Charlotte", „Colberg", „Hans Lange", „Die Göttin der Vernunft" der entschiedne Wunsch, das Theater zu gewinnen und sich der Anschuldigung zu entziehen, ein Buchdramatiker zu sein, so viel, ja theilweise mehr mitgewirkt hat, als die poetische Freude an dem Kern dieser Stoffe, wird sich schwerlich in Abrede stellen lassen. Und gewiß ist das kein schwerer Vorwurf. Wenn wir glücklich (?) dahin gelangt sein werden, wohin wir unzweifelhaft treiben: zum gänzlichen Bruch zwischen Bühne und Literatur, (der wahrlich nicht dadurch vermieden werden wird, daß man zwischen dem modernsten Bühnenbettel Shakespeares Historien oder den Faust als Trilogie aufführt), so wird man ohne Zweifel Heyses dankbar als eines der letzten gedenken, die sich ihrerseits redlich und mit nur mäßigem Erfolg bemüht haben, den Bruch abzuwenden. Die Reflexion, daß mit dem Theater dem Dichter eine

der besten Möglichkeiten verloren geht, das Leben in seinem Sinne darzustellen, Handlungen und Charaktere lebendig und viel unmittelbarer als durch das Buch wirken zu lassen, daß diese Möglichkeit gelegentlich einer Concession werth sei, hat Heyse bei einem Theil seines dramatischen Schaffens geleitet. Daß ihm dafür geringer Dank geworden, liegt in der Natur der Dinge. Denn die Herabstimmung zur reinen Mache ohne den Schatten einer poetischen Intention ist einerseits seinem Talent versagt, und andrerseits nimmt die Bühne mit erstaunlicher Sicherheit die Miene an, jeden Tag den neuen Shakespeare oder, um besser im Stile der Zeit zu bleiben, den „dramatischen Bismarck" zu erwarten. Da Heyse keine Effectwaare der untersten Sorte zu bieten hatte, erhielt er natürlich nachgewiesen, daß er der in Frage stehende Shakespeare nicht sei. Mit der ästhetischen Würdigung des dramatischen Talents des Dichters und mit der Erkenntniß seiner wirklichen Mängel hat dieser Nachweis nichts zu thun; er wird gleichermaßen gegen Dichter geführt, die specifische Dramatiker waren. Aber er erweist jedenfalls, daß es verlorne Liebesmühe gewesen ist, wenn der Dichter auch nur eine einzige dramatische Aufgabe anders als mit dem künstlerischen Drange, der dem Wesen des Stoffes gerecht werden und sich selbst genug thun will, ausgestaltet oder bei der Stoffwahl jenen Wünschen der Bühne Rechnung getragen hat, die in ihrer Unsicherheit meist auf Wünsche einzelner Darsteller hinauslaufen.

Aber ob das nun geschehen sei oder nicht und wie immer es geschehen sei, auch die Kritik, der es um unabhängige Würdigung von Heyses gelungnen Dramen zu thun ist, hat zuzugeben, daß die Eigenart dieses Dichters ein rasches Zugreifen nach den verschiedensten dramatischen Stoffen schon um deswillen nicht gestattet, weil der Dichter an der bloßen Action an sich offenbar nur eine mäßige Freude hat. Es giebt Talente, denen es genügt, daß es bunt und bewegt auf der Scene zugehe und daß sich die Leidenschaft, gleichviel welche Leidenschaft, oder auch nur der Schein der Leidenschaft, in Spiel und Gegenspiel unablässig steigere. Bei Heyse bleibt immer erforderlich, daß er an dieser Bewegung und Steigerung einen tiefern Antheil nimmt, und mit dem Schein der Leidenschaft weiß er nun gar nichts anzufangen. Brandes in der mehrerwähnten Studie hat so ganz Unrecht nicht, wenn er sagt, Heyse verstehe das Pathetische erst mit voller Originalität zu behandeln, wenn das Pathetische halb pathologisch sei. Wenn er aber dann hinzufügt: „Das eigentlich dramatische Pathos aus voller Brust wird bei ihm leicht unkünstlerisch-national, patriotisch und ein bischen alltäglich. Hierzu kommt, daß die Darstellung der eigentlich männlichen Action nicht seine Sache ist. In wie hohem Grade er auch in seiner Poesie über die passiven Eigenschaften des Männlichen, wie Würde, Ernst, Ruhe, Unverzagtheit gebietet, so fehlt doch ihm, wie Goethe, ganz das active Moment", so ist dagegen wenigstens

bis auf einen gewissen Punkt zu protestiren. Uns dünkt, in den Dramen „Colberg“ (1865) und „Hans Lange“ (1864) fehlt es nicht an Action, wenn auch höchst charakteristisch für Heyse die Hauptträger derselben alte gereifte Männer, in „Colberg“ der alte Nettelbeck, in „Hans Lange“ der wackre pommersche Bauer, der Titelheld, sind. Und die Abwesenheit des Pathos im engern Sinne ist hier so vortrefflich aus der ganzen Anlage der Charaktere heraus motivirt, daß sich klar zeigt, der Dichter habe, mindestens wo ihm aus dem Stoff eine günstige, seiner eigensten Natur entsprechende Handhabe entgegenspringt, die Fähigkeit, eine männliche Action mit Energie und Schwung vor- und durchzuführen.

Als Haupteinwand gegen Heyses Dramen ist zumeist das in ihnen vorhandne Uebergewicht novellistischer Elemente betont worden. Wir rühren damit an einen der empfindlichsten Punkte unsrer modernen Aesthetik. Ganz gewiß darf unsrer Literatur die kostbare Errungenschaft der classischen Tage, das Gefühl für den Stilunterschied der einzelnen poetischen Gattungen nicht verloren gehen. Allein man hat sich wohl zu hüten, diesen Stilunterschied in so abstracter Weise aufzufassen, daß beispielsweise dem dramatischen Dichter damit die Verpflichtung auferlegt würde, allen Detailreiz aus dem Drama zu bannen, weil er möglicherweise für novellistisch gehalten werden könnte. Bei den fortwährenden Anschuldigungen gegen moderne Dramen, ein mehr novellistisches als dramatisches Interesse zu bieten, hat man denn doch zu unterscheiden zwischen der Dramatisirung eines rein novellistischen Vorgangs, der an sich höchst spannend und interessant sein kann, aber nicht aus den Charakteren selbst erwächst, und zwischen lebendig detaillirten Situationen, welche die volle dramatische Handlung nicht hemmen, sondern fördern, aber den Anhauch epischer Fülle und Ruhe haben. Die letztern ohne weitres als solche zu bezeichnen, welche aus der Continuität der Handlung herausfallen und das dramatische Interesse abschwächen, hat seine großen Bedenken und ist gleichwohl (und nicht nur in unserm Falle) ziemlich üblich. Unter den sämmtlichen Dramen Heyses sind es drei, welche der eine wie der andre Vorwurf hauptsächlich getroffen hat: „Elisabeth Charlotte“, Schauspiel (1859), „Maria Moroni“, Trauerspiel (1863) und „Die Göttin der Vernunft“, Trauerspiel (1869), drei Dramen übrigens, welche nacheinander genannt, die außerordentliche Verschiedenheit der Anlage und Ausführung, die für den Dichter möglich ist, entscheidend vergegenwärtigen. „Elisabeth Charlotte“ gehört zu denjenigen Werken Heyses, die auf der Bühne den stärksten Erfolg gehabt haben, es ist mindestens über eine Reihe von Theatern gegangen und hat überall interessirt, wo eine leidliche Darstellerin der Lieselotte, der pfälzischen Herzogin von Orleans, vorhanden war. Das Stück spielt unmittelbar vor dem Frieden von Ryswick und stellt den tiefen Gegensatz zwischen der deutschen Heldin und dem französischen Hofe Ludwigs XIV.

in lebendigen Scenen dar, entbehrt jedoch der schärfern Spannung und jener Steigerung, welche nicht bloß die Handlung vorwärts bringt, sondern auch die Charaktere weiter entwickelt und neue Seiten an ihnen enthüllt. In der ganzen Anlage der „Elisabeth Charlotte“ ist ein retardirendes Element, der beständige Rückblick auf die Heidelberger Jugend der Titelheldin unvermeidlich, und der kleine Conflict, der sich an diese Jugenderinnerungen und das neue Erscheinen des Grafen von Wied am französischen Hofe knüpft, wie die ganze schließliche Lösung haben ein novellistisches Gepräge. In weit stärkerm Maße noch gilt dies von dem poetisch viel bedeutendern Trauerspiel „Maria Moroni.“ Dies ist vollständig eine dramatisirte Novelle, der Anlage wie der Durchführung nach. Der ewig neue Conflict zwischen der männlichen und der weiblichen Liebesauffassung, in einer Handlung, die im Italien des 16. Jahrhunderts spielt, ist hier mit großer psychologischer Feinheit vertieft und tragisch gewandt; die ganze Lage der stolzen Römerin Maria an der Seite des erwerbsüchtigen und sein schönes Weib doch so heiß und innig liebenden Provinzialen von Aricia, ihr plötzliches Ueberwältigtsein durch die Prachterscheinung des Fürsten Orlando Savello, die halbausgesprochnen und darum mißverstandnen Empfindungen, welche zwischen Fürst Orlando und Maria, zwischen Matteo und seinem Weibe hin- und herwogen, müssen aufs tiefste interessiren. Aber sie interessiren ebenso wie die Feinheiten des Dialogs mit seinen hundert Ausblicken in das Leben der kleinen italienischen Stadt, es ist Interesse an der Situation, an der Stimmung, nicht an der Action und dem thatsächlichen Willen der Gestalten. Tiefre Spannung tritt erst ein, als am Schlusse des vierten Actes auf Piombinos Zureden die ursprüngliche, sinnlich begehrende Natur in Savello erwacht, bei Maria die Liebesempfindung in den Haß des tödtlich beleidigten Weibes umschlägt, Matteo aber, aus dem Eigennutz und dem Philisterium des Kleinstädters herausgetrieben, nur noch von seinem Racheverlangen beherrscht erscheint. Jetzt verstärkt sich der Conflict, jetzt wächst die Spannung, jetzt fühlt man den dramatischen Kern wohl heraus, der in dieser dramatisirten Novelle steckt. Vielleicht ließe er sich auch herausspielen, in voller Wirkung aufs Theater bringen, aber dazu würde ein ganz andres Verhältniß zwischen Dichtung und darstellender Kunst gehören, als in Deutschland obwaltet. Am bedenklichsten erscheint das novellistische Element im Trauerspiel „Die Göttin der Vernunft.“ Dasselbe spielt in Straßburg, am Ausgang des Jahres 1793 und ist nicht nur in seinem Problem unklar und unerfreulich, sondern vor allen Dingen im dramatischen Interesse durch das Hereinragen eines Doppelromans aus frühern Zeiten gelähmt. Die griechische Tragödie scheute sich freilich nicht die Vergangenheit hereinzuziehen, der ganze „König Oedipus“ ist im Grunde die mit der kunstvollen Spannung und Steigerung vorge-

führte Enthüllung eines Geheimnisses, eines Frevels von ehedem. Indeß kannte alle Welt den Mythus, auf dem sich die sophokleische Tragödie aufbaut, die ganze dramatische Spannung der Hörer und Zuschauer konnte sich nur auf die trotzige Willensstarrheit richten, mit welcher Oedipus die Enthüllung der eignen furchtbaren Schuld erzwingt. Im modernen Drama, in dem der Dichter die Fabel erfindet, bleibt jedes stärkre Hereinragen der Vergangenheit mißlich und nun vollends ein Hereinragen wie hier, wo Heloise Armand zwischen den Marquis von Beaupré, ihren Vater und den Grafen Philipp d'Aubigny, ihren Geliebten gestellt erscheint, wo ihr ganzes Verhältniß zu den Straßburger Guillotine-priestern nur aus ihrer Vergangenheit erklärt und erträglich gemacht werden kann und wir diese Vergangenheit nur erzählt und in einigen letzten Nachzuckungen vorgeführt bekommen! Hier mag man in der That von Verwechslungen der dramatischen und der Romanmöglichkeiten sprechen, aber keine Consequenzen für das gesammte Schaffen des Dichters daraus ziehen.

Als Heyses beste dramatische Dichtungen, die nach unsrer Empfindung bleiben und dereinst volles Zeugniß von der Eigenart seines Talents ablegen werden, müssen wir zwei Schöpfungen betrachten, die man schließlich wieder als vollkommen gegensätzliche, die beiden Richtungen seiner Entwicklung charakterisirende, in beiden Richtungen aber das Höchste erreichende Werke betrachten darf. Das Schauspiel „Hans Lange" repräsentirt die Frische und Stärke der Theilnahme unsers Dichters am realen Leben, in ihm ist alles, Voraussetzung, Aufbau, Charakteristik, Grund-zug und Detaillirung nicht nur von dramatischer Schlagkraft, sondern auch von der Lust des Dichters an der Fülle des Daseins durchdrungen, das „novellistische" Element auf die Andeutung eines Verhältnisses zwischen der Herzogin und dem Hof-marschall Massow eingeschränkt, die Zeichnung der Gestalten mit einem heitern Be-hagen durchgeführt und einzelne Höhepunkte des Dramas von jener stärksten Wir-kung, die unvergeßlich ist. Dahin gehören vor allem der Schluß des zweiten Actes, die große Scene zwischen Massow, Hans Lange und Herzog Bugslaff und dann zwischen den beiden letztern allein, der Schluß des dritten Actes mit dem vermeint-lichen drohenden Verrathe des erbitterten Henning und der plötzlichen Wendung durch diesen, der Schluß des fünften Actes mit der Versöhnung zwischen Mutter und Sohn. Alles athmet kräftiges Leben, selbst der bei Heyse seltne Humor kommt zu seinem Recht. Diese vertrunknen pommerschen Junker, die im rechten Moment doch das Rechte thun, dieser Bauer Hans Lange mit seiner sprichwörtlichen Volksweisheit und seiner Bauernpfiffigkeit, welcher sich selbst in der Stunde der Gefahr nicht rühren und die Tochter und das Erbe ablisten läßt, dieser jugend-liche Herzogssohn, der das Zeug und den besten Vorsatz hat ein ganzer Mann zu werden und doch in gewissen Zügen den prinzlichen Schlingel nie verleugnet,

Digitized by Google

sie sollten eben alle nur hundert Jahre alt sein, um höchst gelehrte Abhandlungen über den Humor in diesen Gestalten und über die symbolische Bedeutung der frisch realistischen Scenen wachzurufen.

Ein andres Gepräge zeigt, einen andern Grundton läßt die Tragödie „Hadrian" (1864) erklingen. Das Verhältniß des alternden skeptischen Imperators zu seinem Liebling Antinous hat neuerdings ein paar Romandichter angezogen; der Grundgedanke ihrer Erfindung, daß eine kranke Natur eine gesunde in den Untergang hinabzieht, hat auch Heyse vorgeschwebt und die geheime Anziehungskraft gerade dieses Stoffes für neueste Dichter beruht offenbar in dem elegischen Gefühl, daß auch unsre Welt alt geworden, daß kein Morgenschimmer mehr unsre Cultur verklärt, daß die Skepsis in unsern Seelen lebt und selbst bei den Handlungen frischer Thatkraft insgeheim mitwirkt. Dieser Hadrian, der das Weltgeheimniß im Kern fassen, der den bitterlichsten aller Zweifel:

Ob mehr wir sind, als Wellen eines Meers,
Emporgekräuselt durch den Hauch des Schicksals,
Um spurlos zu verfließen

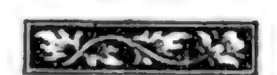
gelöst haben will, der nicht glauben will, sondern erfahren und erkennen, „daß ein All sei hinterm Nichts," der nach Gewißheit lechzt und zuletzt in Schönheit und reiner Jugend des Räthsels Lösung zu finden glaubt, der sich damit neue, schwere Kämpfe bereitet, bis ihn an der Leiche des Lieblings ein Gefühl der Gottgewißheit überkommt:

Was dir gemein war mit den Elementen,
Mit Pflanze, Stein und Thier, wär' unvergänglich,
Und was dich göttlich machte, soll vergehn?

er ist wahrlich keine antike Studie, sondern Fleisch von unserm Fleisch, Leben von unserm Leben. Es dünkt uns unverständlich, wie dieser reinen großen Dichtung gegenüber irgend jemand von der Darstellung antiker Knabenliebe hat fabeln oder die Heraufbeschwörung einer längst vergangnen Welt hat erblicken können. Die Hadriantragödie stellt den Zusammenstoß der beiden Welten, in denen der moderne Dichter lebt, leben muß, in ergreifendster und edelster Weise dar: die Welt stiller Natürlichkeit, eines schuld- und darum schmerzlosen Lebensgenusses, einfachster klarster Verhältnisse, und die Welt der Größe, der Macht, des Glanzes und Ehrgeizes, der verworrnen Verhältnisse, mit welcher Trug und Schuld, die Dunkelheiten und Kämpfe, die der Mensch in der eignen Seele trägt, gesetzt sind. Meisterhaft ist die ägyptische Idylle am Mörissee zu Anfang der Tragödie, in welche der göttermüde Hadrian hineintritt, meisterhaft die Schürzung des Knotens durch die plötzliche geheime Anziehung, die der Kaiser und der jugendfrische Antinous auf einander ausüben. Tiefstragisch und bis ins Innerste erschütternd erscheint das

Heranwachsen des Conflicts zwischen Hadrian und dem Jünglinge, mit innerlicher, die tragische Wirkung erhöhender Ironie die trügerische Geschäftigkeit des Isispriesters Sonchis dargestellt, welchem alle Leiden und Zweifel des Gebieters nur zum Sporn werden, den Gebrochnen, Hilflosen endlich doch zu umgarnen. Man begreift sehr gut, daß diese Dichtung nicht populär werden kann, aber wenn es sich um letzte Wägung des innersten Vermögens unsers Dichters und seines Werthes für die deutsche Literatur handelt, so wird dieselbe immer schwer ins Gewicht fallen.

Ob es dem Dichter gegönnt sein wird, die Vorzüge, die wir an „Hans Lange" und an „Hadrian" rühmen, jemals in einem seiner Natur gemäßen und dem Verständniß der Massen näherstehenden Stoff vereint zu erproben, müssen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls reicht das hier gesagte aus, um die Meinung derer, welche Heyse auf die Specialität der Novelle einschränken möchten, für den wirklich Antheil nehmenden völlig zu widerlegen. Denn wie man auch über den endgiltigen dramatischen oder gar den theatralischen Werth der Heysischen Dramen denken möge, es bleibt eben gewiß, daß der Dichter in ihnen ein bedeutendes Stück seines Empfindens und seiner Welterfassung gegeben hat, welche in der Form der Novelle in Prosa und in Versen nicht darzustellen gewesen wären. Und so mag er in Bezug auf sein Verhältniß zur Bühne mit Jansen, dem Helden des Romans „Im Paradiese" gedacht haben: „Ob wir eine Zeit erleben, in welcher die Künste, die bisher wie Wucherblumen auf Ruinen geblüht, nun auch die geregelten, wohnlichen und gesunden Mauern der neuen Staatengebäude mit ihrem immergrünen Laube schmücken? Wer kann es sagen! Die Menschheit lebt rasch in diesen Tagen. Einstweilen thue Jeder das Seine!"



Lauchstädt.

Ein Modebad vor hundert Jahren.

Lauchstädt? Lauchstädt? — Wo hab' ich, fragst du, den Namen doch gehört? Ist mir doch, als schwirrte mir ein altes Lied im Ohre: — ⏑ — ⏑ — aus Lauch- | städt hab' ich getroffen auch — schon recht, nicht bloß gehört, gesungen habe ich den Namen, vor dreißig oder mehr Jahren als Student an der Commerstafel in dem ausgelassenen Bummelliede, das durch seine komischen „Binnenreime" sich auszeichnete und mit den Worten begann:

Zwanzig Jahr in Constantin-
opel ich gewesen bin,
Allwo ich mit den Janitsch-
aren saß auf einer Pritsch'.

Da hieß es dann weiter:

Einen guten Freund aus Lauch-
städt hab' ich getroffen auch,
Welcher war beim Consul Dol-
metscher und befand sich wol.

So ist es, lieber Leser. Aus unsern heutigen Commersbüchern ist das Lied freilich, wie so viele, an denen frühere Generationen sich erheitert, ausgemerzt — aus traurigem Unverstand. Denn durch diese beiden Zeilen allein, so albern sie klingen, huscht ein Schatten von einem der glänzendsten Bilder des deutschen Geisteslebens, wenn man sie recht zu lesen versteht. Nicht daß die Wiege des „guten Freundes" in Lauchstädt gestanden hätte, wohl aber war das Band der Freundschaft in Lauchstädt geknüpft worden, und es war eine fidele Studentenfreundschaft, und der das wunderliche Lied zuerst gesungen, war gewiß ein lustiger Student von Halle, und so werden wir mit einem Schlage um achtzig Jahre zurückversetzt in jene kurze, schöne Spanne Zeit, wo die Blüthe des kleinen Lauchstädter Bades mit der Blüthe des weimarischen Theaters und der hallischen Universität zusammenfiel, wo allsommerlich eine auserlesne, fröhliche und geistig angeregte Gesellschaft von Weimar, Halle, Merseburg und Leipzig sich in Lauchstädt zusammenfand und wo an schönen Sommersonntagen die hallische Studentenschaft in hellen Haufen nach Lauchstädt zog, um in das bunte Treiben der frohen Badegesellschaft sich zu mischen. Tempi passati!

Von Merseburg aus gelangt man zu Fuße in zwei Morgenstunden auf ebner, staubiger Landstraße zwischen Rüben- und Getreidefeldern über Knapdorf und Wiendorf nach Lauchstädt*). In fünf Minuten hat man die erträglich gepflasterte, saubere, aber stille und menschenleere Gasse, die in ihrem letzten Theile sich marktplatzartig erweitert, durchschritten, hat mit Kopfschütteln die lockenden Schilder der Gasthäuser gezählt, deren Wirthe wohl in vergangnen bessern Zeiten hier ihre Rechnung fanden, heute aber vor langer Weile wohl manchmal selber zu einander zu Gaste gehen möchten, biegt nun links von dem Kirchlein in einen kleinen parkartigen Bezirk ein, mit einem Teiche, prachtvollen alten Linden und Kastanien, fünf oder sechs Häusern und Häuschen in nüchternem Zopfstil, und steht nach abermals fünf Minuten, wehmüthig lächelnd, wieder am Felde,

*) „1 mal tägl. Post nach dem 11 Kil. entfernten Schwefelbade Lauchstädt" — mit dieser kahlen Zeile ist das Städtchen in Baedekers „Mittel- und Norddeutschland" (19. Aufl. 1880) jetzt abgethan.

an der staubigen Straße, die weiter nach Schafstädt führt. Das also ist Lauchstädt, das schöne, vielgepriesne Lauchstädt!

Hier unter dieser Kastanienallee promenirten ehemals plaudernde Gruppen von Herren und Damen, die Herren reich gepudert, mit langem, feingefälteltem Spitzenkräusel und Spitzenmanchetten, die porzellanene Tabatière zwischen den Fingern drehend, die Damen kunstvoll geschminkt, in Reifröcken und hohen Hackenschuhen, kokett mit dem Fächer spielend; mit tiefen Verbeugungen, die Hand mit dem Hute weit nach hinten schwenkend, grüßten sie an einander vorüber. Dort am Brunnenhäuschen schlürften sie Kaffee und Limonade, im Assembléehause erlustirten sie sich am Billard oder andrer anständiger Kurzweil. Hier im Pavillon saßen die alten Herren am Spieltische und sprangen so leichtfertig mit dem Gelde um, daß wohl die Magd des andern Tages die Goldstücke im Kehricht fand; andre vertieften sich in die „Leipziger Zeitung“ oder erzählten einander lustige Abenteuer. Dort strich junges, verliebtes Volk neugierig und begehrlich um die Krambuden, in denen die Handelsleute von Merseburg ihre Herrlichkeiten zum Verkaufe ausgebreitet hatten: süßes Confect und feine Liqueure, galante Gedichte, Romane und Kupferstiche, zierliche Glas- und Porzellangefäße, seidne, mit Blumen bemalte Bänder und Schuhe. Des Nachmittags kamen vom Rathskeller her Studententrupps, im engen Kollet, mit Kanonen und riesigen Sporen, den großen Hut mit bunter Kokarde geschmückt, und foppten die feine Gesellschaft, indem sie, je drei oder vier Arm in Arm, singend und lärmend, mit der Hetzpeitsche knallend und den Rauch des gelben Knasters von Apolda in die Luft wirbelnd durch die ambraduftenden Damen sich drängten. Dort hinüber aber nach dem bescheidnen kleinen Hause wallfahrtete um die Vesperstunde die ganze bunte Gesellschaft, Alt und Jung, Cavaliere und Professoren, Bürgersleute und Studiosi, um – das Schauspiel zu sehen: dies kleine, unscheinbare Haus ist das in der Geschichte der deutschen Schaubühne so viel genannte und gefeierte Lauchstädter Theater!

Und heute? Ist es denn nicht wieder zur schönen Sommerszeit wie damals? Stehen nicht dieselben Linden und Kastanien noch um den Teich und sind sie nicht um vieles größer und prächtiger und schattiger geworden? Ist dies Fleckchen Erde nicht dieselbe erquickende Oase wie vor hundert Jahren? Ja, die Natur, die ewig keimende, ist dieselbe geblieben, aber die Menschen haben sich verwandelt, und das Werk ihrer Hände ist alt geworden. Schmetterten nicht die Vögel in den Zweigen, es würde ringsum Todtenstille herrschen. Verödet und geschlossen stehen die verwitterten Kramläden mit ihrem dürftigen, schmächtigen Laubengange. Im Pavillon liegt tiefer Schmutz, und die Spinnweben hängen um die Fenster. Von der gewölbten Decke des Theaters, einst mit weißer Leinwand ausgespannt, auf der gemalte Blumengewinde sich herumzogen, starren die rohen Balken herab,

und die ganze Erinnerung an die große Lauchstädter Goethe- und Schillerzeit sind die zu beiden Seiten der Bühne gemalten Standbilder der Dichter, wohl das Werk eines Lauchstädter Apelles, ein Jammer anzusehen. Aus dem alten Küchenhause tritt ein Mädchen mit dem Eimer; sie geht zum Brunnen und blickt sich verwundert nach dem Fremden um, der mit dem Buche in der Hand, das Opernglas am Riemen den Kiesweg entlang schlendert. Sie kann nicht begreifen, was er hier sehen will, hier, wo es nichts, gar nichts zu sehen giebt. Dort am Badehause, an den feuchtgrünen, geborstnen Steinstufen, spielen still für sich ein paar Kinder im Sande. Sonst keine Menschenseele zu sehen und zu hören.

Welche Bedeutung Lauchstädt in seiner Glanzperiode gehabt hat, wird einem recht zu Gemüthe geführt, wenn man die reiche Badeliteratur des Oertchens aus dem vorigen und noch aus diesem Jahrhundert überblickt. J. F. Krieg zählt in seinem Schriftchen „Bad Lauchstädt sonst und jetzt" (Merseburg, 1848), dem fleißigsten, geist- und geschmackvollsten Büchlein, welches wohl je über Lauchstädt erschienen ist, allein aus dem 18. Jahrhundert, aus den Jahren 1717 bis 1790 neun,*) aus spätrer Zeit, von 1802 bis 1844 drei Schriften über Lauchstädt auf, nicht gerechnet die novellistischen Erzeugnisse, deren Hintergrund das lauchstädtische Badeleben bildet — eine förmliche kleine Bibliothek also. Bequem läßt sich die Geschichte des Städtchens und seines Bades an der Hand dieser Literatur verfolgen. Es ist ein „Lebenslauf in auf- und absteigender Linie."

Lauchstädt, schon im 10. Jahrhundert genannt, gehörte seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zum Hochstift Merseburg. Geht man von der Kirche aus am

*) Diese ältern, heute zum Theil große literarische Seltenheiten, sind folgende: 1. Des Lauchstädter Sauerbrunnens Art und Würckung Kürtzlich doch gründlich entworffen Von Joh. Frid. Reineccio (o. O. u. J.), 1717 erschienen. 2. Kurtze doch zulängliche Beschreibung, Von Dem zu Lauchstädt Vor etlichen Jahren bekannt gewordenen Gesund- oder Sauer-Brunnen Von David (unter der Vorrede: Daniel) Friedeln. Naumburg, o. J. (1719). 3. Chr. A. Lichtenhahns Inauguraldissertation: De fontibus medicatis Lauchstadiensibus. Halae 1723. 4. Friedrich Hoffmanns Kurtzerdoch gründlicher Bericht Von Der herrlichen Krafft Des Lauchstädter Martialischen Gesund-Brunnens. Halle, 1724. 5. Bethesda portuosa, Das Hülffreiche Wasser zum Langen Leben Insonderheit In dem Lauchstädter Brunnen bey Merseburg von Joh. Friedrich Henckel. Freiberg und Leipzig, 1726. (in zweiter, mit Zusätzen vermehrter Auflage erschienen in Leipzig und Halle, 1746). 6. Die Natur und Würkung des Mineralischen Wassers zu Lauchstädt. Von Daniel Gottfried Frenzel. Halle, 1768. 7. Abhandlung über die Natur, den Nutzen und Gebrauch des Gesundbrunnens zu Lauchstädt, kürzlich entworfen von Christ. Gotth. Barth. Leipzig, 1768. 8. Lauchstädt, ein kleines Gemälde. Ein Pendant zum dritten Bande der neuen Reisebemerkungen in und über Deutschland. o. O. 1787. 9. Der Gesundbrunnen und das Bad zu Lauchstädt; historisch, physikalisch, chemisch und medicinisch beschrieben von Johann Ernst Andreas Koch. Leipzig, 1790. Mit Ausnahme von 3 und 8 haben sie dem Verfasser dieses Aufsatzes sämmtlich im Original vorgelegen.

Schlößchen hin, so kommt man zuletzt an den ältesten Theil desselben, das sogenannte Schiefergebäude, welches Bischof Johannes von Werder 1462 zur Aufnahme des bischöflichen Zinsgetreides erbauen ließ. Nicht 1464, wie überall gedruckt ist; die Inschrift, welche die Erbauung meldet, ist mit der Jahreszahl **(mcccclxii)** im Hofe an einem Eckstein des Hauses noch wohl erhalten. Das eigentliche Schlößchen — man mache sich keine falsche Vorstellung, es ist ein kleines Gutsgebäude — wurde 1536 von Bischof Sigismund von Lindenau vollendet, wie abermals eine mit dem lindenauischen Wappen geschmückte Inschrift am Erker über der im Hofe liegenden Hauptthür erzählt. Nach der Säcularisation des Hochstifts, 1561, wurde es von mehreren Mitgliedern der Sachsen-Merseburgschen Herzogsfamilie bewohnt. Im Laufe des dreißigjährigen Krieges gänzlich verwüstet, so daß es „mehr von Wölfen, Eulen und dergleichen Unflath denn von Menschen bewohnet“ schien, ließ es Herzog Christian II. wieder erneuern und überwies es zum Wohnsitz seinem Sohne Philipp, der 1690 als braunschweigischer Oberst bei Fleurus blieb. Aus jener Zeit stammt wohl die bemalte Zimmerthür im Erdgeschoß, welche die jetzige freundliche Besitzerin den Fremden zu besichtigen einlädt und welche auf der einen Seite in der obern Füllung einen Kriegsmann und einen Rechtsgelehrten mit der Wage zeigt, darunter die Worte: Unum nihil, duos plurimum posse, in der untern Füllung einen Löwen von allerhand kleinem Gethier geneckt, mit der Unterschrift: Temeritas, auf der andern Seite in der obern Füllung zwei feuernde Kanonen, darunter: Neutra timet, während die untre Füllung hier überstrichen ist. Durch die Drangsale des Kriegs und durch öftere Feuersbrünste verarmte und verödete die Stadt, bis mit der Entdeckung und dem Bekanntwerden der Mineralquelle eine glücklichere, ja eine glänzende Zeit für sie anbrach.

Es war ein außerordentliches Glück, daß das Loos der Lauchstädter Quelle in die Hand eines der berühmtesten Aerzte und zugleich des größten Kenners auf dem Gebiete der Pharmakodynamik der Mineralwässer gelegt wurde. Prof. Friedrich Hoffmann, der erste Lehrer der Arzneikunde an der 1693 gegründeten Universität Halle, der ärztliche Berather vieler deutscher Fürsten und der Verfasser epochemachender Schriften zur Heilquellenlehre, war es, der auf die Quelle aufmerksam gemacht wurde und ein günstiges Urtheil über sie abgab.

Als zu Ende des 17. Jahrhunderts, heißt es, der Zwingergraben so voll von Schlamm gewesen sei, daß in den Fischkästen, die einige Einwohner darin stehen hatten, sich keine Fische mehr hielten, da sei der Amtsschösser Edeling darauf verfallen, in seinem in der Nähe befindlichen Garten, wo sich eine Quelle befand, einen Fischhalter graben zu lassen. Da er aber zu seiner Verwunderung gesehen, daß die hineingesetzten Fische nach kurzer Zeit abstanden, so habe er den

Halter wieder zuschütten lassen. Die Quelle habe sich jedoch bald wieder einen Weg und Abfluß geöffnet. Nach einiger Zeit erfuhr Professor Hoffman von der Sache. „Als ich — erzählt dieser selbst 1724 in seinem „Kurtzen doch gründlichen Bericht“ — vor mehr als zwantzig Jahren den Herrn Amts-Schösser Edlinger zu Lauchstädt einsmahls besuchte, und wir nach eingenommener Mittags-Mahlzeit in seinem Garten spatzieren gingen, ward ich eines kleinen durch denselben fliessenden Bachs gewahr, welcher in den Graben überall eine gelbe Erde angeleget, und schloß daraus, daß das Wasser was eisenhafftes bey sich führen müßte. Ich ließ mir daher solches zu probiren ein Glaß bringen, schöpffte davon und sahe, daß es ein wenig trübe war, und als ich solches kostete, verspürte ich einen martialischen und etwas vitriolischen Geschmack. Endlich streute ich gepulverte Galläpfel hinein und ward gewahr, daß es eine Purpur-Farbe davon annahm. Da ich nun dieses sahe, ließ ich mich vernehmen, daß es ein gesund Wasser sey, welches in vielen sonderlich langwierigen Kranckheiten, als Fiebern, Geschwulst, Bleichsucht bey den Frauenzimmer 2c. insonderheit aber äußerlich als ein Bad, zu Stärkung der schwachen Glieder, mit nicht geringem Nutzen würde können gebrauchet werden.“ Der Besitzer des Gartens empfahl hierauf das Wasser unter der Hand einigen Einwohnern des Orts und Leuten aus der Nachbarschaft, „die mit dergleichen Art Kranckheiten behafftet waren. Da nun diese erwünschte Würckung und Besserung dadurch erhielten, so priesen sie dasselbe wiederum andern an, und recommendirten solches immer weiter und weiter, also daß sich nicht allein viel Krancke dabei einfunden, sondern auch dasselbe häufig über Land in Fässern an auswärtige Oerter abgeholet wurde.“ Da Hoffmann 1708 von Halle nach Berlin berufen wurde, so geschah zunächst nichts weiter in der Sache, obwohl sich „der Ruff von diesem Brunnen immer weiter und weiter ausbreitete, und die Frequentz bey demselben stärker anwuchs.“ Nachdem aber dem fürstlichen Leibmedicus in Merseburg, Dr. Strauß, eine Probe des Wassers vorgelegt worden war, und dieser Hoffmanns Urtheil bestätigte, ließ 1710 die verwitwete Herzogin von Sachsen-Merseburg, Erdmuthe Dorothee, die Quelle fassen, ein hölzernes Häuschen darüber bauen und zwei Linden davor pflanzen. Unter der Regierung des Herzogs Moritz Wilhelm wurde dann 1714 der Brunnen auf herzoglichen Befehl durch eine Commission von Ärzten und Bauverständigen untersucht, und auf deren Bericht einige Verbesserungen in der Fassung und dem Schutz der Quelle vorgenommen, ein vereidigter Brunnenmeister angestellt und ein Arzt aus Merseburg, Dr. J. F. Reineccius mit einem kleinen Gehalte und freier Wohnung auf dem herzoglichen Schlosse als erster Brunnenmedicus berufen, mit dem Auftrage, „die nach Lauchstädt kommende Patienten mit nöthigen Unterricht zu rechtmäßigem Gebrauch des alldar befindlichen Sauerbrunnens zu versorgen und anzuweisen.“

Die Ergebnisse seiner Beobachtungen, eine Reihe gerichtlich beglaubigter Curatteste und eine Anzahl von Regeln für Badegäste, veröffentlichte er 1717 in einem Büchlein, welches das früheste schriftliche Zeugniß über das Bad Lauchstädt, übrigens um seines praktischen, für alle Taschenliteratur auch heute noch nachahmenswerthen Formates willen merkwürdig ist: es ist 16 Centimeter hoch und — $6^1/_2$ Centimeter breit. Somit war denn die Aufnahme Lauchstädts unter die anerkannten Curorte auch literarisch bekräftigt, und es war zu erwarten, daß sein Ruf von nun an sich mit jedem Jahre schneller ausbreiten und befestigen werde. Hatte doch Reineccius die Frage „gegen was vor Affectus dieses Brunnen-Wasser dienlich und hülffreich seyn möge", kurz und bündig dahin beantwortet, „daß es in allen denen Kranckheiten, darinne die bewerthesten Sauer-Brunnen, als der Egrische, Schwalbacher, Pyramonter Brunnen ihre Güte und Krafft erwiesen, nicht geringeren Nutzen schaffen könne und werde."

Freilich waren die Einrichtungen des Bades anfangs und noch Jahrzehnte nach seiner Eröffnung sehr unzulänglich. Wie aus den ältern Beschreibungen ersichtlich ist, wurde die Quelle von Anfang an ebenso zum Trinken wie zum Baden benutzt. Getrunken wurde am Brunnen selbst, zum Baden aber mußte das Wasser in die Wohnungen der Curgäste gefahren werden. Man hatte daher, um die nöthigen Wassermengen anzusammeln, ursprünglich einige große Fässer, später eichene Tröge vor dem Brunnen angebracht, in die das Wasser geleitet wurde. Für die Badevorrichtung mußte jeder selber sorgen, der Badegäste in seiner Wohnung aufnehmen wollte. Von dieser Vorrichtung giebt noch Dr. Frenzel 1768 folgende umständliche Beschreibung.

Von dem zu einem Bade nöthigen Wasser wurde ein Drittel in einem Kessel gekocht; inzwischen wurden die andern zwei Drittheile kalt in die hölzerne Badewanne getragen, die so hoch sein mußte, „daß der obere Rand die Schultern desjenigen decket, der in der Wanne sitzen soll." Nachdem dann soviel heißes Wasser zu dem kalten gegossen war, „als nöthig ist, dasselbe so weit zu erwärmen, daß eine gesunde Hand weder von dem warmen noch kalten einige Empfindung hat," so wurde „ein großer Schwamm, Kranz oder mit Stroh ausgefülltes, leinenes Küssen" ins Wasser gelegt, worauf der Badende sich zu setzen hatte. Darauf bestieg der Kranke, entweder mit sammt dem Hemd oder auch, weil dieses „von der Eisenerde rothgelb gefärbet und zu weiterem Gebrauch untüchtig" ward, nackt die Wanne, in letzterm Falle in einen dicken wollenen Bademantel gehüllt, der außerhalb der Wanne über den Schultern hängen blieb. Nun wurde ein Deckel über die Wanne geschoben, „so daß derselbe die Brust bedecket, und also nichts als der Hals und Kopf sichtbar bleibet. Da aber demohngeachtet noch Oefnung genug seyn wird, daß der Dunst vom Wasser durchstreichen kann, wodurch das

Wasser schwächer und kühler wird, zu geschweigen, daß der Schwefeldunst durch seinen Geruch Kopfschmerzen verursachet, so ist noch nöthig, um den Hals ein starkes Tuch zu legen, und dadurch die Oefnungen noch mehr zu verschließen, worzu der Bademantel schon etwas beyträgt." Nachdem man eine halbe Stunde bis eine Stunde im Bade zugebracht, wurde der Deckel abgezogen, man ließ im Aufstehen das nasse Hemd fallen, wurde sofort „mit einem ausgewärmten Tuche bedeckt, wohl abgetrocknet und in ein wohl ausgewärmtes, trockenes Hemde gekleidet, und in ein ausgewärmtes Bette gebracht. Dieses gehet aber niemals, auch im warmen Zimmer, ohne eine widrige kalte Empfindung ab, weil der Leib, der erwärmt und feucht ist, wenn er zweymal entblösset wird und die Bewegung derer Helfenden die Luft in Bewegung setzet, allemal einen kalten Wind fühlet. Vor dieser Beschwerung sind diejenigen gesichert, welche ohne ein Hemde sich mit einem Mantel bekleidet in das Wasser setzen, diesen Mantel ausserhalb der Wanne und über den Deckel lassen, also denselben trocken erhalten." Dieser Mantel fiel beim Aufstehen von selbst wieder über den Körper, und so eingehüllt begab man sich rasch ins Bett, nachdem die Füße abgetrocknet waren. „Die Kosten, welche der Mantel macht, werden durch die Ersparung zweyer Hemden und des Tuches zum Abtrocknen ersetzet, welche drey Stücke von dem Eisen gänzlich verderbet werden."

So fehlte es denn anfangs, wie Dr. Friedel in seiner 1719 erschienenen „Beschreibung" des Lauchstädter Brunnens sagt, nicht an Leuten, „welche theils von allen Bädern und überhaupt spöttlich reden", theils „aus Neid, Hartnäckigkeit, Privat-Interesse, Hochmuth und Unverstand, sich wieder auffnahme dieses edlen Brunnens gesetzet oder nicht vor zulänglich gehalten, zumahl da wir ihn nahe und im Lande haben." Dennoch wuchs, gewiß zum Theil eben infolge der kräftigen Reclame Friedels, der übrigens nicht versäumt, bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit bald seine „Magen-Essenz" oder seine „Laxier-Pillen", bald seine „Kühl-Tinctur", sein „Biebergeil-Elixier", seine „Praeservativ-Haupt- und Fluß-Pillen" und seinen „Gelben Universal-Spiritus" anzupreisen, der Besuch des Bades derart, daß, wie Dr. Henckel mittheilt, man schon in den Jahren 1723—1725 „jährlich zu 140. biß zu 163. fremde Patienten als rechte Bade-Gäste allda gehabt und bedienet, diejenigen nicht mit gerechnet, die dabey wohnen, und manchmahl auff der geschwinden Post ein Maul voll mitnehmen, auch wohl Faß-weise verführen lassen." Die Liste von 1723 zählt außer den zum Gefolge und zur Dienerschaft gehörigen Personen 136 Namen auf, darunter zahlreiche adliche und selbst fürstliche Personen, wie die Erbprinzessin von Barby, die Prinzessin Henriette von Anhalt-Dessau u. a. Von der heutigen Kunst, die Fremdenlisten durch die Namen aller einzelnen Familienmitglieder zu verlängern, machte man damals noch keinen Gebrauch. Bei geringen Leuten vollends

kam es auf Namen und Personenzahl gar nicht an; „zwei Jüdinnen aus Halberstadt", „vier Bauerweiber aus Hadersleben" bilden in der Liste von 1723 je eine Nummer.

Im Jahre 1726 erschien eine Schrift über Lauchstädt, die jedenfalls außerordentlich zur Verbreitung seines Rufes beitrug, das mit einem halb bild- halb landkartenartigen Plane von Lauchstädt und Umgegend geschmückte Büchlein des kursächsischen Land-, Berg- und Stadtphysicus in Freiberg Dr. J. F. Henckel: Bethesda portuosa. Das Schriftchen ist eins der originellsten Erzeugnisse unter der reichen balneologischen Literatur des vorigen Jahrhunderts. Der Verfasser war für seine Zeit ein höchst aufgeklärter und ehrlicher Arzt, und da er überdies schreibt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, in schlichtem Deutsch, ohne all die garstige Verbrämung mit lateinischen und französischen Brocken und Phrasen, wie sie selbst unsre populärwissenschaftliche Literatur bis tief ins 18. Jahrhundert herein liebte, dazu mit gutem, oft derbem Humor, der sich gelegentlich selbst zu einem etwas burlesken Tone versteigt, so wird es ihm nicht an entgegenkommenden Lesern gefehlt haben, die sich die trefflichen Lehren des Verfassers zu Nutze machten. Einige Stellen daraus mögen als ergötzliche Proben aus der Badeliteratur jener Zeit überhaupt dienen.

Gleich in der Vorrede verspottet Henckel die Unsitte seiner Zeit, die Bücher mit allerhand gelehrten Citaten auszuputzen und räumlich und zeitlich entlegne Dinge, die nicht zur Sache gehören, heranzuziehen. „Was gehen uns die aquae Sextiae Velleji oder die Sinesenses Taciti an? Was haben wir mit denen Bädern zu Ofen und Olonitz zu thun? Heute zu Tage, da man das loquere, ut te videam in acht nehmen muß, geht es nicht mehr an, sich hinter die Bücher zu verstecken, oder aus dem alten Krahm was zusammen zu tragen; sondern die gescheide Welt will auff Sachen gewiesen seyn, und die müssen wir uns nicht nur einbilden, sondern auch sehen, nicht nur sehen, sondern auch zu gebrauchen Gelegenheit haben." Als Arzt, meint er, sollte er eigentlich „die Bäder heruntermachen und nur alleine seine Sieben-Sachen oder berühmter Männer rare Artzneyen auf den Platz bringen," aber er schreibe in der Ueberzeugung, daß die Wirkung der Arzneien doch ihre Grenze habe und „endlich ein gehöriges Bad die Ehre der Medicin retten" müsse. Ein gutes Bad aber brauche man nicht immer in weiter Ferne zu suchen. Zwar wolle er nicht „alle Koch- und Wasch-Wasser zu Gesundbrunnen machen;" aber die Güte und Gesundheit eines Wassers liege viel mehr in der höchsten Reinigkeit, um nicht zu sagen Flüchtigkeit, Geistlichkeit und dgl., „weil man sich mit sothanen Ausdrücken und Lob-Sprüchen einen Beweiß übern Halß ziehet, den man heute zu Tage, wo man sich nicht mehr mit Worten abspeissen lassen will, schwerlich ablegen kann," als in einem besondern mineralischen Gehalt.

Von dem Lauchstädter Quell insbesondre räumt er ehrlich ein, daß er zwar ein sogenannter Sauerbrunnen sei, aber „in seiner Stärke einem solchen nicht beykomme, sondern gleichsam als ein Kofent oder Nachbier gegen ein rechtes oder Doppel-Bier müsse angesehen werden.“ Indeß spende er jedenfalls ein der Gesundheit zuträgliches Wasser. „Zum wenigsten haben ihn die Bettler, Lahmen und Krüpel nicht erfunden noch bekandt und also auch nicht verdächtig gemacht, als welche durch ihr Geschrey die Leuthe an Bade-Oertern gleichsam zusammen trommeln, damit sie ihre Betteley und Schelmerey als auf einen Jahrmarck dabey treiben können, und durch ihre Verstellungen mit Wegwerffung derer Kricken u. d. g. von einem Wasser des Wesens zu viel machen.“ Dergleichen Unfug komme ja gewöhnlich bald an den Tag. Er habe es selbst erlebt, daß „solche Galgen-Vögel bey neuerfundenen vermeinten Wunder-Bädern hübsche Leute vermocht haben, daß man ihnen ihre Kricken solcher Orten zum Wahrzeichen heilig auffgehänget hat, ja wohl noch hängen, da doch kein Mensch und keine Seele mehr dahin kommen will, und der gantze Jahrmarck auff einmahl auffgehoben ist.“

Höchst verständig sind die Rathschläge, die Henckel über die Benutzung des Lauchstädter Wassers und über Trink- und Badecuren überhaupt giebt. Wegen seines notorisch geringen mineralischen Gehaltes war es Mode geworden, bei der Trinkcur das Lauchstädter Wasser sich in großen Massen in den Leib zu filtriren und dann in bestimmten Zwischenräumen, nach Verlauf etwa von je acht Tagen, ein Abführmittel zu nehmen. Henckel will von dem Trinken überhaupt nicht viel wissen, vor allem aber hält er es für bedenklich, „den Leib, der doch nicht ein blosser mechanischer Schlauch ist, nur immer mit purgiren und purgiren zu martern,“ und zieht den äußerlichen Gebrauch des Wassers „wegen mehrer Sicherheit und Nutzung“ vor. Aber auch dabei räth er zur Vorsicht. Aufs entschiedenste verwahrt er sich vor der Annahme, als wolle er sein Büchlein „als ein Recept ausgeben, nach welchem sich nun ein jeder Raths erholen und ohne weiter zu fragen immer in GOttes Nahmen baden solle; am allerwenigsten seine Pillen, Pulver und Tropffen nur anzurühmen und damit die Patienten nach Lauchstädt hin zu schicken;“ überhaupt wolle er die Kranken „nicht von Hauß aus, nicht aus Schubsack-Apothecken, wie insgemein geschiehet, curiret wissen,“ sondern an tüchtige Aerzte gewiesen haben. Freilich gebe es Leute genug, die nie einen Arzt nöthig zu haben vermeinten. „Diese machen sich entweder selbst was aus alten Recepten, teutschen Artzney-Büchern und geheimen Handschrifften zusammen, und ruffen es auch gegen andere als grosse Wunder-Wercke aus; oder lassen auch was nach ihrem Gutdünckel aus der Apothecken als aus einem Würtz-Krahm zu einer Suppe holen; oder, wenn sie auch einen Einfall zum Dockter und gegen ihm etwas mehrers an Vertrauen haben, so sehen sie ihn doch auch nur als

einen Becker in seinen Laden an, bey dem man nur vor seinen Groschen nach seinem Belieben fordern, und Semmel von Brod selbst wohl unterscheiden könne; oder wenn sie auch denselben selbst fragen, so geschieht es entweder nur zufälliger Weise, wenn er etwan wo in einer Wochen-Stube angetroffen wird, oder da sie sich auch einmahl überwunden, denselben zu sich erfodern zu lassen, so geschiehet es nur zum Behelff vor eine Meinung, die sie sich schon tieff in Kopff gesetzet haben." Selbstrath in Sachen der Gesundheit und des Lebens, er möge aus eignem Gehirn oder aus Schriften genommen sein, sei immer bedenklich und der Gefahr unterworfen.

Schon bei der Wahl eines Badeortes sei der Rath eines Arztes von nöthen. Man solle es ja nicht machen „wie diejenigen Heyraths-Leuthe, welche erst nach unter ihnen selbst heimlich getroffenen Versprechen und Verbindung andere um Rath fragen." Zwar meinten die Leute, mit einem Bade, als einer unschuldigen Sache, habe es nicht so viel auf sich, deswegen erst einen großmächtigen Rath einzuholen. „Es ist doch kein Gifft darinnen, heist es; es brauchen es ja alle Menschen; GOtt würde es ja nicht erschaffen haben; und hilfft es nichts, so wird es auch nichts schaden." Aber selbst die beste Arznei könne, zur Unzeit angewendet, dem Leibe zum Nachtheil gedeihen, „wo nicht gar den letzten Ehren-Dienst gleich anbringen. Butter auff dem Brode ist gewiß kein Gifft, aber schmiere nur den Grind und Kopff damit, und siehe zu, ob das liebe Kind nicht am Leibe aufflauffen wird, als wenn es Gifft bekommen hätte." Man möge sich aber auch wirklich an sachkundige und erfahrne Aerzte wenden, nicht an solche, „welche ein öffentliches Gewerbe damit treiben, entweder Städte und Märcke durchziehen, oder in ihren Häusern bey vielem Zulauff an Krancken sich einer rechten Instantz anmassen, und wieder alle gerechte Ansprüche als rechtmäßige Aertzte mit aller Gewalt angesehen wissen wollen, deren es an Schmieden, Schäfern, Schindern, Schulmeistern, alten Weibern und allerhand abgesetzten, verlauffenen Gesindel überall und in Menge giebt," auch nicht an solche, „welche zwar den Nahmen eines Artztes oder einer Aertztin nicht leiden wollen, weil sie sich nemlich desselben schähmen, aber sich doch theils auch aus Gesuch eines Profitgens und Vortheilgens, theils aus einer unzeitigen Barmhertzigkeit und Werckheiligkeit der Sache anmassen, aber gantz gewiß ihren Nächsten barmhertzig bedienen, und wo nicht thätlich üms Leben bringen, doch in eine unersetzliche Versämnüß stürtzen, und ihre große Frömmigkeit nur auf eine andere und bessere Art erweisen möchten."

Beim Baden selbst schärft Henckel ein, ja nicht leichtfertig zu verfahren. Wie oft geschehe es, daß man um Zeitersparniß willen mit langem, häufigem und heißem Baden sich übereile. Gewöhnlich setze man sich die Zeit für eine

Badecur viel zu kurz an und wolle lieber „die Hülffe die andere Woche, gleichwie jener Bauer seinen Sohn als Docter von der Academie, alsbald wieder mit nach Hause nehmen.“ Wer sich nicht entschließen könne, diejenige Zeit abzuwarten, die „die Natur oder ihr Handlanger, der Medicus vorschreiben werden,“ der müsse sichs auch gefallen lassen, wenn er nicht allein unverrichteter, sondern auch wohl verschlimmerter Sachen wieder nach Hause komme. Wer ins Bad reise, solle ferner alle seine Sorgen, so viel möglich, zu Hause lassen. Er brauche deshalb noch nicht in ein liederliches, verschwenderisches Leben zu verfallen, solle nicht etwa „nur immer die Beine unter den Lombre-Tisch hängen, oder stets in Gesellschaft seyn, oder nur immer in Gärten und Feldern herum rennen;“ aber bei der Abmattung, ohne welche das Bad nicht abgehen könne, „die Kräfte seines Geistes, die Säffte des Gehirnes und derer Augen mit starcken Nachsinnen, Schreiben, Rechnen, und zumahl in Hertzfressenden Angelegenheiten noch darzu verzehren,“ das könne den Grund zu Krankheiten legen, gegen die dann vielleicht weder Baden noch Trinken helfe. Unter den Arzneien, die man mit ins Bad zu nehmen habe, solle man „vor allen Dingen auff eine feine Silber- oder Gold-Tinctur, d. i. auff einen Beutel mit Gelde bedacht seyn. Ein reicher Lauser soll nur zu Hause bleiben, und seine alten Knochen kauen, wie es einem Unmenschen gehöret. Ein Mittel-Mann, der nur höchst nothdürfftig zu leben und gleichwohl das Bad nöthig hat, muß den Vorzug der Gesundheit und des Lebens vor allen zeitlichen Glückseligkeiten erkennen, und also mit anderweitiger Erspahrung, Sammlung, ja auch Verkauffung mehr entbehrlicher Sachen, alle Möglichkeit hervor kehren, sich in Stand zu setzen, daß er ohne Mangel und Geld-Sorge abfahren kann. Dem gar Armen helffe der liebe GOtt; die Samariter sind ziemlich abgestorben. Denn es will hier nicht allein zur Nothdurfft was mehrers auffgewendet, sondern auch was zur Ergötzlichkeit seyn. Und was hülffe es dem Menschen, wenn er das Bad mit der ganzen Apothecke einnähme, und litte doch dermassen Gebruch, daß er sich weder was gesundes und stärckendes an Speiß und Tranck vor sein Maul kommen noch die Stube warm machen liesse oder nicht könnte?“

Für die beste Zeit zu einer Badecur hält Henckel aus vielen Gründen das Frühjahr. Erstens sei der Frühling diejenige Zeit, „wo kurtz vorher solche Kranckheiten aus dem gröbsten überstanden sind, denen man mit einem dienlichen Bade, als mit einem feinen Besen zu besserer Auffräumung hinten nach kehren kann. Wer den Mertz überlebet, welcher insgemein kränckliche Leiber auffreibet, der kan sich den Guckuck noch einmahl zu hören Hoffnung machen; und wer diesen Lebens-Vogel wieder hören will, der muß im Jahre nicht zu späte kommen, sondern früh auffstehen.“ Und nachdem der treffliche Arzt dann die Schönheit des Lenzes in allen Tonarten gepriesen und fast zum Dichter dabei geworden

ist, fügt er als letzten und „gantz ausnehmenden Vorzug" des Frühlings auch noch den hinzu, „daß man da noch einen guten Trunck haben kan. Was aber an einem tüchtigen Geträncke bey Bädern, ja bey unsern Leben insgemein liege, das ist nicht auszusprechen, so gar, daß ich vielen, wo nicht lediglich, doch vornemlich durch eine reine, abgehöffte, klahre, angenehme, wärmende Gersten-Tinctur geholffen zu seyn glaube." Ja, als zwei der wichtigsten Medicamente überhaupt betrachtet der wackre Bergphysicus — man vergesse nicht, daß das alles 1726 geschrieben ist! — frische Luft und gutes Bier. „Diejenigen, sagt er, welche sich vor der Lufft an sich selbst fürchten, und sich in ihren Stuben hinter dem Ofen und die Vorhänge verkriechen, die thun sich schlechte Güte, sondern richten ihre Leiber zu Kranckheiten, die sie noch nicht an sich haben, fein selbst zu." Vom Biere aber schreibt er: „Am Geträncke, an einem guten Bier! ist doch bey Bädern nur gar zu viel gelegen! Mehr als an Gold-Essentzen, Hertz-Pulvern und solchen Sieben-Sachen! O wenn doch die Einwohner und Obrigkeiten solcher Orten darauff dächten, wie die Bade-Gäste nur allezeit hierinnen zu versehen wären! Es ist nicht auszusprechen, was vor unsere Gesundheit hieran liege, und ich werde es in einem vorseyenden Tractat vom Biere allen denenjenigen, die dabey was zu thun und zu sagen haben, zu Gemüthe führen, daß Brau-Häuser und Bier-Keller die vornehmsten Apothecken, ja solche Werckstätten seyn, wo man sich so wohl den Himmel als die Hölle verdienen könne." Wie glücklich sei also Lauchstädt unter anderm auch darin, daß es „das gantz unvergleichliche Merseburger Bier" so nahe zur Hand habe, welches „ohne allen Streit eins derer besten in gantz Teutschland" sei, „wohlschmeckend, hell und klar, von einer angenehmen Bitterkeit, kurtz von allen denenjenigen Eigenschaften, als ein solches seyn kan, wo es weder die Natur an Maltz, Hopffen, Wasser und Lufft, noch die Kunst und Fleiß an Brau-Art und Bierwartung fehlen lässet."

In demselben Jahre, wo Dr. Henckels Schrift erschien, zeigt die Badeliste Lauchstädts zwar nur 79 Nummern, unter denen aber wieder mehrere nicht einzelne Personen, sondern ganze, bisweilen sehr zahlreiche Parteien bezeichneten; so Nr. 48: „Ihro hochfürstl. Durchlaucht Herr Herzog Heinrich von Sachsen-Spremberg, nebst Frau Gemahlin hochfürstl. Durchl., und 52 Officianten." Zur Aufnahme fürstlicher Gäste war inzwischen das Schlößchen hergerichtet worden, und es wurde z. B. 1734 von dem Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig und dessen Gemahlin nebst Gefolge bewohnt, während zwei Prinzen und eine Prinzessin von Sondershausen sich nothdürftig in der Stadt einquartieren mußten. Im Mai 1737 nahm die Landesherrschaft in Lauchstädt ihre Residenz, Herzog Heinrich, die Herzogin und die Prinzessin Tochter, alle mit großem Gefolge und zahlreicher Dienerschaft. Herzog Heinrich hielt sich aber auch außer der Zeit

öfter in Lauchstädt auf, um von der Ausführung der von ihm getroffenen Anordnungen sich zu überzeugen, seit er im Februar 1735 den Brunnengarten von den Erben des Amtsrichters Edeling, in deren Händen er sich noch immer befand, für 1300 Thaler angekauft hatte. Die Klage Henckels übrigens, daß „die Samariter abgestorben" seien, traf für Lauchstädt nicht zu, denn bereits 1725 war am Brunnenhause ein „Armenstock" aufgestellt worden, in welchen die Badegäste zur Errichtung einer Armen-Badecasse zu steuern angehalten wurden, die bald reiche Früchte trug.

Als nach dem Tode Herzogs Heinrich, 1738, das Gebiet des Hochstifts Merseburg, wenn auch zunächst mit besondrer Verwaltung, an Kursachsen gefallen war, nahm der Besuch des Bades erst recht zu, und immer zahlreicher stellten sich jetzt auch solche Gäste ein, die nicht sowohl Genesung, als Zerstreuung und geselliges Vergnügen hier suchten. In den Badelisten aus den vierziger und fünfziger Jahren begegnen die Namen der berühmtesten Adelsfamilien Sachsens, höhere Staatsbeamte und Militärs in sächsischen und preußischen Diensten, Gelehrte und Kaufleute, besonders aus Leipzig, Halle und Magdeburg. Im „Schlosse" wohnten nach einander mit ihrem Gefolge die Herzöge von Sachsen-Barby und von Sachsen-Saalfeld, die verwitwete Fürstin von Ostfriesland, die Prinzessin Charlotte Sophie von Brandenburg, die Herzogin von Sachsen-Eisenach, der Prinz Johann Adolf von Gotha, der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, der Fürst Jablonowsky, die Herzogin von Kurland, der Fürst von Anhalt-Dessau, und, wenn der Raum es gestattete, auch sonstige Standespersonen mit ihren Familien. In der Badeliste von 1758 stehen unter Nr. 16 sieben preußische Oberoffiziere, unter Nr. 17 vierundachtzig preußische Unteroffiziere und Gemeine, unter Nr. 55 wiederum vierzig Mann, sämmtlich Blessirte aus dem siebenjährigen Kriege, die in Lauchstädt Genesung suchten.

Bei solchem Zufluß hatte man es längst aufgegeben, „notable Curen", wie man sie anfangs zur Reclame brauchte, gerichtlich zu protocolliren, zumal da des Herzog Moritz Durchl. Frau Gemahlin schon vor Jahren gesagt hatte: Ce sont des charletaneries des médecins, und möchte man also nichts mehr davon aufschreiben. Wohl aber mußte man mit der Zeit auf Maßregeln denken, um für die wachsende Zahl der Fremden ausreichende Wohnungen und Lebensmittel zu beschaffen. Die Einwohner des Städtchens wurden zu Bauunternehmungen ermuntert, und von den vorhandenen Wohnungen wurde wiederholt, um Uebertheuerungen der Fremden vorzubeugen, eine amtliche Taxe aufgenommen. Die Preise jener Zeit sind nicht uninteressant. 1746 wurden die Wohnungen, je nach ihrer Güte, mit 2 Thalern, 1 Thaler 12 Groschen, 1 Thaler, endlich mit 18 oder 16 Groschen wöchentlich bezahlt; die letztern waren für einzelne Per-

sonen ausreichend. Einmal zu baden kostete 4 Groschen, „nemlich 2 Gr. fürs Wasser holen, und 2 Gr. fürs heiß machen desselben, weil die Feurung allda theuer ist.“ Da der Rathskeller-Pächter, der einzige Bäcker und der einzige Fleischer im Orte sich hartnäckig und von ihrem Standpunkte aus mit gutem Recht gegen jede Concurrenz sträubten, wurde 1747 wenigstens durch kurfürstlichen Specialbefehl allen denen, die das Bürgerrecht hatten, die Gastirung und Speisung von Badegästen in und außer dem Hause während der Bademonate, „von medio Maji bis medio Septembris“ gestattet, den Bewohnern der bis zu einer halben Meile von Lauchstädt im Umkreise gelegnen Dorfschaften aufgegeben, ihr Geflügel, ihre Fische und grünen Waaren nach Lauchstädt zu Markte zu bringen, dem Fleischer eingeschärft, „das benöthigte Vieh in tüchtigen guten Stücken nach Proportion der Anzahl derer Bade- und Brunnengäste ein-, zwei- und dreimal in jeder Woche zu schlachten,“ dem Rathskeller-Pächter aber auferlegt, die Badegäste „mit tüchtigen, gesunden und der gebrauchenden Cur convenablen Speisen zu versorgen, nicht minder allezeit gutes unverfälschtes Merseburger Bier in Kufen, Vierteln oder Tonnen, ingleichen die in seinem Pachtbriefe vorgeschriebenen Sorten Wein einzulegen und daran keinen Mangel vorkommen zu lassen.“ Trotzdem erneuerten sich die Klagen über Mangel an anständigen Quartieren und guter Verpflegung fortwährend, und als 1764 der Amtmann Riedner bei der kurfürstlichen Regierung eine ausführliche Denkschrift überreichte, worin er darlegte, „was bei dem Bade annoch zu desideriren und worüber hauptsächlich zeithero Beschwerde geführt worden,“ erließ Prinz Xaver, der damalige Administrator von Kursachsen, eine Verordnung, daß die aus ehemaligen Zeitumständen herrührenden privilegia und jura prohibendi nicht bloß in Bezug auf den Bäcker und Fleischer, sondern auch auf andre Handwerker, wenn etwa einer derselben ein monopolium hergebracht haben sollte, aufgehoben und die Einbringung der betreffenden Waaren für die Dauer der Badezeit aus dem stiftischen und erbländischen Theile hiesiger Lande gestattet sein, auch der Schank inländischen und fremden Weines und Bieres und die Treibung der bürgerlichen Nahrung jedermann, der das Bürgerrecht erlangt habe, freistehen solle. Dem Rathe wurde aufgegeben, Baulustigen entbehrliche Communplätze gegen Erlaß oder Ermäßigung des üblichen Erbzinses anzuweisen, und dem Erbauer des besten Hauses zur Aufnahme von Badegästen wurde eine „Bau-Ergötzlichkeit“ von 200 Thalern zugesichert, die denn auch wiederholt ausgezahlt wurde.

Diese Verordnungen blieben nicht ohne Erfolg, und von Jahr zu Jahr übte das Bad eine größere Anziehungskraft. Im Jahre 1774 kam der Fürst von Anhalt-Cöthen mit seiner Gemahlin zur Cur, und im Jahre darauf nahm — ein entscheidendes Ereigniß in der Geschichte des Bades — zugleich mit andern

fürstlichen Herrschaften der kurfürstliche Hof von Dresden in Lauchstädt seine Residenz. Das junge kurfürstliche Paar kam mit großem Gefolge. Der Oberhofmeister Graf Mosczynski, der Oberstallmeister Graf von Lindenau, der Oberkammerherr Graf Marcolini, drei Kammerherren, ein Generaladjutant, zwei Beichtväter, ein Hofcaplan, ein Leibmedicus, ein Hofchirurg, eine Oberhofmeisterin, zwei Kammerfräulein und zahlreiche andre Dienerschaft waren in der Begleitung des Hofes, eine Infanterie- und Cavallerieabtheilung war für den Wachtdienst commandirt. Von dieser Anwesenheit des kurfürstlich sächsischen Hofes, die sich 1776, 1777 und 1780 wiederholte, datirt für Lauchstädt die Periode des großartigsten Aufschwunges und seine eigentliche Glanzzeit, die etwa ein Vierteljahrhundert, bis in den Anfang unsres Jahrhunderts herein, gewährt hat.

Es ist begreiflich, daß die vorhandnen Baulichkeiten des Bades den Ansprüchen des verwöhnten Dresdner Hofes nicht genügten. Mit fürstlicher Munificenz übernahm daher Friedrich August eine neue und zeitgemäße Ausstattung des Bades auf seine Schatulle. Der stiftische Baumeister Chryselius wurde mit dem Entwurf und der Ausführung neuer Bauten beauftragt, dem Grafen Marcolini die oberste Leitung der Angelegenheit übergeben, und so erhielt denn das Bad in den nächsten Jahren diejenige architektonische Physiognomie, die es im wesentlichen noch bis heute bewahrt hat. Zunächst wurde 1776 das Häuschen vor dem Brunnen abgetragen und statt dessen links von der Quelle, welche 1777 die noch jetzt vorhandne steinerne Fassung erhielt, der massive Pavillon gebaut, in dessen Reservoirs das zu den Hausbädern zu benutzende Wasser aus der Quelle geleitet wurde. Rechts von der Quelle wurde ein zweiter Pavillon mit einer Douchebadeinrichtung aufgeführt, der ältere hinter der Quelle liegende noch von Herzog Heinrich erbaute Pavillon aber abgebrochen und an das Ende der Promenade versetzt. Ebenso wurde das alte, von Herzog Moritz Wilhelm errichtete, baufällig geworden Assembléehaus abgetragen und an seine Stelle ein neuer Cursaal erbaut, der gleichzeitig mit dem neu errichteten Küchengebäude 1780 in Gegenwart des kurfürstlichen Hofes eingeweiht wurde. Teich, Garten, Promenade wurden in den nächsten Jahren planvoll umgestaltet und abgerundet, 1785 endlich auf die Mauer, mit der man den Bach eingefaßt hatte, eine Reihe von Kramläden mit einem davor hinlaufenden schmalen Laubengang erbaut.

Natürlich mußte diese Verschönerung des Bades auch auf die Preisverhältnisse einen gewissen Einfluß üben. Zwar bewegten sich die wöchentlichen Preise für Wohnungen, wie bei Dr. Koch zu lesen ist, noch 1790 zwischen 2 Thaler 8 Groschen und 16 Groschen, waren also scheinbar seit 1746 fast um nichts gestiegen. Dafür wurden aber die Betten jetzt besonders in Rechnung gebracht, und zwar „ein einschläfrig Herren-Bette“ mit 8 Groschen, „ein zweyschläfriges dergl.“

mit 12 Groschen, „ein einschläfriges Domestiquen-Bette“ mit 4, ein zweischläfriges mit 6 Groschen. Stallung, Wagenschuppen, Benutzung der Küche und des Kellers, alles mußte besonders bezahlt werden. An der Table d'hôte im Cursaale, bei dem neueingesetzten Wirthe der kurfürstlichen Küche, wo gewöhnlich fünf Schüsseln gegeben wurden, bezahlte man täglich 10 Groschen, bei den Speisewirthen in der Stadt je nach der Zahl der Schüsseln 8, 10 bis 16 Groschen. Aber auch die Stelle des Badearztes wurde unter diesen Umständen von Jahr zu Jahr einträglicher, und so kann es nicht Wunder nehmen, daß, als 1785 der Badearzt Dr. Frenzel gestorben war, seine Amtsnachfolge der Gegenstand einer eifrigen Concurrenz unter Aerzten sogar aus der Ferne wurde. Interessant ist es, daß damals, freilich ohne Erfolg, auch Samuel Hahnemann, der nachmalige Begründer der Homöopathie, unter den Bewerbern auftrat, mit der nachfolgenden Eingabe, die für das stolze Selbstgefühl des Mannes charakteristisch ist:

„Der Herausgeber von Falconers Versuch über die mineralischen Wässer und der beigefügten Bücher Verfasser und Herausgeber, ist so frei, sich ohne weitere Empfehlungen als Nachfolger des sel. Lic. Frenzels als Brunnenarzt in Lauchstädt vorzuschlagen, mit vorzüglichem Respecte Ew. Hochwürden, Hochwohlgeboren, Wohlgeboren, gehorsamster Diener

Gommern, den 18. Februar 1785.

Dr. Samuel Hahnemann,
Physicus des Kreises Gommern mit Elbenau.“

Hätte Hahnemann die Stelle bekommen, wer weiß, was aus der Homöopathie geworden wäre.

(Schluß folgt.)

Serpa Pintos Wanderung durch Afrika.

Semper aliquid novi ex Africa ist die Losung auf dem Gebiete der geographischen Reisen und Forschungen, besonders seitdem H. Barth in den Jahren 1850—55 seine epochemachende Reise nach Bagirmi und Timbuktu ausführte. Der „schwarze“ Continent, welcher nach den lange Zeit unbedeckt gebliebnen Stellen auf der Karte eher der „weiße“ genannt werden könnte, verschloß, obgleich zuerst von allen außereuropäischen Erdtheilen in Bezug auf den Verlauf seiner Küstenlinie erforscht, sein Inneres wie eine rings wohl verschanzte riesige Burg ebenso der uneigennützigen Untersuchung der Wissenschaft wie dem selbstsüchtigen Streben des Handels. Seit jenem Zeitpunkte aber wurde er von Vertretern beider großen Culturvölkerfamilien: Engländern, Deutschen und Amerikanern, Franzosen, Italienern und

Portugiesen von allen Seiten, wo er sich eine Blöße gab, mit solcher Ausdauer und Consequenz, mit so großer Verachtung vor Gefahren des Lebens in Angriff genommen, daß die terra incognita sich immer mehr zurückzieht und bereits so eng cernirt ist, daß die Capitulation der zur Zeit noch völlig unbekannten Aequatorial- und Südgebiete in der nächsten Zukunft mit Bestimmtheit erwartet werden darf.

Die Namen der todesmuthigen Kämpfer und die Ergebnisse ihrer Anstrengungen sind aber nicht beschränkt geblieben auf den engen Kreis der Fachleute, sondern alle Gebildeten nehmen Antheil an den Schicksalen und Leistungen jener Männer, die nicht wegen materiellen Gewinns, sondern aus reinem Streben nach Erkenntniß ins ungewisse Jenseits vorzudringen wagten. In dieser Erwägung sei es unternommen, den Lesern d. Bl. die Reisen des portugiesischen Majors Serpa Pinto vorzuführen, der vor kurzem nach dem Vorgange von V. Lovett Cameron und H. Stanley, nur in umgekehrter Richtung, das südliche Afrika zwischen dem atlantischen und dem indischen Ocean durchwandert hat.*)

Daß der Held dieses Werkes ein Portugiese ist, darf als günstiges Zeichen angesehen werden, denn die Portugiesen waren es, welche Südafrika durch die Arbeit von mehr als einem Jahrhundert entdeckt haben, und die Rückkehr dieses Volks, das einst groß, leuchtend und muthig auf diesem Gebiete sich zeigte, auf das ursprüngliche, aber lange vernachlässigte Feld ihrer Thätigkeit geschah in der That durch eine Leistung, die sich den bedeutungsvollern Afrikaforschungen würdig an die Seite stellt. Die Expedition ist um so beachtenswerther, als der Reisende nicht, wie es, von einigen Ausnahmen abgesehen, bei den Deutschen der Fall war, lediglich auf seine eignen Mittel angewiesen war, sondern sowohl der allgemeine Plan von wissenschaftlichen und administrativen Persönlichkeiten berathen und, soweit dies bei derartigen Unternehmungen möglich, festgestellt, als auch die Kosten auf Antrag des Marineministers von der Landesvertretung bewilligt wurden.

Die Reise selbst begann am 12. Nov. 1877 in Benguella, einer portugiesischen Colonialstadt auf der Westküste und nahm in Durban auf der Ostküste am 19. März 1879 ihr Ende. Nahezu 2000 englische Meilen wurden in 493 Reisetagen mit den primitivsten Verkehrsmitteln zurückgelegt.

Pintos Marsch besitzt zu denen von Cameron und Stanley zwei äußerliche Beziehungen: einmal hat jeder dieser wackern drei Männer den südafrikanischen

*) Sein Reisewerk erscheint zugleich in portugiesischer, englischer, französischer und deutscher Ausgabe unter dem Titel: Serpa Pintos Wanderung quer durch Afrika und die Entdeckung der großen Nebenflüsse des Zambesi. Mit 24 Tonbildern, über 100 Holzschnitten, 1 großen und 13 kleinen Karten. 2 Bände. Leipzig, F. Hirt und Sohn, 1881.

Continent seiner ganzen Breite nach in einer zusammenhängenden Reise durchwandert: Stanley am meisten im Norden von Bagamoyo (Zansibar) zur Congomündung und am meisten in gerader Richtung — denn beide Punkte liegen unter etwa 5 Grad südlicher Breite —, Cameron in der Mitte von Bagamoyo nach Benguella, in der Hauptsache mit südwestlicherm Curs — Benguella liegt etwa unter $12^1/_3$ Grad südlicher Breite —, Pinto am südlichsten von Benguella nach Durban und mit der stärksten Abweichung von der geraden Richtung — Benguella liegt $12^1/_3$ Grad, Durban etwa 30 Grad südlicher Breite. Ein weitrer Vergleichspunkt ergiebt sich aus dem Umstande, daß alle drei in Benguella waren: Cameron und Stanley auf der Rückreise, und zwar letztrer mit dem sich zum Aufbruch rüstenden Pinto zu gleicher Zeit, ja in einem Hause wohnend, sowie daß jedes Mal zwei von ihnen ein Stück der Reise auf demselben Wege machten, ihre verschiednen Routen dagegen mit Hilfe der Küstenlinie sich zu einem Dreieck ergänzen. Cameron und Stanley legten beide den Weg von Bagamoyo bis zum Tanganjikasee wesentlich auf derselben Straße zurück; von da aus trennen sich ihre Bahnen. Cameron und Pinto endlich sind beide von Benguella nach Bihé, wenn auch auf verschiednen Routen, gereist, und von da ging der erstere nach Nordost, der letztere nach Südost. Die Punkte aber, wo beide die Ostküste berührten, liegen 26 Breitengrade von einander entfernt, d. h. eine Strecke, die größer ist als die Entfernung zwischen Athen und Petersburg.

Wer die Hauptstationen von Pintos Reise auf einer Uebersichtskarte verfolgen will, muß sich folgende Punkte mit Zickzacklinien verbunden denken: Benguella—Bihé—Katongo—Seschcke—Schoschong—Pretoria—Utrecht—Durban. Beim Aufsuchen dieser Orte wird er bemerken, daß auf einem großen Theile dieses Gebiets die Karte entweder gar nichts oder punktirte, d. h. problematische Flußläufe aufweist, ferner daß der Reisende auch diejenigen Landschaften durchzog, die durch die jüngsten kriegerischen Ereignisse die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, die Wohnstätten der wackern, biedern Boers, vor deren leistungsfähiger Wehrkraft „der Tapfere einen Schritt zurückwich." Die Reisebeschreibung Pintos führt den Leser also entweder durch gänzlich oder wenig bekannte Strecken oder durch Regionen, denen durch die Politik ein frisches Interesse verliehen worden ist.

Von den drei von Meer zu Meer wandernden Entdeckern zog Stanley am längsten durch jungfräuliches Terrain, er legte eine Bresche in das große unerforschte Aequatorialviereck und schuf für die Kartenzeichner den Congo oder wie er ihn nannte den Livingstone river. Camerons und Pintos Wege berühren sich vielfach mit den Routen älterer Reisenden und geben daher die erwünschte Gelegenheit zu der ebenso nützlichen wie nothwendigen Controle. Das absolut

neue reizt zwar jeden am meisten, den Fachmann und den Laien, aber nur der oberflächlichste Beurtheiler wird eine Leistung lediglich nach dem Grade ihrer Neuheit messen, vielmehr muß jedem, der die Zustände ihrer Wirklichkeit nach kennen will, daran gelegen sein, sie von verschiednen Seiten betrachten zu können. Ist doch selbst der fähigste und geschulteste Reisende gewissen Täuschungen und Irrthümern ausgesetzt, die, einmal in das allgemeine Bewußtsein übergegangen, um so schwerer sich ausrotten lassen, je größer die Geltung ihres Urhebers bei den Zeitgenossen ist. Man denke nur an gewisse Einzelheiten aus den Reiseberichten Alexanders von Humboldt. Das Odium später nicht mehr wegzuleugnender Irrungen auf den Autor zu werfen, vermag nur ein kritikloser Eiferer zu thun. Jedenfalls ist eine frühzeitige Controle in allseitigem Interesse erwünscht.

Die Berührungen von Pintos Wegen mit denen früherer Reisenden sind nun im wesentlichen folgende. Die Abtheilung Benguella=Bihé liegt zum größten Theil im portugiesischen Colonialgebiet. Die Strecke von Bakuma nach Katongo am Zambesi, d. h. die Ueberschreitung der Wasserscheide der Atlantischen Abflüsse und des obern Zambesi war schon von dem Portugiesen Silva Porto 1853—54 in gerader Linie ausgeführt worden; aber über seine Reisen sind keinerlei Einzelheiten nach Europa gelangt, sondern er geht erst jetzt damit um, seine Ergebnisse und Erfahrungen zu veröffentlichen. Pinto ging diesem etwa parallel und zwar nördlich. Die Strecke von Bihé nach Norden in das Reich des Muata Jamwo hatte L. Magyar 1850 und 1851 zwei Mal zurückgelegt. Das Stück des Zambesioberlaufes von Katongo bis Sescheke hatte Livingstone 1865 besucht; Livingstone kam von Süden, Pinto von Norden. Die höchst interessanten Victoriafälle des Zambesi hat außer Livingstone auch unser Landsmann Eduard Mohr gesehen und mit lebhaften Farben geschildert. Die Abtheilung von den Victoriafällen bis zu der Salzpfanne Tschuanssa oder, wie sie Pinto nennt, Macaricari war dagegen zum allergrößten Theile unbekanntes Land, nur in Daka wurde diese Route von Baines 1862 gekreuzt, der vom Ngamisee aus den Zambesi unterhalb der eben erwähnten Fälle erreichte. Das Stück von der Salzpfanne Macaricari bis Schoschong, d. h. die Wasserscheide zwischen dem Zambesi und dem Limpopo hatte Chapman 1834 zurückgelegt, und in Schoschong selbst war Livingstone 1853 gewesen, hatte aber damals von da aus eine nordwestliche Richtung eingeschlagen. Von Schoschong aus erreichte Pinto in der Nähe des Wendekreises das Limpopothal oder, wie er südlich vom Wendekreis heißt, des Krokodilflusses und betrat damit ein Gebiet, das vor ihm besonders Carl Mauch 1866—67 untersucht hatte. Mit dem Eintritt in den Transvaalstaat und dem Besuch seiner Hauptstadt Pretoria hört die eigentliche Forschungsreise auf, und

es ist nicht weiter nöthig, die Männer aufzuzählen, welche vor Pinto diese Landschaften bereist haben.

Nach dieser kurzen Orientirung über die Reise und ihr Verhältniß zu der übrigen Afrikaforschung möge es gestattet sein, der persönlichen Schicksale Pintos und einiger Einzelheiten Erwähnung zu thun.

Major Serpa Pinto gehört seinem Stande nach in die Kategorie Payer und Weyprecht, er ist von Hause aus Offizier, und die erste Anregung zu einer wissenschaftlichen Afrikareise wurde ihm auf dienstlichem Wege gegeben. Während des Jahres 1869 hatte er am untern Zambesi gegen die Eingebornen von Massangano gefochten und damals von den Behörden den Auftrag empfangen, den obern Lauf des Zambesi zu untersuchen. Obgleich dieser Plan nicht zur Ausführung gelangte, wirkte doch die gegebne Anregung in Pinto fort, so daß er sich neben seinen dienstlichen Obliegenheiten beständig mit der Geographie dieses Gebietes beschäftigte, bis endlich durch seine eignen und der portugiesischen Behörden fortgesetzte Bemühungen die Expedition ins Leben trat. Dieser Expedition, an welcher außer Pinto noch zwei andre Portugiesen, Capello und Ivens, theilnahmen, war die Summe von 30 Conto Reis (= 135 000 Mark) mit dem Auftrag bewilligt, die hydrographischen Beziehungen zwischen dem Becken des Congo und dem des Zambesi festzustellen und die Erforschung der Länder zwischen den portugiesischen Colonien an beiden Küsten Südafrikas (Benguella und Mozambique) auszuführen. Diesem ursprünglichen Plan wurde später die Bestimmung hinzugefügt, den Fluß Cuango zu vermessen und die Länder zu studiren, in welchen der Cuanza, Cunene und Cubango entspringen.

Wie es die Natur einer Reise in völlig oder fast unbekannte Gebiete mit sich bringt, handelte es sich nicht um absolute, unwandelbare Vorschriften, sondern es war den Mitgliedern genügend freier Spielraum gelassen, nach Zeit und Umständen die Marschrouten zu bestimmen und die Forschungsaufgabe zu modificiren. Solche Aenderungen machten sich schon in Benguella dem Ausgangspunkte der Reise nöthig; die wichtigste derselben trat ein, als Capello und Ivens dem auf dem Marsche nach Bihé befindlichen Pinto ihre Absicht mittheilten, für sich allein eine Reise machen zu wollen. Ursprünglich hatten sie nämlich vorgehabt, Bihé auf verschiednen Wegen zu erreichen und von da aus die eigentliche Arbeit zu beginnen. Pinto kam dadurch in die erste jener Verlegenheiten und Gefahren, von denen er während seines staunenswerthen Marsches so häufig betroffen wurde und die das schließliche Gelingen desselben als eine Art Wunder erscheinen lassen, so gehäuft und scheinbar unüberwindlich traten ihm die Schwierigkeiten entgegen, bestehend in heftigen Fieberanfällen, in der Unzuverlässigkeit, Unredlichkeit und Flucht der Führer, im Mangel an Proviant, Tauschmitteln

und Geld, in der Feindseligkeit, Habgier und Verrätherei der Eingebornen, in den Angriffen wilder Thiere, endlich in dem Mangel an Wegen, in schwer zu befahrenden Flüssen und in allen Fährlichkeiten eines heimtückischen Klimas, das zwischen den schlimmsten Extremen, fürchterlicher Hitze und entsetzlichen Regengüssen, hin- und herschwankt.

Die erste Abtheilung der Reise reicht also von Benguella bis Bihé. Schon hier ging durch die beinahe bis zur Unmöglichkeit sich steigernde Schwierigkeit, passende Träger in genügender Anzahl zu erlangen — denn nur durch solche ist das Gepäck, bestehend aus wissenschaftlichen Instrumenten, persönlichen Bedarfsgegenständen, Gewehren nebst Munition, Proviant und Tauschartikeln, zu transportiren —, dieselbe Schwierigkeit, welche unter andern die deutsche Expedition an der Loangoküste an der Durchführung ihres Planes so sehr gehindert hatte, viel Zeit verloren, obgleich man sich des bewährten Rathes des erfahrnen Silva Porto erfreute, jenes auf afrikanischen Handelsreisen ergrauten Mannes, der den Weg zum Zambesi und von da nach Mozambique lange vor Pinto zurückgelegt hatte. Der äußerste Vorposten der portugiesischen Colonialregierung, deren Organisation, wie Pinto selbst zugiebt, sehr mangelhaft ist, ist Caconda. Zwischen Caconda und Bihé wurde Pinto von fürchterlichen Fieberanfällen heimgesucht und war außerdem zweimal dem Tode nahe, einmal durch den Angriff eines wilden Büffels, den er zwanzig Schritt vor sich durch einen glücklichen Schuß zu Boden streckte, das andre Mal durch das Kentern des Bootes an einer Stromschnelle. Der Reisende fiel in die Wellen des aufgeregten Flusses und verdankte sein Leben nur seiner im heimatlichen Duero gewonnenen Schwimmkraft. Schwer krank langte Pinto im Gebiete der Biheno an, wo er von allen Vorräthen, Instrumenten &c. der ursprünglichen einheitlichen Expedition den dritten Theil in Empfang nahm.

Nach eingetretner Besserung und nach Beschaffung von 60 Trägern galt es die Expedition neu zu organisiren, eine Arbeit, welche dem Reisenden von der Verpackung und Regulirung der wissenschaftlichen Instrumente, dem Gießen von Kugeln, der Anfertigung von Patronen u. s. w. bis herab zur kleinsten Besorgung allein zufiel. Nun wurde ein für alle Mal eine bestimmte Marschordnung festgesetzt: Voran ging ein Neger mit der portugiesischen Fahne; dann kamen die Kisten mit den Patronen, sowie das Holz und die Taue zum Aufbau des Lagers. Hierauf folgten alle übrigen Träger ohne Unterschied im Gänsemarsch, Pinto und die Pombeiros bildeten die Nachhut. Letztre sind einheimische Anführer und Aufseher der Träger, die mit dem Unternehmer abschließen und ihm für ihre Leute verantwortlich sind; sie tragen nur dann Gepäck, wenn einer ihrer Leute aus irgend einem Grunde dazu unfähig wird. Während des Marschirens notirte

Pinto die Richtung, welche er verfolgte und berechnete mittelst des Pedometers (Schrittzählers) und der Uhr die zurückgelegte Entfernung. Diese betrug in der Regel für den Tag acht bis zehn englische geographische Meilen, ging aber öfters über dieses Durchschnittsmaß hinaus. Dann wurde das Lager aufgeschlagen, wobei die ganze Mannschaft eine Stunde lang mit dem Bau der Hütten zu thun hatte. „Bei letztrer Arbeit mußten einige Bäume fällen, andre Zweige abhauen, noch andre Gras herbeitragen, während ich selbst, weil ich nichts bessres zu thun hatte, mich auf dem Boden hinstreckte und schlief oder zu schlafen versuchte, bis mir gemeldet wurde, daß meine Hütte fertig sei." Nach eingenommner Mahlzeit wurde der Rest des Tages bestimmten Beschäftigungen gewidmet, meteorologischen Beobachtungen mit Thermometer und Barometer, welchen die Bihenoträger von fern stehend mit Verwunderung zusahen, Jagdgängen auf naturhistorisches und Speisewild, Erforschung der nächsten Umgegend in den verschiedensten Beziehungen. Notizen wurden sowohl während des Marsches gemacht als auch am Schlusse der Tagesarbeit ein zweiter Bericht in ein besondres Tagebuch niedergeschrieben, so daß alle wichtigern Bemerkungen doppelt existiren. Auch die Zeit vor Antritt des Marsches, der in der Regel gegen acht Uhr erfolgte, wurde mit meteorologischen, astronomischen, topographischen, botanischen, zoologischen und ethnographischen Beobachtungen ausgefüllt.

Bei der regelmäßigen Aufeinanderfolge der Marschordnung und der Forschungsarbeiten blieb es aber nur so lange, als kein unvorhergesehenes Ereigniß eintrat. Wie oft aber kommen solche vor in einem Lande, das ohne Weg und Steg ist und von den europäischen Landschaften so vielfach abweicht! Da sind zunächst die Terrainschwierigkeiten: dichter Urwald, spitziges Dorngestrüpp, gefährliche Sümpfe, dürre Wüsten, tiefe oder kataraktenreiche Ströme, die infolge eines heftigen Regengusses den Weg versperren und zu einem Umweg nöthigen. Dann weigern sich die Träger aus Hunger oder Unlust weiterzugehen, oder sie entfliehen und nehmen wichtige Gepäckstücke mit. Ferner kosten die Verhandlungen mit den einheimischen Häuptlingen (Sokas) viel Zeit; für ihre Geschenke oder auch ohne solche erwarten und fordern sie werthvollere Gegengaben und sind nicht mit dem zufrieden, was ihnen angeboten worden, und chikaniren den Reisenden, indem sie Dinge verlangen, die er überhaupt nicht besitzt. Oder aber Mangel an Nahrung zwingt zu einer langwierigen Suche nach jagdbaren Thieren, und was dergleichen Vorkommnisse mehr sind.

Unter mannichfaltigen Wechselfällen, aber ohne schweren Unfall, vollzog sich die im wesentlichen nach Osten gerichtete Reise von Bihé durch das Gebiet der Quimbandes, Luchazes, Ambuellas, Quichotos und Mucassequeres, Völkerschaften, von denen man bisher entweder eine sehr dürftige oder gar keine Kenntniß besaß

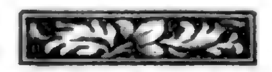
und die Pinto mit charakteristischen Farben zu schildern weiß, bis das ganze Unternehmen nach seiner Ankunft am Zambesi von einer fürchterlichen Krisis betroffen wurde.

Anfangs von dem Herrscher der dort wohnenden Barôze, dem König Lobossi, freundlich aufgenommen und mit Lebensmitteln reichlich beschenkt, durfte der kühne Reisende, dessen Proviant und Tauschartikel auf die Neige gingen, hoffen, durch Anknüpfung von freundschaftlichen Beziehungen und durch Abschluß einer Art von Handelsvertrag die Mittel zur Weiterreise zu gewinnen oder doch mindestens auf kein Hinderniß zu stoßen. Aber aufs bitterste sah er sich in seinen Erwartungen getäuscht; sein Unternehmen und sein Leben schwebte in der äußersten Gefahr. Die äußerlich kundgegebne Freundschaft des Königs Lobossi nahm nämlich ab und machte einer bösartigen Feindschaft Platz, die das Leben Pintos bedrohte. Zum Glück befand sich unter den Räthen des Königs ein ehemaliger Reisegefährte Livingstones, der offen und heimlich den Reisenden unterstützte und ihn vor dem Untergange durch rechtzeitige Warnung rettete. So wurde ein nächtlicher Angriff von mehreren Hundert Schwarzen auf das Lager, wenn auch mit Verlust von Leuten und Munition, glücklich abgeschlagen. Aber noch schlimmeres harrte seiner. Als er sich auf eine Anhöhe zurückgezogen hatte, entwich in der Nacht der größte Theil der Träger mit Vorräthen und Gewehren und setzte ihn in die denkbar gefährlichste Lage: auf wenig Getreue beschränkt, ohne Patronen und Kugeln und ohne Lebensmittel, hätte er einem erneuten Angriff seiner Feinde zweifellos unterliegen müssen. Es war ein entsetzlicher Zustand. „Als sie mich verlassen hatten, setzte ich mich am Feuer nieder; meine Sinne waren verwirrt, meine Glieder versagten den Dienst, denn der moralische Schlag wirkte auf meinen durch das anhaltende Fieber schon stark mitgenommenen Körper. Die Arme auf die Knie gestützt und das Gesicht in den Händen verborgen, starrte ich in das Feuer, ohne daß ein Gedanke oder eine Idee in meinem Geiste feste Form erhielt. Das Selbstvertrauen war mit der Kiste Patronen, meinem Schatz und einzigen Rettungsmittel, verschwunden.“

Aber die Energie, die er schon oft bewiesen, kehrte ihm zurück und mit ihr der rettende Gedanke. Der König von Portugal hatte ihm bei der Abreise ein Gewehr mit allem Zubehör geschenkt. Dies holte er jetzt hervor und goß aus dem Blei eines Fischnetzes eine Anzahl Kugeln, deren Besitz ihm die innere Sicherheit zurückgab. Unterdeß hatte sich auch Lobossi eines Bessern besonnen, und wenn er auch nach langen Verhandlungen sich zu keiner Hilfeleistung herbeiließ, so stand er doch von weitern Feindseligkeiten ab und legte dem Weitermarsch kein Hinderniß in den Weg. Aber damit waren die Schwierigkeiten noch nicht gehoben, und die Weiterreise begleitete voraussichtlich Mangel an Proviant und

Tauschmitteln, unter Umständen sicherer Tod. Das nächste Ziel indeß war gesteckt; bei den Barôze hatte er von dem Versuche eines Missionars gehört, der mit Lobossi wegen Einführung des Christenthums verhandelte. Diesen galt es zu erreichen und von ihm die Mittel zur Weiterreise zu erlangen. Diese erfolgte zunächst mit Booten auf dem wasserfallreichen Zambesi bis nach Embarirae an der Einmündung des Cuando (oder Linianti) in den Zambesi, dann zu Lande. Zuerst stieß er hier auf zwei Engländer, die ihn zwar speisen aber nicht mit Reisemitteln ausstatten konnten, und schließlich erreichte er das Lager des französischen Missionars Coillard, der sich mit Frau und Nichte in Pasamatenga aufhielt. Von allem entblößt, aufs äußerste von den unsäglichen Anstrengungen, Entbehrungen und Fieberanfällen entkräftet und im Nervensystem durch die fürchterliche Aufregung zerrüttet, verfiel er schließlich in eine schwere Krankheit, die er ohne die sorgsame Pflege der Frau Coillard wahrscheinlich nicht überstanden hätte. Er genas und konnte nun mit mehr Hoffnung in die Zukunft sehen. Mit der Familie Coillard reiste er zunächst nach Schoschong, wo er diese verließ und von einem Engländer das nöthige Geld zur Fortsetzung der Reise sowie ein Pferd erhielt. In Schoschong und später in Pretoria wurden ihm die ersten Huldigungen für seine heldenmüthige Reise zu Theil, und nun waren alle Schwierigkeiten beseitigt.

Serpa Pinto tritt uns in seiner Reisebeschreibung als eine sehr sympathische Persönlichkeit entgegen, voll Energie und Edelmuth, voll Patriotismus und Humanität, voll Kraft und feiner Empfindung, Eigenschaften, welche dem reichen und neuen Inhalt und der schlichten Darstellung des Erlebten und Gesehenen einen eigenartigen Zauber verleihen. Wir konnten in dem Vorstehenden nur eine Skizze seiner Reise geben und schließen mit der Versicherung, daß jeder, der das farbenreiche Gemälde des Verfassers selbst zur Hand nehmen wird, ebensoviel echten Genuß wie vielseitige Belehrung zu erwarten hat.



Polens Wiedergeburt.

ielleicht über keine politische Frage herrschte früher so viel Unklarheit und ergoß sich so viel sinnloser Enthusiasmus in der liberalen Welt wie über die polnische, die doch schon vor 1863 kaum noch den Namen einer Frage verdiente. Welche Thorheiten konnte man 1848 von sonst leidlich verständigen Leuten über sie äußern hören, und wie abgeschmackt urtheilte während des letzten großen Aufstandes der Polen

die deutsche demokratische Presse über die Stellung, welche Preußen zu demselben einnahm! Seitdem hat man besser sehen gelernt, wenn auch nicht überall. In weiten Kreisen ist begriffen worden, daß keine der westlichen Großmächte an einer dauernden Wiederherstellung eines Königreichs Polen ein wirkliches Interesse haben kann, selbst Frankreich nicht, am wenigsten aber Deutschland und Oesterreich. Und ebenso hat man fast allgemein eingesehen, daß die Polen so wenig Anspruch auf Anerkennung ihres vermeintlichen Rechts zu selbständiger Existenz besitzen wie die Irländer. Indeß giebt es noch immer Phantasten, die Polen noch nicht für verloren halten, und manche Nüchterne könnten unter Umständen wieder auf ihre alten Meinungen zurückkommen; denn gewisse Irrthümer recurriren wie das Wechselfieber.

Insofern ist es gut, wenn gelegentlich daran erinnert wird, wie es in Wahrheit um jenes Interesse und jenes Recht steht, und so halten wir ein eben erschienenes Buch über die genannte Frage nicht für überflüssig. Es nennt sich „Polen und die Großmächte“ (Leipzig, W. Friedrich) und sagt uns in den beiden Abhandlungen, in die es zerfällt, zwar nichts Neues, das Bekannte aber in gefälliger Sprache und mit Einflechtung hübscher Charakteristiken und Anekdoten. Der erste Abschnitt, „Nach dem Rhein!“ betitelt, zeigt, wie Napoleon den Aufstand von 1863 in der Absicht hervorrief und unterstützte, um Gelegenheit zu einem Angriff auf Preußen zu finden, aber in Bismarck seinem Meister begegnete, der zweite, „Nach Lemurien!“ überschrieben, ist eine fast durchgehends witzige Persiflage der Ansicht, Polen müsse von den Mächten aus Gründen des Rechts wiederhergestellt werden. Vieles darin ist ungemein komisch, und da wir der Meinung sind, daß die Methode des ridendo dicere verum zu Zeiten ernster Beweisführung vorzuziehen ist, so wollen wir dem Verfasser mit einer Analyse seines Scherzes folgen.

Wir befinden uns — am 30. Februar — im preußischen Abgeordnetenhause. Der Pole Lipowicki und Genossen haben, unterstützt vom Centrum, den Particularisten und der äußersten Linken, den Antrag eingebracht: Der Cultusminister Falk möge den Roman der Frau Marlitt: „Das Geheimniß der alten Mamsell“ als Lesebuch in alle Schulen des preußischen Staates einführen, wobei sie auf die moralische Tendenz des Buches hinweisen, nach welcher ein Unrecht niemals verjährt, so daß man unrecht erworbnes Gut nicht behalten darf, sondern es, wenn auch noch so spät, dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückerstatten muß. Um diesem heiligen und ewigen Principe gerecht zu werden, müsse man Polen wiederherstellen; denn die jetzt zu Preußen gehörigen ehemals polnischen Landstriche seien durch Eroberung, also durch rohe Gewalt erworben. Ueber diesen Antrag entspinnt sich ein lebhafter Kampf, der lange mit abwechselndem Glücke

hin und her wogt, bis endlich Bismarck das Wort ergreift und wie immer, so auch hier den Ausschlag giebt. Als er sich gleich zu Anfang seiner Rede für den Antrag des Abgeordneten Lipowicki erklärt, jubelt ihm lauter Beifallssturm aus den Reihen der Klerikalen und Demokraten entgegen. Freudig überrascht, hält er einen Augenblick inne; denn solche Ehre ist ihm noch niemals widerfahren. Dann fährt er — wir lassen im folgenden alles Unwesentliche und alle Abschweifungen des Verfassers weg und erlauben uns auch sonst einige Umgestaltungen — in seiner Rede fort:

„Ja, meine Herren, ein historisches Unrecht muß gut gemacht, Polen muß wiederhergestellt werden, und zwar in seiner ganzen Herrlichkeit, wie es einst gewesen, in seiner ganzen Ausdehnung und mit denselben freien Institutionen, die es vor allen andern Ländern Europas auszeichneten; denn nur dort war das Ideal der Freiheit, nur dort durfte jeder thun, was er wollte, nur dort waren alle gleich, alle Herren, ausgenommen die Bauern, die Ochsen, die Juden und ähnliche Geschöpfe. Polen muß auferstehen und seine alten Grenzen wiedererhalten; denn ein ganzer Mann kann nichts halbes wollen. Wollte man mir darauf entgegnen, daß Danzig und Thorn sowie noch andre ehemals polnische Landestheile jetzt vollkommen deutsch seien und daher nicht abgetreten werden dürften, daß Deutschland durch eine Wiederherstellung Polens in seiner Existenz gefährdet würde, so sage ich: mag Deutschland, mag die ganze Welt untergehn, das ist gleich; denn die Gerechtigkeit ist mehr werth als alles andre, und die Gerechtigkeit verbietet die gewaltsame Annexion und macht jeden Besitz illegal, der auf Eroberung beruht. Uns Deutschen aber gebührt es, die Fahne der Gerechtigkeit hochzuhalten und durch Entsagung der Welt ein leuchtendes Beispiel der Nachahmung zu geben."

Der Reichskanzler erzählt nun, wie er, dem Antrage des geehrten Abgeordneten für Lipowice zuvorkommend, schon vor einiger Zeit die deutschen Botschafter im Auslande beauftragt habe, über diese Frage mit den verschiednen Cabinetten in Unterhandlung zu treten. Zunächst ist in Wien sondirt und dann abgeschlossen worden.

„Mein Freund, der Graf Andrassy, verwechselte Anfangs die Retrocession Galiziens mit der Retrocession Schlesiens, war überrascht und fragte nach den Bedingungen dieses in den Annalen der Geschichte noch nie dagewesenen Actes der Großmuth. Als er aber erfuhr, daß von der Reconstruction Polens die Rede sei, kam er uns mit der größten Freundlichkeit entgegen und fragte nur, ob er vielleicht auch nach andrer Seite hin Gerechtigkeit üben solle, um die Vergangenheit zu corrigiren. Stets werde, so schloß er, Oesterreich bereit sein, die Wiederherstellung Polens durch Herausgabe von Galizien und Krakau anbahnen zu helfen, sobald Rußland sich damit einverstanden erklärte, auch seinerseits der historischen Gerechtigkeit ein kleines Opfer zu bringen und Kiew, Smolensk und alles übrige zurückerstatte, was einst zum polnischen Reiche gehört habe."

So ist denn auch in Petersburg bei Fürst Gortschakoff angefragt worden, und wie der Reichskanzler mittheilt, ist die Antwort gleichermaßen günstig ausgefallen. Anfangs zwar hat der russische Minister nicht recht daran gewollt,

als aber der deutsche Botschafter etwas von pommerschen Grenadieren hat fallen lassen, deren Knochen zwar für Balkanisches zu kostbar wären, für Polnisches aber mit Freuden geopfert werden würden, hat der Fürst sofort andre Saiten aufgezogen und sogar versucht, Deutschland im Artikel Großmuth noch zu überbieten. In einer wie immer vortrefflich redigirten Depesche hat er an Bismarck geschrieben:

„Das ganze Staatensystem Europas war bis jetzt auf Eroberung gegründet; davon aber darf fortan nicht die Rede sein, und wenn wir das Unrecht beseitigen wollen, das unsre Väter an Polen verübt haben, so sehe ich keinen Grund, warum wir nicht auch andern Nationen gerecht werden sollten, die einst von uns zu leiden hatten. Giebt Rußland den Polen Kiew und Smolensk zurück, so muß es folgerichtig auch Petersburg und Finnland den Schweden, und Odessa, Sebastopol, Astrachan, Tiflis, Taschkend, Geoktepe und alles übrige im Süden und Osten den Türken, Persern, Tataren und Turkmenen zurückerstatten. Ich bin von Herzen gern bereit, zu beweisen, daß die Russen, was Gerechtigkeit und Großmuth betrifft, hinter keinem andern Volke zurückstehen, und daß wir willig mit denen Hand in Hand gehen, die sich auf einer höhern Stufe der Cultur dünken als wir. Es genügt daher durchaus nicht, daß Sie den Polen das Großherzogthum Posen nebst Danzig, Thorn u. s. w. zurückgeben, Sie müssen auch Schlesien den Oesterreichern, Pommern den Schweden, Schleswig-Holstein den Dänen, Elsaß und Lothringen den Franzosen zurückstellen; denn, wie Sie so schön sagen, aller Besitz, der sich auf Eroberung gründet, ist mit Unrecht erworbnes Gut. Den Polen kann für die Unbill, die sie einst erlitten, keine größere Genugthuung werden als durch unser offenes Bekenntniß, daß ihnen der Ruhm gebührt, uns bekehrt zu haben. Indem wir Polen wiederherstellen, brechen wir mit allen alten Traditionen und betreten eine Bahn der Tugend und Gerechtigkeit, die unsre Vorfahren nie hätten verlassen sollen."

Als Fürst Bismarck diese edlen Worte verlesen, erschüttert ein Beifallssturm, wie er in diesen Räumen noch nicht vernommen worden, und an dem sich nur die Conservativen nicht betheiligen, das Haus in seinen Grundvesten. Der Abgeordnete Lipowicki stellt den Antrag, durch allgemeines Erheben von den Sitzen die Achtung und Bewunderung für die edle Nation der Russen auszudrücken, die sogar noch besser sei als ihr Ruf, und dieser Antrag wird von Windthorst und Lasker im Namen ihrer Parteien unterstützt. Indeß kommt es darüber nicht zur Abstimmung, da Fürst Bismarck nicht ohne einen Anflug von Eifersucht das Haus ermahnt, den Ausdruck seiner Bewunderung noch aufzuschieben, da sich noch andre finden dürften, die Anspruch auf gleiche, wo nicht auf höhere Begeisterung haben möchten. Diese Vermuthung bestätigt sich denn auch, als er im weitern Verlaufe seiner Rede sagt:

„Wir treten in eine neue Aera ein, in eine Aera des Insichgehens, der Reue und der Sühne, wir dürfen nicht säumen, unsre Pflicht vollständig zu erfüllen und müssen nach der goldnen Regel handeln: ce n'est que le premier pas qui coûte, und Sie, meine Herren, die den Polen das ihnen geraubte Gebiet zurückgeben wollen, Sie werden mir gewiß zustimmen, wenn ich beantrage, nicht allein Hannover, Kassel,

Nassau und Frankfurt ihren ehemaligen Herrschern oder deren Erben zu restituiren, sondern auch die rheinischen und westfälischen Lande ihren rechtmäßigen Besitzern, den Bischöfen und Erzbischöfen zu überantworten."

Diese Worte rufen auf den Bänken des Centrums einen Jubel hervor, der aller Beschreibung spottet, und Windthorst beantragt, die französische Regierung aufzufordern, dem deutschen Reichskanzler ohne Verzug den großen Montyonschen Tugendpreis zu ertheilen, widrigenfalls man ihn mit den Waffen in der Hand holen und dann abermals fünf Milliarden als Kriegsentschädigung fordern werde. Gerührt dankt der durchlauchtige Redner für die ihm erwiesne Anerkennung mit dem ihm angebornen herzgewinnenden Lächeln und versucht den Enthusiasmus seiner neuen Freunde im Centrum mit einigen Ermahnungen zur Mäßigung zu beschwichtigen, worauf er fortfährt:

„Die Zeiten sind vorüber, da man noch von Gewalt sprach. Um unsrer ganz würdig zu sein, müssen wir — ich kann es nicht oft genug wiederholen, nicht allein dem edlen Polenvolke gerecht werden, sondern allen Völkern und in allen Stücken. Sprechen Sie daher nicht von den unglückseligen Milliarden, die uns krachend bewiesen haben, daß unrecht Gut nicht gedeiht; im Gegentheil, mit der Rückgabe von Straßburg und Metz müssen wir auch die bereits empfangne Kriegscontribution zurückerstatten, natürlich mit fünf Procent Zinsen, welche durch Herrn von Bleichröder gewissenhaft berechnet werden sollen."

Der Redner berichtet nun dem Hause, wie schmeichelhaft der französische Minister sich über ihn geäußert, als Hohenlohe ihm den polnischen Plan Preußens auseinandergesetzt. „Das haben wir ja stets befürwortet," hat der Herzog Decazes zu unserm Botschafter geäußert; „denn um uns haben sich die Polen immer besonders verdient gemacht. Haben sie sich doch auf allen Barrikaden ausgezeichnet, und sind sie doch auch während der Commune unter den ersten gewesen. Aber der Ruhm der Wiederherstellung Polens sollte uns nicht werden — der Fürst Bismarck hat Glück," fügte er seufzend hinzu. „Indeß gleichviel, Sie können ihm Frankreichs Zufriedenheit mit dieser Großthat der preußischen Regierung ausdrücken." Darauf erzählt der Redner weiter:

„Nun aber können Sie sich vorstellen, meine Herren, wie Frankreich erst zufrieden war, als Hohenlohe von der Rückgabe von Elsaß-Lothringen und von der Rückzahlung der Milliarden anfing. Freudig überrascht wollte Decazes spornstreichs in die Nationalversammlung eilen, um dort zu beantragen, daß die Bildsäule Napoleons von der Vendomesäule herabgenommen und durch die meinige ersetzt werde . . . Glücklicherweise vermochte ihn Hohenlohe von solcher Ueberschwenglichkeit zurückzuhalten; wußte er doch, daß alle äußern Monumente mir gleichgiltig sind, und daß die Pariser, auch ohne mein Bild in Erz oder Stein vor Augen zu haben, meiner stets eingedenk sein werden. Etwas gedämpft wurde der Enthusiasmus des Herzogs auch dadurch, daß Hohenlohe ihm nun bemerkte, wenn wir auf die Bahn der Tugend zurückgekehrt und entschlossen seien, sie nach allen Richtungen bis zu den letzten Consequenzen zu verfolgen, wir auch zu der Erwartung berechtigt

seien, daß die Franzosen ebenso tugendhaft sein würden wie wir, und daß sie uns infolge dessen Metz, das sie uns im sechzehnten und Straßburg, das sie uns im siebzehnten Jahrhundert abgenommen, desgleichen die Kriegscontributionen, die wir ihnen von Richelieus Zeiten an bis auf den ersten Napoleon entrichten gemußt, wieder ausantworten würden. ‚Also, um das geschehene ungeschehen zu machen,‘ versetzte Decazes nachdenklich, ‚müßten wir in der Geschichte rückwärts gehen und Savoyen, Nizza und am Ende gar Algerien herausgeben. Wo sollten wir denn anhalten?‘ — ‚Gar nicht anhalten,‘ erwiderte Hohenlohe. ‚Die Sache ist so einfach wie möglich: um ein Unrecht wieder gut zu machen, soll Polen wiederhergestellt werden. So lautet der Antrag Preußens, das seinen Antheil herausgiebt. Oesterreich folgt diesem Beispiele, Rußland schlägt vor, den Act der Gerechtigkeit auch auf andre Theile der drei Kaiserreiche auszudehnen, und wir drei machen Ihnen nun den Vorschlag, ebenso gerecht zu sein wie wir. Sollte Frankreich sich dessen weigern und die Gelegenheit vorübergehen lassen, sich mit neuer Gloire zu krönen? Mit der Rückgabe von Nizza, Savoyen und Algerien ist die Sache aber noch lange nicht perfect; auch die Provence und Navarra, Burgund und Flandern, alles muß sich selbst wiedergegeben werden. Das ist folgerecht. Sie dürfen nicht feilschen und mäkeln, Sie dürfen nicht sagen: bis hierher und nicht weiter, ich will diesem gerecht werden und jenem nicht, nur das Unrecht von heute, von gestern, von diesem Jahrhundert beseitigen; nein, das Unrecht aller vergangnen Zeiten muß wieder gut gemacht werden . . . Bedenken Sie, Principien, Verehrtester, erhabne, heilige Principien — können Sie da widerstehen?‘ — Einen Augenblick saß der Herzog nachsinnend da, dann sagte er plötzlich: ‚Nein, es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht — es ist wider das Gesetz.‘ — ‚Was? Wider das Gesetz, tugendhaft zu sein? Und der Montyonsche Preis?‘ — ‚Alles richtig, aber — kennen Sie den Proceß Lesurque?‘ — ‚Was hat der hiermit zu thun?‘ — ‚Je nun, Lesurque war angeklagt, die Post beraubt und den Postillon erschlagen zu haben, er wurde verurtheilt und hingerichtet. Später entdeckte man den eigentlichen Mörder, welcher gestand und darauf gleichfalls guillotinirt wurde. Nun forderten die Hinterbliebnen des unschuldig hingerichteten von der Regierung Rehabilitirung und Restitution des während des Processes eingezognen Vermögens desselben. Aber ihr Verlangen konnte, obwohl seine Unschuld schon seit mehr als achtzig Jahren anerkannt ist, bis heute nicht erfüllt werden, da nach unsern Gesetzen nur das Gericht, welches den Irrthum begangen, ihn wieder gut machen kann.‘ — ‚Ich sehe nicht ein,‘ sagte Hohenlohe ungeduldig, ‚was das mit der Angelegenheit zu schaffen hat, welche zu ordnen ich hergekommen bin.‘ — ‚Und doch ist das klar,‘ erwiderte Decazes lächelnd. ‚Wie bei Ihnen die alte Mamsell den Anstoß gegeben hat, die Weltgeschichte rückgängig zu machen, so zeigt bei uns die Affaire Lesurque, daß dies nach unsern Gesetzen nur bis zu einem gewissen Maße möglich ist. Die Restitution von Straßburg und Metz sowie der fünf Milliarden von seiten der deutschen Regierung kann leicht bewerkstelligt werden. Geschieht sie doch durch dasselbe Tribunal, das die Spoliation ausgesprochen hat. Wir nehmen daher Ihr Anerbieten dankbar an. Ferner könnten wir uns nach diesem Präcedenzfall vielleicht dazu verstehen, Nizza und Savoyen an Piemont zurückzugeben — an Piemont, sage ich; denn das Königreich Italien würde nach dem von Ihnen aufgestellten neuen Völkerrechte aufhören, zu existiren, weil die Generation, welche die Annexion von Toscana, Neapel, Oesterreichisch-Italien und Rom decretirt hat, heute noch lebt. Aber Algeriens Eroberung datirt schon aus dem Jahre 1830, und die Männer, die sich dieser That schuldig gemacht haben, sind längst todt und begraben. Und nun erst Burgund

und die Provence! Nach welchem Gesetze, durch welchen Gerichtshof sollte diese Schuld wieder ausgeglichen werden?‘“

Wir bitten die Beweisführung, mit der Hohenlohe nach dem Berichte des Reichskanzlers den französischen Minister des Auswärtigen auch aus dieser seiner letzten Position delogirt, in dem Buche selbst nachzulesen. Hier genüge, daß er auf den Unterschied zwischen privatem und öffentlichem Rechte hinweist, daß er an das Gefühl appellirt, und daß er an das Sprichwort erinnert: wer A sagt, muß auch B sagen. „Wenn man auf ein Jahrhundert zurückgreift,“ so schließt er seinen Speech, „warum nicht auf mehrere? ... Nein, wir alle müssen vereint, wie alle Völker sich vereinigen, um die Quellen des Nil zu entdecken, zurückkehren in die Nacht der Vergangenheit, zum Urquell der Gerechtigkeit; wir alle wollen in uns gehen und Buße thun in Sack und Asche. Wer hätte den Muth, sich auszuschließen von diesem universellen Concert, dessen Grundton mea culpa heißt.“ Darauf erzählt der Reichskanzler weiter:

„Thränen glänzten in den Augen des Herzogs Decazes, und tief gerührt drückte er dem Fürsten Hohenlohe die Hand. ‚Sie haben mich überzeugt,‘ sagte er, ‚Sie haben Frankreich bekehrt. Ja, ich will in der Kammer den Antrag stellen, nicht allein Nizza, Savoyen und Algerien zurückzugeben, sondern auch die Provence, Burgund und andre alte Annexionen. Ich setze meine Ehre darein, Frankreich klein zu machen, damit es wahrhaft groß werde, und es wird der ewige Ruhm des preußischen Parlaments sein, zuerst den erhabnen Gedanken formulirt zu haben: besser arm, schwach, klein und tugendhaft, als reich, groß, mächtig auf Kosten der Nachbarn. Aber à propos, Sie werden hoffentlich nicht vergessen, daß ein großer Theil von Nord- und Ostdeutschland den Slaven gehört hat, daß Berlin, Dresden und Leipzig von ihnen gegründet worden sind. Ich erinnre Sie an Ihr eignes Wort: man muß consequent sein, und wer A sagt, muß auch B sagen. Alles ohne Ausnahme muß den rechtmäßigen Eigenthümern restituirt werden.“

Hier macht der Reichskanzler eine Pause von einer Viertelstunde, welche die Abgeordneten dazu benutzen, sich gegenseitig unter Umarmungen zu beglückwünschen und dem großen Manne, der die Zügel der Regierung in seiner starken Hand hält, ihre Bewunderung für seine erhabne Politik und ihre Dankbarkeit dafür auszudrücken, daß er die sittliche Größe des preußischen Volkes höher stellt als die Ausdehnung seines Territoriums. Dann nimmt Bismarck wieder das Wort, um über die Verhandlungen zu berichten, die Graf Münster in der Sache mit Derby und Beaconsfield geführt. Wir müssen uns auch hier auf ein paar Andeutungen beschränken. Derby hat sich mit der Wiederaufrichtung Polens vergnügt einverstanden erklärt. Als Münster aber dann die Hoffnung ausgesprochen, Großbritannien werde sich den weitergehenden Wünschen und Absichten des Tugendbundes der drei Kaiser des Continents, denen Frankreich so edelmüthig beigetreten, ebenfalls anschließen und Irland den Iren, Gibraltar den Spaniern, Indien den Hindus zurückerstatten, ist er unruhig geworden und hat ein Gesicht gemacht,

als ob er fürchte, mit dem deutschen Botschafter sei etwas nicht in Ordnung. Das hat sich in London herumgesprochen, und der Graf hat am nächsten Tage eine große Anzahl von Besuchen bekommen, die sich nach seiner Gesundheit erkundigt haben. Später spricht er mit Beaconsfield, und dieser zeigt sich Anfangs sehr zähe und sogar ironisch. Er meint, was aus Irland werden sollte, wenn England nicht seine schützende Hand darüber hielte? Er behauptet, Gibraltar nicht aufgeben zu können, ohne die theuersten Interessen der Menschheit zu verletzen; denn wer solle in solchem Falle für die hilfsbedürftigen Schmuggler sorgen, und wer würde die Pronunciamientos fördern, die dem englischen Handel so gute Dienste leisteten. Er versichert, daß die Engländer die einzigen wahren Träger und Förderer der Civilisation unter fremden Völkern seien, weist zum Beleg auf Indien hin, wo die Felder brach liegen würden, wenn Britannia dort nicht die Opiumcultur pflegte, und erklärt schließlich: „Wollen Sie auch nach diesem Hinweis, daß wir Indien aufgeben, so bringen Sie die armen Chinesen um ihre einzige Freude."

Münster aber läßt sich nicht verblüffen. Das Feilschen und Schachern des edlen Lords und sein stetes Bestreben, sich durch allerlei Vorspiegelungen von humanitären Zielen der englischen Politik von der Verpflichtung zur Restitution ihrer Annectirungen loszumachen, furcht ihm zwar die hohe Stirn mit den Falten des Unmuths. Aber er verfolgt sein Ziel mit unerbittlicher Logik und unter gelegentlicher Berufung auf den Stolz Albions, das sich doch von Rußland nicht übertreffen lassen werde, weiter, und siehe da, auch Beaconsfield läßt sich schließlich gewinnen, ja die Beredsamkeit des deutschen Botschafters bringt ihn zu dem Geständniß: „Wenn wir aber einmal das Princip der Eroberung und Annexion als unmoralisch erkennen, so müssen wir auch England räumen und nach der Heimat von Hengist und Horsa zurückkehren, und dasselbe gilt von den Normannen, die ja nicht weniger als wir gewaltsame Eindringlinge waren. Ich finde mich gar nicht mehr zurecht und bitte Sie daher, uns einen Wohnsitz anzuweisen."

Münster entspricht diesem Wunsche, indem er weissagt: die englischen Bestandtheile des britischen Volks räumen die sonnigen Gefilde Indiens und der andern Colonien und kehren nach kurzer Rast in den Nebeln Englands nach dem Lande der Angelsachsen zurück, die normännischen ziehen heim nach Skandinavien, die jüdischen nach der Gegend um Jeruschalajim, da Milch und Honig fließet. „Aber auch wir schütteln," so fährt der Botschafter dann, von der Größe des Moments ergriffen und über seine Instruction hinausgehoben, fort, „den Staub von unsern Füßen und kehren zurück nach unsrer wahren Heimat, von wo wir einst ausgezogen sind auf den Pfad der Gewalt und Eroberung; denn

es genügt nicht, daß Decazes Algerien und die Provence, Burgund und Savoyen aufgiebt, die Franken müssen auch über den Rhein zurück. Es hilft nichts, daß wir Posen und Metz räumen, wir müssen auch das ganze dazwischen liegende Gebiet als einst erobert freilassen und vereint mit den Franken und den übrigen Ariern nach den Gefilden am Hindukusch, in das altheilige Lemurien zurückwandern, wo unsre Urväter als Baumaffen lebten und glücklich waren."

Der Reichskanzler schließt hierauf sein Referat über die Bemühungen und Erfolge seiner Botschafter, indem er ungefähr sagt:

„Sie haben gesehen, meine Herren, welchen Scharfsinn und welche unendliche Mühe es dem Grafen Münster gekostet hat, die Zähigkeit zu überwinden, mit welcher das Cabinet von St. James seine eignen Eroberungen festhält, während es andern die mit den größten Opfern erkauften Errungenschaften streitig macht und ihnen die Herausgabe derselben zumuthet. Aber endlich ist es doch meinem Botschafter gelungen, dem Zadik klar zu machen, daß ein wenig Billigkeit gegen andre gerade kein Laster ist. Es ist wahr, der Graf ist in seinem Eifer etwas zu weit gegangen; denn es lag ursprünglich nicht in meiner Absicht, Varzin und Berlin zu verlassen und nach dem etwas fernen Lemurien fortzuziehen. Indeß, Sie kennen ja (hier umspielte seine Lippen ein anmuthiges Lächeln) meine Gutmüthigkeit und wissen, daß ich jedem ein gewisses Maß von Freiheit gestatte. Es bleibt daher bei den Vereinbarungen, welche der Graf mit dem Zadik Beaconsfield getroffen, und sobald nur auf einem Congresse das Nöthige geordnet ist, fängt die allgemeine Liquidation an. Die Wiederherstellung Polens ist ein fait accompli und der Antrag des Abgeordneten für Lipowice somit als erledigt anzusehen. In die Königswahl werde ich mich nicht mischen, und sollte der genannte Abgeordnete dazu berufen werden, die Geschicke seiner großen Nation mit derselben Umsicht zu leiten, die er bisher bei der Leitung seiner Fraction bewiesen hat, so soll es mich freuen. Auch der Abgeordnete Windthorst und die, welche mit ihm den Antrag wegen der alten Mamsell unterstützten, haben Ursache, sich Glück zu wünschen; denn der Wunsch, der sie bewegte, ist, wenn auch auf einem Umwege, ebenfalls erfüllt, die, welche sie dabei los werden wollten, werden gezwungen, ebenfalls ihren Koffer zu packen, und zwar werden sie ihn mit der Etikette ‚Jerusalem' versehen müssen.

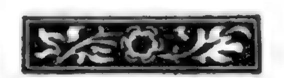
Ihre Wege werden von nun an auseinandergehen. Ich muß Sie aber noch auf einen Umstand aufmerksam machen, der aus den Ihnen mitgetheilten internationalen Verabredungen entspringt und der ganzen Sachlage eine etwas andre Wendung giebt. Um das historische Unrecht gegen Polen wieder gut zu machen, mußte man logischerweise den Zeiger der Weltgeschichte auf zwölf Uhr eine Minute zurückstellen, und so kamen wir consequent zum Aufgeben alles dessen, was bisher Völker und Staaten irrthümlich als ihr Recht anerkannt hatten, und worauf sich Besitz und Eigenthum gründen. Nach dieser bessern Einsicht gelangten wir nothwendig zu dem Schlusse: la propriété c'est le vol — ein Axiom, welches zu bestreiten fürderhin gewiß niemand mehr einfallen wird.

Nach dem Ursitz der Menschheit zurück also, nach Lemurien! lautet die Parole. Schon ist dem Professor Häckel die Weisung zugegangen, sich bereit zu halten, uns dahin voraus zu wandern. Er wird der Menschheit in ihrer durch Moral und Logik gebotnen Rückwärtsconcentrirung als Wegweiser dienen. In Lemurien werden Sie, meine Herren Abgeordneten von der äußersten Linken, auch die Verwirklichung

Ihrer gerechten Wünsche finden. Kein Eigenthum, keinerlei Fesseln, also auch keine Ehe mehr, und keine Verpflichtung der Eltern, für ihre Kinder zu sorgen.

Das sind die segensreichen Folgen, welche aus der Einführung der alten Mamsell in die Schule entspringen, und mir bleibt nichts mehr übrig, als Sie aufzufordern, durch dreimaliges Aufstehen von Ihren Sitzen der hochherzigen Frau Marlitt unsre Huldigung und unsern ehrfurchtsvollen Dank auszusprechen dafür, daß sie der Menschheit den Anstoß gegeben hat, die Bahn der Tugend und Gerechtigkeit wieder zu betreten, die sie verlassen, seit sie durch den Sündenfall das Paradies eingebüßt hat. Bei unsrer Ankunft in Lemurien soll es unsre erste Pflicht sein, ihr ein würdiges Denkmal zu setzen, damit die Nachwelt nie vergesse, daß sie mit ihrer alten Mamsell die Wiederherstellung Polens und damit logisch und consequent die Rückkehr der Völker zum Ausgangspunkte der Geschichte veranlaßt hat. Ein dreimaliges Hoch auf die alte Mamsell!"

Alle erhoben sich feierlich und begeisterungsvoll von ihren Bänken, und dreimal erschallte der Jubelruf durch den Saal: „Hoch die alte Mamsell!" Nur die unverbesserlichen Zündnadler schwiegen, und die fünf oder sechs Mitglieder des Hauses, denen angedeutet worden, daß sie ihre Koffer nach Jerusalem zu adressiren haben würden, machten betretne Gesichter, als ob ihnen diese Consequenz ihres Sieges nicht in die Rechnung paßte.



Literatur.

Ueber Goethes Stellung zur Tonkunst. Von Dr. Ernst Niemeyer. Programm des Königl. Gymnasiums in Chemnitz. 1881.

Das Verhältniß Goethes zur Musik ist schon vor längerer Zeit in dem bekannten Büchlein von Bock, neuerdings auch von einem Franzosen, Jullien, in einer Schrift Goethe et la musique behandelt worden, in keiner von beiden erschöpfend. Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung hat das vorhandne reiche Quellenmaterial nochmals durchforscht und erörtert in der zunächst veröffentlichten ersten Hälfte seiner Arbeit die Frage: In wie enge Beziehungen ist Goethe zur Tonkunst getreten? Ein zweiter Theil soll die weitere Frage beantworten: Wie tief ist Goethe in das Verständniß der Musik eingedrungen? In dem vorliegenden Theile geht der Verfasser in der Hauptsache chronologisch zu Werke; er verfolgt die äußern Beziehungen Goethes zur Musik von seiner Kindheit an bis zu seinem Tode. Drei Namen sind es, die hier besondres Interesse erregen und denen daher auch ein breiterer Raum gewidmet ist: Kayser, Reichardt und Zelter, denen sich in den letzten Lebensjahren Goethes als vierter noch der junge Felix Mendelssohn anschließt. Zwischen diesen Hauptpartien aber liegt eine Fülle interessanten nebensächlichen Details.

Augenscheinlich hat der Verfasser ein reiches Material vor sich gehabt und sorgfältig durchgearbeitet. Leider hat er es aber verabsäumt, über seine Quellen irgendwelche Rechenschaft zu geben. Der Kundige wird zwar in den meisten Fällen

wissen, woher er seine Angaben geschöpft hat, aber da er seine Quellen nicht anführt, erkennt man doch nicht überall, was er benutzt hat und was nicht, und ob er, wenn er eine Kleinigkeit übergeht, dies absichtlich oder unabsichtlich thut. Aus dem Anfang des Jahres 1774 z. B. (das Datum setzen wir ein, es fehlt bei Niemeyer) erwähnt er, es werde „berichtet", Goethe habe die junge Maximiliane Brentano beim Clavierspiel auf dem Violoncello begleitet. Warum sagt der Verfasser nicht klar und bestimmt: Merck schreibt an seine Frau ꝛc.?, denn Merck ist es, der das „berichtet". Goethe selber schreibt aber auch am 1. August 1775 an Maximilianes Mutter: „Gestern Abend haben wir gefiedelt und gedudelt bei der guten Max." Die Thatsache wird also mehr als bloß „berichtet". Vermißt haben wir das interessante Factum, daß Goethe 1772 in Wetzlar Lottens Clavier gestimmt hat oder wenigstens eines Tages stimmen wollte, sich also doch die Fähigkeit zu dieser bekanntlich nicht leichten Operation zutraute. Werther schreibt am 15. August: „Heut war ich hinausgegangen, Lottens Clavier zu stimmen, ich konnte aber nicht dazu kommen, denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährgen." Wer da weiß, wie der „Werther" zu lesen ist, kann nicht im geringsten zweifeln, daß es sich hier um einen Zug aus der Wirklichkeit handelt. Auch sonst ist das Musiciren Lottens und Goethes Interesse dafür nirgends berücksichtigt. Unter den gleichzeitigen Compositionen Goethischer Dichtungen fehlen die Melodien zu den Liedern aus „Erwin und Elmire", die dem ersten Druck des Schauspiels in der „Iris" (März 1775) beigegeben waren und die von einem gewissen J. P. Schönfeld herrührten. Die Arie „Ein Schauspiel für Götter" ist allerliebst und fast ganz Mozartisch. Vermißt haben wir endlich auch die Erwähnung der Compositionen, die Zelter 1804 zum „Götz" lieferte. Doch, wie gesagt: möglich, daß der Verfasser dies alles wohl gekannt, aber absichtlich übergangen hat.

Ein zweites aber, was wir entschieden bedauern, ist das, daß der Verfasser seine sorgfältige und auch für weitere Kreise lesbare und lesenswerthe Arbeit in einem Schulprogramm vergraben hat, wo sie niemand sucht. In Schulprogrammen lasse man die Herren Philologen ihre grammatischen quaestiunculae und observatiunculae ablagern, so lange es ihnen Spaß macht; eine Arbeit wie die vorliegende gehört in eine verbreitete, vielgelesene Wochen- oder Monatsschrift.

Die Psalter-Illustrationen im frühen Mittelalter mit besondrer Rücksicht auf den Utrechtpsalter. Ein Beitrag zur Geschichte der Miniaturmalerei von Anton Springer. Leipzig, S. Hirzel, 1880.

So oft Anton Springer eine kunstgeschichtliche Specialstudie vorlegt, kann man sicher sein, daß er damit die Kunstwissenschaft wie mit einem kräftigen Ruck um ein erkleckliches Stück vorwärtsbringt. Die Leser d. Bl. erinnern sich der gehaltvollen kleinen Arbeit „Ueber die Quellen der Kunstdarstellungen im Mittelalter", in welcher Springer die unklaren Vorstellungen, die man von der Bibel als Quelle mittelalterlicher Kunstdarstellungen hatte, beseitigt und in den Predigten, Hymnen und Sequenzen die wahren, directen Quellen, aus denen die Künstlerphantasie des Mittelalters schöpfte, nachgewiesen hat. Einem Aufsatze der Grenzboten über die „Goldne Pforte" am Dome zu Freiberg (1879, IV, S. 218—233) war die Entdeckung Springers zu Grunde gelegt. Nicht minder wichtig und ergebnißreich ist die vorliegende Schrift. Der Verfasser hat eine längere Reihe illustrirter Psalterhandschriften aus der Zeit vom 7. bis zum 12. Jahrhundert, welche ihrem Ursprunge nach der byzantinischen, angelsächsischen, fränkisch-karolingischen, italienischen und deutschen Schule angehören, genau geprüft und verglichen und ist dabei zu dem

überraschenden Resultate gelangt, daß dieselben nicht bloß hinsichtlich der technischen Ausführung, sondern auch in Bezug auf die Auffassung und bildliche Wiedergabe der Psalmentexte große Verschiedenheiten zeigen und sich wie von selbst in bestimmte Gruppen ordnen. Auf Grund der römisch-christlichen Tradition entwickelte sich nämlich zunächst eine byzantinische und eine angelsächsisch-fränkische Psalterfamilie, die sich dann jede wieder in weitere, bestimmt von einander zu scheidende Familien verzweigen. Was aus dieser Beobachtung folgt, liegt auf der Hand und ist wichtig genug. Nicht nur, daß „die gangbare Ansicht von der Einförmigkeit der frühmittelalterlichen Kunst, von ihrem todten Beharren bei den gegebnen Typen und mechanischen Wiederholen derselben für das Gebiet der Psalterillustrationen Lügen gestraft wird," sondern, was noch viel wichtiger ist: „von einem byzantinischen Einfluß auf die abendländische Malerei im karolingischen Zeitalter darf, wenigstens was die Psalterillustrationen betrifft, nicht mehr gesprochen werden." Springer bezeichnet es nun als die weitre Aufgabe der historischen Forschung, auch in den Bibeln und Evangelarien das Maß des byzantinischen Einflusses zu untersuchen, und ist überzeugt, ohne der Untersuchung irgendwie vorgreifen zu wollen, daß sie zu denselben Resultaten führen werde und daß wir uns mehr und mehr mit dem Gedanken werden befreunden müssen, daß aus der Wurzel der römisch-christlichen Kunst die mittelalterliche und besonders die nordische Kunst sich stetig, selbständig und unbeeinflußt von Byzanz entwickelt hat. Hoffentlich bricht sich diese Erkenntniß recht bald auch in unsre populären kunstgeschichtlichen Compendien hinein Bahn, die sich ja im ganzen in erfreulicher Weise beeilen, die Fortschritte der Fachwissenschaft sich zu Nutze zu machen. In einem Anhange giebt Springer zum ersten Male eine vollständige Erklärung sämmtlicher Illustrationen des berühmten Utrechtpsalters, von denen zehn der charakteristischsten in vortrefflichen Lichtdrucken der Schrift beigegeben sind.

Sammlung französischer Neudrucke, herausgegeben von Karl Vollmöller. 1. Heft. De Villiers' Le Festin de Pierre ou le Fils criminel. Neue Ausgabe von W. Knörich. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1881.

Gleichzeitig mit dem zweiten Hefte der von uns schon früher mit lebhafter Freude begrüßten Sammlung „Deutsche Literaturdenkmale des achtzehnten Jahrhunderts", welches die kecke Farce Heinrich Leopold Wagners „Voltaire am Abend seiner Apotheose" bringt, begleitet von einer trefflich orientirenden Einleitung B. Seufferts, hat die rührige Verlagshandlung das erste Heft einer Serie französischer Sprach- und Literaturdenkmäler ausgegeben, welche in vielen Beziehungen ein Seitenstück zu der genannten deutschen Sammlung bilden wird. Sie soll seltne, schwer erreichbare Dichtungen, metrische wie prosaische, Grammatiken der französischen Sprache (vor allem die zahlreichen, überaus wichtigen des 16. Jahrhunderts), alte Verslehren, literar- und culturgeschichtliche Abhandlungen, auch genaue Abdrücke erster Ausgaben der Hauptwerke der französischen Classiker enthalten. Aus ähnlichen Erwägungen hervorgegangen wie die deutsche Sammlung und im wesentlichen nach denselben Grundsätzen redigirt, wird sicherlich auch dieses Unternehmen nicht bloß bei der Fachwissenschaft, sondern auch bei den zahlreichen Freunden der französischen Literatur und den Liebhabern literarischer Seltenheiten beifällig aufgenommen werden. An die 1659 geschriebene Comödie von De Villiers soll sich im zweiten Hefte zunächst der 1667 erschienene Traité de la Comedie et des Spectacles anschließen.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Politische Briefe.

9. Der Ausgang des Reichstages.

Eine merkwürdige Session, arm an unmittelbaren Ergebnissen, reich an weitgreifenden Folgen. Das Unfallversicherungsgesetz ist gescheitert, insofern es von der Mehrheit des Reichstages in einer Gestalt beschlossen wurde, die ihm allen Werth raubte und folglich die Regierungen nöthigt, die werthlosen, wenn nicht schädlichen Beschlüsse der zweiten Berathung, welche die dritte lediglich bestätigte, nicht zum Gesetz werden zu lassen.

Die nächste Folge dieser Behandlung der wichtigsten Vorlage der Session durch den Reichstag — wir sagen jetzt nicht: durch die Mehrheit des Reichstages, denn die Mehrheit der Schlußabstimmung begriff die Freunde der ursprünglichen Vorlage zum größten Theil in sich, und mit geringen Ausnahmen bestand auch die Minderheit der Schlußabstimmung aus Gegnern der ursprünglichen Vorlage — besteht darin, daß der Reichskanzler mit den Regierungen als der einzige dasteht, der einen Anfang machen will mit der Abhilfe der aus so vielen schädlichen Quellen zusammenfließenden Arbeiternoth, daß die politischen Parteien des Reichstages fast sämmtlich in dem Lichte dastehen, nichts zur Heilung der Arbeiternoth thun, sondern höchstens mit dem Schein der Hilfe sich von der dringendsten Pflicht der modernen Gesellschaft und ihres Staates loskaufen zu wollen. Ob diese Beleuchtung den Parteien zuträglich sein wird, dürfte fraglich sein, so sehr sich auch die liberale Opposition darin gefällt, von einer Niederlage des Kanzlers und von einem großen liberalen Siege zu sprechen.

Digitized by Google

Die Verantwortung aber für den kläglichen Ausgang, den die Parteien dem Anfange des größten Werkes bereitet haben, welches der modernen Humanität und Staatskunst als schwerste Aufgabe, aber auch als größte Ehre auferlegt ist, trifft in höherm Grade als alle andern Parteien das Centrum.

Dieser edeln Aufgabe gegenüber war keine der fünfundzwanzig Regierungen, welche das deutsche Reich bilden, so particularistisch gewesen, an der Reichsversicherungsanstalt Anstoß zu nehmen. Das Centrum schleppte den Stein des Anstoßes künstlich herbei, und etwas voreilig wurde ihm das Zugeständniß, die einheitliche Reichsversicherungsanstalt durch Landesanstalten zu ersetzen, vonseiten der Deutschconservativen wie der Freiconservativen gemacht. Den zweiten Stein des Anstoßes fand die Selbstsucht der Großindustrie in dem Staatszuschuß, welcher eine dauernde und wirksame Staatsaufsicht über die Industrie, eindringender als die bisher geübte, zur unabwendbaren Folge haben mußte. Dem großindustriellen Widerstand gesellte sich der Widerstand des liberalen Doctrinarismus bei. Wer aber hätte denken sollen, daß der dritte im Bunde gegen den Staatszuschuß das Centrum sein würde? Wie soll man sich den Kampf des Centrums gegen den Staatszuschuß auch nur erklären? Die Redensarten, welche die klerikale Presse zur Begründung dieser Ablehnung dem „Manchesterthum" abgeborgt hat, tragen den Stempel der Unwahrheit aus diesem Munde bis zur Lächerlichkeit. Wen wollen die klerikalen Organe glauben machen, daß sie nach jahrelanger Verspottung der individualistischen Wirthschaftsordnung eine Maßregel zurückweisen, weil sie dieser Wirthschaftsordnung zu nahe tritt? O, wir können uns die Antwort selbst geben, die uns die klerikalen Blätter freilich nicht geben werden. Nicht weil er der individualistischen Wirthschaftsordnung zu nahe trat, hat man den Staatszuschuß bekämpft, sondern weil er dem Staate zu Gute gekommen wäre. Das Centrum gönnt dem Staate um keinen Preis — wir eignen uns hier den zutreffenden Ausdruck eines Berliner Briefes der „Politischen Correspondenz" an — die moralische Eroberung der arbeitenden Klassen. Aber die Verwerfung des Staatszuschusses war dem Centrum nicht genug. Im letzten Augenblick entschloß der Reichskanzler sich, das Gesetz anzunehmen auch ohne den Staatszuschuß, wenn wenigstens die Versicherungslast allein auf die Betriebsherren gelegt, die Arbeiter aber auch ohne den Staatszuschuß von jener Last befreit blieben. Auch diesen Vermittlungsantrag stimmte das Centrum nieder. Das Centrum will nicht, daß den Arbeitern eine wirkliche Wohlthat vom Staate komme, sei es direct, sei es indirect; die Arbeiter sollen die Besserung ihrer Lage, soweit eine solche eintreten kann, nur Rom und seiner Kirche verdanken, und nur so weit soll eine solche Besserung eintreten, als sie von Rom, seinen Stiftungen, Orden u. s. w. bewirkt werden kann. Daher das immer wiederholte Lied der

klerikalen Organe, die sociale Frage könne nur gelöst werden mittels der Freiheit der Kirche, das heißt Roms.

Das Verhältniß des Centrums zum Staatssocialismus — unter Staatssocialismus das wirksame Eintreten des Staates für die Arbeiter auf dem Boden der bestehenden Rechtsordnung verstanden — ist durch das Verhalten des Centrums zum Unfallversicherungsgesetz offenbar geworden, und die Erleuchtung dieses Verhältnisses ist ein klärendes Ereigniß ersten Ranges. Die Verhandlung des Unfallversicherungsgesetzes hat aber noch andre Klarheit gebracht. Wo sind nun jene so oft wiederholten Behauptungen der klerikalen Blätter, nur mit dem Centrum könne der Reichskanzler seine Wirthschaftsreform durchführen, nicht mit dem dieser Reform grundsätzlich feindlichen Liberalismus? Ja, Zunftzwang, Bannrechte und ähnliche Wohlthaten würde das Centrum dem modernen Staate gern bescheeren, wenn sich eine Regierung zur Annahme bereit fände. Denn mit diesen Wohlthaten würde die Unzufriedenheit nicht gehoben, sondern gesteigert, das Proletariat nicht beseitigt, sondern elender, der Staat hilf- und rathlos gemacht werden. Aber die moderne Gesellschaft aus ihrer eignen Basis heraus, welche ihrerseits das Erzeugniß aller Entwicklungsfactoren der neuern Geschichte ist, zu organisiren, dazu wird das Centrum nicht die Hand bieten, weil es damit den modernen Staat die größte innere Stärke gewinnen lassen würde, die er überhaupt erreichen kann.

Ist aber das Centrum überhaupt noch eine innerlich geschlossne Partei? Auch auf die innern Zustände dieser anscheinend so vollkommen disciplinirten Partei hat die Verhandlung des Unfallgesetzes merkwürdige Lichter geworfen. Es ist kein Zweifel mehr: Wenn heute eine Ausgleichung zwischen dem Reiche und dem Papste zu Stande käme, wenn die päpstliche und bischöfliche Machtvollkommenheit wiederum große Einräumungen erhielte und die Grenze eines langen Friedenszustandes vom Papste selbst feierlich bestätigt würde, so würden die Aristokraten Schlesiens, Westfalens, Baierns, die Praschma, Schorlemer, Frankenstein, Heeremann u. s. w. Mitglieder einer dynastisch-conservativen Partei werden, sie würden das Reich mit dem preußischen Kaiserthum aufrichtig annehmen und stützen, sie würden den Staat auch auf der Bahn einer wohlthätigen Socialpolitik und Reform nicht verlassen. Anders die zahlreichen demokratischen Elemente des Centrums. Diese würden sich als demokratisch-particularistische Partei aufthun und vielleicht die Führung der süddeutschen Volkspartei und gewisser Elemente des norddeutschen Fortschritts übernehmen; sie würden nicht aufhören, zur Heranziehung großer Volksmassen sich des Einflusses der Kaplanokratie, theils im Gegensatz zur bischöflichen Autorität, theils unter stiller Handreichung seitens derselben, zu bedienen. In Rom würden sie auf die Stütze der Jesuiten

immer rechnen können, selbst im Gegensatz zu einem Papste, der etwa eine große Politik der Curie auf ein lange dauerndes Einvernehmen mit dem deutschen Kaiserthum gebaut hätte.

Wie dieser schon lange nicht mehr verborgne, aber jetzt plötzlich grell erleuchtete Gegensatz innerhalb des Centrums auf die Politik des Reichskanzlers gegenüber der Curie einwirken wird, darüber wagen wir keine Vermuthung. Jene Diagnose kann ebensowohl den Frieden mit Rom beschleunigen, als ein unbesiegliches Hinderniß desselben bilden; sie kann ebensowohl dazu führen, die Sprengung des Centrums zur abzuwartenden Voraussetzung des Friedens zu machen, als zu der in Aussicht genommnen Folge. Mit Rom kann ein Friede möglich werden, mit dem Centrum niemals, weil die zahlreichern Bestandtheile desselben aus den jesuitisch geschulten Truppen der reichsfeindlichen Demokratie bestehen. Auch diese Erkenntniß hat die Verhandlung des Unfallgesetzes zwar nicht zum erstenmal an den Tag gefördert, aber in ein solches Licht gestellt, daß sie nicht wieder verdunkelt werden kann.

Werfen wir noch einen Blick auf das Verhalten der liberalen Gruppen zum Unfallversicherungsgesetz. Die Fortschrittspartei hatte schon für die zweite Berathung einen eignen Gesetzentwurf dem der Regierungsvorlage gegenübergestellt. Der fortschrittliche Entwurf wollte sich als Erweiterung des jetzt bestehenden Haftpflichtgesetzes geben, in der That entnahm auch er seine Grundgedanken aus der Regierungsvorlage. Aufgenommen war in den fortschrittlichen Entwurf vor allem der von der Regierung aufgestellte Grundsatz der Entschädigungspflicht für alle Unfälle, die nicht von dem Verunglückten absichtlich herbeigeführt worden sind; aufgenommen war ferner die Zwangspflicht der Unternehmer, ihre Arbeiter zu versichern, und zwar stellte die Fortschrittspartei den später in den Vermittlungsantrag der dritten Lesung zur Annahme gelangten Grundsatz auf, daß die Versicherungslast von den Unternehmern allein zu tragen sei. Damit fiel sowohl der Staatszuschuß als der Beitrag der Arbeiter weg. Auch wollte die Fortschrittspartei schon die Arbeiter bis zur Lohnhöhe von 2000 Mark in die alleinige Versicherung durch die Unternehmer aufnehmen. Diesen arbeiterfreundlichen Bestimmungen standen aber andre gegenüber, welche die Wohlthat des Gesetzes für die Arbeiter illusorisch gemacht haben würden. Der Entwurf enthielt zwar die Vorschrift, daß dem Arbeiter für die Leistung der Entschädigung eine Sicherheit bestellt werden müsse, aber diese brauchte in nichts zu bestehen, als in der Versicherung bei einer Privatgesellschaft oder auch in einer sogenannten Selbstversicherung. Folgerichtig waren alle Streitigkeiten über den Schaden der Verunglückten und über das Maß der Entschädigung auf den Rechtsweg verwiesen. Zum Ueberfluß gab es noch einen Paragraphen, nach welchem der zur Entschädigung verpflichtete die Aufhebung

oder Minderung der Rente — die Form und Höhe der Entschädigung im allgemeinen war aus der Regierungsvorlage entnommen — fordern könne, wenn die Verhältnisse, welche die Zuerkennung oder Höhe der Rente bedingt hatten, sich verändert haben sollten.

Man sieht, dieser Entwurf, dessen Wohlgemeintheit wir nicht leugnen wollen, würde zur wesentlichen Wirkung die Verschlimmerung des Streites zwischen Arbeiter und Unternehmer, die Verbitterung des Klassengegensatzes gehabt haben, dessen Heilung die Humanität gleich sehr wie die Selbsterhaltungspflicht der Gesellschaft gebietet.

Eigenthümlich ist das Verhalten der secessionistischen Gruppe gewesen. Als der Regierungsentwurf im Bundesrathe eingebracht worden war, sprach sich die „National-Zeitung" sehr günstig über denselben aus, nur mit dem Vorbehalt einer prima vista geäußerten Ansicht. Aber das Blatt hob hervor, daß die Heranziehung der Armenverbände — an deren Stelle erst später im Bundesrathe das Reich gesetzt worden ist, in der Reichstagscommission die Einzelstaaten — zur Prämienleistung wohl gerechtfertigt sei durch die Erwägung, daß diese Verbände sich damit gegen einen Theil der ihnen zufallenden Armenlast versichern. Die „National-Zeitung" ist später zur Gegnerin des Regierungsentwurfs geworden; dies mag wohl daher kommen, daß der Gegenstand anfänglich von einem der besonnensten, zugleich geist- und kenntnißreichsten Publicisten behandelt wurde, den die deutsche Journalistik besitzt, der aber aus der Redaction der „National-Zeitung" geschieden ist. In der „Tribüne", wo wir der Feder, welche den Gegenstand anfänglich in der „National-Zeitung" behandelte, jetzt zu begegnen glauben, war noch kürzlich wiederholt, daß der Grundsatz der öffentlichen Armenpflege deutsches Staatsrecht sei, daß aber unleugbar die öffentliche Armenpflege zugleich die demüthigendste und die kostspieligste Form der öffentlichen Unterstützung sei. Von einem so unbefangnen und die Natur der Sache richtig erfassenden Standpunkte aus hätte die secessionistische Gruppe, sollte man meinen, zu einer freundlichen Stellung gelangen können. Die parlamentarische Gruppe beharrte indeß trotz der obigen publicistischen Ausführungen bei der Verwerfung des Staatszuschusses und wünschte außerdem die Concurrenz der Privatgesellschaften neben der Reichsversicherungsgesellschaft. Hätte die nationalliberale Partei sich entschließen können, die Zulassung der Privatversicherungsgesellschaften fallen zu lassen, dagegen die Reichsversicherungsgesellschaft festzuhalten und, wenn nicht den Reichszuschuß, doch die alleinige Versicherungspflicht der Unternehmer zu vertreten, so wären vielleicht auch die Secessionisten mitgegangen. Dieser Plan hätte natürlich die Majorität nur durch Vereinbarung mit den beiden conservativen Fractionen erlangen können. Diese Vereinbarung

ist aber, wie es scheint, gar nicht versucht worden infolge der von beiden conservativen Fractionen eingegangnen voreiligen Transaction mit dem Centrum, welche zu nichts geführt hat.

Was die nationalliberale Partei betrifft, so ist sehr zu bedauern, daß die Fraction anfangs auf den subalternen Gedanken der Privatconcurrenz, wohl infolge der privaten Thätigkeit der Privatversicherungsgesellschaften, verfiel. Als diese Zulassung bei der zweiten Lesung gefallen war, hat sich die Partei gegen den Vermittlungsantrag — wir können es uns wenigstens nicht anders erklären — aus zwei Gründen gesträubt: erstens weil mit ihr nicht verhandelt worden war und zweitens weil der Vermittlungsantrag die Landesanstalten enthielt.

Man sollte meinen, es könnte nichts im Wege stehen, daß die nationalliberale Partei sich für das Unfallversicherungsgesetz in der ursprünglichen Form der Regierungsvorlage, aber mit der Befreiung der Arbeiter bis zur Lohnhöhe von 1500 Mark erkläre. Denn es ist nicht wahr, daß der Staatssocialismus, wie er in dieser Vorlage erscheint, den Boden der bestehenden Rechtsordnung verlasse. In dieser Beziehung braucht den oben angeführten Ausführungen einer secessionistischen Feder nichts hinzugefügt zu werden. Die Furcht aber, daß man von einem unbedenklichen Staatssocialismus nothwendig zu einem bedenklichen gelangen müsse, scheint uns einer Partei nicht würdig, die ihre Pflichten kennt und die Stärke jeder guten Sache. Wie bedeutungsvoll ein derartiger Beschluß der nationalliberalen Partei bei rechtzeitiger Kundgebung für das Verhältniß der Partei zum Reichskanzler werden müßte, bedarf keiner Bemerkung. Es scheint auch, daß auf die Möglichkeit, den Weg der Verständigung mit dem Reichskanzler wiederzufinden, auch innerhalb der nationalliberalen Partei noch nicht die letzte Hoffnung aufgegeben worden.

Die bulgarische Krisis.

Bulgarien, das verzogne Kind Europas, macht jetzt eine Krisis von höchster Wichtigkeit durch, von Bedeutung nicht bloß für das Land selbst, sondern auch für weitre Kreise. Als vor ungefähr drei Jahren die Großmächte ihm das Recht verliehen, sich selbst zu regieren, fragten sich die mit den dortigen Verhältnissen vertrauten mit bedenklicher Miene: Wir haben die Bulgaren von dem türkischen Joche befreit, ihnen die volle, uneingeschränkte Unabhängigkeit verliehen und dem neugebornen Staate

Digitized by Google

als Pathenbrief eine Verfassung in die Wiege gelegt, über die jedem Liberalen vor Freude die Augen übergehen. Was werden die Leute mit diesen Gaben machen und leisten? Auf diese Frage ist bis diesen Tag eine äußerst unbefriedigende Antwort erfolgt. Von dem Augenblicke an, wo die Bulgaren in den Stand gesetzt waren, ihre Angelegenheiten selbst zu verwalten, haben sie sich übel aufgeführt, Dummheiten gröbster Art begangen, Unbilliges erstrebt und ausgeführt und sich infolge dessen schlecht befunden. Nur in einem einzigen Stücke der Summe von Rechten, mit denen man sie beschenkt, verfuhren sie vernünftig: die Wahl ihres ersten Fürsten aus der Zahl der Bewerber um diese Würde traf das Richtige. Sie gaben sich zum Beherrscher einen Prinzen, der mit einer guten natürlichen Begabung einen fleckenlosen Charakter verband, der mächtige Familienverbindungen hatte, und der in die Schule und Zucht des preußischen Heeres gegangen war. Europa billigte die Wahl und kam dem jungen Staate mit herzlichem Wohlwollen entgegen. Prinz Alexander von Battenberg, der ein Neffe des verstorbnen und ein Vetter des jetzt regierenden Zaren und mit mehrern königlichen und fürstlichen Häusern nahe verwandt war, und der sich der hohen Stellung, die ihm gegeben worden, überdies dadurch würdig gemacht hatte, daß er für die Emancipation der Bulgaren freiwillig auf dem Schlachtfelde gekämpft hatte, ließ die Schöpfer des Berliner Vertrags hoffen, daß sie weise gehandelt, als sie der Verstümmelung der Türkei und dem Hauptpunkte des revolutionären Programms des Panslavismus ihre Zustimmung ertheilt.

In andern Beziehungen aber begannen die Bulgaren ihr neues politisches Leben auf nichts weniger als kluge Art. Sie nahmen eine im Vergleich mit ihrem Bildungszustande und allen andern Verhältnissen geradezu lächerliche Constitution an. Sie mißhandelten und beraubten ihre zahlreichen muhamedanischen Mitbürger in himmelschreiender Weise. Ihre ersten Wahlen für die Landesvertretung waren schon durch alle Mängel und Mißbräuche bezeichnet, welche sich parasitisch in Ländern entwickelt haben, wo bereits länger verfassungsmäßige Einrichtungen und eine Parteiregierung bestehen. Der schlichte, rechtschaffne, anspruchslose Bulgar, dessen Tugenden von den liberalen Rednern in England von allen Platformen gepriesen worden waren, entpuppte sich als bestechlicher Wähler oder als mit Bestechung für sein Interesse wirkender Candidat.

Nachdem die Bulgaren sich mit einem verständigen Fürsten und einer unverständigen Verfassung versehen, handelten sie, wie wenn sie mit der größten Geschwindigkeit darzuthun verpflichtet wären, daß sie zur Selbstregierung ganz und gar nicht das Zeug hätten. Zwei auf einander folgende Sessionen ihrer Sobranje oder Nationalversammlung waren nichts als Zeitvergeudung mit langathmigen Erörterungen und sinnlosen Zänkereien. Maßregel auf Maßregel, mehr oder minder geschickt zusammengeflickt von Ministern, nicht viel klüger und fähiger als die Gesetzgeber, welche diese Leistungen gutzuheißen oder zu verwerfen berechtigt waren, wurde von dem einen und dem andern Cabinet aufs Tapet gebracht und von der

Landesvertretung in einer Weise verarbeitet, welche das Parlament von Sofia zum Gespötte der Welt machen mußte. Die beiden politischen Parteien der Liberalen und der Conservativen spalteten sich rasch in Fractionen, und diese zerfielen ebenso bald in Fractiönchen, Gefolgschaften von wortreichen localen Berühmtheiten, die ihr persönliches Interesse als einzigen Prüfstein für die Güte der Gesetzentwürfe betrachteten und gerade Verstand genug besaßen, Dummköpfen, noch einfältiger als sie selbst, weiß zu machen, sie dächten dabei an das Wohl ihrer Mandatgeber. Um diese kleinen Demagogen zu beschwichtigen und zu gewinnen, vertheidigte von Zeit zu Zeit ein besonders käuflicher oder den Mantel nach dem Winde hängender Minister irgend einen abgeschmackten Antrag, dessen Verhandlung zu langweiligem Geschwätz, ja bisweilen zu Scandalscenen im Hause führte. Bei mehr als einer Gelegenheit wurde die Eintönigkeit der Debatte durch Rauferei unterbrochen, wobei es zerbrochne Stühle, zerrissne Röcke und zerschlagne Köpfe gab und Mitglieder der hohen Versammlung gezwungen waren, den Fäusten ihrer politischen Gegner durch akrobatische Leistungen zu entschlüpfen, die sich erheblich mehr für die Clowns eines Circus als für Landboten schickten, welche Gesetze zu geben berufen waren. Eine „Bauernpartei" trat zu den übrigen Fractionen und legte sich darauf, gegen die Kosten einer militärischen und administrativen Organisation zu protestiren und die Besteuerung eines freien Volkes als unerträglichen Greuel und Frevel zu verschreien. Minister mit Köpfen voll Nebel, ebenso ungeeignet für ihren Posten als erpicht darauf, ihn festzuhalten, verwalteten die Finanzen des von Natur behäbigen Fürstenthums mit so musterhaftem Ungeschick, daß sie nach dem ersten Lebensjahre desselben ein Deficit von etwa vierthalb Millionen Mark fertig brachten; denn es waren viele Steuern nicht eingehoben und große Summen öffentlichen Geldes mit der Förderung panbulgarischer Zetteleien in Ostrumelien und Macedonien verschleudert worden. Ein absurdes Naturalisationsgesetz ging durch und mußte dann unter dem Drucke des Einspruchs Europas widerrufen werden. Bulgarien hat endlich nicht nur seine Verpflichtungen gegen Europa einzuhalten versäumt, sondern allen seinen Nachbarn durch geradezu beleidigendes Auftreten Anlaß zu ernsten Klagen gegeben. Statt sich bescheiden und artig aufzuführen, wie sichs für politische Kinder ganz eben so wie für andre junge Leute schickt, statt sich seinen mächtigen Gönnern durch höfliche Berücksichtigung der Wünsche und Interessen derselben zu empfehlen, hat es unaufhörlich ein anmaßendes und händelsüchtiges Wesen und eine eingefleischte Abneigung, seinen Pflichten und Verbindlichkeiten gerecht zu werden, an den Tag gelegt, Eigenschaften, in hohem Grade geeignet, es in der Achtung und Gunst aller ehrenhaften Menschen herabzubringen. Es hat Oesterreich durch seine Haltung in der Donau- und der Eisenbahnfrage, Frankreich durch seine Hartnäckigkeit bei der Verwicklung mit dem Consulat in Varna, Griechenland und die Türkei durch ähnliches Verhalten in der Affaire mit Aphendopulos, Rumänien durch feindseliges Auftreten in Betreff des Forts Arab Tabia und durch wiederholte Aggressionen an der Grenze der Dobrudscha, Serbien durch endlose Verzögerungen

und Ausflüchte hinsichtlich der Absteckung der Grenzlinien gereizt und mehr oder weniger alle Großmächte mit Einschluß Rußlands durch falsche Darstellung des Sachverhalts und grobe Unart gegen ihre diplomatischen Vertreter in Mißstimmung versetzt. Ein Rückblick auf einige Partien in der Geschichte Bulgariens in den letzten drei Jahren wird dies weiter erkennen lassen.

Am 13. Juli 1878 traf der Fürst Alexander in Sofia ein, wo er mit großer Begeisterung empfangen wurde. Zu dieser Zeit bestand die provisorische russische Verwaltung des Landes noch, und es war natürlich nothwendig, daß dieselbe einer nationalen Administration Platz machte; doch begegnete die Bildung einer solchen erheblichen Schwierigkeiten. Der Fürst wünschte sich mit einem Ministerium zu umgeben, zusammengesetzt aus Bulgaren, deren Kenntnisse und deren Vorleben ihm Bürgschaft gäben, daß sie ihren Obliegenheiten gebührend nachkommen würden. Die Aufgabe war keine leichte, da sich schon in der constituirenden Versammlung in Tirnowa leider starke Meinungsverschiedenheiten und persönliche Sympathien und Antipathien in ziemlich häßlicher Weise geltend gemacht hatten. Zwei Parteien hatten sich gebildet, die man — warum, ist nicht recht einzusehen — Conservative und Liberale nannte, die man aber besser als Gemäßigte und Ultraradicale bezeichnet hätte. Der hervorragendste und angesehenste unter den letztern war Zankoff, der indeß den Sitz im Cabinet, welcher ihm angeboten wurde, ablehnte und später nur den Posten eines diplomatischen Agenten in Constantinopel annahm.

Endlich kam ein Ministerium zusammen, welches den Absichten des Fürsten zu entsprechen verhieß. Wenigstens hatten sich die Mitglieder desselben bisher durch allerlei patriotische Leistungen empfohlen, und ebenso standen sie an Bildung über dem Gros der Bevölkerung. Theodor Burmoff, der Minister des Innern, hatte im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre mit Eifer für die Entwicklung des Landes gearbeitet. Namentlich hatte er sich als Professor an der Schule zu Gabrowo um diese Erziehungsanstalt und um das Schulwesen Bulgariens überhaupt verdient gemacht. Später, als Redacteur des „Sowetnik“, kämpfte er beharrlich gegen die römisch-katholische Propaganda, welche bestrebt war, das Volk dem Glauben seiner Väter abwendig zu machen, und dabei nicht wenige Bulgaren, die in ihr ein Werkzeug der Befreiung erblickten, auf ihrer Seite hatte. Zuletzt genöthigt, sich zurückzuziehen, trat er in die Dienste der russischen Botschaft in Constantinopel, der er bis zur Beendigung des Krieges angehörte. Er wurde darauf Vicegouverneur von Philippopel und dann Gouverneur von Sofia, von welchem Posten er zum Minister des Innern und zum Vorsitzenden des Conseils berufen wurde. Die Stelle des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und des Cultus erhielt Mark Balabanoff. Er hatte zuerst die Schule zu Halki bei Constantinopel besucht und dann in Paris die Rechtswissenschaften studirt. In sein Vaterland zurückgekehrt, betheiligte er sich lebhaft an der Opposition gegen das griechische Kirchenregiment, welches die Bulgaren bis dahin bedrückte und ausbeutete, und trug wesentlich zur Begründung der bulgarischen Kirche oder vielmehr zu deren Wiederauf-

richtung bei. Diese Kirche hatte bis 1767 bestanden und bis dahin immer ihre eingebornen Patriarchen und Bischöfe gehabt, war aber in jenem Jahre unter den Einfluß der Griechen des Fanar gerathen, die fortan alle hohen geistlichen Stellen mit Leuten aus ihren Kreisen besetzten und durchaus als Werkzeuge der Türken handelten. Endlich, um das Jahr 1856, bildete sich eine Partei, welche das Volk über dieses Verhältniß aufklärte, es zum Widerstande gegen die Fremden bewog und auf diese Weise den alten Zustand wiederherstellte, indem 1870 ein Ferman des Sultans die Unabhängigkeit der bulgarischen Kirche vom Patriarchat in Stambul aussprach und eine getrennte Verwaltung anordnete, die man das Exarchat von Bulgarien nannte. Später gründete Balabanoff das Journal „Weck", in welchem er mächtig zur Weckung und Belebung des nationalen Geistes und des Strebens nach Unabhängigkeit von den Türken beitrug und so die Revolution vorbereiten half, die endlich mit Hilfe der Russen zum Ziele führte. 1876 ging er mit Zankoff als „Delegat des bulgarischen Volkes" in verschiedne europäische Hauptstädte, wo er die Blicke auf die traurigen Zustände in den Balkanländern zu lenken bemüht war. Nach dem Kriege wurde er zum Gouverneur der Städte Sistowa und Tirnowa ernannt, und während der Sitzungen der ersten Nationalversammlung trug er wesentlich zu friedlicher Lösung verschiedner Fragen bei, welche zu ernsten Verwicklungen zu führen drohten. Gregor Natschewitsch, der Finanzminister, zeichnete sich in den Jahren vor dem Kriege durch beharrlichen Widerstand gegen das Drakonische Regierungssystem aus, nach welchem Midhat Pascha, damals Generalgouverneur von Bulgarien, schaltete und waltete. Seine Angriffe in der Presse kosteten ihn beinahe das Leben, und 1867 mußte er aus Sistowa flüchten. Später gründete er die Zeitung „Maritza" in Philippopel, und zuletzt lebte er als Bankier und Kaufmann in Wien. Dr. Athanasewitsch, der neue Minister des öffentlichen Unterrichts, hatte seine Erziehung in Frankreich erhalten und war dann Professor an der Universität zu Bukarest gewesen. Dimitr Grekoff, der Minister der Justiz, war einer der hervorragendsten Abgeordneten in der Nationalversammlung in Tirnowa gewesen und hatte dort für gebührende Beachtung des Berliner Vertrags gewirkt. Als die Versammlung sich eine Zeit lang geweigert, an die Arbeit zu gehen, bevor die Deputirten Ostrumeliens sich ihr angeschlossen, hatte er zur Mäßigung und zur Unterwerfung unter den Willen Europas gerathen und durch seine Beredsamkeit zur Annahme der Constitution und zur Beilegung einer Anzahl streitiger Fragen beigetragen. Der Kriegsminister endlich, Generalmajor Parenzoff, war ein Russe. Er war einer der ersten gewesen, die das Land für die beabsichtigte Campagne erforscht und Pläne für diese entworfen hatten. Er besaß das volle Vertrauen des Großfürsten Nikolaus, leitete den Donauübergang bei Sistowa, focht vor Plewna mit und wurde bei dem Treffen am Passe von Orchanin verwundet.

Wie man aus vorstehendem sieht, waren alle Mitglieder des ersten Cabinets des Fürsten Alexander mit einziger Ausnahme des Kriegsministers Bulgaren, gute Patrioten und Leute von einer gewissen Bildung und Erfahrung. Sie hatten sich

in der Opposition gegen die Türkenherrschaft hervorgethan, und es fragte sich nur, ob sie sich auch bewähren würden, wo es positive Leistungen galt, wo Organisationstalent, politische Schöpferkraft erfordert war. Die aber war ihnen nur in sehr mäßigem Grade beschieden, und dazu kam, daß sich sehr bald eine systematische Opposition gegen das neue Cabinet ausbildete, eine Opposition, welche fortwährend zunahm, da die Minister zögerten, die Maßregeln dagegen zu ergreifen, welche die Umstände geboten, und die man in ältern Staaten ohne Zweifel sofort angewendet haben würde. Die, welche sich als Häupter der ultraliberalen Partei betrachteten, hielten sich für bestimmt, an das Staatsruder zu treten, und Bulgarien war, soweit es überhaupt an politischen Dingen Interesse hatte, bald in zwei Lager getheilt, die, welche bereits die Macht besaßen, und die, welche sie zu besitzen wünschten. Es war die reine Aemter- und Stellenjagd, wenn von seiten der Radicalen gegen die Regierung Sturm gelaufen wurde. Inbetreff des politischen Credo war zwischen den beiden Parteien kaum ein andrer Unterschied zu entdecken, als der, daß die Ultras die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien sofort herbeiführen möchten, wogegen die Moderirten die Trennung der beiden Länder zwar auch für ein himmelschreiendes Unrecht halten, aber doch begriffen haben, daß die europäischen Mächte das von ihnen Geschaffne von den Bulgaren nicht umgestalten lassen werden, und daß letztre sich bis auf weitres in das Unabänderliche zu fügen haben. Das Programm der Opposition war aber, wie gesagt, rein persönlichen Inhalts, es lautete dem Ministerium gegenüber kurz: Steht auf, damit wir uns setzen können. Mit diesem Ziele vor Augen bezeichnete man jede Verfügung, jeden Act des Cabinets als unconstitutionell. Eine der klügsten und zeitgemäßesten Maßregeln der Minister z. B. war die Niedersetzung einer gemischten Commission zur Wiedereinführung der geflüchteten muslimischen Bevölkerung des Landes in ihre frühern Besitzungen. Die Opposition griff diese ebenso vernünftige als von der Gerechtigkeit gebotne Maßregel mit förmlicher Wuth an und betrieb ihre Wühlerei im Lande bis zu dem Grade, daß die Bevölkerung in verschiednen Bezirken die Steuern verweigerte, Verminderung, ja völlige Abschaffung der Abgaben forderte und daran das Verlangen nach Einziehung alles Grundeigenthums der Muhamedaner knüpfte.

Endlich fanden im October 1879 die Wahlen für die gesetzgebende Versammlung statt. Nach Artikel 86 der Verfassung sind die Abgeordneten auf directem Wege und in dem Verhältnisse zu wählen, daß einer auf 10 000 Seelen der Bevölkerung kommt. Die Wähler müssen mindestens 21 Jahre alt sein, und jeder Bulgar, der älter als 30 Jahre ist, sich des Besitzes seiner politischen und bürgerlichen Rechte erfreut und lesen und schreiben kann, darf Abgeordneter werden. Es herrscht also das allgemeine und fast unbeschränkte Wahlrecht — eine bewundernswerthe Einrichtung, die einem Volke, welches eben erst aus fünfhundertjähriger Sclaverei entlassen worden und kaum halb der Barbarei entrückt ist, die Rechte und Freiheiten beilegt, welche viele hochgebildete Nationen noch nicht besitzen. Es war fast selbstverständlich, daß die Radicalen bei den Wahlen einen beinahe vollständigen Sieg erfochten, und die

Abgeordneten, meist Bauern, wurden durch die verschwenderischen Versprechungen, die ihnen die Führer der Opposition machten, leicht für alle Thorheiten der letztern gewonnen. Am 2. November eröffnete der Fürst die Sitzung des Parlaments in Person. Die Thronrede setzte die Lage des Landes klar auseinander, siebzehn Gesetzentwürfe wurden zur Verhandlung vorgelegt, und Se. Hoheit empfahl den Deputirten, alle persönlichen Animositäten beiseite zu setzen, die Zeit nicht mit unfruchtbaren Streitigkeiten zu verlieren und sich mit Energie der ihnen vorliegenden Aufgabe zu widmen. Er hatte es gut gemeint, aber tauben Ohren gepredigt. Kaum hatte er den Saal verlassen, als der Sturm begann. Statt die Arbeiten der Session zur Hand zu nehmen, brach die Opposition gegen die Minister und alle, die nicht ihrer Meinung waren, mit dem größten Ungestüm los, wobei sie Beleidigung auf Beleidigung häufte und sich der gröbsten Ausdrücke bediente, so daß die Versammlung mehr wie ein Zusammenlauf von Wahnsinnigen als wie eine Nationalvertretung aussah.

Noch denselben Abend reichten die Minister dem Fürsten ihr Entlassungsgesuch ein, der es jedoch nicht bewilligte. Die Sitzungen dauerten nun fast fünf Wochen lang täglich fort und hatten immer dasselbe Ergebniß wie die erste. Es würde unmöglich sein, sich eine ärgere Carricatur eines europäischen Parlaments vorzustellen. Die Notabelnversammlung in Tirnowa war ihrer Majorität nach eine Repräsentation der Intelligenz des Landes gewesen, die Versammlung in Sofia dagegen enthielt außer den Ministern kaum ein Dutzend Leute, welche zu Gesetzgebern geeignet waren. Die Mittelklasse war schwach vertreten, die Mehrheit bestand aus Landleuten, die offnen Mundes den absurden Tiraden lauschten, welche einige bombastische Zungendrescher der Linken vom Stapel ließen, und wartete als echtes Stimmvieh geduldig auf das Zeichen, die Hand zu erheben und zu votiren. Die Minister konnten nur auf eine verhältnißmäßig schwache Zahl von Stimmen rechnen, auf einige Beamte, die Bischöfe, andre Geistliche und einige Türken, die dem „aus Frangistan gekommnen Fürsten" ergeben waren, weil er ihnen nicht ohne Grund als Beschützer vor der Tyrannei und den Racheacten ihrer frühern Untergebnen erschien.

Die Opposition hatte verschiedne Ursachen, deren erste die Neigung zum Widerstande gegen jede Autorität war, eine Neigung, die bei einem ungebildeten, lange unterdrückten und plötzlich zum Genusse fast unbeschränkter Freiheit gelangten Volke nicht Wunder nehmen konnte. Man wollte alle Rechte, aber keine Pflichten haben. Diese guten bulgarischen Bauersleute hielten die ihnen verliehene Freiheit für völlig unbegrenzt, ohne directe Steuern, ohne Zölle, ohne Rekrutirung, und ihre Führer bestärkten das unerfahrne Volk in dieser holden Täuschung. Ein andrer Kreis der oppositionellen Majorität setzte sich aus Leuten zusammen, die nach einem Portefeuille strebten und jedes Mittel dazu für gut hielten, und diesen schloß sich eine Anzahl von Parasiten an, die ebenfalls ein Amt suchten, und für die das Opponiren ein Kämpfen um das liebe Brot war. Dazu kamen endlich etliche Theoretiker mit großartigen parlamentarischen Ideen, welche auf jedes Wagniß hin im lieben Vater-

lande verwirklicht werden sollten. Regelmäßige Debatten gab es nicht. Jeder sprach nach Belieben über dies und jenes und so oft und so lange es ihm gefiel. Es ist Thatsache, daß ein Deputirter sich in einer Sitzung dreißigmal zum Sprechen erhob, was doch noch erheblich über die Redelust unsrer Lasker geht. Aber wehe dem Mitgliede der Rechten, das sich unterfing, an Ordnung und parlamentarische Gesetzlichkeit mahnen zu wollen! Sofort schlossen Gebrüll und Gelächter ihm den Mund. Auch den Ministern erging es so, wenn sie ihre Politik klar und deutlich auseinanderzusetzen versuchten; man weigerte sich, sie anzuhören. Grekoff, ein Redner, der selbst in einer deutschen gesetzgebenden Versammlung Aufmerksamkeit gefunden haben würde, fand bei der Majorität kein Gehör, und die Beredsamkeit Balabanoffs und die Auseinandersetzungen Burmoffs wurden mit Hohn und Verachtung aufgenommen.

Am 24. November wurde die Discussion über die Adresse begonnen, mit welcher die Thronrede beantwortet werden sollte. Die Opposition bemühte sich, ein Tadelsvotum gegen die Regierung zu stande zu bringen. Die Minister bestanden auf Motivirung dieses Tadels durch Thatsachen, die Radicalen vermochten das nicht, und gleichwohl wurde die Adresse in einer zweiten Sitzung in der Form eines Tadelsvotums beschlossen. Am nächsten Tage, 26. November, nahm der Fürst die Entlassung der Minister an und beauftragte Karaweloff, einen der Führer der Linken, mit der Bildung eines neuen Cabinets, wobei er nur die Bedingung stellte, daß dasselbe sich des Vertrauens des Landes erfreue, und daß es ihm ein detaillirtes Programm vorlege. Es ergab sich jedoch, daß die Opposition kein solches Programm aufzustellen imstande war, daß ihr die Wohlfahrt des Landes und die öffentliche Meinung für nichts galten, und daß Machtbesitz und gutbezahlte Stellen in der Verwaltung ihre einzigen letzten Ziele waren. Umsonst telegraphirte Karaweloff an alle Bulgaren von politischer Bedeutung in Ostrumelien, Rumänien und Rußland, um ihnen Ministerposten anzubieten, überall wurde sein Anerbieten abgelehnt. Er wendete sich darauf an Konstantin Stoiloff, den ersten Secretär des Fürsten, und trug ihm den Posten eines Ministers des Auswärtigen an. Derselbe wäre für diese Stelle sehr geeignet gewesen, er hatte in Heidelberg studirt, besaß respectable Kenntnisse und sprach fließend Deutsch, Französisch und Englisch, aber auch er weigerte sich, und so erschien am 4. December Karaweloff ohne Programm und mit der Erklärung, nicht imstande zu sein, ein Ministerium zu bilden. Inzwischen waren von allen großen Centren der bulgarischen Bevölkerung in der Kanzlei des Fürsten Petitionen eingelaufen, welche um Auflösung der Kammer baten, da sie die Meinung des Lands nicht repräsentire. Auch die Agenten der Großmächte erklärten sich gegen ein radicales Ministerium, und so erfolgte am 18. December ein Decret des Fürsten, welches nach Artikel 136 der Verfassung die Nationalversammlung für aufgelöst erklärte.

So hatte die erste Nationalversammlung Bulgariens erfüllt, was prophezeit worden war, als die Verfassung von Tirnowa beschlossen worden. Diese Verfassung

ist in der That ganz und gar unpassend für ein Land wie das der Bulgaren. Sie kennt keine Beschränkung der Wahlen, kein Oberhaus, kein Veto des Fürsten. Ein populäres Ministerium mit einer Majorität in der Volksvertretung würde nach ihr unverantwortlich und allmächtig sein. Die Gefahr persönlicher Tyrannei ist durch sie ausgeschlossen, aber sie öffnet den Weg für eine tausendmal ärgere Parteityrannei. Sie kann nur Anarchie, Verwirrung und Stockung zur Folge haben, wie man unter dem Ministerium Zankoff zu sehen Gelegenheit hatte, welches auf die Krisis vom November 1879 folgte.

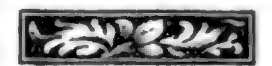
Zankoff erhielt vom Fürsten seine Entlassung, weil er willkürlich gegen die Besitzungen der Muslimen vorgegangen und einen großen Theil derselben als freies Eigenthum bezeichnet und zu summarischer Expropriirung angewiesen hatte. Alexander hob auf die Klage der Türken diese Verfügung auf und gab jenen ihr Land zurück. Zankoff beklagte sich darüber bei dem russischen Generalconsul Hitrowo, wurde aber zurückgewiesen. Günstiger zeigte sich ihm M. Gladstone, der ihm einen sympathischen Brief schrieb. Die weitre Entwicklung der Krisis ist bekannt. Der Fürst verzweifelte endlich an der Möglichkeit, mit der bestehenden Verfassung weiter zu regieren, und stellte so zu sagen die Cabinetsfrage. Er erklärte seinem Volke: entweder ich erhalte Vollmacht, wenigstens eine Zeit lang, ohne diese Verfassung zu regieren, oder ich nehme den Fürstenhut ab und stelle ihn euch für den zur Verfügung, der nach den gemachten Erfahrungen Lust hat ihn zu tragen. Um Thorheiten der radicalen Wähler im voraus ein Ende zu machen, wurde eine Art Belagerungszustand proclamirt, wobei Militärgerichte zur Aburtheilung solcher öffentlicher Functionäre eingesetzt wurden, welche sich Aufwiegelungen gegen die gesetzlichen Gewalten zu Schulden kommen lassen. Ferner wurden zahlreiche Beamte abgesetzt, welche mit der radicalen Partei in Verbindung standen. Endlich unternahm der Fürst eine Reise durch das Land, wobei ihm allerlei Ovationen dargebracht wurden und ihm vielfach die Versicherung zukam, daß man sein Vorgehen billige. Man darf daher erwarten, daß das vom Fürsten ins Auge gefaßte Plebiscit, welches eine Nationalversammlung nach Sistowa entsenden soll, die eine Ordnung der Verfassungsverhältnisse herbeizuführen bestimmt ist, günstig für ihn ausfallen wird, wenn dabei auch von Seiten der Regierung ein wenig nachgeholfen werden müßte. Denn andrerseits ist die Agitation für die Wahlen zur großen Sobranie, die am 13. Juli zusammentritt, bereits in vollem Zuge, und die Hauptführer der Radicalen, Karaweloff, Dragan Zankoff, Petko Slawejkoff, Iwan Slawejkoff und Ludskanoff haben bereits verschiedne Städte bereist, um gegen den Fürsten und für Aufrechthaltung der Verfassung zu wirken.

Der Fürst hat keinen Staatsstreich vollbracht und auch keinen solchen im Auge. Er hat durchaus nicht illoyal gehandelt, nicht mit der Macht Appell gegen das Recht eingelegt, sondern nur an das materielle Recht gegen das Formale appellirt. Wir glauben, daß er sich dabei der Billigung aller Cabinette mit Ausnahme des englischen erfreut. Die deutsche sowie die österreichisch-ungarische Regierung ist ihm

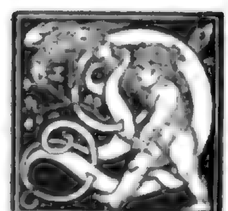
wohl gesinnt, von Rußland gilt dasselbe. Der frühere russische Consul Kumany soll bisweilen seine eignen Wege gegangen sein und nicht immer den Interessen des Fürsten gedient haben. Von dem jetzigen weiß man, daß seine Instructionen ihm vorschreiben, den Fürsten zu unterstützen; denn in Petersburg ist man mit dessen Vorgehen gegen die radicale Rotte entschieden einverstanden. Endlich meint es auch die Pforte mit dem Fürsten gut, und der Vertreter derselben in Sofia ist ihm persönlich freundschaftlich zugethan. Er hält den Fürsten für die einzige sichre Gewähr einer gerechten Behandlung der Muhamedaner in Bulgarien. Französische Blätter wollten wissen, die türkische Regierung habe kraft ihres Suzeränetätsrechts in energischem Tone Aufklärung über die Absichten des Fürsten mit Bezug auf die von demselben erlassne Proclamation gefordert. Dies ist nicht richtig. Die Pforte hat nichts gethan, als ihren Vertreter beauftragt, über die Ursachen und Tragweite der Action des Fürsten genau zu berichten. Im entscheidenden Augenblicke wird dem Fürsten der Beistand der Pforte nicht fehlen, und dieß kann insofern wichtig werden, als Nihad Pascha, deren Vertreter, auf die bulgarischen Muslime großen Einfluß übt, der bei den Wahlen sowie in der Nationalversammlung nicht unterschätzt werden darf.

Siegt der Fürst, was kaum noch zu bezweifeln ist, so wird die ganze innere Politik Bulgariens eine andre Gestalt gewinnen müssen, wenn die Zukunft besser werden soll als die Gegenwart. Die widerliche Streberei, das Parteigezänk, die Ränke nach Ostrumelien hin, das leere Salbadern der constitutionellen Doctrinäre müssen ein Ende nehmen. Man muß darauf bedacht sein, die Hilfsquellen des Landes zu erschließen oder besser als bisher auszubeuten. Bulgarien ist reich an gutem Boden und Mineralschätzen. Der Donauhafen Sistowa führt jährlich für sechs Millionen Mark Cerealien aus, Rustschuk nicht viel weniger, und Varna wird in kurzer Zeit desgleichen thun. In den Dörfern der Thäler und Ebenen sieht man Massen von Heu- und Getreideschobern, gutgekleidete Menschen und wohlgefüttertes Vieh. Der Balkan hat herrliche Wälder und in seinem Innern Kohlen, Eisen, Kupfer, Blei und Silber in großer Fülle. Das Land ist also von der Natur außerordentlich begünstigt und kann unter einer guten Regierung und mit einer fleißigen Bevölkerung einst ein östliches Belgien werden. Zunächst bedarf es dazu guter Landstraßen und wohlfeiler Eisenbahnen, wie man sie jetzt im Westen der Vereinigten Staaten hat. Wenn dieses System in Bulgarien adoptirt würde, würde sich die Bedeutung seiner natürlichen Reichthümer verdreifachen und bald noch weit mehr steigern. Jetzt sieht es nach dieser Seite hin dürftig aus, und der Handelsverkehr ist infolge dessen in vielen Gegenden nur ein mäßiger. Aber Rom wurde nicht an *einem* Tage erbaut, und Bulgarien ist noch jung. Mit der Zeit wird Erfahrung kommen, und Klugheit verbunden mit Thatkraft wird dann viel erreichen. Die Regierung wird hier in der Periode, wo die parlamentarischen Schwätzer sie nicht hemmen und stören und nicht die Zeit zu Besserm stehlen können, durch Anregung und Förderung viel thun können. In besonders bedeutendem Maße aber

wird die Zukunft des Landes von dem Grade von Umsicht und Geschick abhängen, mit welchem die Ministerien der Finanzen und der öffentlichen Arbeiten geleitet werden.



Zum Jubiläum eines Buches.



Der Sommer dieses Jahres bringt uns die Jubelfeier eines Ereignisses, von dem eine neue Epoche in der Geschichte der Philosophie datirt. Hundert Jahre sind verflossen, seitdem Kants „Kritik der reinen Vernunft“ erschien. Seit der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts hat die Geschichte wohl nichts zu verzeichnen, was auf dem Gebiete des Geistes eine so tiefgehende und nachhaltige Umwälzung hervorgerufen hätte wie die Kantische Philosophie. Und diese Umwälzung hat ihren Quellpunkt hauptsächlich in jenem einen Buche, der „Kritik der reinen Vernunft.“ Sie ist ein Werk, das an Tiefe der Speculation und an Kühnheit der Gedanken fast einzig dasteht, dem sich von allen Büchern, die je geschrieben worden, jedenfalls nur wenige an die Seite stellen können. Kant stand bereits an der Schwelle des Greisenalters, ein siebenundfünfzigjähriger Mann, als er das deutsche Volk mit dieser reichsten Gabe seines Geistes beschenkte; zwölf Jahre ernsten Nachdenkens hatte er darauf verwendet, dann aber das Werk selbst, wie wir aus einem seiner Briefe an Moses Mendelssohn ersehen, in vier bis fünf Monaten niedergeschrieben, und zwar, wie er dort sagt, „mit größter Aufmerksamkeit auf den Inhalt, aber weniger Fleiß auf den Vortrag und Beförderung der leichten Einsicht für den Leser.“ Letztres ist leider nur zu wahr: Kant hat es seinen Lesern durchaus nicht leicht gemacht. Während er in seinen früher erschienenen kleinen Schriften leicht und gefällig schreibt, ist der Stil seines Hauptwerkes vielfach steif und schwerfällig. Sehr gut charakterisirt Kuno Fischer diese Schreibart in seiner Geschichte der neuern Philosophie: „Um völlig gerecht zu sein, mußte alles zur Sache gehörige auch ausgedrückt werden. So wurde die Last eines Satzes oft groß, manches mußte in Parenthesen verpackt werden, um noch in dem einen Satze mit fortzukommen. Solche Kantische Perioden schreiten schwerfällig einher, wie Lastwagen, sie müssen gelesen und wieder gelesen, die eingewickelten Sätze müssen auseinandergenommen, mit einem Worte die ganze Periode muß förmlich ausgepackt werden, wenn man sie gründlich verstehen will.“ Allerdings hat diese Schwierigkeit der Form die schließliche Wirkung des Buches nicht verhindern können, aber sie hat sie doch immerhin verzögert; denn erst

1787 erschien die zweite Auflage desselben, und erst nachdem einige Freunde und Verehrer Kants, wie Schulz, Reinhold, Beck u. a. Commentare dazu geschrieben hatten, fingen die darin niedergelegten Gedanken an, die ihnen zukommende Beachtung und Anerkennung zu finden. Dann aber wuchs diese Anerkennung auch mit außerordentlicher Schnelligkeit. Aus weiter Entfernung kamen Männer, die durch das Studium seiner Schriften für Kant gewonnen waren, nach Königsberg, um durch den persönlichen Verkehr mit dem Meister noch tiefer in seine Lehren eingeweiht zu werden, und schon in den neunziger Jahren gab es in Deutschland fast keine Universität, an der nicht Kantische Philosophie vorgetragen wurde.

Es ist nicht bedeutungslos, daß Kants Hauptwirksamkeit in die Regierungszeit Friedrichs d. Gr. fiel; nur unter einem so toleranten und freisinnigen Regimente konnte sich so frei und ungehindert eine philosophische Thätigkeit entfalten, die mit rücksichtsloser Consequenz so manches philosophische und theologische Vorurtheil zu stürzen unternahm. Man hat Kant wohl den philosophischen Repräsentanten des Fridericianismus genannt, und nicht mit Unrecht. Er war ganz und voll ein Sohn dieses aufgeklärten Zeitalters, in dem seine Bestrebungen wurzelten und aus dem sie ihre Nahrung und Förderung zogen. An der Spitze des preußischen Unterrichtswesens stand seit 1771 der Minister Frh. v. Zedlitz, ein Mann von feinster und umfassendster Bildung, der sein hohes und wichtiges Amt ganz im Geiste seines großen Königs verwaltete. Derselbe hatte schon früh Kants hervorragende Bedeutung erkannt und schätzte ihn außerordentlich hoch. Bei jeder Gelegenheit zeichnete er ihn vor andern Professoren aus, und als im Jahre 1778 die philosophische Professur in Halle, die damals für die erste in Preußen galt, erledigt war, bot er sie Kant unter möglichst guten Bedingungen an, ohne daß dieser sich indeß entschließen konnte, sein liebes Königsberg zu verlassen. Diesem hochherzigen, um die Förderung der Wissenschaften hochverdienten Staatsmanne nun widmete Kant seine „Kritik der reinen Vernunft." „Den Wachsthum der Wissenschaften an seinem Theile befördern, heißt an Ew. Excellenz eignem Interesse arbeiten; denn dieses ist mit jenem nicht bloß durch den erhabnen Posten eines Beschützers, sondern durch das viel vertrautere eines Liebhabers und erleuchteten Kenners innigst verbunden," so beginnt die dem Buche vorgedruckte Zuschrift,*) welche beweist, von wie hoher Achtung auch Kant seinerseits vor dem Minister erfüllt war. Er wußte die Förderung, die seinen philosophischen Bestrebungen durch die Gönnerschaft dieses Mannes zu Theil wurde, wohl zu würdigen, und

*) Diese Zuschrift ist vom 29. März 1781 datirt, doch wurde der Druck des Buches, wie aus einem Briefe Hamanns an Herder hervorgeht, erst gegen Ende Juli desselben Jahres vollendet.

er sollte den Werth einer so aufgeklärten Verwaltung für die Freiheit der Wissenschaft noch mehr schätzen lernen, als im Juli 1788, zwei Jahre nach dem Tode des großen Königs, Frhr. v. Zedlitz vom Ministerium zurücktreten mußte und an seine Stelle ein fanatischer Theologe, der frühere Prediger Johann Christian Wöllner trat. Eine der ersten Verwaltungsmaßregeln dieses Mannes war der Erlaß jenes Glaubensbefehles, des berüchtigten Wöllnerschen Religionsedicts, welches allen Religionslehrern zur strengen Pflicht machte, genau nach dem in den Symbolen festgesetzten Kirchenglauben zu lehren, widrigenfalls sie Entsetzung vom Amte zu gewärtigen hätten. Zwar blieb Kant einstweilen noch unangefochten; nachdem er aber im Jahre 1793 seine Schrift: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ veröffentlicht hatte, die großes Aufsehen machte und schnell eine weite Verbreitung erlangte, erhielt er im October 1794 eine sehr ungnädige Cabinetsordre, in welcher er zur Verantwortung darüber aufgefordert wurde, daß er seine Philosophie zur Herabwürdigung mancher Hauptlehren des Christenthums mißbrauche, und welche die Erwartung aussprach, daß er „sich künftighin nicht dergleichen werde zu Schulden kommen lassen.“ Zugleich wurden sämmtliche theologische und philosophische Docenten der Universität Königsberg verpflichtet, über Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ keine Vorlesungen zu halten. Kant empfand diese Behandlung seitens der Behörde als eine bittre Verletzung. Daß er, ein Mann der lautersten Gesinnung, ein so aufrichtiger Verehrer der christlichen Religion, ein Lehrer von seltner Pflichttreue, gewissermaßen als ein gemeingefährliches Individuum angesehen wurde, das hat den siebzigjährigen Greis tief gebeugt und ihm die bisherige Freudigkeit seines Geistes für immer benommen. Wenn in diesen widerwärtigen Schicksalen etwas ihn aufzurichten und zu erfreuen geeignet war, so war es die allgemeine Anerkennung, die ihm von allen Seiten zu theil ward, und der Ruhm, mit dem sein Name schon damals weit über Deutschlands Grenzen hinaus genannt wurde.

Was nun ist es in seiner Lehre, das ihm diese Anerkennung einbrachte und wodurch vor allem sein Hauptwerk, die „Kritik der reinen Vernunft,“ zu einer so epochemachenden Erscheinung in der Geschichte der Philosophie geworden ist? Kant nannte seine Lehre *kritische* Philosophie oder *Kriticismus* und stellte sie schon durch diese Bezeichnung in Gegensatz zu allem bisherigen Philosophiren. Alle Philosophie vor Kant war nämlich entweder *dogmatisch* oder *skeptisch*, je nach der Ansicht, welche die Philosophirenden von der philosophischen Erkenntniß selbst hatten. Die einen setzten bei ihrem Bestreben, die Dinge zu erkennen — und Erkenntniß der Dinge im weitesten Umfange wollte die Philosophie ja eben sein — die Möglichkeit einer solchen Erkenntniß einfach voraus, hielten sie für etwas selbstverständliches, das eines Beweises gar nicht bedürfe; die

andern zweifelten diese Möglichkeit der Erkenntniß an und suchten die Unmöglichkeit derselben nachzuweisen. Die erstre Richtung bezeichnet man als Dogmatismus, die andre als Skepticismus, und diese beiden sind es, welche die Geschichte der Philosophie vor Kant in endlosem Streite durchziehen und sie fast nirgends zu einem gesicherten Resultate kommen lassen. Beiden setzt Kant eine neue Verfahrungsweise, die kritische entgegen, welche vor jeder Aussage über die Dinge selbst vor allem eine Untersuchung und Prüfung unsres Erkenntnißvermögens unternimmt; weder einfaches Annehmen noch unbegründetes Bezweifeln der Möglichkeit des Erkennens, sondern einzig und allein eine kritische Prüfung seiner Bedingungen und Factoren ist nach Kant das der Philosophie geziemende Verfahren.

Will man die Verdienste eines Mannes von einem spätern Standpunkte aus richtig würdigen, so darf man nicht etwa nur die Leistungen desselben ins Auge fassen, die als dauernde, von der Zeit nicht überholte Resultate seines Wirkens vor uns stehen, sondern man muß ihn aus seiner eignen Zeit heraus beurtheilen, muß vor allem in Erwägung ziehen, welche Verhältnisse er in seiner Wissenschaft vorfand und inwieweit er umgestaltend auf dieselben eingewirkt hat. Als Kant seine philosophische Thätigkeit begann, war der Leibniz-Wolffische Rationalismus die in Deutschland allgemein herrschende philosophische Richtung. Es war dies jene Philosophie der trocknen, nüchternen Verständigkeit, die in der Aufklärung des Verstandes, in klaren Begriffen und logisch richtigen Schlußfolgerungen aus vernünftigen Principien alle theoretische Erkenntniß der Wahrheit wie alle praktische Glückseligkeit finden zu können glaubte. Wolffs System war Dogmatismus, und zwar im wesentlichen rationalistischer Dogmatismus. Innerhalb des Dogmatismus der neuern Philosophie gehen zwei Richtungen neben einander her, die, obwohl beide dogmatisch, doch durch ihre Principien einander diametral entgegengesetzt sind. Die eine, die empiristische, die von Bacon ausgeht und ihre Anhänger hauptsächlich auf englischem Boden hatte, sah die Erfahrung als die einzige Quelle unsrer Vorstellungen an und glaubte durch diese zu einer Erkenntniß der Dinge zu gelangen; die andre, die rationalistische, die in Cartesius ihren Begründer hatte und besonders in Frankreich und Deutschland Verbreitung fand, sah in der Vernunft, in dem reinen Verstand das einzige Erkenntnißprincip und wollte durch Speculation, durch eine logische und mathematische Bearbeitung der Begriffe die Erkenntniß der natürlichen wie der übernatürlichen Dinge erreichen. Eine Zeit lang hatte Leibniz durch die Vielseitigkeit seines Geistes, durch die er in gleich hervorragender Weise in den Natur- wie in den Geisteswissenschaften heimisch war, beide Richtungen zu versöhnen, Speculation und Erfahrung in seiner Philosophie zu vereinigen gewußt. Aber

Leibniz schuf kein eigentliches System; und als seine Schüler, in erster Linie Wolff, nach seinem Tode daran gingen, seine Gedanken systematisch auszubauen, da zerfiel unter ihren Händen auch jene Vereinigung von speculativer und empirischer Erkenntniß wieder, und was schließlich als Resultat ihrer systematisirenden Arbeit dastand, die sogenannte Leibniz-wolffische Philosophie, das trug im wesentlichen wieder ein rationales mathematisches Gewand. Dieses System also war das in Deutschland herrschende, als Kant seine philosophische Thätigkeit begann, und er selbst war ein Anhänger dieser Philosophie; Jahre lang legte er seinen Vorlesungen Compendien zu Grunde, die aus der Wolffischen Schule hervorgegangen waren. Was ihn an diesem Dogmatismus endlich irre werden ließ, war das Studium der Humeschen Schriften. „Ich gestehe frei," schreibt er in der Vorrede zu den Prolegomena, „die Erinnerung des David Hume war eben dasjenige, was mir vor vielen Jahren zuerst den dogmatischen Schlummer unterbrach und meinen Untersuchungen im Felde der speculativen Philosophie eine ganz andre Richtung gab." Hume hatte lange vor Kant schon eingesehen, daß die Mittel, mit denen die dogmatische Philosophie die Erkenntniß der Dinge erstrebte, zu dieser Absicht nicht hinreichen, daß weder die bloße Erfahrung noch der reine Verstand jene Erkenntniß zu erreichen vermöge. Aber diese Einsicht hatte bei ihm kein andres Resultat gehabt, als den Skepticismus; er sah die Unmöglichkeit der Erkenntniß auf dem bisher betretnen Wege und verzweifelte deshalb am Erkennen überhaupt. „Er brachte," wie Kant sagt, „kein Licht in diese Art von Erkenntniß, aber er schlug doch einen Funken, bei welchem man wohl ein Licht hätte anzünden können, wenn er einen empfänglichen Zunder getroffen hätte." Diesen empfänglichen Zunder sollte der von Hume geschlagne Funke erst in Kant selbst finden, aber hier sollte er dann auch ein Feuer entzünden, das den alten morschen Bau der bisherigen Philosophie in kurzem zerstörte.

Den eben geschilderten Systemen also setzt Kant seine Philosophie als die kritische entgegen, welche die Möglichkeit der Erkenntniß weder kritiklos voraussetzt, wie der Dogmatismus, noch auch einfach bestreitet, wie der Skepticismus, sondern sie kritisch zu untersuchen und auf ihre Bedingungen hin zu prüfen unternimmt. Was die bisherige Philosophie zu sein beanspruchte, Erkenntniß der Dinge, das grade macht Kant zum G e g e n s t a n d e des Philosophirens. Er hat damit der Philosophie ein vollständig neues Object und zugleich die Stellung einer selbständigen, gesicherten Wissenschaft gegeben, was sie bisher eigentlich nicht war. Denn auf dem Gebiete der Metaphysik, als Erkenntniß der übernatürlichen Dinge, hatte sie durch die vereinten Angriffe des Skepticismus wie des Empirismus so wie so ihren Credit schon fast vollständig eingebüßt, und ihre Tage waren hier gezählt; es blieb ihr also nur noch die Würde einer Erfahrungswissenschaft, und

als solche mußte sie mit den sogenannten exacten Wissenschaften das Arbeitsfeld theilen. Je mehr also die letztern erstarkten und ihr Gebiet erweiterten, um so mehr lief sie Gefahr, aus ihrem Terrain verdrängt und zuletzt als vollständig überflüssig bei Seite geworfen zu werden. Aus dieser Gefahr hat Kant die Philosophie befreit, indem er ihr ein selbständiges, von den Gegenständen aller andern Wissenschaften verschiedenes Object zuwies. Jede Wissenschaft hat ihren besondern Gegenstand, den sie zu erkennen bestrebt ist, die Mathematik die Größen, die Physik die Naturerscheinungen u. s. w.; aber dieses Erkennen selbst und seine Bedingungen wird von jenen Wissenschaften nicht untersucht, und dieses eben machte Kant zum Gegenstande der Philosophie. Er hat also der Philosophie, indem er sie zur kritischen machte, ein neues Problem gegeben, und schon dies allein, ganz abgesehen von seiner Lösung des Problems, sichert ihm eine hervorragende Stelle in der Geschichte dieser Wissenschaft. Allerdings hat man auch vor Kant schon über die Erkenntniß nachgedacht; fast alle bedeutendern Philosophen der neuern Zeit, Locke, Leibniz, Hume u. a. haben Untersuchungen über den menschlichen Verstand hinterlassen, aber sie haben im allgemeinen nur die Thatsache des Erkennens beschrieben, soweit es sich empirisch beobachten läßt, haben nicht seine Möglichkeit, nicht das untersucht, was dem Erkennen als seine Bedingungen vorausgeht. Mit Recht sagt daher Harms: „Schon vor dem Columbus kannte man Amerika, und dennoch hat er es erst entdeckt. Dasselbe gilt von dem Kriticismus. Die gesammte neuere Philosophie will die Reform der Logik und tendirt zum Kriticismus. Gegründet ist er aber erst durch Kant, er ist seine That in der Geschichte der Philosophie.“

Wie ist Erkenntniß möglich? Das ist die Frage, die Kant der Philosophie stellt und in seinem Hauptwerke beantworten will. Mit andern Worten: Er unternimmt in demselben eine Prüfung der menschlichen Erkenntnißkräfte. Und da er die letztern unter dem Namen der reinen Vernunft zusammenfaßt, so bezeichnet er sein Werk als eine „Kritik der reinen Vernunft.“ Diese Kritik dehnt er nun aber nicht etwa auf alles das aus, was man bisher unter Erkenntniß zu verstehen gewohnt war, sondern er beschränkt seine Untersuchung auf die Frage nach der Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori. Kant unterscheidet nämlich zwischen analytischen und synthetischen Urtheilen. Die erstern sind solche, in denen das Prädicat zum Subject nichts neues hinzufügt, sondern schon im Begriffe des letztern enthalten ist, sich also durch eine einfache Zergliederung, durch eine Analyse desselben ergiebt. Im synthetischen Urtheil dagegen wird zum Subject eine neue, in diesem nicht schon enthaltne Vorstellung hinzugefügt, werden also zwei von einander verschiedne Vorstellungen mit einander verknüpft, synthesirt. Sage ich z. B.: alle Körper sind ausgedehnt, so ist dies ein analytisches Urtheil,

denn die Ausdehnung ist schon im Begriff des Körpers mit enthalten, kann von demselben gar nicht verneint werden, ohne daß dieser Begriff selbst aufgehoben wird. Dagegen ist das Urtheil: dieser Körper ist schwer, ein synthetisches, weil hier ein neues, im Begriff des Körpers nicht schon enthaltnes Prädicat zu demselben hinzugefügt wird. Da die analytischen Urtheile unsre Vorstellung nicht erweitern, also eigentlich gar keine Erkenntniß ausmachen, so fallen sie außerhalb des Rahmens der Kantischen Untersuchung. Aber auch die synthetischen Urtheile haben nicht etwa alle gleichen Erkenntnißwerth. Dieselben sind nämlich entweder Erfahrungsurtheile, die, wie das oben angeführte Beispiel, aus der Wahrnehmung gezogen sind, und in diesem Falle nennt Kant sie Urtheile a posteriori; oder sie sind uns unabhängig von aller Erfahrung und vor derselben gegeben, also Urtheile a priori, wie z. B. der Satz, daß die gerade Linie der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist, oder der andre, daß alles, was geschieht, eine Ursache hat. Nun behauptet Kant, daß Nothwendigkeit und strenge Allgemeinheit den Erfahrungssätzen niemals zukommen, da wir ja nie alle einzelnen Fälle zu beobachten imstande seien, sondern solche könne nur von apriorischen Sätzen ausgesagt werden. So besteht also nach ihm alle wirkliche Erkenntniß nur in synthetischen Urtheilen a priori, und eben deshalb giebt er jener Frage nach der Möglichkeit der Erkenntniß, wie wir sie oben als das von ihm der Philosophie gestellte Problem ersahen, die speciellere Fassung: Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? Nun sind die Dinge, auf die sich unsre Erkenntniß überhaupt richten kann, entweder sinnliche oder übersinnliche; erstre sind Gegenstand der Mathematik und Naturwissenschaft, letztre der Metaphysik. Es kann daher die obige Frage auch in die drei Fragen zerlegt werden: Wie ist reine Mathematik, wie ist reine Naturwissenschaft, wie ist Metaphysik möglich?

Es kam uns im Vorstehenden darauf an, darzulegen, was Kant mit der „Kritik der reinen Vernunft" eigentlich wollte, das Problem aufzuzeigen, das er sich stellte, und den Fortschritt, den schon die Erkenntniß dieses Problems in in der Geschichte der Philosophie bedeutet. Es kann nicht unsre Absicht sein, nun auch seine Lösung des Problems mit gleicher Ausführlichkeit darzustellen was bei dem ungemein reichen Inhalte seines Werkes im Rahmen eines kurzen Aufsatzes nicht möglich sein würde. Wir wollen nur im allgemeinen die Hauptresultate andeuten, zu denen seine Untersuchung gelangt und durch die sich seine Philosophie von allen bisherigen Versuchen ähnlicher Art unterscheidet.

Kant will die Möglichkeit der Erkenntniß dadurch nachweisen, daß er auf die Quelle unsrer Vorstellungen zurückgeht. Diese Quelle findet er im menschlichen Selbstbewußtsein, in der spontanen Selbstthätigkeit des Ich. Zwar ist uns aller Stoff der Erkenntniß von außen gegeben, aber dieser aposteriorische

Stoff wird erst dadurch zu unsrer Vorstellung, daß wir selbst gewisse apriorische Erkenntnißformen zu demselben hinzubringen, Formen, welche eben das Ich unabhängig von aller Erfahrung selbstthätig erzeugt. Nun giebt es zwei Stämme der menschlichen Erkenntniß, nämlich Sinnlichkeit und Verstand. Vermittelst der Sinnlichkeit werden uns Gegenstände gegeben und sie allein liefert uns Anschauungen; durch den Verstand aber werden sie gedacht und von ihm entspringen Begriffe. Demgemäß sind auch unsre apriorischen Erkenntnißformen doppelter Art, nämlich Anschauungs- und Denkformen. Die reinen Formen der Anschauung sind Raum und Zeit. Eine Anschauung kommt dadurch zu stande, daß wir von einem Gegenstande afficirt werden. Es ist uns also an einer Erscheinung die Materie gegeben, dasjenige aber, wodurch das Mannichfaltige der Anschauung erst in gewisse Verhältnisse geordnet wird, die Form der Erscheinung muß „im Gemüthe a priori bereit liegen." Diese reinen Formen der Anschauung, Raum und Zeit, sind also keine Verhältnisse der Dinge selbst, sondern bloß subjective Bedingungen der Sinnlichkeit, bloß die subjectiven Formen, in denen wir Menschen die Gegenstände anzuschauen genöthigt sind. Die Dinge sind daher nicht an sich selbst das, wofür wir sie anschauen, noch sind ihre Verhältnisse so an sich selbst beschaffen, wie sie uns erscheinen. Würde das anschauende Subject oder auch nur unsre subjective Beschaffenheit der Sinne aufgehoben, so würde auch alle Beschaffenheit der Objecte in Raum und Zeit, ja Raum und Zeit selbst verschwinden. „Was es für eine Bewandtniß mit den Gegenständen an sich und abgesondert von aller dieser Receptivität unsrer Sinnlichkeit haben möge, bleibt uns gänzlich unbekannt."

Zu einem gleichen Resultate kommt Kant bei der Untersuchung der zweiten Art apriorischer Erkenntnißformen, der reinen Formen des Denkens. Anschauungen allein machen ja noch keine Erfahrung, keine Erkenntnisse aus, sondern sie werden dazu erst durch den Begriff, dadurch, daß sie vom Verstande gedacht werden. Alle Erscheinungen, wie sie im Raum als nebeneinander liegend, in der Zeit als auf einander folgend sich uns darstellen, sind zunächst nur mannichfache Einzelwahrnehmungen; aus diesen bildet der Verstand erst Begriffe, indem er jenes Mannichfaltige der Wahrnehmung zu einer Einheit verbindet. Anschauungen und Begriffe machen also nur in ihrer Vereinigung eine Erkenntniß aus; „Gedanken ohne Inhalt", d. h. eben ohne zu Grunde liegende Anschauung, „sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind." Durch die Anschauungen wird ein Mannichfaltiges der Erscheinungen gegeben, in den Begriffen wird dieses Mannichfaltige zur Einheit verknüpft. Diese Verknüpfung bewirkt der Verstand, und zwar bringt sie derselbe, ganz ebenso wie die Sinnlichkeit die Anschauungen, durch gewisse ihm eigenthümliche ursprüngliche Formen zustande, welche Kant

Kategorien oder reine Stammbegriffe des Verstandes nennt. Solcher apriorischer Stammbegriffe giebt es nach ihm, entsprechend den möglichen Formen eines Urtheils, zwölf, die sich unter vier Hauptgesichtspunkte ordnen, nämlich 1) Kategorien der Quantität: Einheit, Vielheit, Allheit; 2) der Qualität: Realität, Negation, Limitation; 3) der Relation: Inhärenz und Subsistenz (Substanz und Accidens), Causalität und Dependenz (Ursache und Wirkung), Gemeinschaft oder Wechselwirkung; 4) der Modalität: Möglichkeit und Unmöglichkeit, Dasein und Nichtsein, Nothwendigkeit und Zufälligkeit. Allen diesen Kategorien liegt zu Grunde die ursprüngliche Einheit unsres Selbstbewußtseins. Daß wir überhaupt denken, das gegebne Mannichfaltige zur Einheit verbinden, hat seinen Grund darin, daß wir selbst in unserm Bewußtsein Eins sind; diese Einheit des Selbstbewußtseins ist also das oberste Princip alles Verstandesgebrauchs, und die genannten Kategorien sind nichts weiter als ihre verschiednen Darstellungsformen. Was oben von den Anschauungsformen gezeigt wurde, daß sie die unumgänglichen Bedingungen jeder Erfahrung seien, eben dasselbe gilt auch von den Verstandesformen. Was auch immer Gegenstand unsrer Erkenntniß sein mag, es muß uns in einem von ihnen geschaffnen Zusammenhange, in den Verhältnissen von Substanz und Accidens, Ursache und Wirkung u. s. w. erscheinen. Gerade weil diese Formen nicht empirischen Ursprungs, nicht von den Gegenständen abstrahirt, sondern apriorischer Natur sind, giebt es für uns keine Erscheinung, kein Object der Erfahrung, das außerhalb derselben fiele, das ohne deren Mitwirkung zustande käme. Aber eben deshalb haben sie auch an den Erscheinungen, an den Objecten möglicher Erfahrung ihre Grenze, über die hinaus ihre Anwendbarkeit nicht reicht. Was wir durch sie erkennen, sind immer nur Phänomena, nicht Noumena, nur Erscheinungen, nicht Dinge an sich. Allerdings liegt unsern Vorstellungen eine nichtsinnliche Ursache, ein transscendentes Ding an sich zu Grunde, und dieses liefert, indem es uns afficirt, in den Empfindungen den Stoff zu unsern Vorstellungen; zu diesem Stoffe aber fügen wir selbst die Form hinzu, und so sind denn die Vorstellungen, die wir vermöge der Anschauungs- und Denkformen daraus bilden, immer nur *unsre* Vorstellungen, die uns die Dinge nicht so zeigen, wie sie an sich sind, abgesehen von unsrer Art sie anzuschauen und vorzustellen, sondern nur so, wie sie *uns* unter den Bedingungen unsres Anschauens und Vorstellens sich darstellen, im Spiegel unsres Bewußtseins sich reflectiren. Die Beschaffenheit der den Erscheinungen zu Grunde liegenden Dinge an sich bleibt uns gänzlich unbekannt.

Es ist leicht ersichtlich, wie bedeutend diese Betrachtung der Dinge von jeder frühern Erkenntnißtheorie sich unterscheidet. Nahm man bisher im allgemeinen an, unsre Vorstellungen seien von den Dingen hervorgebracht, deren treue Ab-

bilder sie darstellten, so sind nach Kant gerade umgekehrt die erscheinenden Dinge zum größten Theil die Producte unsrer eignen Geistesthätigkeit. Er selbst vergleicht deshalb mit Recht sein Unternehmen in der Philosophie mit dem des Kopernikus in der Astronomie. „Bisher nahm man an, alle unsre Erkenntniß müsse sich nach den Gegenständen richten; aber alle Versuche, über sie a priori etwas durch Begriffe auszumachen, wodurch unsre Erkenntnisse erweitert würden, gingen unter dieser Voraussetzung zu nichte. Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unsrer Erkenntniß richten ... Es ist hiermit ebenso als mit den ersten Gedanken des Kopernikus bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternenheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen und dagegen die Sterne in Ruhe ließe."

Allerdings erheben sich gegen diese Weltanschauung manche ernsten Bedenken. Vor allem ist es die Lehre vom Ding an sich, welche die begründetsten Einwendungen erfahren hat. Auf der einen Seite hält man die Annahme eines solchen Dinges an sich überhaupt für eine Halbheit. Wenn die Gegenstände der Erfahrung doch wesentlich die Producte unsrer Erkenntnißformen sind, wenn das Ding an sich, wie Kant lehrt, für uns doch nichts weiter als ein negativer Begriff ist, ein Grenzbegriff, der die Grenze unsres Erkennens bezeichnet, wozu dann, so fragt man, überhaupt die Annahme solcher Dinge an sich, die für uns eine positive Bedeutung ja gar nicht haben? Und so hat denn Fichte den Kantischen Idealismus bis zur äußersten Consequenz, zum absoluten Idealismus ausgebildet, der unter Verwerfung eines von uns verschiednen Dinges an sich die Welt der Erscheinungen zu bloßen Producten unsres eignen Geistes macht. Auf der andern Seite läßt man zwar die Kantische Voraussetzung von der Realität des Dinges an sich gelten, stößt sich aber an seiner Unerkennbarkeit. Wie können wir von der Existenz der Dinge an sich etwas wissen, wenn uns ihr Wesen so absolut unbekannt ist, wie Kant es annimmt? Setzt nicht die Kenntniß von der Realität einer Sache auch irgend eine, und sei es auch eine noch so geringe, Kenntniß von dem Wesen dieser Sache voraus? Und dazu sollen die Dinge an sich uns nach Kant ja afficiren, in unsre Anschauungs- und Denkformen eingehen und so beim Zustandekommen der Erscheinungen mitbetheiligt sein. Liegt da nicht die Annahme nahe, daß man aus diesen Erscheinungen auch auf die darin erscheinenden Dinge an sich irgendwie sollte zurückschließen können? Ueberhaupt will es dem menschlichen Geiste, der doch die Erkenntniß der Dinge selbst zum Ziele hascht, wer eingehen, sich bei dem Gedanken zu beruhigen, daß diese Erkenntniß

für ihn unmöglich sei, daß seine eignen Erkenntnißformen sich gewissermaßen zwischen ihn und die Dinge stellen und diese ihm verhüllen. Und so sehen wir denn in der nachkantischen Philosophie allenthalben das Streben, diese Kluft zwischen Denken und Sein zu überbrücken, und wenn die einen Kants Idealismus weiter fortbildeten, so hielten sich die andern an die realistischen Elemente seiner Lehre vom Ding an sich und suchten von hier aus zu einer Erkenntnißtheorie zu gelangen, welche eine wirkliche Erkenntniß der Dinge zu erreichen imstande wäre.

Da auf der Apriorität des Raumes die Möglichkeit der geometrischen, auf der der Zeit die Möglichkeit der arithmetischen Urtheile beruht, so hat Kant mit dem Nachweis jener Apriorität der Anschauungsformen zugleich die Frage beantwortet: Wie ist reine Mathematik möglich? Ebenso hat mit der Darlegung der apriorischen Denkformen die Frage, wie reine Naturwissenschaft möglich sei, ihre Beantwortung gefunden; denn aus der Apriorität dieser Formen ergiebt sich die Giltigkeit der allgemeinen Grundsätze, welche aller Naturwissenschaft, aller empirischen Erfahrung zu Grunde liegen, z. B. des Satzes, daß alle Veränderungen nach dem Gesetz der Verknüpfung von Ursache und Wirkung geschehen. Es bleibt also von den drei Fragen, die Kant an die Spitze seiner Untersuchung gestellt hatte, noch die nach der Möglichkeit einer Metaphysik zu beantworten. Wie wir bereits oben sahen, beschränkt Kant unsre Erkenntniß auf die Gegenstände der Erfahrung. Da nun die Metaphysik sich gerade mit dem über die Erfahrung Hinausliegenden, dem Uebersinnlichen beschäftigt, so muß er natürlich die Möglichkeit einer Metaphysik in dem bisher geltenden Sinne verneinen. Dieses verneinende Urtheil begründet er nun im einzelnen, indem er die drei metaphysischen Wissenschaften, die rationale Psychologie, die Kosmologie und die Theologie, untersucht und den Nachweis führt, daß dieselben durchaus verfehlt seien, daß ihren Objecten theoretische Giltigkeit nur durch eine Logik des Scheins vindicirt werden könne. Von hervorragender Bedeutung ist hier besonders der Abschnitt, der die Widerlegung der rationalen Theologie enthält. Kant unterzieht in ihm die „Beweise für das Dasein Gottes“ einer äußerst scharfen Kritik, durch die er jene seit Jahrhunderten in unangefochtnem Ansehen stehenden Lieblinge der theologischen Speculation für immer vernichtet. Es ist dies wohl derjenige Theil des Buches, der die ausgedehnteste und tiefste Wirkung hervorgerufen hat; behandelt er doch einen Gegenstand, dem in den weitesten Kreisen des Volkes ein ganz andres Interesse entgegengebracht wird, als es die rein erkenntnißtheoretischen Fragen jemals zu erwecken vermögen. So schließt also die „Kritik der reinen Vernunft“ mit einem negativen Resultate ab, mit dem Ergebniß, daß die übersinnliche Welt für unser Erkennen unerreichbar ist, daß jenen metaphysischen Begriffen, an denen das höchste Interesse des Menschen haftet, den Ideen Gott, Freiheit, Unsterb-

lichkeit auf dem Wege theoretischer Verstandeserkenntniß Realität nicht gewährleistet werden kann.

Wäre dies aber das Endergebniß von Kants Philosophiren überhaupt, hätte er uns nichts weiter als die „Kritik der reinen Vernunft" hinterlassen, so wäre er freilich auch so in der Geschichte der Philosophie unsterblich; wenn aber das deutsche Volk den Namen Kant nennt, so denkt es dabei nicht nur an den Erneuerer der Erkenntnißtheorie, es denkt dabei vor allem und in erster Linie an den Reformator auf sittlichem Gebiete, an den Mann des kategorischen Imperativs, der mit ernster Stimme die Gewissen aufrüttelte und dem Worte „Pflicht" wieder die gebührende Achtung verschaffte. Wie wir sahen, hatte sich Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" die Untersuchung des menschlichen Erkenntnißvermögens zur Aufgabe gemacht, und diese Aufgabe hat er in seinem Werke gelöst; er hat den Verstand nach allen Richtungen hin durchforscht, seine Grenzen aufs genauste ausgemessen und ein vollständiges Inventarium seiner Besitzstücke aufgenommen. Wenn er dabei zu dem Resultate kam, daß dieser Verstand mit seiner Erkenntniß auf die Erfahrung beschränkt, daß die übersinnliche Welt für ihn unerreichbar sei, so hat er doch die Existenz einer solchen übersinnlichen Welt damit nicht in Abrede gestellt. So richtet sich z. B. seine Kritik der rationalen Theologie nicht gegen die Existenz Gottes selbst, sondern nur gegen ihre theoretische Beweisbarkeit, und indem er die wissenschaftlichen Beweise für Gottes Existenz widerlegt, widerlegt er zugleich ihre Kehrseite, die Beweise für seine Nicht-Existenz. Das Dasein Gottes ist wissenschaftlich weder zu beweisen noch zu widerlegen, so lautet das Ergebniß jener Kritik, und ganz dasselbe gilt auch von den übrigen Objecten einer übersinnlichen Welt. Sollte es also zu dieser übersinnlichen Welt einen andern Zugang geben als den Weg der theoretischen Verstandeserkenntniß, so wäre uns derselbe durch die Resultate der „Kritik der reinen Vernunft" durchaus nicht verlegt. Und einen solchen Zugang giebt es nach Kant, und er selbst zeigt ihn uns in seinen ethischen Schriften, besonders in seiner „Kritik der praktischen Vernunft." Der Mensch ist nicht nur ein erkennendes, sondern auch ein wollendes, ein handelndes Wesen, er hat, wie Kant sagt, nicht nur theoretische, sondern auch praktische Vernunft, und diese letztre ist es, durch die er die der Speculation gezognen Grenzen zu überschreiten imstande ist. Was das Erkennen vergebens erstrebte, die Pforte der übersinnlichen Welt zu öffnen, das vermag das sittliche Wollen. Bei allem unserm Wollen, sagt Kant, fühlen wir uns einem Sittengesetz unterworfen, das die praktische Vernunft uns giebt. Dieses Gesetz ist ein unbedingt, ohne Rücksicht auf einen andern Zweck gebietendes, das um seiner selbst willen beobachtet werden soll, ein kategorischer Imperativ. Sollen wir dieses Gesetz befolgen, so müssen

wir es auch befolgen können, dürfen nicht durch eine Naturnothwendigkeit an seiner Befolgung gehindert sein, d. h. wir müssen frei sein. So ist also die Freiheit, die auf theoretischem Wege nicht bewiesen werden konnte, durch das Gesetz der praktischen Vernunft sichergestellt. Auf dieselbe Art erhalten auch die beiden andern Ideen, Gott und Unsterblichkeit, für uns Realität. Der nothwendige Gegenstand jedes sittlichen Willens nämlich ist das höchste Gut. Dieses enthält aber, wie Kant sagt, ein Doppeltes, die Tugend und die ihr entsprechende Glückseligkeit. Die erstre, d. i. die völlige Uebereinstimmung des Willens mit dem Sittengesetz oder die Heiligkeit, kann aber von uns als sinnlichen Wesen nie erreicht werden, und da sie gleichwohl das Gesetz von uns fordert, so können wir uns ihr nur in einem unendlichen Fortschritte nähern. Dieser endlose Fortschritt ist aber nur möglich, wenn auch unser Dasein endlos ist, d. h. unter Voraussetzung der Unsterblichkeit. Was ferner den zweiten Bestandtheil des höchsten Gutes, die Glückseligkeit betrifft, so stimmt dieselbe nicht von selbst mit der Tugend überein, sondern hängt von Naturgesetzen ab, die durchaus nicht in unsrer Gewalt sind. Es kann daher diese nothwendige Uebereinstimmung nur durch ein Wesen hervorgebracht werden, welches selbst der Urheber von Natur- wie Sittengesetz ist, und dieses Wesen ist Gott. So sind es also die Thatsachen des sittlichen Lebens, welche jenen Ideen Realität verschaffen. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit müssen von uns angenommen werden, weil ohne sie Sittlichkeit unmöglich wäre; sie sind, wie Kant es ausdrückt, Postulate der praktischen Vernunft.

Da wir es hier nicht eigentlich mit Kants Ethik, sondern mit seiner „Kritik der reinen Vernunft" zu thun haben, so haben wir nur kurz den Gedankengang skizzirt, durch den er in seiner „Kritik der praktischen Vernunft" die Realität der für die theoretische Vernunft unerweisbaren Ideen gewinnt. Ganz übergehen durften wir die Ergebnisse seiner praktischen Philosophie nicht, weil dieselben zu den Resultaten der „Kritik der reinen Vernunft" die nothwendige Ergänzung bilden. Freilich wird diese Ansicht nicht allenthalben getheilt; von manchen Seiten haben jene Ergebnisse seiner Ethik Kant harte Vorwürfe eingebracht, Vorwürfe, die sich nicht selten sogar bis zu Verläumdungen steigerten. Man zuckte wohl mitleidig die Achseln darüber, daß er die metaphysischen Hirngespinnste, die er in der „Kritik der reinen Vernunft" glücklich hinausgeworfen, hier durch eine Hinterthür wieder hereingelassen habe, und er kam noch glimpflich weg, wenn man diesen „Abfall von dem Geiste der kritischen Philosophie" mit Schopenhauer nur als eine Folge seines Alters oder mit andern als eine Nachwirkung seiner streng religiösen Jugenderziehung ansah, die ihm jene Ideen zu tief eingeprägt habe, als daß er sich bei den negativen Resultaten seines Philosophirens hätte beruhigen können. Leider hat es auch nicht an solchen gefehlt, die ihn

geradezu der Unehrlichkeit ziehen, die ihn beschuldigten, er habe jene Resultate seiner praktischen Philosophie nur deshalb aufgestellt, um mit der Polizei nicht in Conflict zu gerathen, während seine wirkliche Ueberzeugung einzig und allein in seinem Hauptwerke, der „Kritik der reinen Vernunft", niedergelegt sei. Auch ganz abgesehen von Kants Charakter, den seine Reinheit vor solchen Verläumdungen unter allen Umständen schützen sollte, verrathen solche Aeußerungen nicht gerade ein sehr tiefes Eindringen ihrer Urheber in den Geist der Kantischen Philosophie. Wer diese Philosophie nur einigermaßen ernst studirt hat, dem kann der enge Zusammenhang zwischen Kants theoretischer und praktischer Lehre unmöglich entgehen. Seine theoretische Philosophie fordert geradezu seine praktische als ihre nothwendige Ergänzung, in der sie sich erst vollendet. Zu den Negationen, mit welchen jene abschließt, enthält diese die Positionen, und beide zusammen enthalten erst Kants vollständige Lehre, während jede ohne die andre nur ein Bruchstück wäre. „Ich mußte das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen," sagt Kant in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner „Kritik der reinen Vernunft", und er bezeichnet es damit selbst als einen Zweck dieses Werkes, durch seine Negationen Raum zu schaffen zum Aufbau einer positiven, einer ethischen Weltauffassung.

Man hat seit einigen Jahren, nicht selten mit übertriebner Geringschätzung der nachkantischen Leistungen, von den verschiedensten Seiten den Ruf ertönen lassen, es müsse auf Kant zurückgegangen, an ihn direct wieder angeknüpft werden, wenn die Philosophie zu neuem Leben erstarken solle. Und es ist wahr, der Eifer, mit dem sich seit dieser Zeit die philosophische Forschung auf Kant warf, hat nicht wenig zum Verständniß seiner Lehre beigetragen und der heutigen Philosophie manchen Impuls gegeben, der hoffentlich nicht ohne Früchte bleiben wird. Aber dieser Eifer hat sich hauptsächlich Kants Erkenntnißtheorie zugewandt, während seine Ethik unverdientermaßen ziemlich vernachlässigt wurde. Und doch verdiente es diese nicht weniger, daß man auf sie wieder zurückginge und in dem Wirrsal der ethischen Meinungen an ihr sich wieder orientirte. Wenn man erwägt, was heute alles unter der Flagge der Ethik segelt, wie vor allem Egoismus und Eudämonismus, die doch, sollte man denken, Kant für immer aus ihr verbannt hat, in ihr sich wieder breitmachen und Bürgerrecht verlangen, dann muß man von Herzen wünschen, es möchte endlich auch auf ethischem Gebiete die Parole ausgegeben werden, die auf dem der Erkenntnißtheorie schon so schönes gewirkt hat, die Parole: Zurück zu Kant!

Bonn. **Carl Gerhard.**

Paul Heyse.

4.

(Schluß.)

Der Erzähler Paul Heyse ist ohne Zweifel einer der populärsten Schriftsteller der Gegenwart — populär in jenem vornehmsten Sinne, daß seine erzählenden Dichtungen in den exclusivsten Kreisen der Gesellschaft gelesen werden und ihre Wirkung andrerseits so weit hinabreicht, so weit, nach den Bildungsvoraussetzungen, ein Verständniß für das psychologische Moment der Dichtung und für die künstlerisch verklärte Realität in besondern Lebenserscheinungen und Vorgängen vorhanden sein kann. Schwerlich darf der Dichter bei dem ganzen großen Publicum seiner „Novellen“ darauf rechnen, überall seine Intentionen erfaßt, seine Empfindungen getheilt zu sehen. Dennoch enthält beinahe jede seiner Novellen einen Vorgang, einen Charakter, einen geheimsten, schwer definirbaren Reiz, welcher das große Publicum fesselt und interessirt. Ganz gewiß hat daran die Erfindung einen so starken, ja stärkern Antheil als die Kunst und Feinheit des Vortrags, der Hauch und Duft der Stimmung in und über diesen Gebilden. Andernfalls wäre schwer erklärbar, daß ein guter Theil der aufrichtigen Bewundrer unsres Novellisten neben seinen besten Novellen mit den rohesten äußerlichsten Darbietungen so vieler andern vorlieb nehmen kann. Indeß legt der Dichter auch auf diese naiven Leser Werth, denn ganz ausdrücklich hat er betont, daß der Novelle eine starke Silhouette nicht fehlen dürfe, ganz ausdrücklich begehrt, daß deren Grundmotiv etwas Eigenartiges, Specifisches schon in der ersten Anlage verrathe. Es kann ihn also nie verletzen, wenn eine Gruppe seiner Leser auf die Geschichte als solche und unbekümmert um ihren poetischen Gehalt den höchsten Werth legt, und er würde darin vielleicht nur eine Bestätigung seines Princips finden, daß auch der innerlichste und reichhaltigste Stoff zunächst darauf geprüft werden müsse, ob er „ein Specifisches habe, das diese Geschichte von tausend andern unterscheidet.“ Die große Mehrzahl derer, welche die Novellen des Dichters genießen und bewundern, wenn sie auch nicht gerade mit dem Literarhistoriker Brandes die Novelle „Der letzte Centaur“ und die poetische Erzählung in Terzinen „Der Salamander“ für die besten Productionen Heyses auf epischem Gebiet erachten, werden doch auf die Originalität, die Grazie seiner Darstellung, auf die seltne Rundung und die glücklichen Proportionen seiner vorzüglichsten Erzählungen so gut ein Gewicht legen, als auf die Fülle echten Lebens, rührenden und ergreifenden Menschenschicksals, das in der langen Reihe dieser in zwölf Bänden gesammelten Novellen enthalten ist. Ja wir dürfen sogleich einen Schritt weiter gehen und geradezu aussprechen, daß dem Dichter aus der Betonung des

specifisch novellistischen Moments, eines Factums, das so, in diesem Zusammenhang, mit dieser Wirkung nur ein einzigesmal existirt, eine leicht erkennbare Gefahr erwachsen ist. Heyse ist auf diesem Wege zu einer kleinen Anzahl von Novellen gelangt, die als bedenklich abenteuerlich, psychologisch raffinirt und gelegentlich gespenstig spukhaft gelten müssen.

Soll daraus nun gefolgert werden, daß das Princip des Dichters zu verwerfen sei? Höchstens ließe sich doch fordern, daß er auch das Specifische wiederum einer Prüfung auf seinen allgemein poetischen Werth, seine poetische Gesundheit unterwerfe. Und welch ein Raffinement, welch ein Uebergewicht der Reflexion in der Natur eines Schaffenden würde mit dieser Forderung vorausgesetzt! Es ist einer der entscheidenden Beweise für die Isolirung, in welcher der wahrhafte Dichter sich in der Gegenwart befindet, daß das Gefühl für das poetische Muß, für die Macht der poetischen Phantasie, für den eigensten Reiz, welcher den Dichter lockt, einem Wege nachzugehen, an dessen Ende ein besondres Licht glänzt, so gut wie verloren gegangen ist. Man sagt wohl, der kleinen, der flüchtigen Production liege jenes dämonische Muß, jene höchste zwingende Gewalt, die den Schaffenden auf Tod und Leben in Erfassung großer Probleme, in die Ausführung großer Kunstwerke hineintreibt, nicht zu Grunde. Wer hat denn das künstlerische Muß so genau gemessen und gewogen, daß er hier mehr als ein instinctives, ein willkürliches Urtheil abgeben könnte? Im Verhältniß zum Umfang und zur Tiefe der Production mag das Muß für die kleinste Novelle so stark und so vollberechtigt sein wie das, welches die schaffende Kraft zum großen Drama, zum Epos oder Roman treibt, ja während für die großen Formen die Mitwirkung der Reflexion (wohlgemerkt der künstlerischen Reflexion!) gar nicht zu entbehren ist, kann für die kleinere Erzählung die gleiche Unmittelbarkeit, die gleiche Spontaneität des ersten Eindrucks, der zeugenden Stimmung gedacht werden, wie für das lyrische Gedicht. Mit alledem soll das Recht der Kritik, jede poetische Schöpfung nach bestem Wissen zu beurtheilen, nicht verkümmert, es soll nur wieder einmal festgestellt werden, daß nicht jede künstlerische Unzulänglichkeit oder Irrung, welche die Kritik erkennt, ohne weitres eine Verantwortlichkeit für den Dichter in sich schließt. Die frische Zuversicht des Schaffenden, den Stoff, der ihn ergriffen hat, frisch zu gestalten, bleibt die Grundlage aller Poesie, und bei einer im innersten Kern edeln und wahrhaften Natur ist wenig Gefahr, daß der Irrungen zu viele werden. Es gilt eben Goethes Wort, daß alles, was das Genie als Genie thue, unbewußt geschehe. „Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächsten Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann sich durch Reflexion und That nach und nach dergestalt hinaufheben, daß es endlich musterhafte Werke hervorbringt.“ Fügen wir hinzu: kein Talent ist sicher, daß es nicht gelegentlich von einer unerquicklichen Stimmung beherrscht, von einem unergiebigen Lebensvorgange oder einem ungesunden Problem angezogen werde. Aber das Talent ist andrerseits

sicher, daß es immer wieder zu innerlich gesunden, voll ergreifenden Handlungen und Menschengestalten und damit zu wohlthuenden Wirkungen zurückkehren wird, wenn seine Antriebe innerlich rein geblieben und seine zeugenden und bildenden Kräfte nicht erschöpft sind.

Machen wir vom allgemeinen Satz die besondre Anwendung auf Heyses novellistische Production, so ergiebt sich die Wahrheit des Gesagten. Wer könnte leugnen, daß keineswegs alle Erzählungen des Dichters die gleiche Bedeutung besitzen, keineswegs alle von jenem entzückenden Gleichmaß zwischen Gehalt und Ausführung sind, welches einige derselben als kleine Meisterwerke erscheinen läßt? Aber wer wollte andrerseits in Abrede stellen, daß doch die Mehrzahl dieser Novellen, in dem Stück Welt, das sie spiegeln, in der Eigenart menschlicher Natur, die sie offenbaren, ein volles Lebens- und Wirkungsrecht hat? Die moderne kurzathmige Hast, welche die Quintessenz zusammt der ganzen Entwicklung jedes Dichters und Künstlers in zwei oder drei leicht zu kennende Gebilde gebannt sehen möchte, versteigt sich wohl zu Albernheiten, wie jene: Heyse hätte sich begnügen sollen, zwei, drei Novellen („L'Arrabiata“, „Das Mädchen von Treppi“, vielleicht noch „Der Weinhüter von Meran“) zu schreiben, oder: man habe in „L'Arrabiata“ eigentlich die gesammte Heysische Novellistik. Echte Genußfähigkeit wird eben nur die eine und andre aus der großen Zahl für ganz entbehrlich erachten und sich dabei immer noch erinnern, welche geheimnißvollen, subjectiven, nicht bloß Neigungen, sondern Launen bei unsern Kunsturtheilen mitsprechen, wird im ganzen an dieser Fülle meist sonniger Lebensdarstellung reine Freude empfinden.

Die Mehrzahl der Heysischen Novellen sind, wie es in der Ordnung ist, Liebesnovellen. Vereinzelte Rückfälle hochwohlweiser Pädagogen und armselig nüchterner Naturen abgerechnet, bestreitet ja unsrer Poesie niemand das Recht mehr, die Menschengeschicke in ihrem entscheidenden Momente darzustellen. Für die Novelle zumal, für welche nur der Einzelne und sein Erlebniß, und Gesellschaften, Völker und Staaten höchstens im Hintergrunde existiren, wird sich unwillkürlich das Verhältniß des Mannes zum Weibe und umgekehrt, der Moment und tiefste Grund ihrer Anziehung und Abstoßung, die Concentration des Lebens in ein höchstes Erlebniß als der ausgiebigste poetische Vorwurf erweisen. Es ist allen Lesern gegenwärtig, in welcher Mannichfaltigkeit Heyse das uralte und ewige Thema behandelt, mit wie wechselnden Begebenheiten er das eine und ewige Geschick der Sterblichen verknüpft und wie tief er in die Verschiedenheit der menschlichen Seelen hinabsteigt, welche jeder Verallgemeinerung spottet und deren innerstes Gesetz eben darum nur vom Dichter erkannt werden kann. Indeß so reich und schier unerschöpflich Heyse in Liebesnovellen ist, andre Themen und Conflicte sind bei ihm nicht ausgeschlossen; selbst an einer Handlung, welche aus einem den ganzen Menschen verzehrenden und ihn gleichsam zu Stahl härtenden Rachegefühl hervorwächst, fehlt es in seinen Novellen nicht („Andrea

Delfin"). Die Einzelcharakteristik derselben, welche uns viel zu weit führen würde, müßte zunächst den Phantasiereichthum, die lebendige, warme Mitempfindung für die grundverschiedensten Charaktere und Lebensschicksale, die feine Spürkraft für den Kern in jeder Menschennatur und darum auch in jedem Schicksal, die vollendete Ineinanderwebung der Stimmungen rühmen, die der menschlichen Seele entsteigen und derer, die von der Außenwelt in die Seele hineingehaucht werden. Sie müßte als den Vorzug des Dichters seinen Glauben an den Adel der echten Natur wie der innerlich freien Bildung hervorheben. Fast alle seine Charaktere tragen eine unveräußerliche Selbstachtung in ihrem Busen, die nicht vor Irrungen und Kämpfen, aber vor dem Gemeinen bewahrt. Sie würde endlich die Virtuosität des Vortragstones hervorheben müssen, welche sich dem jeweiligen Stoff anschmiegt und alle Töne anzuschlagen versteht, ohne (was in den Dramen gelegentlich geschieht) den eigentlichen Grundton des Dichters zu verleugnen. Und sie würde jeden dieser Vorzüge mit zahlreichen Beispielen belegen können. Die eigenartigen Mängel, auch der novellistischen Dichtungen Heyses, würden daneben weit minder ins Gewicht fallen. Sie sind zum Theil schon in der Einleitung angedeutet worden. Eine übergroße Vorliebe des Dichters für körperliche Schönheit, eine stark hervortretende Neigung, die innerlich vornehmen Naturen vielfach in die Bedingungen einer sorglosen und arbeitslosen Existenz hineinzustellen, so daß man mit einem gewissen Scheine des Rechts von „Comfortnovellen" hat sprechen können und gewisse Leser Heyses sich in den hart arbeitenden, hart entbehrenden und dabei doch adlichen Menschenfiguren in den „Kindern der Welt" gar nicht zurechtzufinden vermochten; weiterhin die Lust Heyses an allerhand seltsamen, gewagten, verfänglichen Abenteuern und gelegentlich an peinlichen Problemen („Lottka", „Judith Stern", „Der Kinder Sünde der Väter Fluch"), zuletzt eine gewisse hier und da hervortretende Neigung des Dichters, das warm sinnliche Leben seiner Gestalten so zu verhüllen, daß sie in den Verdacht der Lüsternheit kommen können — alles das aber, doch nur vereinzelt und vorübergehend, gegenüber einem sichern Blick und hinreißender Fassungskraft für das Leben, seine Leiden und Wonnen, seinen ganzen Werth, wenn voll und recht gelebt wird.

Es ist eine mißliche Aufgabe, aus der großen Zahl der Heysischen Novellen diejenigen nennen zu sollen, welche die gedachten Vorzüge am stärksten entfalten, von den Mängeln am wenigsten zeigen. Wie leicht spielt hier dem Beurtheiler, auch dem, der manche Stimmen gehört und sein eignes Empfinden mit dem Empfinden andrer verglichen hat, die subjective Neigung einen Streich. Und an welche dem Dichter beim unbefangnen Leser ganz erfreuliche Zufälligkeiten heftet sich die stärkre Wirkung, die eine Novelle ausübt! Hier eine Gestalt, ein Gesicht, das an selbst geschaute mahnt, da der wundersame Duft, das Licht eines Tags im Gebirge oder auf den sonnigen Straßen italienischer Städte, hier eine Stimmung, die der Dichter aus der eignen Seele entwendet zu haben

scheint, und die er nur reiner, klarer zurückgiebt! Versuchen wir alle solche Momente zurückzudrängen und überlaufen die Reihe der Heysischen Novellen nur mit dem Blick auf vollendete Gestaltung, die reinste Durchbildung der Form einer von Haus aus poetischen und ergiebigen Erfindung, so treten zunächst die Novellen „L'Arrabiata", „Am Tiberufer", „Die Einsamen", „Das Mädchen von Treppi", „Die Stickerin von Treviso", „Annina", „Im Grafenschloß", „Der Weinhüter von Meran", „Das Bild der Mutter", „Die Reise nach dem Glück", „Geoffroy und Garcinde", „Die Wittwe von Pisa", „Das Ding an sich", das geniale Capriccio „Der letzte Centaur", „Frau von F." aus der Zahl der andern hervor. Doch demnächst überkommt uns die Erinnerung an manche andre, die in sich eine tiefre Leidenschaft, ein volles Stück Leben und Abenteuer oder eine jener fesselnden Frauengestalten birgt, welche unter allen modernen Dichtern Heyse am besten zu zeichnen versteht und somit Anspruch erhebt, in die Gruppe der besten gestellt zu werden.

Von der Novelle aus hat sich Heyse zum Roman erhoben. Der Entschluß, sich in breiter Weltdarstellung zu versuchen, kann einem Dichter von seiner Anlage und seinem besondern künstlerischen Naturell nicht ganz leicht geworden sein. Denn jedem Leser der Heysischen Novellen muß es klar werden, wie voll sich die eigenthümliche Kraft des Poeten und sein Sinn für künstlerische Anlage und festen künstlerischen Abschluß in den besten Novellen ausleben, wie eins mit sich selbst und sicher er in dieser Form auftritt. Gleichwohl giebt es für den Künstler keine Wahl, wenn ein größrer Stoff, der breite Anlage und Ausführung fordert, sich seiner Phantasie bemächtigt, wenn die poetische Idee im engen Rahmen nicht zu Recht gelangen kann. So trat Heyse mit seinem ersten Roman „Kinder der Welt" im Jahre 1872 hervor. Es war in gewissem Sinne eine verhängnißvolle Zeit, in welcher der Roman zuerst veröffentlicht ward. Mitten im Carneval jenes üppigen, frevelvollen Uebermuthes, der die unliebliche Folge des großen Jahres 1870 gewesen, mitten in der Gründer- und Schwindelperiode, welche alle andern Götter als die Götter Staat und Mammon aus ihren Tempeln treiben wollte und im Grunde auch den Gott Staat nur für eine Art Untergott des großen Mammon betrachtete, erschien Heyses Roman, der in seinem Grundcharakter in einem eigenthümlichen Gegensatze zu den frühern Schöpfungen des Dichters stand. Er war herber, ernster als irgend eine auch der tragisch verlaufenden Novellen, er spielte sich in Berliner Lebenskreisen und auf einem Hintergrunde ab, welcher die Wirkungen der sonnigen Landschaften, in die Heyse seine Novellen meist hineingestellt hatte, nicht haben konnte, er ergriff ein Problem, welches „zeitgemäß" schien und doch in dem Sinne, in dem es Heyse zu lösen suchte, nicht leicht unzeitgemäßer hätte sein können. Während die herrschende Stimmung der Durchschnittsmasse aus der Weltanschauung, zu der sich auch Heyse mit seinem Roman bekannte, aus der Abwendung vom kirchlichen Leben sich das Recht schöpfte, jeden reinen Sinn, Scham und Scheu bei Seite zu werfen, erhob

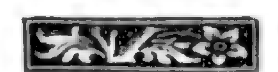
der Dichter die höchsten ethischen Forderungen und setzte von seinen „Kindern der Welt" voraus, daß sie das Goethische „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" um so voller ausüben, je gewisser ihnen nichts als das geblieben sei. Das empfindet man heute, wo der Lärm, der Heyses ersten Roman begrüßt, längst verhallt ist, stärker und sichrer als damals. Die „Kinder der Welt" stellen gleichsam einen poetischen Protest dagegen dar, den sittlichen Werth des Menschen nach seinem Verhältniß zu den Fragen des Jenseits zu messen, und führen eine ganze Reihe von Gestalten vor, welche es mit dem Gedanken, daß sie sich hier ausleben, hier ihr Dasein rechtfertigen müssen, bitter ernst nehmen und dabei doch das Leben als ein werthvolles Gut empfinden. Wir dürfen auf keine Controversen über den philosophischen Gehalt des Romans eintreten, er rührt an so ernste und tiefe Fragen, daß wir weit ausholen und uns mit jeder einzelnen Gestalt und jeder Sentenz auseinandersetzen müßten. Das Recht des Dichters, diese Dinge in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen, liegt einfach in seinem Rechte, das ganze Leben darzustellen, begründet. Was Menschen erfüllt und bewegt, beseligt und niederschmettert, auf ihre Charaktere und Schicksale tief einwirkt, kann an sich der poetischen Verwendung nicht entzogen werden und droht immer nur durch die Art der Behandlung, außerpoetisch zu bleiben. Heyse ist dieser Gefahr ausgewichen — aber auf Kosten seiner Idee. Die Erlebnisse des Hauptthelden, seine Liebesbeziehungen zu der unseligen Toinette und zu Lea König könnten beinahe (nicht ganz) von einem jungen Privatdocenten der ungläubigen Philosophie auf einen jungen Docenten der orthodoxen Theologie übertragen werden. Im allgemeinen läßt sich zunächst erinnern, daß in dem in Rede stehenden Roman Licht und Schatten verzweifelt ungleich vertheilt erscheinen. So wenig als alle Repräsentanten der von Paul Heyse befehdeten Anschauung und Gesinnung Lorinsers sind, so wenig zieht die vom Dichter vertretene Anschauung überall und immer Edwins und Balders, ja auch nur Marquards groß. Und wollten wir gelten lassen, daß der Poet, da er hier einmal Tendenzschriftsteller geworden, nur ein Repressionsrecht gegen die gläubigen Schriftsteller geübt habe, die von den Kindern der Welt bedenkliche Carricaturen zu entwerfen pflegen, so bleibt auch in seinem Sinne ein wunderbarer Widerspruch in der Seele und dem Verhalten seiner Hauptgestalten. Sie alle sind „Kinder der Welt, die nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen," sie alle bescheiden sich dabei, zu erfahren, „wie viel wir überhaupt zu wissen fähig sind und wo die ewig dunklen Abgründe liegen." In dieser Bescheidung, dünkt uns, sind sie nicht berechtigt, einen so hohen und aggressiven Ton anzuschlagen — sie wissen von den höchsten und letzten Dingen nicht mehr als die andern, die sich bescheiden, zu glauben. Doch läßt sich hier kein Schritt zu einem Urtheile thun, ohne sofort vom ästhetischen Gebiet hinweg auf andres Terrain zu gerathen. Rein als Kunstwerk betrachtet, leidet der Roman „Kinder der Welt" an stärkern Gebrechen als irgend welche andren Werke Heyses. Die Composition entbehrt der einheitlichen Geschlossen-

heit, die den Dichter sonst auszeichnet, die Handlung wird nur möglich durch stärkre äußere Unwahrscheinlichkeiten, als seine Erfindungen je aufgewiesen. Daß der Roman eine Fülle poetischen, zum Theil wundersam feinen Details enthält, daß er im allgemeinen den Kreis der Charakteristik, in dem sich Heyse bis dahin bewegt, energisch erweitert, wird niemand in Abrede stellen. Allein auch in der Stimmung ist der Dichter trotz gewisser vorzüglicher Momente im ganzen nicht so glücklich wie anderwärts. Es ist als ob die Abstractionen, welche er in den Gang seiner Geschichte hereinziehen muß, lähmend gewirkt hätten. Das schlichte, armuthselige Leben Edwins und Balders in dem Roman soll ein köstliches Idyll mitten im heißen, staubigen und weltstadtlärmigen Berlin sein, und doch will uns dabei nicht heimisch, nicht traulich zu Muth werden. Das Schicksal der durch ihr Blut, ihr unüberwindliches Naturell in schwere Conflicte geführten Toinette müßte uns mit tiefer und frommer Rührung ergreifen, und doch fröstelt uns meist dabei. Der schwere Eindruck, den verfehlte, resignirte, irregehende Existenzen, wie sie dieser Roman so vielfach aufzuweisen hat, in der Seele des Theilnehmenden zurücklassen, wird durch die letzten Entschlüsse und Bethätigungen dieser Gestalten kaum gelöst — an Mohrs innerlichen Frieden in seiner Vaterrolle, an Marquards Glück neben der behaglich ihre natürlichen Grenzen erweiternden Adele und andre Dinge dieser Art glaube wer kann. Der Humor, welcher Gestalten wie den wackern Berliner Schustermeister und Fortschrittsmann Gottfried Feyertag genießbar machen soll, schmeckt dünn und ein wenig ansäuerlich. Und mit einem Worte: der Stil, der meisterhafte Vortrag muß in den „Kindern der Welt“ einen viel größern Theil der Wirkung und des Respects, den das Werk einflößt, übernehmen als in irgend einer andern Schöpfung Heyses.

Es ist, als ob der Dichter mit seinem zweiten Roman „Im Paradiese“ (1876) auf sein eigenstes Gebiet zurückgekehrt sei und eine Fessel gesprengt habe, die er sich selbst angelegt. Die Luft, welche durch diesen Münchner Künstlerroman hindurchweht, läßt den Poeten und mit ihm seine Leser freier athmen, in diesem Roman sind thatsächlich, wie es im Widmungsgedicht heißt, „unscheinbare Wirklichkeiten mit Märchenduft umwebt,“ er ist voll aus Erlebniß und freudigen Antheil geschöpft. Der leichtre Ton, den trotz eines tiefernsten und, wie nicht verschwiegen sei, keineswegs unanfechtbaren Grundmotivs die Erzählung anschlägt, der wirkliche Humor, der hier Situationen und Gestalten beseelt, der unendlich größre Reichthum und die wohlthuendere Charakteristik in den meisten Nebenfiguren tragen über gewisse bedenkliche Theile der Composition rascher hinweg, als in den „Kindern der Welt.“ Die Totalität der Schilderung Münchens und seiner besondern Lebensatmosphäre, der Hintergrund des Romans wächst hier zu einer fast übergroßen Bedeutung an. Und in der Gestaltung ist es nicht unwesentlich, daß gewisse Nebenfiguren, Rossel, Rosenbusch, vor allem der Cornelianer Philipp Emanuel Kohle, der Oberlieutenant Schnetz, fast stärkre Sympathien einflößen als die Hauptgestalten von Felix und Irene, von Jansen und Julie. Jansens

Doppelthätigkeit, der Bildhauer mit der Heiligenfabrik, für den daneben „das Nackte die Kunst ist," gehört nicht zu den glücklichsten Einfällen des Dichters. Allein die frische Stimmung, welche das ganze Werk durchhaucht, die Fülle quellenden Lebens im gesammten Detail, die gewollte und unbewußte Wiederspieglung von tausend Eindrücken und Erlebnissen, die ihren alten Reiz und Zauber bewährt, läßt nicht leicht ein andres Gesammtgefühl aufkommen als die Freude an der Frische und der fortdauernden Leistungsfähigkeit unsres Dichters. Gerade dem Roman „Im Paradiese" gegenüber empfinden wir lebhaft, wie schlecht „diese Zeit" sich selbst kennt, wenn sie sich erzählen läßt, daß ihren Menschen die Sehnsucht nach individueller Bethätigung und persönlichem Glück abhanden gekommen oder nicht weiter von nöthen sei. Der brave Rosenbusch, der sich so tapfer durch den französischen Winterfeldzug von 1870–71 schlägt und dabei sein kleines Glück und seine kleine Kunst fein im Herzen bewahrt, drückt das wahre Verhältniß glücklich genug aus.

Was der Dichter noch zu geben haben mag, dürfen wir vertrauensvoll erwarten. Seine letzten Veröffentlichungen bezeugen, daß in manchem Leid und Schmerz die glückgewohnte Natur nicht gebrochen, sondern gestählt worden ist. Inzwischen aber reicht das, was wir heute in den Kreis unsrer Besprechung ziehen konnten, und was den „Gesammelten Werken" bis jetzt einverleibt ist, zu ernster Betrachtnahme und für die Gewißheit, daß hier ganz andre Elemente als diejenigen wirksam sind, aus denen man sich das Epigonenthum in der Literatur zu construiren pflegt. Die ganze Frage drängt sich in einen Satz zusammen, ob Heyse einer der ersten oder letzten Dichter seiner Art sei. Hoffen wir, trotz vielem, was dagegen zu sprechen scheint, einer der ersten, und halten an der Zuversicht fest, daß die deutsche Dichtung ihr letzes Wort noch nicht gesprochen habe!



Lauchstädt.

Ein Modebad vor hundert Jahren.

(Schluß.)

Krieg giebt in seinem schon angeführten Büchlein „Bad Lauchstädt sonst und jetzt" ein glaubwürdiges Bild von dem Lauchstädter Badeleben und der Zusammensetzung seiner Badegesellschaft im vorigen Jahrhundert. In keinem deutschen Bade jener Zeit, sagt er, sei der Gegensatz der beiden nach Wesen und Eigenthümlichkeit so verschiednen Bildungskreise, in denen das Leben und Treiben der Gesellschaft während des vorigen Jahrhunderts sich abgrenzte, so scharf hervorgetreten wie gerade in Lauchstädt. Während auf der einen Seite die äußerlich steife und

geschraubte, innerlich frivole französische Bildung, ein matter Abglanz des üppigen Lebens und der leichtfertigen Sitten von Versailles und von Dresden, in den adlichen Familien Sachsens, in den reichen Stiftsherren und hohen Militärs, in den Cavalieren und Hofdamen tonangebend vertreten war, fand auf der andern Seite die ungeschlachte Schwerfälligkeit der damaligen deutschen Bildung in den Schwärmen hallischer Studenten, die jeden Sommer in Lauchstädt ihr Wesen trieben, vollgiltige Repräsentanten. Beide verhielten sich auch hier als gesonderte, festgeschlossne Kasten, die nichts weiter mit einander gemein hatten als das gleiche Bestreben, sich ausschließlich geltend zu machen, und die gleiche Verachtung theils gegeneinander, theils gegen das gutmüthige, dumme Volk. Die dominirende Majorität in der Gesellschaft behauptete lange Zeit der vornehme Adel. „Man kann — heißt es in der Schrift ‚Lauchstädt, ein kleines Gemälde‘ (1787) — in der Allee nicht zwei Schritte gehen, ohne auf ein Kreuz zu stoßen, ohne einer Uniform zu begegnen, und einen Hern mit goldnem Knopf vor oder hinter sich zu sehen. Die Domherren, die Offiziers und die Kammerherren, sammt dem übrigen gelehrten und ungelehrten Adel, als da sind Kanzler, Hof-, Regierungs- und Kammerräthe und Assessoren, halten alle fest zusammen und bilden einen so dichten Cirkel, daß kein Mensch es wagen darf, sich unter sie zu mischen und durchzudringen.“ Diese stolze Abgeschlossenheit der aristokratischen Kreise erstreckte sich sogar auf die öffentlichen Vergnügungen und vor allem auf die gemeinschaftliche Tafel im Curhause, wo Rang und Etiquette ängstlich gewahrt wurden. Der Leser erinnert sich der zornigen, verächtlichen Schilderung, die Goethe im „Werther“ von den Menschen giebt, „deren ganze Seele auf dem Ceremoniell ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie sie um einen Stuhl weiter hinauf bey Tische sich einschieben wollen.“ Dies Bild, zu dem Goethe die Farben wohl hauptsächlich von dem geselligen Treiben in den höhern Beamtenkreisen am Reichskammergerichte in Wetzlar entlehnte, wie er es 1772 kennen gelernt hatte, muß in der Lauchstädter Badegesellschaft doppelt und dreimal so scharf ausgeprägt gewesen sein. Bei Tische herrschte hier die strengste Abstufung. Obenan wurden die Excellenzen placirt, dann folgten die Grafen, die Barone und so fort, und die Bürgerlichen machten den Beschluß. Bei den Bällen und Assembleen behandelte man noch in den achtziger Jahren Nichtadliche mit solcher Zurücksetzung, daß wiederholt Stimmen des Unwillens sich laut dagegen erhoben und eine Reihe darauf bezüglicher Anekdoten der Oeffentlichkeit preisgegeben wurden.

Etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts fanden sich, namentlich des Sonntags, hallische Studenten in Lauchstädt ein und feierten dort mit Sang und Klang ihre jubelnden Gelage. Sehr bald erging daher der Befehl, daß weder in der Allee noch innerhalb der Brunnengebäude geraucht, auch an diesen Orten nicht mit Peitschen geklatscht werden dürfe. Ebenso sollte niemand, gleichviel ob vom Civil oder Militär, mit Waffen erscheinen, eine Maßregel, die offenbar darauf berechnet war, bei etwaigen Reibungen zwischen den studentischen und den adlichen Kreisen ernstere Zusammenstöße zu vermeiden. Gegen unschädlichen Muthwillen der Studenten wurde möglichste Nachsicht geübt. Konnten doch die Lauchstädter Wirthe die Universität Halle mit ihren damals 1200 bis 1300 Musensöhnen geradezu als eine Quelle der Nahrung und des Wohlstandes betrachten. Namentlich seit das Theater in Lauchstädt seine Blüthe entfaltete, zogen sie an den Schauspieltagen in Schaaren von Halle, wo sie, dank dem dort herrschenden Pietismus, den Genuß des Schauspiels entbehrten, nach

Lauchstädt. Doch mußte auch oft genug gegen ihren Uebermuth, der freilich manchmal durch das anmaßende Auftreten der vornehmen Kreise provocirt sein mochte, eingeschritten werden. Besonders reich an Aeußerungen burschikosen Uebermuthes scheint der Sommer 1774 gewesen zu sein. Schon Anfang Juni machte der Brunnenmeister dem Amte die Anzeige: „Es haben am gestrigen Sonntage die Studiosi aus Halle vor dem großen Saale mit den Peitschen sehr stark geklatscht, sind mit brennenden Pfeifen in der Allee herumgezogen und in den Tanzsaal getreten, haben auch auf alles bescheidne Ersuchen, daß dieselben doch solches unterlassen möchten, damit die hochansehnliche Badegesellschaft nicht so irritiret würde, gar nicht reflectiret.“ Im Laufe des Sommers nahm der Uebermuth zu. Anfang Juli benachrichtigte der Prorector der hallischen Universität den Justizamtmann, daß einige unruhige Studiosi beabsichtigten, am morgenden Sonntage auf der Lauchstädter Promenade wieder Lärm zu machen. Darauf wurde sofort ein militärisches Commando nach Lauchstädt erbeten und auch abgesandt; zugleich wurden die Wirthe, bei denen die Studenten vorzugsweise einzukehren pflegten, angewiesen, die Ankommenden nachdrücklich zu verwarnen. So blieb die Ruhe diesmal erhalten. Doch wurde seitdem für alle Zukunft bestimmt, daß jedes Jahr während der Badezeit zur Aufrechterhaltung der Ordnung ein kleines Militärcommando von Merseburg nach Lauchstädt beordert werden sollte. Anfangs begnügte man sich mit einem Unteroffizier und sechs Mann: in den neunziger Jahren kam es aber gelegentlich zu so ernstlichen Reibungen, daß diese Wache verdoppelt wurde, und einmal, als die Studenten gar, nachdem sie vergebens eine Herabsetzung der Theaterpreise verlangt, im Juli 1795 den Eintritt zur Vorstellung des „Abällino“ mit Gewalt erzwungen hatten, wurde sogar außerdem ein Cavalleriecommando requirirt. Eine schlimme Zeit für die Lauchstädter Wirthe waren die Jahre 1798 und 1799. Die kurfürstlichen Aemter zu Merseburg und Lauchstädt und sämmtliche umliegende Dorfgerichte erhielten 1798, infolge eines besondern Antrages der preußischen Behörden, den Befehl, diejenigen Studenten, „so die zu Halle unter dem Namen Commerce seit einiger Zeit eingerissenen, mit den größten Ausschweifungen der Trunkenheit und unsittlichen, gotteslästerlichen Gesängen verbundenen Trinkgelage in den benachbarten Dörfern zu begehen pflegten,“ daselbst festzunehmen und an das Universitätsgericht zur Untersuchung und Bestrafung abzuliefern. Diese Vorkehrungen hatten den unerwünschten Erfolg, daß Lauchstädt in den akademischen Bann — der studentische terminus technicus lautet etwas kräftiger — gethan wurde. Die Bürgerschaft von Lauchstädt empfand dies schmerzlich und bat im November 1799 den Kurfürsten um Aufhebung der harten und doch unnützen Polizeimaßregeln. „Die hiesigen Einwohner, erklärten sie, haben von den hallischen Studenten viel Geld verdient, und man hät daher kleine Unannehmlichkeiten gern übersehen; in diesem und dem vorigen Jahre aber hat sich beinahe kein Student hier sehen lassen und ist alles wie todt gewesen.“ Es gelang denn auch, die trotz ihres Muthwillens unentbehrlichen Gäste zurückzuführen. Später, als in Halle selbst ihnen bequemere Gelegenheit, das Theater zu sehen, geboten wurde, entwöhnten sie sich allmählich des ihnen so lieb gewordnen Ausflugs.

Bereits seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren aber neben der „hochansehnlichen Gesellschaft“ auch kleine bürgerliche Kreise in Lauchstädt aufgetaucht, die mit einem gewissen Selbgefühl, mitunter nicht ohne stolze Prätension, wenigstens vorübergehend Beachtung und Anerkennung beanspruchten. Es waren

dies Vereinigungen wohlhabender Familien aus dem Kaufmanns- und dem Beamtenstande, auch wohl strebsame jüngere Männer, die sich eifrig um eine gelehrte akademische Celebrität gruppirten oder einer literarischen Größe als erwünschtes Relief dienten. In solcher Weise bildete 1757 Gellert, 1763 Gottsched, der mit seiner „Frau Eheliebsten" das Bad besuchte, 1788 Gleim den Kern besondrer Gesellschaftsgruppen. Dabei mögen manche zarten Verbindungen eingeleitet und beschlossen worden sein, denn, wie es in der Novelle „Der Kommersch zu Lauchstädt oder das schöne Abentheuer" (1800) heißt, nicht nur „gebrechliche Mütter und Tanten" fanden sich in Lauchstädt ein, sondern auch „frische, blühende Töchter und Niecen," die „durch Tanz und Minnespiel" sich da erheitern wollten.

Einer Herzensverbindung wenigstens sei hier gedacht, die in Lauchstädt geschlossen wurde: der Verlobung Schillers mit Lotte v. Lengefeld. Unter einer der beiden prachtvollen Linden, die vor dem Brunnen stehen — es sind dieselben noch, die 1710 bei der ersten Fassung der Quelle gepflanzt wurden — soll Schiller am Morgen des 3. August 1789 Lotten seine Liebe und den Wunsch sie zu besitzen gestanden haben. Ganz so romantisch, wie die Lauchstädter Legende die Sache darstellt, hat sie sich freilich nicht zugetragen. Die beiden Schwestern Lengefeld, die Schiller seit den glücklichen Sommerwochen, welche er das Jahr zuvor in Volkstädt bei Rudolstadt mit ihnen verlebt, nicht wiedergesehen hatte, hatten endlich, nachdem andre Pläne durch die Mutter vereitelt worden waren, die Hoffnung eines Wiedersehens an einen Badeaufenthalt in Lauchstädt geknüpft. Am 10. Juli brachten sie auf der Durchreise durch Jena einen Abend in großer Gesellschaft mit Schiller zu, eine gänzlich verunglückte Begegnung, bei der Lotte einigermaßen zu der Rolle des Fräulein B. im „Werther" verurtheilt gewesen zu sein scheint. Die Rücksicht auf eine von Standesvorurtheilen befangne Umgebung, welche die Liebenden beide verachteten und welcher Lotte doch ängstlich Rechnung tragen mußte, verkümmerte die Freude dieses Wiedersehens vollständig. Um so dringender luden die Schwestern Schillern ein, sie in Lauchstädt zu besuchen, er folgte Anfang August ihrer Aufforderung, reiste dann zu seinem Freunde Körner nach Leipzig, und, wie allerdings aus einem Briefe, den er noch am Abend des 3. August von Leipzig aus an die Schwestern nach Lauchstädt sandte, hervorgeht, hatte Schiller am Morgen desselben Tages gegen die Schwester der Geliebten sein Herz geöffnet. Lotte gab ihr Jawort schriftlich in ihrer Antwort auf diesen Leipziger Brief, und am 7. August fand dann die erste Begegnung der Verlobten in Leipzig statt.

So verschieden aber auch die gesellschaftlichen Kreise waren, die in Lauchstädt zusammentrafen, so schroff sie sich auch im allgemeinen gegenüberstanden, kein andrer Badeort war auch so geeignet, diese Gegensätze durch ein gemeinschaftliches Interesse einander näher zu bringen und sie wenigstens an ihrer äußersten Peripherie zu versöhnen, wie gerade Lauchstädt. Dieser Ausgleich vollzog sich in dem magischen „Berührungs- und Indifferenzpunkte," welchen Jahrzehnte lang das Lauchstädter Theater bildete.*)

Die erste Nachricht von einem Schauspiel in Lauchstädt stammt aus dem Jahre 1761. Damals meldete sich beim kurfürstlichen Amte „ein Komödiant, Namens Johann Ernst Wilde, aus Leipzig gebürtig, welcher mit sehr guten

*) Zur Lauchstädter Theatergeschichte findet sich mancherlei Material, außer bei Krieg, namentlich in Loepers Vorbemerkung zu Goethes Vorspiel „Was wir bringen," in Pasqués Buch „Goethes Theaterleitung in Weimar" (Leipzig, 1863) und in der Biographie des Schauspielers Pius Alexander Wolff von M. Martersteig (Leipzig, 1879).

Attestatis versehen war." Er hatte an verschiednen kleinen Höfen gespielt, zuletzt in Dessau, und war dort von dem Prinzen von Anhalt, der im Begriff stand, das Lauchstädter Bad zu besuchen, veranlaßt worden, sich ebenfalls dahin zu begeben. In seiner Eingabe spricht Wilde den Wunsch aus, wöchentlich einige Male mit Komödien, so er auf eine besondre Art durch Marionetten aufzuführen wisse, aufzuwarten, und wollte daher unterthänigst gebeten haben, ihm zu diesem Behuf das auf der Allee befindliche lange Gebäude gnädigst zu concediren. Nächst ihm wären noch sechs Personen, die er zu gedachtem Schauspiel nöthig hätte, welche sich überall eines ehrbaren und unsträflichen Lebens beflissen. Er werde keine Zoten und Possen, sondern vielmehr die besten, und meistens des Prof. Gellerts theatralische Stücke aufführen, sei auch nicht Willens, in gedachtem Gebäude ein ordentliches Theater aufzubauen, sondern brauche nur einen Raum von 4 bis 5 Schritten. Da die Badegäste insgesammt sich für ihn verwandten, so wurde Wildes Gesuch von der Stiftsregierung genehmigt, und er spielte täglich mit Ausnahme der Sonntage, an denen der ihm überlassne Raum zu den üblichen Tanzvergnügungen gebraucht wurde. In den sechziger und siebziger Jahren wurde wiederholt Komödianten die Erlaubniß zu Aufführungen ertheilt, die in dem Saale eines Privathauses stattfanden. 1776 erhielt der Director Friedrich Koberwein, der das Jahr zuvor in Dresden auf dem Linkischen Bade und in Pillnitz vor dem Kurfürsten „mit vieler Approbation" gespielt hatte, die Concession für Lauchstädt und spielte dann mehrere Jahre hinter einander in einer besonders für ihn erbauten hölzernen Bude, die bereits auf demselben Platze stand, wo sich gegenwärtig noch das Theater befindet. 1785 endlich bat Joseph Bellomo, der Director der berühmten damals in Weimar stationirten Schauspielergesellschaft, bei der Stiftsregierung um die Erlaubniß, an der Stelle, wo früher die Koberweinsche Bude gestanden, ein bretternes Comödiantenhaus aufzuführen und während der Badezeit theatralische Vorstellungen zu geben. Sein Gesuch wurde ihm zunächst auf drei, nach deren Ablauf nochmals auf neun Jahre gewährt. Doch sollte er von der Verlängerung seines Contractes nur einen kleinen Theil ausnutzen. Als 1790 Herzog Carl August, auf Goethes Betrieb, ein eignes Hoftheater errichtete, dessen Leitung Goethe übernahm, und Bellomo zu Ostern 1791 mit seiner Gesellschaft genöthigt war, anderweitiges Engagement zu suchen, trat natürlich das neue weimarische Hoftheater auch in Lauchstädt an Bellomos Stelle, und bereits im Sommer 1791 begann es in Bellomos Bude, die die weimarische Direction für 900 Thaler an sich gebracht hatte, seine Vorstellungen.

Hiermit beginnt die Glanzzeit des kleinen Lauchstädter Theaters. Der Aufschwung, den die weimarische Hofbühne, anfangs unter Goethes Leitung allein, seit 1795 durch die vereinte Thätigkeit Goethes und Schillers nahm, fand sein Abbild in bescheidneren Umrissen und Grenzen in Lauchstädt. Das Theater erlangte in dem kleinen Badeorte eine solche Wichtigkeit, daß es beinahe den Anschein gewann, als kämen die Fremden nicht mehr der Cur und des geselligen Lebens, sondern nur des Theaters wegen her. Wenn die Schauspieler aus Weimar eingetroffen waren, begann die Saison, mit dem Schlusse der letzten Theatervorstellung endigte sie. Die Künstler selbst kehrten trotz der engen, unbequemen Raumverhältnisse, in die sie sich fügen mußten, jedes Jahr von neuem gerne wieder nach Lauchstädt zurück, denn die Zeit dieses Gastspiels war für sie nicht nur eine Zeit der Erholung, behaglichen, zwanglosen Lebens und reichlich gespendeter Anerkennung, sondern sie hatten auch Gewinn für ihre künstlerische

Thätigkeit davon. Die Lauchstädter Sommermonate boten der Weimarer Gesellschaft alle Vortheile einer Wandertruppe ohne deren Schattenseiten. Goethe selbst erklärt es in den „Tag- und Jahres-Heften" (1791) für einen großen Vortheil, daß die neubegründete Weimarer Gesellschaft des Sommers in Lauchstädt habe spielen können. „Ein neues Publicum, aus Fremden, aus dem gebildeten Theil der Nachbarschaft, den kenntnißreichen Gliedern einer nächst gelegenen Akademie und leidenschaftlich fordernden Jünglingen zusammengesetzt, sollten wir befriedigen. Neue Stücke wurden nicht eingelernt, aber die ältern durchgeübt, und so kehrte die Gesellschaft mit frischem Muthe im October nach Weimar zurück." Auch 1794 und 1795 hebt er es wieder als einen doppelten Vortheil der Lauchstädter Monate hervor, „daß eingelernte Stücke fortgeübt würden, ohne dem Weimarischen Publikum verdrießlich zu fallen," daß die Schauspieler in Lauchstädt „durch Enthusiasmus belebt und durch gute Behandlung in der Achtung gegen sich selbst gesteigert worden seien" und daß dies sehr zur Anfrischung ihrer Thätigkeit beigetragen habe, „einer Thätigkeit, die, wenn man dasselbe Publicum immer vor sich sieht, dessen Charakter, dessen Urtheilsweise man kennt, gar bald zu erschlaffen pflegt."

Unter den Schauspielern, die das neue weimarische Ensemble bildeten: Becker, Krüger, Vohs, Malcolmi, Graff, Genast, Beck, Caroline Jagemann, Amalie Malcolmi und andern, zu denen sich später Unzelmann und Pius Alexander Wolff gesellten, war bald der allgemeine Liebling des Publicums, wie in Weimar, so auch in Lauchstädt, Christiane Becker, geb. Neumann, der Goethe nach ihrem frühzeitigen Tode (1797) in der herrlichen Elegie „Euphrosyne" ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Als noch nicht dreizehnjähriges Mädchen — geboren war sie am 15. December 1778 — verlor sie 1791, kurz vor der Auflösung der Bellomoschen Gesellschaft, ihren Vater, der zu dieser Truppe gehört hatte, und flehte Goethe, wie er selbst erzählt, um Ausbildung an. Er nahm sich ihrer darauf mit besonderm Eifer an, da sie bereits seit ihrem neunten Jahre Interesse erregt und Proben ihres ausgesprochnen Talents gegeben hatte. Noch in demselben Jahre, 1791, studirte er ihr selbst die Rolle des Arthur in Shakespeares „König Johann" ein, in der sie sofort die allgemeinste Theilnahme erregte. Goethe versichert, sie habe in dieser Rolle so wunderbare Wirkung gethan, daß es nur seine Sorge habe sein müssen, die übrigen mit ihr in Harmonie zu bringen. Später gehörte zu ihren Hauptrollen Minna von Barnhelm, Marianne in den „Geschwistern", Emilia Galotti, Amalia in den „Räubern", Prinzessin Eboli, Blanca im „Julius von Tarent", Clärchen im „Egmont" und Ophelia. Wieland urtheilte über sie, daß, wenn sie nur noch einige Jahre so fortschritte, Deutschland nur eine Schauspielerin haben würde. Im Sommer des Jahres 1793 heiratete sie in Lauchstädt den Weimarer Schauspieler Becker. Diese frühzeitige Ehe wurde verhängnißvoll für sie. Nachdem sie ihrem Manne zwei Töchter geboren, wurde sie 1796 brustleidend, und ihr Zustand wurde bald so gefährlich und hoffnungslos, daß Goethe ihren Verlust für das Theater in nicht allzuweiter Ferne voraussehen mußte. Das ganze schöne Ensemble des Weimarer Theaters im Lustspiel, wie im Schau- und Trauerspiele war durch ihre Krankheit zerrissen, und Ersatz war lange Zeit nicht zu beschaffen. Im Frühjahr 1797 entzog sie ein starker Krankheitsanfall für längere Zeit ganz der Bühne, vor Schluß der Saison trat sie in Weimar noch einige Male auf, zuletzt am 14. Juni als Ophelia, dann ging sie mit ihrem Manne und der Gesellschaft nach Lauchstädt und spielte auch dort noch einige Male, so daß man

anfangs hoffte, ihr Zustand werde sich bessern. Doch verschlimmerte sich ihr Leiden so, daß sie am 18. August kaum noch, im bequemsten Reisewagen des Herzogs, nach Weimar gebracht werden konnte. Dort starb sie am 22. September, nachdem sie vier Wochen zuvor noch ihr zweites Töchterchen durch den Tod verloren. Goethen traf die Nachricht im October auf einer Reise, die er in die Schweiz unternommen. An Böttiger, der ihn über die Lücke, die ihr Tod gerissen, zu trösten gesucht haben mochte, schrieb er am 25. October von Zürich aus: „Ich leugne nicht, daß der Tod der Becker mir sehr schmerzlich gewesen. Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust, fürs Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet; sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten; ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelungen seyn möchte." Die letzten Worte zeigen, daß er alsbald nach Empfang der Todesnachricht die Elegie auf seine geliebte Schülerin gedichtet haben muß. Euphrosyne nennt er sie darin, weil er sie in dieser Rolle einer der drei Grazien zuletzt im „Petermännchen", einer tragikomischen Zauberoper, in Weimar gesehen hatte.

Zu dem Lauchstädter Theaterpublicum stellte natürlich, wie schon angedeutet, ein Hauptcontingent die hallische Studentenschaft. Namentlich seit Schillers erste Stücke über die Bühne gingen, zog es sie unwiderstehlich nach dem durch den Besitz eines Theaters bevorzugten Nachbarstädtchen. „Es traf sich gerade einmal" — erzählt ein Badegast in dem oben angeführten „Gemälde" —, „daß ich nach Halle reiste und an dem Tage Kabale und Liebe in Lauchstädt gegeben wurde. Hab' ich je eine lebhafte Straße gesehen, so war es diese. Eine Kette von Reitern, Fußgängern und Wagen dehnte sich auf dem ganzen Wege aus, das eine Ende davon war Lauchstädt, das andre Halle. Die ganze Landschaft empfing dadurch ein gewisses Leben, das mich sehr vergnügte. Man kann es mit Gewißheit berechnen, daß wöchentlich wenigstens 300 Studenten in Lauchstädt sind, und diese Zahl ist sehr mittelmäßig angenommen, weil ich selbst bei einem einzigen Einwohner von Lauchstädt 300 auf einmal beisammen gesehen habe." Diese „leidenschaftlich fordernden Jünglinge," wie Goethe sie in der herablassenden Gönnersprache seines Alters nennt, hielten sich aber im Theater schadlos für den Zwang, der ihnen auf der Allee und im Cursaale auferlegt war. Sie behaupteten in Lauchstädt das Parterre, wie die Jenenser in Weimar und die Leipziger in Leipzig, waren gewiß eben so stürmisch in ihren Beifalls- wie in ihren Mißfallensbezeugungen und versagten sich natürlich auch im Theater nicht allerhand renommistische Streiche. Die Jenenser hielt in Weimar, wenn sie gar zu tumultuarisch Kritik übten, Goethe selbst im Zaum; in Lauchstädt war die Freiheit ihrer Meinungsäußerung völlig unbehindert. Wenn der Schauspieler Beck bei Beginn der Saison, Anfang Juli 1797, nach Weimar berichtet: „Im ganzen behagt uns Lauchstädt jährlich mehr. Es herrscht Ruhe und Aufmerksamkeit im Parterre; wir gewöhnen uns fast daran, Weimar weniger zu vermissen," so kann sich dies nur auf die Studentenschaft und die gelegentlichen Ausbrüche ihres Muthwillens beziehen. 1799, als infolge der oben erwähnten kurfürstlichen Verordnung eine gereizte Stimmung unter den Studenten herrschte, vermißte man sie trotzdem schmerzlich im Theater. Ein Brief des Schauspielers Haide an die weimarische Direction sucht den Grund ihres Fernbleibens offenbar

an falscher Stelle, wenn er am 14. Juli 1799 schreibt: „Die durch Ifflands in Leipzig und Sr. M. des Königs Anwesenheit in Dessau bewürkte Erschöpfung der Studentenbörsen verspricht uns leere Bänke im Schauspielhaus und folglich keinen angenehmen Sommeraufenthalt.“ Welch tollen Unfug aber diejenigen, welche kamen, damals verübten, mag folgender Bericht des Schauspielers Becker zeigen, den dieser am 28. Juli 1799 an die Direction sandte: „Schon seit mehreren Vorstellungen hatten andere Schauspieler die Erfahrung gemacht, daß Kirschkörner auf das Theater geworfen wurden, ja von einem sagt man, daß er durch das ganze Stück soll wirklich getroffen worden sein — und er hat es ertragen! Auch wurden während [zwischen?] den Acten alle grünen Blätter, welche in den Kirschkörbchen liegen, über das Orchester weg aufs Theater geworfen, so daß man, wenn der Vorhang aufging, wie in einem grünen Garten war. Daß dieses so eine Weile hingegangen, hatte die Herren kühn gemacht, und so machten sie denn vor Anfang der ‚Räuber‘ solch einen Lärm, wie ich ihn Zeit meines Lebens noch nicht in einem Schauspielhause erlebt. So arg war's, daß sich niemand von den Badegästen in den Logen durfte sehen lassen, denn sie wurden ausgepfiffen und mußten 'runter. Die Wache, welche Ruhe gebot, wurde ausgelacht, und so fort. Es war der Auswurf der Universität hier, und da konnte es nicht anders kommen. Wie der zweite Act anging und ich meinen Monolog hielt, kam mir ein Kirschkern auf den Tisch, an welchen ich saß, geflogen. Ich stand auf und trat vor und sagte zu einem Trupp, der vorn am Orchester saß und Kirschen aß: „Was soll das? Kirschkerne auf das Theater zu werfen!“ in einem festen und befehlenden Ton, welchen ich so ganz in meiner Rolle als Franz Moor inne hatte. Sie fingen an zu pochen, aber alles zischte: ‚Stille!‘ — Wie es stille war, ging ich in meiner Rolle weiter und durch das ganze Stück herrschte Ruhe und Stille, wie niemals. Nach der Vorstellung brachten mir die Studenten, welche selbst höchst unzufrieden über den Auswurf unter ihnen sind, ein Vivat vor meiner Thür, und hat sich bis jetzt keiner wieder unterstanden, Kirschkerne oder Blätter auf das Theater zu werfen. Viele unsrer Gesellschaft glaubten, die Studenten würden mir mein Haus stürmen, aber solche ungezogne Bursche haben dazu keine Courage, und muß man solche Dinge und solche Mißhandlungen nicht ungestraft hingehen lassen. Sollte es aber noch einmal geschehen, was ich aber nicht glaube, so lasse ich aufhören und die Gardinen herunter und halte eine Rede, wo ich die Gutgesinnten gegen diese gemeinen Bursche anfeuern will, daß sie höchst beschämt werden sollen.“

Freilich wurde dem Unfug der Studenten durch die traurige Beschaffenheit des Theatergebäudes ein gewisser Schein der Berechtigung verliehen. In demselben Schreiben, in welchem Becker von der Kirschkernkanonade erzählt, berichtet er auch über einen Ausflug, den er die Woche zuvor nach Dessau unternommen, schildert voll Neid die vortreffliche Einrichtung des Dessauer Theatergebäudes und die wesentlich günstigern Gagenverhältnisse und Engagementsbedingungen der dortigen Schauspieler. Dann fährt er fort: „Unser Theater hier in Lauchstädt ist so übel beschaffen, daß es, sowohl auf dem Theater, als auf dem Platz der Zuschauer einregnet, und in unserer Mannesgarderobe können wir gar nicht mehr bleiben, wenn es regnet. Wenn kein neues Haus gebaut werden wird, so wird zum künftigen Jahr dieses neu gedeckt werden müssen. Die Studenten nennen es nur eine Schafhütte, drum fällt auch die Achtung weg, auf die wir Anspruch machen können, weil wir in einem so elenden Hause spielen, in dem sich nichts gut ausnimmt.“ Wie richtig der Vergleich mit einer Schafhütte war,

sieht man, wenn man Goethes Beschreibung aus den „Tag- und Jahresheften“ von 1802 daneben hält: „Ein paar auf einem freien Platz stehende hohe Brettergiebel, von welchen zu beiden Seiten das Pultdach bis nahe zur Erde reichte, stellten diesen Musentempel dar, der innere Raum war der Länge nach durch zwei Wände getheilt, wovon der mittlere dem Theater und den Zuschauern gewidmet war, die beiden niedrigen schmalen Seiten aber den Garderoben.“

Der Plan, anstatt dieser alten Bellomoschen Bude, in der man nun seit 1791 noch immer spielte, ein neues Theater zu erbauen, bestand seit mehreren Jahren. Schon am 25. Juli 1797, vor dem Antritt seiner Reise, hatte Goethe eine Eingabe an den Kurfürsten nach Dresden gesandt und um die Erlaubniß zum Bau eines neuen Hauses und um Verlängerung der Concession auf weitre zwölf Jahr, von 1799—1811, nachgesucht. Da der Platz zum Theater früher nur unter der Bedingung überlassen worden war, daß man denselben auf Erfordern durch Wegreißen des Hauses wieder räumen wolle, so kam es, wenn das Unternehmen gesichert und die Kosten des Baues, welche die weimarische Regierung gern tragen wollte, mit der Zeit gedeckt werden sollten, vor allem auf eine Verlängerung der Concession an. Der überaus schleppende Geschäftsgang verzögerte aber die Resolution des Kurfürsten bis zum November 1798. Wie dann endlich zum Baue geschritten wurde, erzählt Goethe selbst in den „Tag- und Jahresheften.“ Weimarische Baumeister, die damals am Schloßbau in Weimar beschäftigt waren, erhielten den Auftrag, einen Riß anzufertigen, der dem gerade wegen der Einrichtung des weimarischen Theaters anwesenden Prof. Thouret aus Stuttgart vorgelegt wurde. Infolge verschiedner Umstände, namentlich infolge des nachträglich aufgetauchten Wunsches, an dem zu erbauenden Hause auch das unbezweifelte Grundeigenthum sich zu sichern, verzögerte sich aber der Bau bis zum Jahre 1802. Erst im Februar dieses Jahres wurde mit der Arbeit begonnen. Im März lag zwar, wie Goethe selbst erzählt, „das accordirte Holz noch bei Saalfeld eingefroren.“ Anfang Juni aber, als das Mauerwerk vollendet und das Holz aufgesetzt war, ging Goethe nach Jena und schrieb dort in etwa acht Tagen das Vorspiel „Was wir bringen,“ mit dem der Neubau eingeweiht werden sollte. Die letzte Hand legte er in Lauchstädt selbst an die Dichtung, und am Abend des 26. Juni 1802 konnte, obwohl am Morgen noch in dem neuen Hause gesägt und gehämmert worden war und die Schauspieler bis zur letzten Stunde memorirten und übten, das Vorspiel, dem Mozarts „Titus“ folgte, glücklich vom Stapel gehen. Unter den Zuschauern dieses Abends waren Friedrich August Wolf, Reichardt, August Wilhelm Schlegel, Schelling, Hegel und Frommann. „Das Wetter begünstigte uns, und das Vorspiel hat Glück gemacht“ schreibt der Dichter zwei Tage darauf an Schiller.

In der Geschichte des Lauchstädter Bades bezeichnet dieser Tag in jeder Beziehung den Höhepunkt. Noch heute lebt im Munde einfacher Bewohner des Städtchens die Tradition fort, daß zur Einweihung ihres Theaters „Goethe, der den Faust gemacht hat,“ ihnen ein besondres Stück gedichtet habe, und sie zeigen das Häuschen, in dem er damals gewohnt. Bis zum Jahre 1811, mit dem die Concession des weimarischen Theaters zu Ende ging, hielt sich nun das Theater und mit ihm das Bad im ganzen auf gleicher Höhe. 1804 wurde die Saison in Gegenwart Schillers mit dem „Tell“ eröffnet; niemand ahnte, daß es das letzte Mal war, daß Schiller Lauchstädt sah. Ueber die Vorstellungen des Jahres 1805 berichtet Goethe: „Das Repertorium enthielt so manches dort noch nicht gesehene Gute und Treffliche, so daß wir mit dem anlockenden

Worte „zum ersten Male“ gar manchen unserer Anschläge zieren konnten. Als meistens neu oder doch sehr beliebt erschienen an Trauer- und Heldenspielen: Othello, Regulus, Wallenstein, Nathan der Weise, Götz von Berlichingen, Jungfrau von Orleans, Johanna von Montfoucon. Ebenmäßig führte man an Lust- und Gefühlspielen folgende vor: Lorenz Stark, Beschämte Eifersucht, Mitschuldige, Laune des Verliebten, die beiden Klingsberge, Hussiten und Pagenstreiche. An Singspielen wurden vorgetragen: Saalnixe, Cosa Rara, Fanchon, Unterbrochnes Opferfest, Schatzgräber, Soliman der Zweite; zum Schlusse sodann das Lied von der Glocke als ein werthes und würdiges Andenken des verehrten Schiller, da einer beabsichtigten eigentlichen Feier sich mancherlei Hindernisse entgegenstellten.“ Und 1807 schreibt er: „Das Repertorium dieser Sommervorstellungen ist vielleicht das bedeutendste, was die Weimarische Bühne, wie nicht leicht eine andere, in so kurzer Zeit gedrängt aufzuweisen hat.“ An den unvermeidlichen Zugaben der Vorstellungen, den Ausbrüchen studentischen Uebermuthes, fehlte es freilich auch in dieser Zeit nicht. 1804 wurde eine Aufführung der „Räuber“ die man unter dem harmlosern Titel „Carl Moor“ angekündigt hatte, verboten, weil es ohne Ausgelassenheiten dabei nie abging. Und im Juni 1806 fanden die gelehrten Ruhestörer eines schönen Tages an beiden Hauptthüren des Schauspielhauses folgenden in ergötzlichem Latein verfaßten Anschlag zu lesen:

Rogati sunt omnes, qui huc spectatum veniunt, ut humanitati, modestiae et tranquillitati studeant, nec eos, qui valetudinem curant et cujuscunque generis strepitum oderunt, pulsanda tellure, clamando et cantando perturbent eosque ab hac Thaliae aede arceant. Script. in praefect. Lauchstadiensi, die 23 m. Junii 1806. Vigore politiae.

Mit dem Jahre 1811 aber beginnt der Rückgang des Lauchstädter Theaters und bald auch des Bades überhaupt. Schon in diesem letzten Jahre ihrer Concession spielten die weimarischen Gäste abwechselnd in Lauchstädt und — in Halle, wo eben zu allgemeiner Freude das Reilsche Bad mit einem Schauspielhause entstanden war, dessen Direction alles aufbot, die weimarische Gesellschaft nach Halle zu ziehen. Der Cassenausfall war denn auch in Lauchstädt so groß, daß an eine Erneuerung der Concession nicht gedacht wurde. Als dann nach dem Kriege 1815 das merseburgische Gebiet an Preußen abgetreten worden war, kaufte die preußische Regierung 1818 das Lauchstädter Theater, dessen Erbauung 9000 Thaler gekostet hatte, der weimarischen Regierung für 5000 Thaler ab, nachdem bereits vorher der Großherzog von Weimar den Befehl gegeben hatte, es abzutragen und das Material zur Erbauung einer Reitbahn zu verwenden. Nur die Intervention des Fürsten von Hardenberg, der noch rechtzeitig für die Sache interessirt wurde, wandte die Ausführung dieses Befehls ab. So blieb das Haus erhalten, und es haben darin bis auf den heutigen Tag noch eine große Anzahl wandernder Gesellschaften gespielt.

Neben den Veränderungen im Theater wirkten aber eine Menge von Umständen zusammen, um den anfangs allmählichen, später immer schnelleren Niedergang des Bades herbeizuführen. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts blieb das Ausbleiben des sächsischen Hofes, dessen Anwesenheit mehrere Jahre dem Bade den größten äußern Glanz verliehen hatte, nicht ohne Nachwirkung. Eine Reihe von Jahren bildete zwar noch der vornehme sächsische Adel, der sich in der Nähe seines fürstlichen Herrn gesonnt hatte, den überwiegenden Theil der Lauchstädter Gäste, und die Saison von 1804 erhielt sogar durch die gleichzeitige Anwesenheit mehrerer fürstlichen Personen, unter ihnen der verwitweten Königin von Preußen, einen unverhofften Glanz. Bald aber übten die politischen

Ereignisse, die andauernden Kriegsrüstungen, die Occupation von Halle und die Aufhebung der hallischen Universität auf die Frequenz des Bades den nachtheiligsten Einfluß. Nachdem die Badeliste von 1811 noch 90 Nummern aufgewiesen hatte, zeigte die von 1812 nur 38, die von 1813 nur 46 Parteien. Nach dem Frieden aber vereitelte die Neugestaltung der Territorialverhältnisse eine Rückkehr der alten bessern Tage. Lauchstädt war preußisch geworden, und die in den ersten Jahren noch fortglimmende Mißstimmung der sächsischen Unterthanen gegen das preußische Gouvernement hielt auch solche Familien von Lauchstädt fern, deren Namen seit hundert Jahren dort gleichsam eingebürgert und mit dem des Bades durch mehrere Generationen aufs innigste verwachsen schienen. Zwar schreibt 1819 Graf Brühl, der Intendant des Berliner Theaters, an Pius Alexander Wolff, welcher im Sommer dieses Jahres nochmals nach Lauchstädt gegangen war und über den Rückgang des Bades geklagt hatte: „Unbegreiflich erscheint mir diese Menschenleere und Abgeschiedenheit, denn wenn die Leute auch preußisch geworden sind, werden sie doch das Baden und das Kranksein nicht verlernt haben. Die Hauptsache ist wohl, daß das Wasser eigentlich sehr unschuldig ist und die Leute, wenn sie einmal in's Bad reisen müssen, lieber ein wirksameres Bad aufsuchen, und daß ferner nicht für ein gutes Schauspiel, angenehme Pharao Bank und — hübsche Mädchen gesorgt wird. Diese drei Attractions Punkte wären gewiß hinlänglich, Lauchstädt zu beleben, es möchte unter preußischer oder persischer Herrschaft stehen." Es war aber doch so, daß diese politische Antipathie lange nachwirkte. Dazu kam freilich bald auch die erhöhte und durch die Segnungen des Friedens begünstigte Reiselust, die wohlfeileren Verkehrsmittel und die vollständige Umbildung des „landschaftlichen Auges", wie es Riehl in seinen Culturstudien genannt hat, die sich in unserm Jahrhundert vollzog. Das vorige Jahrhundert hatte eine einseitige Vorliebe für völlig ebene Landschaften mit Feldern, Wiesen und ein paar Bäumen. Eine Gegend, die wir heute unerträglich langweilig finden würden, hielt man damals für idyllisch und nannte sie eine „gar feine und lustige Gegend." Erst in unserm Jahrhundert ist allmählich im Zusammenhang mit dem überall sich regenden Sinn für das Romantische die Freude an der großartigen Natur des Gebirges erwacht und an der poetischen Schönheit des Waldes, der den Menschen des vorigen „gar öde und betrübt" erschien. Während heutzutage Bäder und Sommerfrischen in den Bergen liegen müssen, sind die besuchtesten Luxusbäder des vorigen Jahrhunderts, ebenso wie die Landhäuser und Lustschlösser jener Zeit, in der Ebene zu suchen. Endlich aber ist auch die Umwandlung zu berücksichtigen, die in dem Charakter des Lauchstädter Bades sich mit der Zeit vollzogen hatte. Aus einem Heilbad mit einer allerdings recht unschuldigen Quellnymphe, deren „martialische" Kraft in den ersten Jahrzehnten nur die Reclame der Badeärzte etwas aufgebauscht hatte, war endlich ein reines Luxusbad geworden, das die Leute aufsuchten, um zerstreuende Gesellschaft und ästhetische und gastronomische Genüsse zu finden, sich an der Spielbank aufzuregen und delicate Familieninteressen zu verfolgen, und dessen Heilzwecke so zurücktraten, daß bis 1822 (!) sich noch immer die ganz veraltete, umständliche Einrichtung der Hausbäder hinschleppen konnte. Als der Charakter eines Luxusbades wegfiel, war Lauchstädt eine Null.

Viele Versuche wurden zwar von den schwer geschädigten Einwohnern gemacht, die alte Glanzzeit des Bades zurückzuführen. 1817 wurde eine besondre Badedirection eingesetzt zur unmittelbaren Leitung aller Angelegenheiten des

Bades, 1822 ein öffentliches Badehaus gebaut, 1829 zu den Stahlbädern der Quelle noch Sool- und Kräuterbäder hinzugefügt, welche die wissenschaftliche Mode damals zu fordern anfing, 1830 eine Trinkanstalt für künstliche Mineralwässer eingerichtet, 1847 eine Heilanstalt für Hautkranke eröffnet; ja man verfiel sogar auf den wunderlichen Gedanken, das Lauchstädter Wasser durch künstlichen Zusatz von Kohlensäure trinkbar zu machen. Alles vergebens. Vorübergehend gelang es diesen Neuerungen, wieder eine größere Anzahl von Sommergästen herbeizulocken. Im ganzen aber verödete das Bad mehr und mehr, und nur die Sonntage, an denen es noch in den vierziger und fünfziger Jahren ein beliebter Ausflugsort für Halle, Leipzig und Merseburg blieb, täuschten durch den vorübergehenden Schein eines fröhlichen Gedränges. Da waren die Gasthöfe voll wie ehemals, Markt und Gassen durch eine Wagenburg fast gesperrt und die Promenade gefüllt mit wogenden Menschenmassen. Jetzt ist auch dies vorbei.

So ist denn Lauchstädt freilich kein Dornröschen, das etwa in einem Zauberschlafe läge, aus dem es über kurz oder lang wieder erwachen könnte, sondern es schläft den ganz gemeinen Todesschlaf. Ein Mumie aber läßt sich wohl schön conserviren, doch nicht zu neuem Leben galvanisiren. Leider ist Lauchstädt nicht sonderlich gut conservirt. Der Fremde, der mit empfänglichem Auge heute das Bad und seinen kleinen Park aufsucht und ein von feinfühliger Hand gepflegtes Bild aus der Rococozeit zu finden hofft, sieht sich getäuscht. Die alten Häuser und die alten Linden stehen noch, aber in den Duft der Lindenblüthe mischt sich die gewöhnliche und recht poesielose Atmosphäre eines modernen Biergartens, und an der Thür des Cursaales, durch die einst so manche große Sängerin ein- und ausgegangen, hängt das Programm eines Concerts, womit vielleicht am letzten Sonntag der Zitherclub (!) einer benachbarten Großstadt das verehrungswürdige Sonntagsnachmittagspublicum entzückt hat.

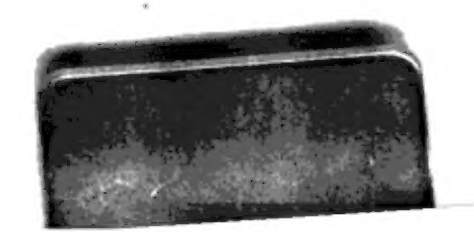
Neben diesem Bilde versunkner Herrlichkeit aber ist es noch eine Vorstellung, die dem Besucher sich aufdrängt: Wie waren doch die Menschen vor hundert Jahren noch bescheiden und anspruchslos! Was ist der Park dieses Bades anders als ein kleiner Garten? Und doch genügte dies Plätzchen Hunderten der vornehmsten und reichsten Leute für den geselligen Verkehr eines ganzen Sommers. Denn daß sie diesen Bezirk überschritten haben sollten, ist nicht anzunehmen; den Staub der Landstraße schluckte man damals gewiß so ungern wie heute. Und was sind die Zimmer dieser Häuser anders als kleine Kämmerchen? Und doch haben Fürsten und Grafen, haben die größten Geister unsres Volkes vorlieb genommen mit diesen Räumen und sind zufrieden gewesen mit einem Comfort, mit dem sich heute Gevatter Schneider und Handschuhmacher nicht begnügen würden. Die manchesterne Doctrin will uns glauben machen, daß gesteigerter Luxus auch immer mit gesteigerter Bildung und gesteigertem Glücksgefühl Hand in Hand gehe. Wir möchten hinter diesen Satz ein dickes Fragezeichen machen und einen andern Satz ihm gegenüberstellen. Plinius sagt einmal von der geschichtlichen Entwicklung der hellenischen Kunst: Omnia tunc meliora, quum minor copia, zu deutsch etwa: „Alles war damals besser, höher, idealer, als der Aufwand — er meint den Aufwand an technischen Mitteln — geringer war.“ Uns war, als stünde dieser Satz über den niedrigen Thüren, die einst zu Goethes und Schillers bescheidnen Zimmerchen führten. Omnia tunc meliora, quum minor copia.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07786 3671



Digitized by Google

Digitized by Google